This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

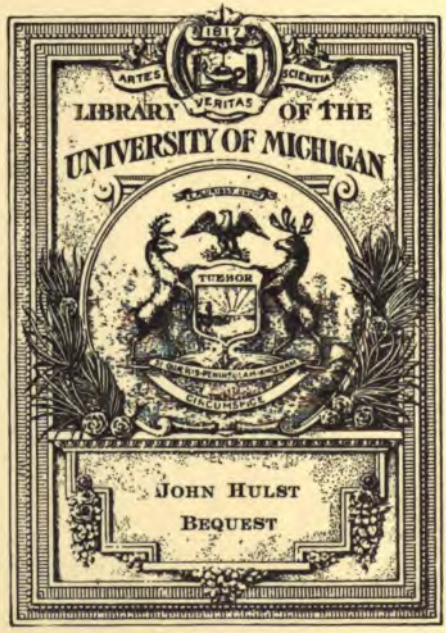
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

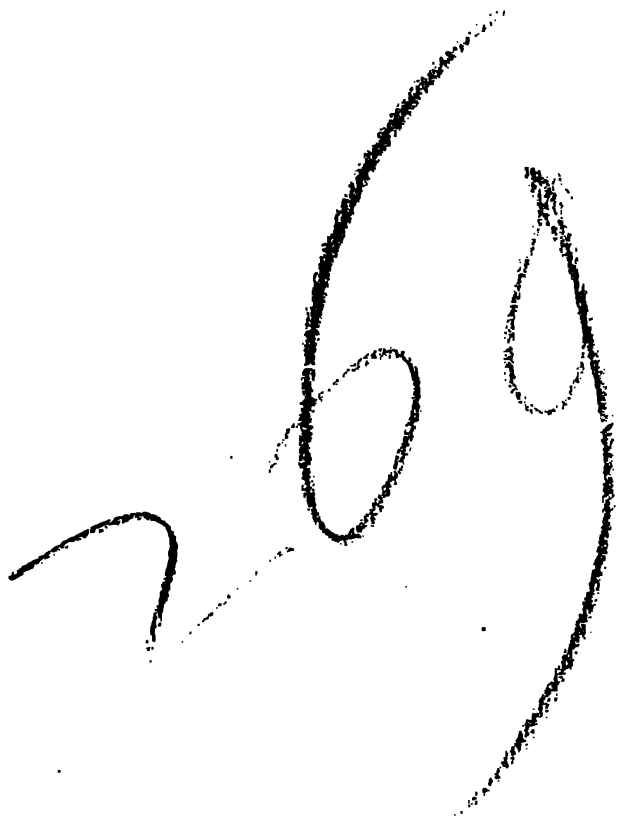
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
JOHN HULST
BEQUEST



Kopenhagen

Die Weltkunde

in

einer planmäßig geordneten Rundschau der wichtigsten neueren Land- und Seereisen

für

das Jünglingsalter und die Gebildeteren aller Stände,

auf Grund des Reisewerkes

von

Dr. Wilhelm Harnisch

dargestellt und herausgegeben

von

Friedrich Heinzelmann.

Erster Band.

Reisebilder und Skizzen

aus

Dänemark, Schweden und Norwegen.

Leipzig, 1847.

Verlag von August Weichardt.

Reisebilder und Skizzen

aus

Dänemark, Schweden

und

Norwegen.

Nach

Theodor von Wedderkop, Victor de Nouvion, Ferdinand von Gall, Samuel Laing, Friedrich Wilhelm von Schubert, Heinrich Laube, Theodor Mügge u. A. m.

Erster Band.

Mit einem Stahlstich und einer Karte.

Leipzig, 1847.
Verlag von August Weichardt.

761830 · 322

Vorrede.

Fünfundzwanzig Jahre sind verflossen seit Erscheinung des Werkes »die wichtigsten neueren Land- und Seereisen, für die Jugend und andere Leser bearbeitet von Dr. Wilhelm Harnisch.« Eine wiederholte Auflage gab das sprechendste Zeugniß für die Trefflichkeit dieser Arbeit. Eine *dritte* sollte veranstaltet werden; aber jene Reisen waren im Verlauf der Zeit zum Theil veraltet. Nicht so die bei Bearbeitung derselben befolgten Grundsätze. Diese fanden bei dem Unterzeichneten den lebhaftesten Anklang, als der genannte ehrwürdige Verfasser ihn zur Mitherausgabe seiner in verjüngter Gestalt an's Licht zu fördernden Reisen aufforderte, und ihm dann später die selbstständige Herausgabe eines entsprechenden Werkes überließ, so daß demselben vergönnt wurde, in des Meisters Fußstapfen zu treten und bei vollständiger Durchführung seiner Idee den bereits darnach bearbeiteten, noch brauchbaren Stoff zu berücksichtigen. Nach solchen Vorgängen entstand in Uebereinstimmung mit der rechtmäßigen Verlagshandlung der obige Titel für unser neues Werk, als ruhend auf der Grundlage jenes älteren.

Seit den letzten Jahrzehenden hat sich der Geist unseres Volkes reicher entfaltet, und die Bildung wird gegenwärtig auf einem breiteren Fundamente aufgebaut. Daher haben wir den

uns vorgestellten Kreis der Leser auf die Gesammtheit derer ausgedehnt, die auf einem gewissen Durchschnittspunkte allgemeiner Bildung stehen, und hegen die Hoffnung, ein Volksbuch im edelsten Sinne des Wortes zu liefern. Demgemäß trägt dasselbe die Bezeichnung »**Weltkunde**« an der Stirn als Etwas, das Jedermann in sich aufnehmen müsse, der in der menschlichen Gesellschaft einige Geltung haben will. Kennt doch der Bürger die Einrichtung seiner Stadt und ihre Bewohner, und der Erdenbürger sollte sich nicht kümmern um die Beschaffenheit der Erde und ihre Bevölkerung? — Lehrbücher geben höchstens nur den Schattenriß von den Gestalten, welche unser Wandelstern auf seinem Rücken trägt. Erst die eigene Anschauung verleiht dem Schattenriß Füllung und Färbung; dadurch erst kommt das Empfängniß des Wissens, das im Gedächtniß begraben lag, an den Tag. Wer vieler Menschen Länder und Städte gesehen hat, der sammelt einen unersetzlichen Schatz von Erfahrungen und wird um so geschickter, das eigene Leben zu zimmern. Dazu stimmt der tief in unsere Brust gelegte Wandertrieb, der uns schon früh aus dem engen Viereck der heimathlichen Behausung nach allen vier Himmelsgegenden zieht, um, wo möglich, den ganzen Reichthum der Natur und Menschenwelt auszubeuten. In diesem Sinne sagt Matthison treffend: »Leben ist reisen, und reisen ist leben«. Die Reiselust erstirbt nur mit dem Menschen. Wohl sendet jeder Frühling Schaaren von Reise-Zugvögeln in die Ferne; aber die meisten erreichen ihr Ziel schon nach wenigen Wochen und Monden. Wenn gleich der Flug der Sehnsucht weiter geht, so spricht doch die Nothwendigkeit der Verhältnisse ihr gebieterisches »Halt!« Darum ergeht unser Ruf an Euch, strebende Jünglinge, die ihr gern hinaus möchtet in die Länder der fremden Zungen und seltsamen Erzeugnisse, aber nur den Zirkel eines kleinen Erdwinkels mit dem Wanderstab beschreiben könnt; darum ergehet unser Ruf an Euch Alle, die ihr von der eisernen Kette der Geschäfte an die Scholle gefesselt oder vom bleiernen Gewicht der Sorge zu Boden gezogen werdet, sowie an Euch, die ihr bereits einen guten Theil dessen, was von der Sonne beschienen wird, gesehen und durch Verknüpfung des Aehnlichen aus dem Born der Erinnerung frische

Luft ſchöpfen möchtet — laſſet uns reiſen im Geiſt! Dies geſchieht auf die rechte Weiſe durch das Leſen gediegener Reiſebeſchreibungen, ſofern wir einem einſichtsvollen und umſichtigen Führer folgen, der immer neue Saiten des Nachdenkens anzuſchlagen weiß und uns auf dem Felde der Anſchauung immer neue Fernſichten eröffnet, ſo daß wir ihm unermüdlich durch Auen und Wüſten, durch Gebirge und Meere unter dem Wechſel von Freud' und Leid und Gefahr nachfolgen, bis wir endlich als kundige Weltumſegler heimkehren. Das gewährt im Grunde einen bei weitem nachhaltigeren Genuß als die gewöhnlichen Fahrten im Reiche der Dichtung: da iſt kein leeres, traumhaftes Spiel der Seelenkräfte, ſondern es bewegt ſich Alles auf dem Boden der Wirklichkeit; da werden alle Ausgeburten einer krankhaften Phantaſie im Keime erſtickt. Aus einer klaren Beleuchtung der Dinge und Zuſtände in der Welt ergiebt ſich die Wahrheit: »auch das Goldland hat ſeine Wüſten«; dadurch ſpringen die hellen Seiten des eigenen Vaterlandes ins Auge. Im Beſonderen mag der Jüngling ſich emporbilden an dem Vorbild ſeines Weltwanderers, als eines Mannes, welcher der Gefahr mit beſonnenem Muthe ins Antlitz ſchauet und alle Hinderniſſe durch feſte Ausdauer beſiegt. Damit verbindet ſich der Glaube an das Walten einer höheren Macht, welche ihren Schild über dem Erdenpilger hält, und zu Trägern ihrer Herrlichkeit den Elephanten und den Wurm, die ſtolze Palme des Südens und das unſcheinbare Moos des Nordens macht. Die Betrachtung menſchlicher Kunſtwerke weckt den Sinn für das Schöne. Die Brüder der Fremde aber erſcheinen bei näherer Bekanntſchaft mit ihren Flecken im milderen Lichte, und ſelbſt der grauſame Wilde erſcheint, nachdem man ihm den ſtachlichten Panzer der Sitte abgeſtreift, als Kind des Allvaters, der Allen ein Herz in die Bruſt gab. So wird die Reiſebeſchreibung eine Amme der allgemeinen Menſchenliebe, die raſtlos ſtrebt, das rechte Heil der Veredlung überallhin zu bringen. Mit Rückſicht darauf muß der religiöſe Standpunkt des Reiſebeſchreibers ein allgemeiner und ſein Maßſtab ein großartiger ſein. Darum pflanzen wir hier die weiße Fahne auf, welche alle Farben in ſich vereinigt, ohne daß wir jedoch die eigene Farbe verleugnen.

Von vorstehenden Ansichten geleitet, gehen wir an das Werk: »die Weltkunde in einer planmäßig geordneten Rundschau der wichtigsten neueren Land- und Seereisen für das Jünglingsalter und die Gebildeteren aller Stände.« Wir beabsichtigen eine Kunde der Welt zu geben: die Länder aller Himmelsgegenden, die Mustercharte aller Völker wollen wir nach und nach durch's Fernrohr der Betrachtung in Augenschein nehmen, so daß uns ein ebenso treues, als lebendiges Bild von jedem einzelnen Lande entgegentritt. Dies geschieht am besten durch den Mund des Reisenden selbst. Daher lassen wir, so viel als möglich, das stehen, was der Beschauer von seiner Haut aus berichtet. Wo aber der Gedanke nicht scharf und klar ausgedrückt ist, da wollen wir suchen, ihm Schärfe und Licht zu geben; wo der Stoff mangelhaft aufgenommen ist, da wollen wir uns bemühen, ihn zu vervollständigen, ohne daß wir deshalb gerade alle Merkwürdigkeiten zu erschöpfen brauchten; wo die Ordnung der Sachen eine gehörige Uebersicht vermissen läßt, da wollen wir das Bessere erstreben, damit das Ganze in seinen Theilen vollkommener angeschaut werde und sich Ein Bild natürlich an das andere anschließe, bis endlich die Reihe abschließt als ein farbenreiches Rundgemälde, worin nicht nur das leibliche, sondern auch das geistige Leben nach Denkweise und Sitte, nach Glauben und Wissen abgespiegelt und die Wunder der Natur neben den Wundern der Kunst vorgestellt werden. Der Landschafts- und Geschichtsmaler wird seine Tinten geben, und gelegentlich mag ein Ton der Dichtkunst klingen. Auch der Himmel darf unserer gemalten Erde nicht fehlen. Das Werk von Dr. Wilhelm Harnisch gedieh nur bis zu einem gewissen Punkte der Vollendung: nur die außereuropäischen Länder passirten die Musterung; nur der Hintergrund des großen Weltbilder-Kreises kam zum Vorschein. Jetzt soll auch Europa mit hineingezogen werden: Vordergrund und Hintergrund soll mit gleicher Sorgfalt ausgeführt, und so das Rundgemälde vollendet werden.

Der Standpunkt für die Rundschau ist Deutschland. Bei der Reihefolge der Betrachtung leitet uns die natürliche

Gestaltung und Verbindung der einzelnen Erdtheile. Daneben verfolgen wir die Bewegungen des menschlichen Geistes, wie solche durch unsichtbare Hand nach einem über die ganze Erdkugel verbreiteten Netze von Grundlinien vorgezeichnet sind. Wie das Bild der Erdkugel in zwei Hälften vorgestellt wird, so theilen auch wir die von uns gemalte Erde in zwei Welthälften. Die erste Hälfte begreift die Länder der neuen Welt und die derselben zugekehrten Länder Europa's. Es sind sämmtlich Uferländer der großen von Pol zu Pol ziehenden Weltwasserstraßen, welche wir das atlantische Meer und den großen Ocean nennen. Sie bestehen größtentheils aus Inseln und Halbinseln der verschiedensten Größe, deren Küsten dem freien Zugang von Seiten jener Wasserstraßen aufgeschlossen sind. Wir können sie nach ihrem geistigen Gepräge vorzugsweise bezeichnen als die Länder der Bewegung mit der Neigung sich dem Neuen zuzuwenden. Die zweite Hälfte begreift die noch übrig bleibenden Länder der alten Welt, nämlich Asien und Afrika, und die lediglich dahin gekehrten, nur von Binnenmeeren umspülten Theile Europa's. Diese Länder bilden das eigentliche Festland der Erde mit dicht zusammenhängenden, in sich abgeschlossenen Massen. Wir können sie vorzugsweise bezeichnen als die Länder der Beharrlichkeit mit dem Bestreben, am Alten festzuhalten. Der auf der ersten Welthälfte vorwaltende Geist trägt die Merkmale der Jugend, der auf der zweiten Welthälfte vorwaltende Geist trägt die Merkmale des Alters. Im Folgenden geben wir die Hauptgruppen.

Wir richten den Blick zuerst nördlich nach Dänemark, Schweden und Norwegen, wo das deutsche Blut am reinsten fließt. Von da geht in alter und neuer Zeit ein Zug der Bewegung über die Färöer nach Island, und von diesem Punkte aus ziehen wir rings um den Pol eine Bahn durch die Polarländer Amerika's und Asiens. In der Mitte dieser Umschau liegt die Eiswelt des Nordens, wo beständig Kampf ist mit der allgewaltigen Naturkraft. — In nordwestlicher Richtung wenden wir uns über die Niederlande hinaus zu den Völkern der englischen Zunge in Großbritannien und Ir-

land, in Kanada und den nordamerikaniſchen Freiſtaaten. Hier hat das deutſche Blut einen guten Theil des römiſchen in ſich aufgenommen. Das giebt in vollkommenſter Ausbildung einen kraftvollen Menſchenſchlag, der ſeinen Arm über die ganze Erde ausſtreckt: die Macht der Römer umſpannte den ſicheren Boden der Feſtländer; die Macht der Engländer verbreitet ſich über das bewegliche Element der Meere. An dieſe Betrachtung knüpft ſich eine Reiſe um die Erde. Die bunte Inſelwelt Oceaniens öffnet ſich vor unſeren Augen, und damit zugleich die Waſſerwelt der Schifffahrt und des Handels, der ſeine Grundpfeiler überall an den Geſtaden des Meeres errichtet. — In weſtlicher und ſüdweſtlicher Richtung ſenden wir unſere Blicke von Deutſchland aus über Frankreich, Spanien und Portugal hinaus nach den überſeeiſchen Tochterſtaaten in Weſtindien, Mittel- und Süd-Amerika. In allen dieſen Ländern iſt die Hitze des ſüdlichen Blutes vorherrſchend und bringt ein unruhiges Geſchlecht zum Vorſchein: nur zeitweilig leuchtet aus dem Siedekeſſel der Gährung der Silberblick des Friedens. Damit ſchließt die erſte Welthälfte. Der Nordpol bildet den Angelpunkt für die jährlich wiederkehrende Unruhe der Naturkräfte, unter deren übermächtigem Einfluß die Bildung des hohen Nordens ewig in den Windeln der Kindheit verbleiben wird. Im Uebrigen ſind England und Frankreich die beiden Brennpunkte für die Bewegung des Geiſtes, der hier das leichte Feuer des Jünglings, dort die Triebkraft des raſtlos fortarbeitenden jungen Mannes entwickelt.

Auf der zweiten Welthälfte ſchauen wir zuerſt ſüdlich nach Italien: da erheben die Alpen das himmelhohe Haupt, und zu ihren Füßen hat die Hand des Schöpfers einen hellgrünen Teppich mit Blumen und goldenen Früchten ausgebreitet; die Schönheit der Natur zeigt ſich in reichſter Ueppigkeit und Mannigfaltigkeit. Den Gegenſatz davon bietet die Hauptmaſſe Afrika's dar in ihren Wüſten und in ihrer Einförmigkeit. Im Schooße der ſchönen Natur treibt der Geiſt die Blüthen ſeiner Werke: Italien iſt das Land der nie veraltenden Kunſt, als worin die Bildung des Alterthums gipfelte und noch fort

lebt. Neuerlich wird europäiſche Cultur nach dem dunkelen Afrika hinübergeleitet. — In der Richtung nach Südoſten hin, über Ungarn hinaus, ſehen wir das Bild einer vergangenen Herrlichkeit. Auf morſche Krücken ſtützt ſich, dem abſterbenden Greiſe gleich, die Macht der Türken, von der ſich das noch ſchwache Griechenland bereits abgelöſt hat. Nur mit loſen Banden hängt an dem abgelebten Körper Kleinaſien, Paläſtina, das Land der neuen Gottesſonne, und Aegypten, jenes fruchtbare Ackerland, das Jahrtauſende lang unter dem Schutt uralter Weisheit begraben lag und erſt jüngſt mit Samen der Neuzeit beſtellt wurde. Von da wandern wir nach Habyſſinien, wo ein Abſenker chriſtlicher Religion ſich einſiedleriſch fortkümmert, ſetzen über das rothe Meer nach Muhamed's Heimath Arabien, erinnern uns unter den Trauerweiden des Euphrat an das ſtolze Babel, beſuchen die Feueranbeter in Perſien und verweilen dann bei den alten Braminen in dem dreimal geſegneten Indien. — Endlich wenden wir uns nach Oſten und Nordoſten zu ungeheuren Länderſtrecken. Da erſcheint Rußland, eine drohende Rieſengeſtalt, deren Weg man nicht kennt; daneben ſteht Hochaſien »der Völker Vulkan, welcher mehr als einmal Europa überfluthete«; dahinter ruhen die in todten Formen erſtarrten Reiche China und Japan, die ihren Geſichtskreis nach allen Seiten hin vermauern möchten, um ſich nicht als Glieder zu fühlen in der erdumgürtenden Kette der Völker. — Die zweite Welthälfte zeigt uns bald den gereiften Mann, der das Ziel mit kluger Berechnung langſam, aber um ſo ſicherer erreicht, bald den alternden Mann, der gern Alles bei der ſüßen Gewohnheit des Herkömmlichen laſſen möchte, bald den abſterbenden Greis, der dem Kinde die Hand reicht und zwiſchen Trümmern ſeiner Wiedergeburt entgegen ſieht.

So werden wir auf unſeren Reiſen durch das Leben der Menſchheit hindurchgehen, indem wir uns ſelbſt darin wieder finden mit dem eigenen Wachſen, Blühen und Verwelken. Bei dem Blick nach oben aber werden am Himmel unſeres Rundgemäldes verſchiedene Zeichen ſichtbar: im Norden und Nord-

westen funkelt als Sternbild das zweischneidige Schwert des Gotteswortes, im Süden und Südwesten strahlt des Papstes dreifache Krone, im Südosten erscheint des Islams sinkender Halbmond, im Osten, jenseit des Ural, der graue Nebelfleck des Heidenthums.

Der Plan des Ganzen ist auf sechszehn mäßige Bände angelegt. Jede der beiden Welthälften soll acht Bände umfassen, und jeder einzelne Band soll ebenfalls ein in sich abgerahmtes Bild geben. Das Werk soll unter Zuziehung tüchtiger Mitarbeiter in einem Zeitraum von vier Jahren vollendet werden. Vieles liegt bei unserem im Ueberschlag angedeuteten Plan außer Berechnung, sofern die Reise-Linien unserer Führer denselben durchkreuzen; daher werden wir uns zuweilen nach diesen Reise-Linien richten, ohne jedoch von unserer Grundidee abzuweichen. Wollten wir planlos verfahren, wie die meisten Neuern thun, so hätten wir freilich ein leichteres Spiel; allein gerade durch die planmäßige Ordnung bekommt ein solches Reisewerk erst seinen Werth: da schließen sich die verwandten Kreise in bestimmter Begrenzung ab, und man findet im Vorhergehenden oft auf überraschende Weise den einfachen Schlüssel zu mancher räthselhaften Eigenthümlichkeit. So wird in den beiden ersten Bänden unseres Werkes das rechte Verständniß für Island durch die Betrachtung der skandinavischen Reiche vorbereitet, während die Anschauung der Eiswelt sich durch Zusammenstellung und Vergleichung der Polar-Länder ergänzt. Im vierten Bande werden wir John Bull in Nord-Amerika als Bruder Jonathan wieder finden. In den später folgenden Bänden werden sich die französischen und englischen Färbungen in Oceanien und Westindien, sowie die ganz spanischen Zustände in Mittel- und Süd-Amerika zeigen. Wenn auf der ersten Welthälfte der Strom der Bildung von uns ab nach Norden und Westen hinfließt, so kommt uns derselbe auf der zweiten Welthälfte von Süden und Osten in einem gewissen Sinne entgegen. Da sind Italien und Griechenland die Brüste, an denen der Menschengeist die Milch der Humanität einsog; da finden wir im heiligen Lande den himmlischen Quell unserer Erneuerung;

da entdecken wir an den Grenzen Indiens und Perſiens die von traumhaften Blumen umſpielte Wiege unſeres Geſchlechts; da ſehen wir in China das Nachtbild europäiſcher Zuſtände, während uns in Rußland der Hoch-Aſiate nur in anderer Tracht entgegentritt.

Bei dem weit ausgebreiteten Umfange des vorliegenden Stoffes bleibt uns noch übrig hinzuzufügen, wie wir denſelben in Bezug auf eine beſtimmte Reiſebeſchreibung zu verarbeiten gedenken. Dem Gange des Reiſebeſchreibers, welchen wir als Hauptführer für ein ganzes Land oder für einen Theil deſſelben zum Grunde legen, werden wir mit Treue folgen, aber die eng zuſammengezogenen Grenzen unſeres Raumes zwingen uns, nur die anziehendſten Partien wörtlich wiederzugeben und andere minder anziehende Partien kurz zuſammenzufaſſen. Dagegen werden wir dem Erzähler wiederum Manches in den Mund legen, von dem es wegen ſeiner allgemeinen Gegenſtändlichkeit ganz gleichgiltig iſt, wer es ſagt. Eine freiere Bearbeitung wird für die vielfach bereiſten europäiſchen Länder nothwendig *ſein*, namentlich für die Hauptſtädte, wo wir unſerem Führer gern einen hundertäugigen Argus kopf aufſetzen möchten, um die verborgenſten Winkel zu durchſpähen, damit die Licht- und Schattenſeiten nach der Wahrheit und Wirklichkeit zum Vorſchein kommen. Aus dieſem Grunde werden wir uns für Europa die Wahl einer mehr ſkizzenartigen Behandlung vorbehalten. Wollten wir die vielen benutzten Schriften jedesmal unter dem Text anführen, ſo würde das Ganze dadurch oft ein ſehr buntſcheckiges Anſehen bekommen, was für die meiſten Leſer nur ſtörend ſein dürfte. Wir werden daher alle Angaben über die Quellen, aus denen wir geſchöpft, in die Einleitung oder in das Inhaltsverzeichniß verweiſen. Im Uebrigen wird man die nöthigen Anmerkungen, Einſchaltungen und Ueberſichten nirgends vermiſſen. Der geſchichtliche Theil der Einleitungen wird die Punkte vorzugsweiſe berückſichtigen, welche in der Reiſe gelegentlich vorkommen; bei der Bearbeitung des geographiſchen Theiles werden namentlich die trefflichen Werke von Albrecht von Roon, Dr. Heinrich Berghaus und Daniel Völter

benutzt werden. Die nach den beſten Hülfsmitteln entworfenen Charten geben alle wichtigeren Oerter an, welche von unſeren Reiſenden berührt wurden. Was endlich das Aeußere des Werkes betrifft, ſo wird die Verlagshandlung für die Schönheit der Ausſtattung, auch durch Beigabe von Kupfern oder Holzſchnitten, das Möglichſte thun.

Kloſter Neuendorf in der Altmark, Michaelis 1846.

Friedrich Heinzelmann.

Inhaltsverzeichniß.

Einleitung.

Erstes Kapitel. Seite.

Abreise von Oldenburg über Bremen und Hamburg nach Kiel. — Ausflüge von dort und Blicke auf die jütische Halbinsel (P. u. Z.*)). — Seefahrt nach Kopenhagen. — Die Bull — Aufenthalt in Kopenhagen. — Vermählungsfeierlichkeiten. — Thorwaldsen. — Wanderung durch die Stadt. — Die Kirchhöfe und das Denkmal der am 2. April 1801 gefallenen Helden. — Die Schlacht und ihre Ursachen. — Die Umgebungen Kopenhagens. — Ausflug nach Roeskilde und Blicke auf Seeland (Th. u W.). — Charakteristik der Dänen. — Helsingör. — Die Kronburg. — Hamlets Grab und das Grab in der Kirche von Rörwig 7

Zweites Kapitel.

Ueberfahrt von Helsingör nach Gothenburg. — Die Stadt. — Fahrt auf dem Götha-Canal. — Wasserfälle von Trollhätta. — Wenersborg. — Der Wenern-, Wiken- und Wettern-See. — Carlsborg. — Eisenwerke des Fleckens Motala. — Grab des Grafen Platen. — Geschichte des Canalbaues. — See Boren und Abstecher nach dem Kloster Wreta 70

Drittes Kapitel.

Das schwedische Postwesen. — Ein Wirthshaus. — Fortsetzung der Reise zu Lande auf dem Karren. — Nachtquartier in einem Gastgeberhof (L.). — Kanonengießerei zu Finspang — Bemerkungen über die Bewohner von Ostgothland; Hejdrik und Gester Blinde (Wd.). — Oerebro. — Arboja. — Westerås. — Bemerkungen über die Wirthshäuser. — Die Indella-Regimenter. — Reichstag zu Westerås (L.). — Titelsucht. — Fahrt auf dem Mälar-See. — Strängnäs. — Die Gründung von Stockholm. — Hervortreten der Königsstadt und Ankunft daselbst 101

Viertes Kapitel.

Aufenthalt in Stockholm (G.). — Plan der Stadt; der Thiergarten (Wd.). — Merkwürdigkeiten von Stockholm. — Das königliche Schloß — Die Plätze mit den Bildsäulen. — Das Ritterhaus. — Der alte Markt. — Gottesdienst. — König Agne in Stocksund. — Die Umgegend (J.). — Fahrt nach Upsala auf dem Mälar; Sigtuna. — Upsala's Merkwürdigkeiten; Alt-Upsala (B. u. J.). — Dannemora und von da Rückkehr nach Stockholm (J.). — Das Johannisfest und das Weihnachtsfest. — Hoffeierlichkeiten (G.). — Charakterzüge der Schweden — Das Lied vom Herrn Hillebrand (Wd.). — Mosebacke und Abschied von Stockholm (G.) 136

*) P. Petersen; Th. Thienemann; B. Eduard Boas; J. Ida, Gräfin Hahn-Hahn; L. Heinrich Laube; Sch. Schubert; G. Ferdinand von Gall; W. Willibald Alexis; L. Samuel Laing; Lw. Löwenigh; Wd. Theodor von Wedderkop; Z. Zusätze vom Herausgeber nach andern Quellen.

Fünftes Kapitel.

Seite.

Fahrt nach der Insel Gothland durch den Canal von Södertelge und von da durch die Scheeren; Robben. — Stadt Westerwik. — Gothland und die Hauptstadt Wisby. — Gefle*). — Söderhamm. — Huddiksvall. - Strömingsfang. — Sundsvall. — Hernosand. — Umeå. — Reisebericht über die Mitternachtssonne bei Torneå (Sch.). — Aufenthalt in Degerfors. — Bemerkungen über die Lebensart der Colonisten und die Leser. — Reise bis Lyckſele; der Hellefors; die Lappenschule, der Gottesdienst, die Kirchstuben; Rückreise nach Umeå; der Fällfors (Sch.). . . . 171

Sechstes Kapitel.

Rückreise von Umeå durch Angermannland (das Schwenden; der Angermann-Fluß) und Helsingland nach Dalekarlien (L. u. Sch.). — Silgan-See; Dorf Mora. — Gustav Wasa's Abenteuer auf der Flucht (L.). — Ornäs. — Fälun (G.). — Predigt-Krankheit (Z.). — Wärmeland; Philipstad. — Carlstadt; Blick auf Schwedens eigenthümliche Bodengestalt (G.) 206

Siebentes Kapitel.

Eintritt in Norwegen; der Glommen; Kongswinger; Ansicht von Christiania. — Aufenthalt daselbst (L.). — Blicke auf die bürgerlichen und staatlichen Einrichtungen, Handelsverhältnisse und Lebensart. — Ringerige und der Tyrdfjord. Der Höna-Fossen und Hof-Fossen im Thal von Modum (L.). — Kongsberg. — Das Gehöft Bolkesjoe. — Graver am Tind-See. — Der Gausta. — Der Riukan. — Die Seter- oder Sennhütten auf dem Hochlande. — Der See Mjösvand. — Fahrt über das Harbanger-Gebirge. — Röldalen. — Udne am Syrfjord. — Vossevangen. — Bergen 228

Achtes Kapitel.

Aufenthalt in Bergen. — Die Stadt. — Die Nordlandsflotte. — Der Heringsfang. — Die Radezyge. — Seefahrt nach dem Norden**). — Molde. — Herr Zinklair (W.). — Drontheim. — Die Thierwelt des nordischen Meeres. — Küstenansichten. — Der Saltſtröm und Malſtröm. — Bodöe. — Die Lofoden-Gruppe am Westfjord. — Vaagöe. — Stockfischfang 304

Neuntes Kapitel.

Tromsöe. — Die Lappen. — Das Rennthier. — Der Lemming. — Besuch bei einer Lappenfamilie (W.). — Sitten- und Gewohnheiten dieses Volkes. — Niels Stockfleth. — Das Pfarrhaus Kautokaino. — Die Quäner. — Winterreisen mit der Rennthierpost. — Lappisches Wolfslied (Wb.). — Meer von Loppe. — Kaasfjord. — Hammerfest. — Wallroßfang auf Spitzbergen (Lw.). — Qualöe. — Rückkehr nach Drontheim 334

*) Die Fahrt von Wisby bis Gefle fehlt bei Laing, der dahin von Stockholm aus reiste.
**) Mügge reiste von Bergen bis Drontheim zu Lande.

Einleitung.

Die drei nordiſchen Reiche Dänemark, Schweden und Norwegen werden mit dem gemeinſamen Namen Skandinavien bezeichnet. Ihre Hauptbeſtandtheile ſind zwei Halbinſeln. Die kleinere jütiſche Halbinſel iſt von der Natur als niedriger Erddamm zwiſchen der Nord- und Oſtſee aufgeführt; die größere ſkandinaviſche Halbinſel liegt als mächtiger Felſenwall zwiſchen dem bottniſchen Buſen und dem atlantiſchen Ocean. Demnach ſind die Bewohner dieſer Länder von allen Seiten auf das Meer hingewieſen, und waren von jeher als kühne Seefahrer ausgezeichnet. Ihre älteſte Geſchichte iſt in Sagen gehüllt. Den Mittelpunkt dieſer Sagen bildet Odin, der von den Ufern des Don Ackerbau, Tempelbau, Kriegskunſt und die dem Norden eigenthümliche Runenſchrift gebracht haben ſoll. Erſt im 9. Jahrhundert hellt ſich das Dunkel der Vorzeit. Karl der Große hatte die Sachſen unterjocht, aber große Schaaren dieſes unbändigen Volkes entzogen ſich ſeinem Schwert und wanderten zu ihren ſtammverwandten Brüdern im tieferen Norden. Dieſe, aufgeſtachelt zur Rache gegen die Franken, erſcheinen nun unter dem Namen der Normänner als plündernde Raubfahrer an allen Küſten des atlantiſchen Oceans und des Mittelmeeres. Auf ihren flachen Schiffen drangen ſie durch die Mündung der Flüſſe ſelbſt in das Innere der Länder, ſchlugen viele Heere,

zerstörten viele Städte, setzten sich endlich in der heutigen Normandie fest und eroberten England mit den umgebenden Inseln. Dies ist das goldene Zeitalter der skandinavischen Reiche, unter vielen Stammhäuptern, welche sich Seekönige nannten. Später wurden diese Seekönige von mächtigeren Oberkönigen bezwungen.

Dänemark wird früh genannt als Vaterland der alten Cimbern, die auf Jütland wohnten, und der Teutonen, die auf den Inseln wohnten; später als Sitz der Angelsachsen, von denen ein Theil unter Hengist und Horst 449 nach England ging. Gorm der Alte, König von Seeland, vereinigte 920 zuerst unter seinem Scepter Jütland nebst den Inseln, sowie Schleswig und das schwedische Schonen. Harald (936—985) führte an der Grenze von Südjütland jenen Wall auf, der unter dem Namen Danewerk (Dänvirk) bekannt ist, dieser wurde aber schon vom deutschen Kaiser Otto I. überschritten, der bis nach Ottensund, im Norden von Jütland, vordrang. Swen (985—1015) eroberte England. Sein Sohn Kanut der Große (1016—1036) beherrschte außer England und einem Theil von Schottland auch noch das eroberte Norwegen; die Annahme des Christenthums milderte die Sitten. Nach seinem Tode zerfiel die Macht des Reiches durch Zerstückelung und hob sich erst wieder unter Waldemar I. dem Großen (1157—1182). Er und seine Nachfolger besiegten die Wenden auf Deutschlands Nordküste, unterwarfen auch auf kurze Zeit Rügen, Pommern, Meklenburg und Holstein. Nach dem Erlöschen der männlichen Linie schwang sich die kluge Margarethe auf den Thron von Norwegen und Schweden, und stiftete 1397 die Union von Kalmar, durch welche die drei Reiche unter einem gemeinschaftlichen Könige vereinigt wurden. Im Jahre 1448 ging die dänische Krone auf das noch jetzt regierende Haus Oldenburg über. Das stets nur locker verbundene Schweden löste sich 1523 völlig ab und zerriß damit die kalmarische Union. Die übermäßig gewachsene Herrschaft des Adels lähmte die Kraft des Staates. Der reichgebildete, thatkräftige Christian IV. (1588—1648), der an den Kämpfen des dreißigjährigen Krieges ruhmvollen Antheil nahm und als Vater seines Volkes regierte,

erlitt doch im Kriege mit Schweden schwere Verluste (1645). Nicht glücklicher kämpfte sein Sohn Friedrich III., dessen Gegner, Karl X. (Karl Gustav) von Schweden, im Jahre 1658 mitten im Winter über den gefrornen Belt nach Fühnen und Seeland ging, dann aber Kopenhagen hart bedrängte, welches nur durch die unerschütterliche Tapferkeit seiner Bürger gerettet wurde. Bei dem endlichen Friedensschluß (1660) verlor Dänemark alle seine Besitzungen im südlichen Schweden. Dies veranlaßte 1660 eine Staatsumwälzung, in deren Folge die Macht der Könige unumschränkt wurde. Der wilde Eroberungsgeist Karls XII. von Schweden setzte auch Dänemark in Bewegung. Nach dem Falle desselben erfreuete sich der Staat, besonders unter Friedrich V. (1746—1766), einer langen, segensreichen Ruhe. 1766 nahm Christian VII. das Scepter, verfiel aber in Geistesschwäche. Statt desselben regierte die Königin Mathilde, eine englische Prinzessin, und ihr Günstling, des Königs Leibarzt, Struensee als einsichtsvoller Minister. Seine stolze Sicherheit stürzte ihn. Er wurde hingerichtet, die Königin nach Celle verbannt (1772). Seit 1784 wurde der Erbprinz, unter Leitung des edlen und staatsklugen Grafen Peter von Bernstorf, seines Vaters Mitregent, dem er 1808 als König Friedrich VI. folgte. Am Ende des vorigen Jahrhunderts war das Reich durch Schifffahrt und günstige Handelsverhältnisse in Blüthe gekommen; aber die befreundete Stellung der Dänen zu den Franzosen brachte Reibungen und Kämpfe mit den Engländern zuwege. Am 2. April 1801 bestanden die Dänen eine heiße, für sie ruhmvolle Seeschlacht bei Kopenhagen. Im Sommer 1807 erschienen die Engländer abermals vor Kopenhagen und verlangten von den Dänen ein Schutzbündniß gegen Napoleon. Auf Verweigerung dieses Bündnisses ward die Hauptstadt drei Tage lang mit Brandkugeln und Raketen beschossen und dadurch die Auslieferung der schönen Flotte erzwungen (5. Sept.), die sonst dem verhaßten Kaiser der Franzosen in die Hände gefallen wäre. In Folge der deutschen Freiheitskriege mußte Dänemark seine Treue gegen Frankreich mit der Einbuße von Norwegen bezahlen. Seitdem seufzt der Staat unter einer großen Schuldenlast. 1834 ist eine land-

ständische Verfassung eingeführt. Der jetzige König heißt Christian VIII. und regiert seit 1839. — Das Königreich enthält mit Einschluß der Herzogthümer Schleswig oder Südjütland, Holstein und Lauenburg 1011 □ M. mit 2,132,000 E. (1840). Europäische Nebenlande sind: die Färö-Inseln mit 40 □ M. und 7000 E., sowie Island mit 1800 □ M. und 56,000 E. Die Gesammtbevölkerung beträgt also 2,340,000 E.

In Norwegen, welches die eigentlichen Normannen bewohnten, ward die Einheit des Reiches durch Harald Haarfager, d. i. Schönhaar, begründet, der sich alle kleineren Stammhäupter unterwarf (875), auch die Shetländischen, Orkadischen und Hebridischen Inseln unterjochte. Sein eisernes Regiment hatte Auswanderungen freiheitsliebender Männer nach Island zur Folge. Die weiteren Schicksale des Reiches sind mit Dänemark verschmolzen. Seit 1814 steht Norwegen unter der schwedischen Krone als ein unabhängiger Staat mit freier Verfassung, so daß das Volk auf der Reichsversammlung oder dem Storthing einen unmittelbaren Antheil an der Gesetzgebung ausübt. — Das Land wird eingetheilt in die vier Stifte Agershuus oder Christiania, Christiansand, Bergen und Drontheim; dazu kommen im Norden die Landschaften Nordland und Finnmarken. Es enthält 5838 □ M. mit 1,244,000 E.

Die Urbewohner von Schweden waren Finnen und Lappen. Sie wurden von deutschen Völkerschaften nach Norden gedrängt. Diese zerfielen in zwei Stämme, Schweden und Gothen, und hatten Fürsten aus dem Geschlecht der Ynglinger, deren Stifter Yngur, ein Sohn Odins, gewesen sein soll; auch soll derselbe den heidnischen Haupttempel zu Upsala, dem Sitz seiner Herrschaft, erbaut haben. Oluf der Schooßkönig (Scotkonung, † 1024) nahm das Christenthum an, welches nach vielen Kämpfen den Sieg davon trug, so daß der heilige Tempel zu Upsala den Flammen übergeben wurde. Lange fanden auch Reibungen zwischen den Schweden und Gothen statt, bis 1250 das mächtige Geschlecht der Folkungen den Thron bestieg, unter denen beide bisher feindliche Stämme sich zu einem Volke vereinten. Die kalmarische Union brachte keinen Segen über das Land. Die Schweden konnten es nicht ertragen,

von Kopenhagen aus Befehle zu erhalten; daher unaufhörliche Empörungen und Bürgerkriege. Das Haus der Sture, dessen Häupter als Reichsstatthalter fast königliche Gewalt ausübten, nährte den Haß gegen die Dänen. Christian II. von Dänemark wollte den Ausbrüchen dieses Hasses zuvorkommen und ließ noch während der Krönungsfeierlichkeiten 94 der weltlichen und geistlichen Großen zu Stockholm auf öffentlichem Markte enthaupten; ein gleiches Blutbad wurde im ganzen Lande angerichtet (1520). Da führte Gustav Wasa, ein Verwandter der Sture, das Volk zum Kampf, zerbrach glücklich die Fesseln der Fremdherrschaft und ergriff kräftig das Ruder des Staates (1523). Unter ihm wurde Luthers Kirchenverbesserung eingeführt. Sein Thronfolger Erich XIV. war mißtrauisch und hatte Anfälle von Wahnsinn, so daß er gegen die Sture wüthete und seinen Feldherrn, Niels Sture, mit eigener Hand im Kerker ermordete. Ihn entsetzte sein Bruder Johann III. und ließ ihn nach neunjähriger Gefangenschaft vergiften. Der große Gustav Adolph (1611—1632) verlieh dem schwedischen Namen einen unsterblichen Glanz und besiegelte die Rettung der deutschen Religionsfreiheit bei Lützen mit seinem Blute. Karl XII. (1697—1718) erfüllte ganz Europa mit seinem Namen durch die Wunder seiner Thaten; bei Friedrichshall in Norwegen fand er durch eine verrätherische Kugel seinen Tod. Nach ihm versank das tief verschuldete und entvölkerte Reich in Ohnmacht; der Adel erhob sein Haupt, und die königliche Gewalt wurde zum Schattenbilde. So spielte Schweden in Europa eine nichtssagende Rolle, bis der geistvolle, feingebildete und charakterfeste Gustav III. (1771—1792) die Gewalt des Reichsrathes durch eine geschickt eingeleitete Staatsumwälzung brach und dem Staate wiederum eine ehrenvolle Stellung gab. Allein der Adel konnte seinen Unmuth nicht verschmerzen und der verabschiedete Hauptmann Ankarström schleuderte auf einem Maskenballe gegen den König das tödtliche Blei. Sein Sohn Gustav IV., unfähig, den Geist seiner Zeit und seines Volkes zu würdigen, mußte endlich abdanken (1809). Ihm folgte der kinderlose Oheim Karl XIV. Da erhob der Reichstag im Jahre 1810 durch freie Wahl den französischen Marschall Bernadotte zum Kronprinzen Karl Jo-

hann. Er erwarb 1814 Norwegen und regierte seit 1818 als König Karl XIV. bis 1844. Der gegenwärtige König heißt Oskar I. — Das Land wird eingetheilt in Norrland, im Norden jenseit des 62. Breitegrades, Swealand, in der Mitte bis zum Wenersee, und Gothland im Süden. Es enthält 8124 □ M. mit 3 Mill. E. Die ganze skandinavische Halbinsel hat einen Flächenraum von 13,962 □ M. mit 4,244,000 E. Die herrschende Religion in allen drei nordischen Reichen ist die lutherische.

Die bei den folgenden Reisebildern und Skizzen hauptsächlich zu Grunde gelegten Werke sind namentlich: 1) Bilder aus dem Norden, gesammelt auf einer Reise nach Dänemark und Schweden, von Theodor von Wedderkop. 2 Theile, Oldenburg, Schulz'sche Buchh. 1845 (Kap. I). 2) Reise von Gothenburg nach Stockholm auf dem Götha-Kanal, aus dem Französischen des Victor de Nouvion, vom Jahr 1841 (Kap. II). 3) Reise durch Schweden im Sommer 1836, von Ferdinand von Gall. 2 Theile, Bremen, Wilhelm Kaiser 1838 (Kap. III und IV). 4) Reise in Schweden vom Jahr 1838, aus dem Englischen des Esq. Samuel Laing (Kap. V und VI). 5) Reise durch Schweden, Norwegen, Lappland, Finnland und Ingermannland, in den Jahren 1817, 1818 und 1820, von Friedrich Wilhelm von Schubert. 3 Theile, Leipzig, Hinrichs'sche Buchh. 1824 (Kap. V und VI). 6) Drei Königsstädte im Norden, von Heinrich Laube. Leipzig, J. J. Weber 1845 (Kap. VI). 7) Skizzen aus dem Norden von Theodor Mügge, 1r und 2r Band (enthaltend die Reise durch Norwegen). Hannover, Kius 1845 (Kap. VII, VIII, IX). Daß außerdem noch andere Reisewerke benutzt sind, als: Wanderungen durch die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg von Petersen (Kap. I), Reiseversuch im Norden von Ida Gräfin von Hahn-Hahn (Kap. IV), Herbstreise durch Skandinavien von Willibald Alexis (Kap. VIII und IX), ein Winter in Lappland von Brooke (Kap. IX), Nachrichten aus dem schwedischen Lappland in Lüdde Zeitschrift für vergleichende Erdkunde von Dr. Possart (Kap. IX.), Reise nach Spitzbergen von Löwenigk (Kap. IX) u. a. m., wird dem Kundigen nicht entgehen.

Dänemark.

Erſtes Kapitel.

Es war im Mai. Wenn Knospen ſchwellen und Blüthen ihre Kelche dem warmen Frühlingsſchein öffnen; wenn Störche ziehen und weiche Töne der Nachtigall durch die Lüfte zittern: dann öffnet ſich auch des Menſchen Herz; dann locken die Töne einer ſüßen Sehnſucht in unbekannte Fernen, und die Seele möchte ſich aufſchwingen zum Himmel, um ſchwebend über Land und Meer die Wunder der ſonnenumwandelnden Erde zu ſchauen. Mit ſolchen Empfindungen kehrte ich von einem Morgenſpaziergang heim. Mein Entſchluß war gefaßt. Nach Norden will ich ziehen, will kräftigende Luft in Skandinaviens Bergen und Wäldern athmen; will mein Auge laben an Felſen, Seen, rauſchenden Bächen, ſchäumenden Waſſerfällen; will mich hineinleben in die Sitte und Weiſe uralter Stammgenoſſen. Auch Seeland, das meerumſpülte, mit ſeinen geſegneten Fluren, mit ſeinen hellen Waſſerſpiegeln, Seeland, wo Künſte und Wiſſenſchaften blühen, will ich beſuchen; und aus beiden ſoll die Erinnerung mir ein farbiges Bild in das Buch meines Lebens zeichnen.

Mit den Gefühlen eines Vogels, der dem Käfig entronnen, rollte ich im Postwagen dahin, auf der Chaussee von Bremen nach Hamburg. Schon winkten mir die Thürme der alten Hanseſtadt. Ein Gedanke verſchlang diesmal alle übrigen Betrachtungen: es war der Gedanke an den ungeheuren Brand. Zwei ſchöne Pyramiden, deren eine 400 Fuß hoch emporſtieg, waren verſchwunden. Wahrlich, eine Stadt kann nie mehr verſtümmelt werden, als wenn ſie ihrer Thürme beraubt wird; das iſt ihr Stolz, wie es bei einem Schiff die Maſten ſind. Wohl hebt ſich alsbald ein Palaſt neben dem andern in neuem Glanze; aber »erſt dann wird Hamburg wieder werden, was es war, wenn ſich fünf Thürme im Sonnengolde ſpiegeln und den Fremdling wie den Heimkehrenden grüßen!«

Ich fuhr mit der Schnellpoſt nach Kiel. Kiel iſt wenigſtens für eine kurze Bekanntſchaft liebenswürdig: hübſche friſche Geſichter, nette Bauart, ein maleriſcher Hafen, voll Leben, ringsum waldbekränzte Höhen, überall Wohlleben und große Betriebſamkeit. Die Univerſität zählt etwa 3 bis 400 Studenten, von denen der däniſche Dichter Jens Baggeſen einmal bemerkte, daß ſie ſich mehr in Stiefeln als in Betrachtungen zu vertiefen ſchienen. Wie weit das gegenwärtig noch ſeine Anwendung findet, wollen wir dahingeſtellt ſein laſſen.

Von Kiel aus machte ich in Geſellſchaft mehrerer Freunde eine Spazierfahrt nach Däniſch Neuhoff, wo ein Seebad angelegt iſt. Einer von uns, der noch nie die offene See geſehen, wurde überraſcht, als er hier aus dem Walde heraus auf ein Vorgebirge trat und nun auf einmal zu ſeinen Füßen die Oſtſee erblickte. Ruhig und ſtill, kryſtallhell bis auf den Grund hinab, eben und glatt, wie ein geſchliffener Spiegel, lag die endloſe, am Horizont gegen den Himmel anſteigende Fläche vor uns: das Bild einer reinen, in Gottesfrieden ruhenden Seele. Mich wandelte die Luſt des Badens an, indeß ſchien das Waſſer doch noch zu kalt. Das Baden in der See hat übrigens an ſich nichts Gefährliches. Wir im Binnenlande denken uns die See faſt überall ſchon am Geſtade tief; ſie fängt aber an unzähligen Stellen ganz flach an und wird erſt allmählig tiefer, ſo daß ein Nichtſchwimmer über 50 oder 100

Schritte hineinwaten kann. Auf Seeland ritt ich später einmal eine ganze Strecke durch das Meer. Es ging an jener Stelle sogar ein langer Fahrweg in der Ostsee hin, wo man, um die Pferde zu waschen oder zu erquicken, lieber fährt und reitet, als auf dem Lande am steinigen Hügel. Das Wasser war in dieser Entfernung von der Küste nur anderthalb Ellen tief, und so klar, daß man jede Muschel liegen sah. Lieblich war der Anblick: auf der einen Seite eine grüne, waldige, mit Dörfern geschmückte Insel, auf der andern Seite eine erhabene, mit Häusern bebaute Küste, und vor mir, in demselben Gewässer, in welchem ich ritt, eine Anzahl großer Schiffe mit wallenden Segeln. — Auch jetzt sahen wir mehrere Schiffe. Als weiße Punkte blühen sie am Horizonte auf. Durch ein Fernrohr unterscheidet man genau, daß zuerst nichts als der obere Theil mit den Masten und Segeln sichtbar ist, bis dann in geringerer Entfernung der untere Theil als dunkele Mondsichel zum Vorschein kommt, und man überzeugt sich mit Vergnügen von der Wahrheit der geographischen Behauptung, daß die vor dem Auge ausgedehnte ebene Krystallfläche in Wirklichkeit eine mächtige Wasserwölbung ist.

Die See ist des Dänen vertraute Freundin und Ernährerin; das zeigen die tausend Fahrzeuge ringsum an den Küsten, die in den Buchten und auf der Höhe, gleich zerstreuten Schaaren der Enten und Gänse, umherschwimmen und mit köstlichem Fang heimkehren. Oft aber wird die Freundin zum gefräßigen Ungeheuer, zumal wenn sie ras't im grimmigen Zorn. So ward 1625 im Bezirk der Probstei Preetz eine ganze Haide von den Wellen verschlungen. Auf der Ostküste der Halbinsel sind indeß Kalk- und Kreidefelsen natürliche Schutzwehren. Schlimmer sieht's auf der Westküste aus. Da hat das Meer seit Jahrhunderten Land weggerissen und namentlich an Jütlands Küsten tiefe Einschnitte oder Busen gemacht, welche man Fiorde nennt. An andern Stellen häuft sich der Meeressand zu Bergen auf, bildet stundenlange Ketten von Dünen, welche 20 bis 60 Fuß hoch sind, und überzieht als verderblicher Flugsand die fruchtbaren Felder oder begräbt die Wohnungen der Menschen. Als Trümmer des festen Landes sind hie und da Inseln (Hallige)

zurückgeblieben, die bei hoher Fluth ganz überströmt werden, weshalb die Bewohner ihre Häuser auf künstlich aufgeworfenen Erdhügeln (Werften oder Warfen genannt) erbaut haben. So hat man hier im Kleinen, was man bei den alten Städten des egyptischen Tieflandes im Großen findet. In Schleswig und Holstein hat man künstliche Dämme oder Deiche zum Schutz gegen die Meereswogen aufgeführt, und auf diese Weise dem Meere die herrlichsten Marschgegenden abgewonnen, ganz wie man das in Holland und Friesland findet. Auffallend ist die Erscheinung einer friesischen Bevölkerung an der Westküste von Holstein und Schleswig. Eine Einwanderung dieses Volksstammes ist geschichtlich nicht nachzuweisen. Dagegen weist eine Sage darauf hin, daß sich das feste Land unter dem Namen Utland und Süderstrand vor Zeiten bis Helgoland erstreckt, und Helgoland (Heiligland), wo der Haupttempel der friesischen Sonnengöttin*) stand, war dann der Mittelpunkt für alle Friesen, welche sich in Ost- und West-, Nord- und Südfriesen theilten. Der Name Nordfriesland gilt bis auf den heutigen Tag für die Bewohner der Westküsten von der Eider bis nördlich hinauf zur Widau in der Gegend von Tondern, und den gegenüberliegenden Inseln, deren eine den Namen Nordstrand führt. Als Südfriesen könnten dann die heutigen Ditmarschen, zwischen den Mündungen der Elbe und Eider, und die Bewohner des untergegangenen Süderstrandes gelten. Die alten Sitten findet man hüben und drüben wieder. So die Einrichtung der Bauernhöfe. Jedes Gehöft sammt den Nebengebäuden ist mit einem freien Rasenplatze umgeben. Ringsumher läuft ein tiefer breiter Graben, dessen innerer Rand mit Bäumen bepflanzt ist, so daß die Giebel der Häuser aus dem Baumgrün hervorragen. Die Einfahrt ist ein Thor und oft mit einem Schlagbaum versehen. Draußen liegen die Ländereien des Besitzers nahebei. Das Innere zeigt einen ge-

*) Ihr Name war Phoseta, und sie wurde dargestellt als in der Rechten ein Bündel Pfeile, in der Linken eine Korngarbe haltend. Ihr wurde als Segenspenderin die größte Verehrung gezollt, und nach Helgoland strömte von allen Seiten das bittende und dankende Volk.

diegenen Hausrath mit kostbaren Schränken von Eichen- und Nußholz, nebst Geschirr von feinem Porzellan und Silber. Ueberall herrscht die größte Sauberkeit. Dies fand ich auch in der Umgegend von Kiel. Ich besuchte ein Bauernhaus, welches meine besondere Aufmerksamkeit auf sich zog. Es lag inmitten eines Laubholzes und war ein Muster der vollkommensten Ordnung und Reinlichkeit. Alles, was zu einer aus neun Personen bestehenden Bauernhaushaltung gehört, glich dem Räderwerk einer Uhr und war so spiegelblank, wie alle Theile im Innern eines Uhrgehäuses. In allen Putzzimmern Kopenhagens habe ich vergebens nach einer so strahlenden Nettigkeit gesucht, als ich sie hier in der Küche fand: eines Vergrößerungsglases hätte es bedurft, irgend ein Stäubchen zu entdecken. Auch ließ sich in allen Stuben keine Stelle, den Ofendeckel nicht ausgenommen, aufspüren, wohin man nicht das feinste Linnen hätte legen können. Alle Bauernhäuser in Holstein sind zwar nicht wie dieses, lassen sich aber doch mehr oder weniger damit vergleichen. Freilich ist eine solche Einrichtung bedingt durch den Reichthum und die Fruchtbarkeit des Bodens: daher ist in Holstein und Schleswig die Milchwirthschaft zu Hause. Jedes Landgut hat eine Meierei, oft mit tausend Milchkühen und darüber. Holstein namentlich ist ein rechtes Butter- und Käseland; den Käse bereitet man auf Schweizer Art. Alles hat hier ein stattliches Ansehen. Der Mensch ist groß und schön gebaut, wie sein Roß und der wohlgenährte Stier. Dazu stimmt der Anblick des Landes: Hügel und Thal, Seen und Wiesen, Buchen- und Eichenwälder nebst wogenden Weizenfeldern und den oft schloßähnlichen Wohnhäusern mit großen massiven Wirthschaftsgebäuden. In den Marschländern des Westens geht das Hornvieh den ganzen Tag über auf den umfriedeten Kleefeldern, und eine einzige Kuh giebt täglich oft 30 bis 40 Maaß Milch. Das holsteinische Pferd giebt einen starken Kutschenschlag und ist wohl das größte des Nordens. Auf Seeland lernte ich ein zur Verwunderung zwergartiges Pferd von der dänischen Insel Bornholm, wo vielleicht das kleinste Geschlecht des Nordens heimisch ist, kennen; aber so klein es war, so lief es doch mit vieler Schnelligkeit und Ausdauer. Die Umfriedung der Felder mit

lebendigen Hecken von Dornbüschen und Haselnußstauden ist eigenthümliche holsteinische Sitte. Die Zahl der einzelnen Höfe (Gaarde) ist im Allgemeinen sehr groß. Auf der Westküste besonders liegen die Wohnungen zerstreut, und nur die Kirche ist mit mehreren Gehöften umgeben. Auf der Ostküste wechseln geschlossene Dörfer mit zerstreuten Höfen. Die zahlreichen Strand- und Fischerdörfer bestehen hier, wie an den Ostseeküsten überhaupt, aus langen und zerrissenen Häuserzeilen. Auf der Ostküste trifft man auch vorzüglich reiche Baumpflanzungen. Der magere Theil des Landes ist das Innere, durch welches sich ein breiter Sandrücken, mit der höchsten Erhebung in dem 1200 Fuß hohen Himmelsberg (im Westen von Aarhuus), hindurchzieht. Da dehnen sich, besonders im Norden, weite Moor- und Haideflächen aus, wo meist nur grobwollige Schafheerden, gleich den Haideschnucken der Lüneburger Haide, weiden. Mit der Beschaffenheit des Bodens hängt die Beschäftigung zusammen. Die Frau webt Wollenstoffe oder Leinwand, strickt Strümpfe und klöppelt Spitzen, während der Mann das Feld bestellt, auf dem Meere schifft, Fische und auch wohl Austern fängt oder Seevögel fängt und schießt, die überall auf den Küsten und an den zahlreichen Binnenseen umherschwärmen. Im Frühjahr sammelt er an den Küsten Bernstein, den die Stürme an's Land geworfen, deren Rase-Wuth, wenn sie von Westen übers Meer kommen, freilich auch oft die Wälder schrecklich verwüstet. Im heitern Herbst spielt er den Imker und nimmt den süßen Honig aus den Körben, den die Bienen besonders aus den weißblühenden Buchweizenfeldern zusammengetragen; denn Buchgrütze ist eine Hauptnahrung des Landmanns. Im Winter, wo statt Schnee und Eis oft nur feuchte Nebel kommen, verfertigt er unter Anderm Holzschuhe. Der Gebrauch mächtig großer Holzschuhe zieht sich von Schleswigs Grenze durch ganz Dänemark bis Kopenhagen hinauf. Sie haben unter dem Ballen einen Sattel, und wo die Prunksucht sich mit ihnen versuchte, hatte man doch nur eine messingene Spange an den Außenseiten des Oberblattes hinzuzufügen. Die Dienstboten in den Städten entsagen dieser wohlfeilen Fußbekleidung ungern, da sie sich in anderen Schuhen zu sehr vom Steinpflaster ge-

drückt fühlen. Ein Paar so beschuhete Füße klappern und rasseln über den Steinen hin, als ob sechs lahme Pferde vorüberzögen. Der Gang wird übrigens nicht häßlicher davon, da die geringe Klasse sich sehr grade hält, woran die Sitte, kleine Lasten auf dem Kopfe zu tragen, wohl vielen Antheil hat.

Der Sitz der Regierung über die Herzogthümer Schleswig und Holstein, mit einem Prinzen als Statthalter an der Spitze, ist Schleswig (der Wiek oder das Stadtweichbild der Schleie). Diese Stadt ist in Form eines halben Mondes gebaut und zieht sich in dieser krummen Linie an der Schleie, einem Arme der Ostsee herum. Die Stadt hat fast gar keine Seitenstraßen und überdies sind die Häuser fast überall mit Gärten umgeben, weshalb sie von ungemeiner Länge ist, so daß man bei gutem Schritt eine volle Stunde und darüber braucht, um von einem Ende bis zum andern zu kommen. Daher der Ausruf jenes Franzosen: »Wahrhaftig! Schleswig ist größer als Paris!« Der alte Dom mit der Fürstengruft ist reich an Sehenswürdigkeiten. In der Nähe befindet sich das Schloß Gottorp sowie der alte Graben und Wall Danewerk, auch Riesendamm genannt, der als Schutzwehr gegen Deutschland in einer Länge von 2 Meilen und in einer Höhe von 20 bis 30 Fuß errichtet wurde. — Da der Mannesstamm des Oldenburgischen Hauses auf dem dänischen Thron seinem Erlöschen nahe ist, so steht eine Trennung Holsteins von Dänemark bevor. Dadurch würde das Königreich ein schönes fruchtbares Land von 154 □ M. und 456,000 E. einbüßen. In jüngster Zeit ist nun die Frage scharf beleuchtet und hitzig verfochten worden, ob im Falle dieser Trennung Holsteins sich auch das damit seit Jahrhunderten verbundene, ganz deutsch gefärbte Schleswig (mit 164 □ M. und 350,000 E.) ebenfalls vom Königreich trennen müsse. Das hieße aber, vom Arm der dänischen Macht statt des kleinen Fingers auch noch den Goldfinger ablösen. Daher stehen sich die Partheien äußerst schroff gegenüber, und man sieht der Zukunft mit ängstlicher Spannung entgegen.

Die Lebensweise in den höheren Kreisen der Gesellschaft gestaltet sich ähnlich, wie bei den stammverwandten Engländern. Um 8 Uhr erhebt man sich aus den Federn und geht nach einer

halben Stunde in das Gesellschaftszimmer, wo noch Alles im leichten Morgenanzuge ist. Man trinkt Kaffee und Thee bis gegen 10 Uhr. Dann zieht man sich stattlich an, geht allenfalls ein wenig spazieren, frühstückt um 12 Uhr, wo es kalte Küche und an den Küsten unter Anderem auch sogenannte Krabben oder kleine Seekrebse giebt; gegen 3 Uhr ißt man zu Mittag. Dann folgt wieder Kaffee und Thee bis 7 Uhr. Um 9 oder halb 10 Uhr wird Abendbrot gegessen und gegen Mitternacht begiebt man sich zur Ruhe. Lästig für den Fremden ist die Sitte der Abendgesellschaften. Gewöhnlich erst um 1 Uhr und sehr oft um 2 Uhr des Nachts kehrt man heim. Daß die Gesundheit dabei leidet, versteht sich von selbst, da man nicht nur mehr ißt, sondern auch mehr und stärkere Speisen mitten in der Nacht zu sich nimmt.

Das große und vortreffliche Dampfboot Christian VIII. brachte mich in 16 Stunden von Kiel nach Kopenhagen; in der That eine schnelle Fahrt, denn die Entfernung beträgt 40 Meilen, und dies Dampfschiff muß seiner Größe wegen die offene See halten. Hin und wieder tanzten Schiffe auf ihren von frischem Winde bewegten Wogen, die bei den einzelnen durch leichtes Gewölk brechenden Sonnenblicken in den schönsten grünen Farben spielten. Nie sah' ich die See so hellgrün, wie diesmal. Ein anderes kleineres Dampfboot nimmt seinen Weg zwischen den Inseln. Es geht zwischen Langeland und Laaland hindurch, dann östlich, so daß zur Linken Seeland liegen bleibt, zur Rechten Laaland, Falster und die hohe Insel Möen, deren östliches aus Kreidefelsen bestehendes Vorgebirge Möensklint sich weit in die See hinaus erstreckt. Oft verengt sich das Fahrwasser wie zu einem breiten Kanale, dessen Ufer alle ihre abwechselnden Reize in der Nähe entfalten. Seelands Strand zeichnet sich durch seine Schönheit besonders aus. Grüne, vom Meer bespülte Weiden werden von reichen Buchen eingefaßt, in denen hin und wieder eine Lücke dem Auge die dahinter liegende Landschaft, Kirchen, Dörfer und kleine Seen verräth,

mit ihrer Verzierung von grasendem Vieh, ihren Fischerhütten, Böten und ausgespannten Netzen. Die Wasserfläche selbst ist überall belebt von segelnden Böten, kleinen Yachten und Kuttern, mit deren Mannschaft ein freundlicher Gruß gewechselt wird. Hat man keine Lust an der See mehr, so steigt man in Vordinborg aus, von wo regelmäßig bequeme Eilwagen sowohl, als wohlfeile sogenannte Dagvogne (Tagwagen) nach Kopenhagen abgehen, wodurch man den Vortheil hat, das Innere der Insel kennen zu lernen.

Meine Reisegesellschaft war klein. Einer der Passagiere zog jedoch sofort meine Aufmerksamkeit an. Es war ein großer stattlicher Mann mit offenem, fröhlichem, klugem Gesichte; eine rothe, reich mit Gold gestickte Scheitelkappe bedeckte seinen blondhaarigen Kopf; der Anzug verrieth einen glücklichen Geschmack. Ein ganz kleines Weibchen am Arm spazierte er im lebhaftesten Gespräch mit lebendigen Geberden auf und nieder. Es war Niemand als der weltberühmte Geigen-Virtuose Ole Bull. Die Bekanntschaft war schnell gemacht und ich verdanke der Unterhaltung mit diesem merkwürdigen Manne manche interessante Aufschlüsse über sein vergangenes Leben. Ole Bull hat nie einen Meister zum Lehrer gehabt. Er ward geboren und wuchs auf in der norwegischen Stadt Bergen, ohne je einen der gefeierten Geiger Europa's zu hören. In seinem sechszehnten Jahre schon vermochte er die schwierigsten Musikstücke zu überwältigen. Im achtzehnten Jahre ging er, um sich auszubilden, nach Christiania. Der kranke Musikdirector am dortigen Theater übertrug ihm einstweilen die Direction. Die Sehnsucht, einen Meister auf seinem Instrumente zu hören, und sein eigenes Spiel zu vervollkommnen, trieb ihn nach Deutschland. Er hörte Spohr, Karl Müller, Maurer: sie befriedigten ihn nicht, und er kehrte, mißmuthig über die Kluft zwischen dem eigenen Urbilde und dem Spiele jener hochgefeierten Männer, nach Christiania zurück. Er hatte indeß keine Ruhe und mußte wieder hinaus. Er ging nach Paris. Ohne Vermögen und Bekannte war er in der Oede der Weltstadt bald dem drückendsten Mangel preisgegeben; es war eine schwere Zeit für ihn. Wen kümmerte der Fremdling ohne Namen! Da trat

Paganini auf. Die Bull hörte das wunderbare Spiel dieses Mannes, der mit nie gehörten Griffen und Tonläufen die ganze Kunstwelt in Staunen setzte. Der Jüngling schrieb das eben Gehörte nieder; nach wenig Tagen spielte er's ihm nach, und — die Bahn war gebrochen, sein Glück war gemacht; ein übervolles Concert gab ihm die Mittel nach Italien zu gehen, wo er sich nach manchen Kämpfen den Ruhm erwarb, der ihm später immer steigend voranging. Mit Schätzen ohne Zweifel reich beladen, kehrte er jetzt in die geliebte Heimath zurück, um sich in Norwegen auf einem Gute niederzulassen.

Morgens 8 Uhr befanden wir uns im Angesicht von Kopenhagen. Der Anblick der Stadt hat von der Seeseite weder etwas Großartiges noch Ueberraschendes. Sie ist zum Theil auf der gegenüberliegenden Insel Amak oder Amager erbaut. Dieses Amak bietet Alles dar, was man in der Nähe einer großen Hauptstadt von dem Landmann in Rücksicht auf gute Sitte, Ordnung und Wohlstand erwarten darf. Wohnungen, Hornvieh, Pferde, Fluren und Wiesen, Sauberkeit im Innern der Dörfer, Bauart der größeren Landsitze: Alles erinnert so sehr an holländische Lebensweise, daß ich nicht überrascht war, Gestalten in brauner holländischer Tracht zu begegnen. Gemüthlich und rothwangig fahren sie auf bequemen Stuhlwagen einher. Ihre Hauptbeschäftigung ist Gärtnerei, weshalb man zu sagen pflegt: Amak ist der Küchengarten von Kopenhagen. Waldungen erreicht das Auge nirgends, aber kein Fleckchen ist unbenutzt geblieben. In der Nähe der Hauptstadt folgt ein geschmückter Landsitz dem andern.

Kopenhagen ist im 11. Jahrhundert erbaut, wo einige Kaufleute sich hier zuerst festsetzten; daher auch wohl der Name Kiöbenhavn (Kaufmannshafen). Ihnen zum Schutz wurde eine feste Burg gegen die Seeräuber nöthig, welche der Erzbischof Absalom von Roeskilde errichtete, dem Waldemar I. den Ort und die anliegenden Dörfer geschenkt hatte. Die Burg stand auf der Insel, wo jetzt das Christiansburger Schloß liegt. Bald blühte aber

Kopenhagen auf. Schon im Jahre 1254 erhielt es Stadtrechte und die Könige nahmen nun den Bischöfen wieder, was sie ihnen gegeben. Unter König Christoffer von Baiern ward Kopenhagen 1443 Residenz und ist es geblieben. Im Jahre 1479 erhielt die Stadt ihre Universität, welche gegenwärtig etwa 600 Studenten zählt. Kein Fürst hat jedoch so viel für sie gethan, wie der gute König Christian IV. Der machte sie stark, befestigte sie sorgsam, hob ihren Handel, baute und besserte und hinterließ seinen Nachfolgern einen mächtigen Kriegs- und Fürstensitz, welcher Stürme überdauern konnte, woran es freilich auch nicht gefehlt hat. Sie bildet beinahe einen Kreis von mehr als einer Meile Umfang und ist mit Festungswerken umgeben.

Die Einfahrt in den Hafen wird durch zwei unmittelbar aus dem Meer aufsteigende Batterien und die Citadelle Friedrichshafen geschützt. Auf diese Einfahrt blickt der Däne mit Stolz, und wahrlich mit Recht, denn hier hat er einen Heldenkampf bestanden, der ihm eine unverwelkliche Lorbeerkrone um's Haupt wand. Daß die Dänen ihre frühere Seeherrlichkeit nicht vergessen können, die einst das weiße Kreuz im rothen Felde ihrer Flagge umstrahlte, zeigte sich sofort schon hier: im Hafen lagen innerhalb einer Barre sechs mächtige Linienschiffe, leider aber jetzt nur ein Schatten des früheren Glanzes; da liegen sie abgetakelt, verdammt in Unthätigkeit zu verfaulen, dem Staate eine kostbare, unnütze Last. Und dennoch ist es ein tief liegender Naturzug dieses Volkes, wenn immer wieder neue Kriegsschiffe erbaut werden. Die Dänen waren von jeher die kühnsten und geschicktesten Seeleute der Welt, und ihnen schwillt noch jetzt das Herz bei dem Gedanken an eine Seeschlacht. Durch Kühnheit und Gewandtheit zeichnen sich besonders die Fährleute von Helsingör aus, welche die Verbindung mit dem jenseits des Sundes liegenden Helsingborg unterhalten. Kein Sturm, keine Woge schreckt sie; in kleinen offenen Böten trotzen sie dem empörten Elemente, und man muß staunen über die Ruhe, Sicherheit und Gewandtheit, mit der sie das kleine Schifflein durch die mächtigen Wogen leiten. Freilich lassen sie sich gut bezahlen. Auf der Hafenbrücke befand sich sonst, und befindet

ſich wohl noch, eine hohe Stange, an deren Spitze, je nach der Stärke des Windes, eine oder zwei oder drei Kugeln befeſtigt wurden (»es weht zwei« oder »es weht drei Kugeln heute,« ſagte man); darnach richtete ſich die Höhe des Fährgeldes, und drei Kugeln waren den Schiffern ein angenehmer Anblick. Wenn gar eine weiße Fahne den fliegenden Sturm andeutete, ſtand ihnen jede Forderung frei. Daß ſie den Sturm für zu heftig gehalten hätten, um auszufahren, iſt noch kaum vorgekommen. Man erzählt von einem gewiſſen Jens Lind als von einem in der ganzen Schifferwelt weit und breit bekannten Wagehals. In den Kriegsjahren hatte ein Kaperbrief ihm zu bedeutendem Vermögen verholfen; er baute ein ſchönes Haus, gab Gaſtmähler, warf das Geld mit vollen Händen aus, — und ward wieder arm, wie er geweſen. Dieſer Mann hatte ein ganz kleines Boot, worin zur Noth zwei Menſchen Platz hatten. Mit dieſem Bötlein iſt er ein paar Mal ganz allein nach Petersburg und zurück gefahren. Einſt wehte ein furchtbarer Sturm, eine kleine Yacht lag vor Anker unweit des Strandes, ſie war in der größten Gefahr, und ein Nothſchuß nach dem andern forderte zur Hülfe auf. Die Fährleute verſuchten ein Boot vom Strande zu ſtoßen, aber vergeblich, es ward immer wieder auf den Strand geſchleudert. Da faſſen ihrer zehn, Lind an der Spitze, das Boot, heben es auf ihre Schultern, tragen es mit Rieſenkräften und ſtaunenswerther Unerſchrockenheit in die wogende Brandung. Sie gehen weiter und weiter; die Wellen ſchlagen hoch über ihre Köpfe hin, die dann wieder zum Vorſchein kommen, bis neue ſie in ihren Schooß begraben. So ſchreiten ſie mit ihrer Laſt bis an den Hals hinein, dann mit einem Satze ſchwingen ſie ſich gleichzeitig hinauf und hinein: ſo gelangen ſie mit kräftigen Ruderſchlägen an die Yacht, deren dankbare Mannſchaft ſie retten.

Kopenhagen war ungewöhnlich belebt, unverkennbar ſtand hier etwas Außerordentliches bevor. Eine zahlreiche Volksmenge ſtrömte auf und ab über den herrlichen Platz vor dem Chriſtiansburger Schloſſe; Handwerker aller Art waren in emſigſter

Thätigkeit; die Steine wurden ausgehoben, Bretter gelegt, Blumengewinde herbeigefahren, zwei riesige vergoldete Löwen zogen über den Platz; Maler, Zimmerleute, Decorateurs wetteiferten mit einander. Es galt die junge Fürstin, die neuvermählte Kronprinzessin Dänemarks würdig zu empfangen. Der Tag der Feierlichkeit erschien in goldener Pracht des heitersten Sonnenglanzes. Eine unermeßliche Menschenmenge durchwogte die Straßen; unter dem Wirbeln der Trommeln, unter dem Schmettern der Trompeten zog eine Abtheilung des Fußvolkes und der Reiterei nach der andern dem Schlosse zu. Das Schloß Christiansburg nimmt mit seinen Umgebungen fast ein Achtel der Stadt ein und liegt auf einer Insel, welche auf der einen Seite durch den schmalen Sund, auf den drei andern Seiten aber durch einen breiten, schönen, die Stadt theilweis durchschneidenden Kanal gebildet wird. Vor dem Schlosse zieht sich ein großer Platz hin, auf dessen Ostseite die Börse liegt, ein alterthümliches, merkwürdiges Gebäude: der 176 Fuß hohe Thurm wird von vier Lindwürmern gebildet, die, auf dem Bauche liegend, ihre Köpfe nach allen vier Weltgegenden ausstrecken, während die Schwänze sich um einander aufwärts zu einer Spitze winden. Ueber den mit Schiffen angefüllten Kanal führen dem Schlosse gegenüber zwei Zugbrücken, welche den Schloßplatz mit der Stadt verbinden. Letzterer zieht sich in einer Reihe schöner hoher Gebäude, unter denen die Holmenskirche, zunächst jenseits des Kanals hin. An diesem Kanal war eine Bühne errichtet, zu der eine breite Treppe aus dem Wasser hinaufführte; zwei riesige Löwen schützten die Treppe, hinter ihnen erhoben sich zwei Obelisken mit den Wappen Dänemarks und Meklenburgs; darüber ein hohes Dach von weißer, roth eingefaßter Leinwand, getragen von geschmackvoll verzierten Pfeilern; freistehende Säulen, auf deren Spitze eine vergoldete Flamme, umgaben das Ganze. Von dieser Bühne, die zum ersten Empfange des Fürstenpaares bestimmt war, führte ein Gang quer über den Platz in das große Thor des Schlosses. Dieser Gang hatte ebenfalls eine weiße, mit rother Leinwand eingefaßte Bedeckung, der Fußboden war ganz mit rothem Tuche belegt und die offenen Seiten wurden durch ein

geſchmackvoll vergoldetes Geländer geſchützt. Auf dem Platze ſelbſt erhoben ſich zwei mächtige Tribünen für die Zuſchauer, alle Seitenwände des Kanals waren mit Gewinden von Laubwerk und Blumen geziert. Jetzt war der feierliche Augenblick gekommen. Ein Kanonenſchuß ertönt, Alles eilt an die Fenſter. Welch ein Anblick! So weit das Auge reicht, auf den Tribünen, den Bäumen, den abgedeckten Dächern, den Thürmen der Börſe und der Kirche Kopf an Kopf im bunteſten Farbengemiſch, alle Schiffe im Kanale mit wehenden Wimpeln, das Militär im rothen Schimmer der Uniformen, die prachtvolle Cavallerie im hellen Waffenblitz der Alles überſtrahlenden Juniusſonne, dazu der blaue Himmel, ohne daß ein Lüftchen ſich regt, aber auch kein Menſchenlaut; denn Alles ſchweigt in geſpannter Erwartung. Endlich ertönt ein fernes, immer näher rollendes Hurrah; eine dünne Rauchwolke kündigt das langſam auf dem Kanale herannahende Dampfboot an, das die Prinzeſſin und ihren fürſtlichen Gemahl vom Linienſchiffe abgeholt. Jetzt bewegen ſich die Maſſen ringsum, ein tauſendſtimmiges Hurrah erſchüttert die Luft; das Fürſtenpaar ſteigt an's Land, und der große Zug ſetzt ſich in Bewegung und verſchwindet im Schloſſe. Bald trat das hohe Paar auf den Altar, und ein ungeheurer Jubel brach los. Ich verſetzte mich an die Stelle der jungen Fürſtin. Eine Königskrone wiegt nicht leicht. Wer kennt die Zukunft, die ihr bevorſteht, wer weiß, was ſie Alles noch wird erdulden und überwinden müſſen! Der jetzige König, Chriſtian VIII., ein ſtattlicher Mann von klugem und freundlichem Anſehen, begreift vollkommen die ſchwierige Aufgabe, welche er zu löſen hat. Sein Großvater, der gemüthskranke Chriſtian VII., führte ſeinen Kronprinzen einſt unerwartet in den großen Krönungsſaal, der auf ſeine Veranlaſſung im hundertfachen Kerzenſchimmer ſtrahlte. Eine Stunde ſpäter mußte ihm der Sohn abermals dahin folgen: jetzt brannten nur hier und dort einzelne Lichter in dem weiten Raume. Wiſſe, mein Sohn, ſagte Chriſtian darauf, wie Du es vorhin fandeſt, ſo habe ich Dir das Reich überlaſſen; wie Du es jetzt ſiehſt, ſo wirſt Du es einmal verlaſſen. — Räthſelhafte Ahnung! Eine zerrüttete Menſchenſeele iſt ein furchtbar dämmerndes Geheimniß! Der

erwähnte Krönungssaal ist eine mächtige Halle, umgeben von den herrlichsten Säulen. Erhaben gearbeitete Bildwerke in Marmor laufen in ununterbrochener Reihe um den Saal, dessen blendende Weiße nur von einfachen, geschmackvollen Verzierungen durchbrochen wird. Das Ganze macht mit seinen reinen, schönen Verhältnissen einen großartigen Eindruck.

Am Abend brachten die Studenten einen Fackelzug. Eine ungeheure Menschenmenge hatte sich auf dem Schloßplatz unter dem dunkeln Sternenhimmel der stillen Sommernacht versammelt. Bald sah man in der Ferne aus der an den Höibro-Platz stoßenden Kjöbmager Straße ein flammendes Licht hervorströmen. Eine Reihe von zweihundert Fackeln zog über den Kanal und beleuchtete mit magischem Schein Schiffe, Flaggen, Häuser und Tausende von Menschen, die in einem Knäul sich fortwälzten. Jetzt erschien der ganze Platz mit seinen Gebäuden in hellen, scharfen Umrissen, während der Rauch in seltsamen Gestalten über die Dächer emporwirbelte. Vor dem Schlosse bildete der Zug eine herzförmige Figur, aus deren Mitte Chorgesang mit Musikbegleitung ertönte. Mehrere Hurrah's und der hohe Brand aller auf einen Haufen geworfenen Fackeln waren das Ende.

Bei dieser Gelegenheit, wie beim Einzuge, konnte ich das musterhafte Betragen des Volkes nicht genug bewundern. Viele Tausend Menschen waren in Bewegung, und dennoch keine Unordnung, kein Lärmen, kein Unglück, von Polizei war nichts zu merken.

Kopenhagen ist der Geburtsort von Thorwaldsen und der Sammelplatz alles dessen, was dieser hochberühmte Meister geschaffen. Wo ich hin kam, in den Straßen und in den Läden, bei Armen und bei Reichen, bei Vornehmen und Geringen, standen Bildsäulen und Büsten nach ihm in Gyps geformt. Das Gebäude, das unter dem Namen »Thorwaldsens Museum« zu einer Sammlung seiner Werke bestimmt ist, war noch nicht vollendet; daher sind dieselben noch zerstreut. Im Christiansburger Schlosse standen Thorwaldsen's Säle offen. Ich trat hinein. Welch eine neue Welt ist mir da aufgegangen! Mein

Auge traf auf ein Werk in erhabener Arbeit (Basrelief) — so Etwas hatte ich noch nie gesehen! Es war der Genius des Todes; ein Jüngling sitzend auf einem Felsen, die Augen geschlossen, in der herabhängenden Rechten eine umgekehrte Fackel, in der Linken, die sanft auf dem Knie ruht, einen Todtenkranz. Welch ein himmlischer Ausdruck in diesem Antlitz, in diesen wehmüthig und doch selig lächelnden Lippen! Nein, der Tod ist keine Vernichtung! In dieser irdischen Hülle leuchtet schon die Verklärung der künftigen Auferstehung. Es kann mir nicht einfallen, die herrlichen Werke zu beschreiben, die hier vereinigt sind, ihre Zahl ist unglaublich und staunenswerth ihre Mannigfaltigkeit. Thorwaldsen hat als ächt christlicher Künstler den Quell erkannt, woraus alle Wahrheit und Schönheit fließt. Die Frauenkirche ist allein schon ein Tempel seines Ruhmes. Gleich vorn auf der äußeren Giebelseite des Eingangs empfängt uns Johannes der Täufer, der, in der Mitte auf einer Felsenerhöhung stehend, die Botschaft des Heils verkündet. In der Linken hält er den Stab des Gotteslammes, mit der Rechten zeigt er gen Himmel. Welches Leben in diesem Marmor! Welch ein Ausdruck der Begeisterung in diesen veredelten Zügen! Die Macht des Wortes offenbart sich in den Gestalten, die den Prediger in der Wüste umgeben und das Dreieck des Giebelfeldes zu beiden Seiten in der mannigfaltigsten Stellung, von jedem Alter und Geschlecht füllen. Im Innern der Kirche wenden wir uns zu Dem, den Johannes verkündigt. Das Schiff der Kirche bildet ein längliches Viereck, welches in einen halbkreisförmigen Chor endigt. In der Mitte dieses Halbkreises steht in einer hochgewölbten Nische der Heiland. An den sechs Pfeilern zu beiden Seiten stehen auf hohem Fußgestell die Bildsäulen der zwölf Apostel, jeder in seiner Eigenthümlichkeit: Petrus mit den Schlüsseln; Paulus mit dem Schwerte; Matthäus, das Evangelium niederschreibend und seinen Engel zur Seite, zu seinen Füßen ein Beutel, der den früheren Zöllner andeutet; Jakobus der Aeltere (Sohn des Zebedäus), auf der Wanderschaft begriffen, den Pilgerstab in der Hand; Thomas, in grübelnder Stellung, das Kinn auf die Rechte gestützt, ein Winkelmaß in der Rechten deutet an, daß er messen muß ehe er

glaubt; Philippus mit einem leichten Kreuze in der Hand; Jakobus der Jüngere (Sohn des Alphäus), gestützt auf seinen Stab und in fromme Betrachtung versunken; an dem schönen Kopf mit den gescheitelten Locken sieht man die Aehnlichkeit, die er, der Sage nach, als Schwestersohn der Mutter Jesu, mit demselben hatte; Simon Zelotes (der Eiferer), auf eine Säge gestützt, als Hindeutung auf das Märtyrerthum, das er erduldete; Bartholomäus hält in der Rechten das Messer, unter dem er einst das Wort der Wahrheit bekräftigte; Andreas stützt sich auf das Kreuz, an dem er starb; Johannes blickt voll göttlichen Feuers nach oben, in der Hand die Feder, womit er die Offenbarung niederschreibt, zu seinen Füßen den Adler; Thaddäus faltet die Hände zum Gebet, zwischen den Armen die Streitart, durch die er den Märtyrertod erlitt. Der Heiland selbst erscheint hier als der Auferstandene. Auf der entblößten Brust sieht man die Wunde vom Spieß, an Händen und Füßen die Kreuzesmaale. Von seinem Haupte wallen reiche Locken über die Schultern; ein über die linke Schulter geworfenes weites Gewand fällt in reichen Falten herab, aus den Zügen seines Antlitzes spricht die Liebe, die göttliche Liebe, die der Welt Sünde auf sich nahm. Mit ausgebreiteten segnenden Händen, gleich als wollte er Alle umfassen und in seinen Gruß aufnehmen, tritt er unter die Jünger und grüßt sie: Friede sei mit Euch! — Dieser Gruß klingt wieder in der Seele des Beschauers, und der Eindruck des Ganzen ist von mächtiger Wirkung. Außerordentlich schön ist auch der in der Mitte des Chors knieende Engel, der in seinen Händen eine große Muschel, das Taufbecken, hält. —

Eine der jüngsten Arbeiten Thorwaldsens ist: Weihnachtsfreuden im Himmel, voll der lieblichsten Engelsgestalten, ein Beweis, daß der fünfundsiebzigjährige Greis nichts, auch im hohen Alter nichts von seiner reinen Phantasie und dem dichterischen Gestaltungsvermögen verloren. —

Werfen wir jetzt einen Blick auf das Leben des großen Meisters. Thorwaldsen ward im Jahre 1770 am 19. November in Kopenhagen geboren. Sein Vater, Gottschalk Thorwaldsen, trieb die Bildschneiderei und war der Sohn eines Probstes zu

Myklebye bei Skagefjord auf der Insel Island. Man hat eine Stammtafel unsers Künstlers, wornach sein Geschlecht hinaufreicht bis zu dem norwegischen Könige Harald Hildetrad und dem in den Sagen vielfach besungenen Häuptling in den Thälern Oluf Paa, dessen zu festlichen Mahlen bestimmter, mit Bildhauerwerken geschmückter Saal weit und breit berühmt war. Bereits in seinem eilften Jahr scheint Thorwaldsen Anlagen zum Zeichnen verrathen zu haben; denn im Jahre 1781 erhielt er die Erlaubniß, die unterste Schule der Kunstakademie zu besuchen. Bald rückte er höher und höher, und schon nach fünf Jahren gewann er die kleine silberne Preismedaille der Akademie. Um diese Zeit wurde er von dem Probst Hoyer, Hauptprediger an der Holmens-Kirche, zur Confirmation vorbereitet. Er saß mitten unter den übrigen armen Knaben, und zeichnete sich, nach seinem eigenen Geständnisse, eben nicht durch seine Kenntnisse aus. Eines Tages ward der Probst, als er den Namen Thorwaldsen hörte, aufmerksam und fragte: »Ist es etwa Dein Bruder, der vor Kurzem die Medaille gewonnen hat?« Der Knabe erwiederte: »Ich bin es selbst.« Dadurch wurde der Probst so überrascht, daß er ihn oben hinsetzte und nachher immer »Monsieur Thorwaldsen« anredete. Dies Ereigniß machte einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er noch im späten Alter gern darauf zurückkam. Nach Verlauf einiger Jahre gewann Thorwaldsen auch die große silberne Medaille. Nichtsdestoweniger hatte sein Vater immer noch den Plan, ihn zu seinem Handwerke zu erziehen; doch gelang es mehreren Freunden, dies zu hintertreiben. Indeß mußte er noch immer in der Werkstatt des Vaters arbeiten, wo er Verzierungen in Holz und Figuren in Stein verfertigte. Bei Zusammenkünften mit seinen Freunden legte er eine große Leichtigkeit der Auffassung und Darstellung an den Tag. Während die Uebrigen sich noch über die Auflösung einer Aufgabe besprachen, hatte er sie nicht selten schon vollendet, indem er ganz still bei Tische saß und an einem Thonklumpen, oder an einem Stücke Weißbrot formte. Bisweilen ergriff er den Bleistift, um die Bilder, welche ihm durch den Kopf gingen, in flüchtigen Umrissen zu zeichnen. In seinem 23. Jahr erwarb er die große goldene

Preismedaille und damit die Anwartschaft auf ein dreijähriges Reisestipendium, welches indeß erst nach mehreren Jahren flüssig wurde. Diese Zeit benutzte der Jüngling, um die Lücken seiner mangelhaften Bildung auszufüllen, zu welchem Ende er auch von den Vorstehern der Kunstakademie unterstützt wurde. Dennoch ging es ihm sehr ärmlich; der Vater hatte nichts, als was er durch sein Handwerk verdiente, und er selbst dachte nur an seine Kunst, nicht aber daran, sie zu einer Geldquelle zu machen. Bei seinen Arbeiten sprach er schon als Knabe nur sehr wenig; so daß er selten Ja oder Nein sagte, wenn er durch Nicken oder Schütteln des Kopfes antworten konnte. Ruhe, Ernst und Beharrlichkeit waren Züge seiner Seele; alle seine Werke führte er vom Scheitel bis zur Fußsohle mit demselben Fleiße aus. Uebrigens war er ein liebenswürdiger, junger Mann, von stillem, träumerischem Gemüth, dessen verklärtes, hellblaues Auge wie ein Zauberspiegel andeutete, was er einmal in der Kunst leisten werde. Endlich sollte er das Land betreten, wo er sich die Krone der Unsterblichkeit errang. Im Mai 1796 schiffte er sich auf der Fregatte Thetis ein, die nach dem mittelländischen Meere bestimmt war, aber dabei noch andere Pläne zu verfolgen hatte. Daher mußte der arme Thorwaldsen während eines ganzen Jahres Kreuz- und Querzüge nach Norwegen, Malaga, Algier, Malta, Tripolis und wieder nach Malta mitmachen, ehe er von da auf einem Boote über Palermo nach Neapel fahren konnte. Hier verlebte er traurige Tage, kämpfend mit körperlichen Leiden und tiefem Heimweh. Da er nicht einmal die Sprache des Landes kannte, so fühlte er sich gänzlich verlassen. Nur Eine gute Seele fühlte mit ihm: eine alte Frau, bei der er wohnte; diese sah ihn weinen und weinte mit ihm, und so haben die Beiden oft bitter weinend einander gegenüber gesessen, ohne ein Wort des Verständnisses mit einander zu wechseln. Der 8. März 1797 ist der denkwürdige Tag, an dem unser Künstler das lange ersehnte Rom sah. Diesen Tag hatte er stets als seinen eigentlichen Geburtstag angesehen. Er wurde einst gefragt, wann er geboren sei. »Das weiß ich nicht,« erwiederte er, »aber am 8. März kam ich nach Rom!« Nach drei Jahren eines eifrigen

Studiums dachte er an die Rückkehr in sein Vaterland, da ihm die Mittel zu einem längeren Aufenthalte fehlten. Thorwaldsen wollte nicht ohne einen Beweis seiner fortgeschrittenen Bildung heimkehren. Manches Kunstwerk war schon unter seinen Händen entstanden, aber keines befriedigte ihn; ja manchmal ging er in seiner Werkstatt umher, schlug Köpfe ab und zertrümmerte seine eigenen Werke. So machte er es auch mit einer Bildsäule des Jason. Aber das Urbild lebte in ihm fort und bald stand Jason im Modell auf's Neue da, als ein von Allen bewundertes Meisterstück. Mit Lobsprüchen überhäuft, aber mit leeren Taschen, sollte er Rom jetzt Lebewohl sagen. Schon waren seine wenigen Habseligkeiten eingepackt, seine Bücher und Kupferstiche vorausgeschickt und die Abreise auf den nächsten Morgen festgesetzt. In der Frühe hält der Wagen vor der Thüre und der Koffer ist schon angebunden, als sein Reisegefährte, der Bildhauer Hagemann aus Berlin, ankommt und ihn wissen läßt, daß er, da sein Paß nicht in gehöriger Ordnung sei, noch nicht abreisen könne. Der Fuhrmann tobt, und die Reise wird noch einen Tag ausgesetzt. Dies war der entscheidende Wendepunkt in Thorwaldsens Leben; denn an eben diesem Tage bekommt der reiche Engländer Sir Thomas Hope das Modell von Thorwaldsens Jason zu Gesicht. Er fragt den Künstler sogleich um den Preis der Bildsäule, wenn er dieselbe in Marmor ausführe. Dieser fordert 600 Zechinen; aber Hope erbot sich, 800 zu geben und ihn in den Stand zu setzen, die Arbeit unverzüglich anzufangen. Man denke sich des Jünglings freudige Ueberraschung. Von nun an war Thorwaldsen auf ewig an Rom gefesselt und erklomm eine Stufe des Ruhmes nach der andern. Zwei Mal sah er Kopenhagen wieder, zuletzt im Jahre 1838. Beide Male wurde er mit der größten Begeisterung in seiner Vaterstadt empfangen; aber eine unnennbare Sehnsucht zog ihn immer wieder nach Rom zurück*).

*) Hier starb er auch im Jahre 1844: ein Künstler, der in der That ein unsterbliches Verdienst um die Veredlung seines Volkes hat, bei dem er fortlebt in seinen Werken.

Das Wetter war schön; die Morgensonne schien einladend und warm: da trat ein Freund zu mir herein und forderte mich zu einem Spaziergange auf. Ich war bereit. Aber wohin? Nun, wir wollen einmal Kopenhagen durchwandern*). Folge uns, lieber Leser! Es ist eine gar hübsche Stadt und Vieles wohl des Sehens werth. Wir treten zuerst auf den Kongens Nytorv, d. i. Königs-Neumark, der zu den größten und schönsten Plätzen Europa's gehört und ziemlich im Mittelpunkte der Stadt liegt. Er wird von vielen herrlichen Gebäuden umgeben, ist über 300 Schritt lang und fast eben so breit. In der Mitte steht die Bildsäule Christians V. zu Pferde. Hier ist ein beständig reges Leben. Die Wachtparade zieht auf, aber hüte dich, daß du nicht etwa ein Wort von nachlässiger Haltung oder schlechter Uniformirung fallen läßt; glänzende Karossen fahren die Kreuz und die Quer; Reiter sprengen hinüber; geputzte Herren und Damen, Arbeiter, Matrosen und Bettler mischen sich bunt durcheinander. Dort kommt eine ganz vergoldete Kutsche mit zwei stolzen milchweißen Rossen. Voran läuft mit leichten Sprüngen ein Läufer in seltsamer Tracht; auf dem Kopfe ein Baret mit rothen und gelben Federn, in der Hand einen langen Stab mit großen silbernen Knöpfen, dazu eine rothe Jacke, gelbe Kniehosen, weiße Strümpfe und Schuhe — das Königspaar sitzt in der Kutsche. Auf der Ostseite des Platzes liegt ein schöner breiter, auf jeder Seite von einer Straße eingefaßter Kanal, gefüllt von Schiffen und Wimpeln aller Nationen, und dies Leben, diese Thätigkeit! Das Rollen der schwerbeladenen Wagen, der Ruf der Packenträger und Karrenschieber, das Dioh der Matrosen, die eilenden Mäkler und Handlungsdiener — das ist Nyhavn (Neuhafen). Daran schließt sich auf der entgegengesetzten Seite die Gothersstraße und bildet mit Neuhafen eine schnurgerade Linie von einer Viertelstunde, welche die Stadt in ihrer ganzen Breite durchschneidet und dieselbe in zwei Hälften theilt, in die nördliche und in die südliche. Auf der nördlichen Hälfte liegt hier nach Abend zu das Schloß Rosenburg mit

*) Siehe hinten den Plan von Kopenhagen.

einem großen Garten, der allen Spaziergängern zu jeder Zeit offen steht.

Etwas nordöstlich vom Rosenburger Garten bemerken wir die Nyboder, d. i. Neuen-Buden, eine Menge parallel neben einander laufender Straßen, die von lauter einstöckigen gleich hohen Häusern gebildet werden, so daß die 5 bis 600 Schritt langen Reihen unter Einem Dache zu stehen scheinen. Diese Straßen sind breit und hell. Hier hat das wogende Getreibe einer volkreichen Stadt aufgehört: das Rasseln der Wagen, der Hufschlag der Pferde, das Schreien der Verkäufer. Vor den Thüren sitzen Weiber und Kinder in friedlicher Ruhe; sicher und ungestört treiben diese ihr Spiel auf der Straße, die zum Theil ganz mit Flachs bedeckt ist, der hier trocknet, um demnächst von fleißiger Frauenhand gesponnen zu werden. Tausende von Menschen Einer Klasse, Eines Standes leben hier für sich, alte Sitte, alte Gesinnung bewahrend, und seit Jahrhunderten die Kraft entwickelnd, worauf Dänemark's Stolz beruht — es ist das Stadtviertel für die See-Mannschaft. Es bildet eine Stadt für sich, in der 10,000 Menschen wohnen können. Diese Stadt wurde auf Kosten der Krone gebaut und gegen eine geringe Miethe finden hier die Matrosen, ja sogar Officiere, bequeme und gesunde Wohnungen. Die Namen dieser Neubuden-Straßen sind aus der Einbildungskraft eines Matrosen entnommen, als Hoffnungslänge, Delphinstraße, Elephant-, Kameel-, Krokodil-, Tiger-, Stachelschwein-, Wolf-, Bären-, Rosen-, Nelken-, Krausemünz-Straße.

Jetzt wandern wir wieder nach Mitternacht zu und betrachten die am äußersten Ende der Stadt gelegene Citadelle Friedrichshafen mit reizenden Spaziergängen auf ihren Wällen, die sogenannte »Lange Linie«, ein Weg am Fuße der Festungswerke längs dem Meeresstrande. Herrlich sind die Aussichten von den fünf verschiedenen Bastionen der Citadelle. Dort, nach Nordwesten, sieht man Seelands Küsten mit grünen Hainen, blumigen Auen und weißen Landhäusern. Hier hat man den ganzen Sund vor sich, am Horizont die schwedische Küste; in der Ferne die Insel Hveen, wo der berühmte Stern-

kundige Tycho de Brahe auf dem Schlosse Uranienburg wohnte*); die Dreikronen-Batterie, die sich steil aus dem Meere erhebt; näher erscheint der Hafen — die Zollbude genannt — mit seinen ankernden Schiffen und seinem Mastenwald; mehr östlich an der Seite der Insel Amager fällt das stattliche Linienschiff in's Auge, welches die Kronprinzessin gebracht, und die eben erst von den Küsten Peru's und den Mündungen des Plata-Stromes zurückgekehrte Fregatte Bellona, während auf der blauen Wasserstraße des Sundes bald ein stolzer Dreimaster mit schimmernd weißen Segeln, bald ein schlanker Kutter, gleich einem Schwan vorüberzieht.

Jetzt streifen wir eine Strecke auf der Königsstraße hinab, die ihrem Namen keine Schande macht. Was ist denn das für eine herrliche Ruine? Ja, leider eine Ruine — ein unvollendetes Bauwerk. Im Jahre 1749 wurde mit dem Bau einer großen Kirche angefangen, die ganz in Marmor aufgeführt werden und den Namen Friedrichskirche führen sollte. Hunderttausende waren schon daran verwandt, als man merkte, daß der Marmor schlecht sei und verwittere; auch fehlte es an Geld und man baute nicht weiter. Der Anblick dieser schönen Ruine, die man übrigens von der Breitenstraße aus sehen muß, bildet einen wunderbaren Gegensatz inmitten der sauberen, wohlerhaltenen, lebensvollen Stadt!

Oestlich von der Friedrichskirche, zwischen der Citadelle und Neuhafen befindet sich der einsame, stille Friedrichs-Platz, der von vier alterthümlichen Palästen gebildet wird und in dessen Mitte die Reiter-Bildsäule Friedrichs V. steht. Das Ganze wird die Amalienburg genannt. Hier wohnt der König und die Königin, sowie mehrere Prinzen.

Nun durchwandern wir die südliche Hälfte der Stadt. Wir wenden uns vom Königs-Neumarkt etwas südwestlich nach der Oestergade (Osterstraße), die belebteste Kopenhagens. Hier muß man sich oft mit Mühe durch das Menschengewühl hindurchwinden und erhält manchen Puff. Diese Dänen haben

*) Jetzt gehört die Insel den Schweden und an der Stelle, wo Tycho de Brahe († 1601) wohnte, steht eine kleine Kirche.

eine große Lebendigkeit; das geht immer im Sturmschritt, und dabei fegen Arme und Hände nach allen Seiten. Da stehen Zwei und sprechen mit einander. Das muß ein höchst aufregender Gegenstand sein! Wie die Hände gehen, wie die Füße sich in immer schnellerem Wechsel heben! Da bekommt der Eine einen Stoß, da der Andere; sie fliegen aneinander mit tausend Entschuldigungen; doch sie lassen sich nicht stören. Welche Beweglichkeit in den klugen Zügen! Und der Gegenstand dieses Gespräches? Ja, der mag für uns kaum der Rede werth sein. Aber der Däne ergreift auch die geringfügigsten Gegenstände mit einer oft unglaublichen Lebendigkeit; im leicht auflodernden Feuer seiner Einbildungskraft hebt sich jeder Gegenstand; seine geistige Regsamkeit findet in Allem reichen Stoff zur Unterhaltung.

In der Osterstraße reiht sich Bude an Bude. Eigenthümlich sind die Kellerwohnungen hier, wie in allen Straßen; jedes Haus hat eine solche. Die meisten sind Handwerkerwohnungen oder Buden. In den letztern werden fast nur Eßwaaren verkauft, die äußerst zierlich und appetitlich aufgestellt sind: Würste, Schinken und Speck im anlockenden, nach der Straße zu gewandten Durchschnitt, dazwischen Brote und Flaschen; hohe Pyramiden von Tellern mit dicker Milch oder rother Grütze*); aufgestapelter Käse aller Art; Wein- und Liqueur-Handlungen. Die Bilder an den Fensterladen und Thüren verkünden sprechend das Geschäft des Bewohners, als: eine Mühle mit einem Wagen voller Mehlsäcke; der Weingott Bacchus, der auf einer Tonne sitzt und zecht; ein Haufen von geschlachtetem Federvieh, ein mit Erbsen angefüllter Scheffel u. s. w.

Alle Häuser dieser Straße haben mehrere, oft 5 bis 6 Stockwerke. Das ist durchgängig in Kopenhagen der Fall; daher es denn möglich ist, daß ein verhältnißmäßig kleiner Raum mit etwa 5000 Häusern eine Volksmenge von mehr als 120,000

*) Mit Recht ein Lieblingsgericht der Dänen. Es ist ein steifer Reismehlbrei in Johannisbeerensaft gekocht, und wird mit süßer Milch genossen. Der Däne schwankt zwischen diesem Gerichte und Aepfelbrei mit Schafmilch (Aeblegröd med Faaremelk).

Menschen birgt; jedes Haus wird also durchschnittlich von 24 Menschen bewohnt. Rechnet man die Schlösser, Paläste und öffentlichen Gebäude ab, so kann man sich denken, wie Viele unter manchem Dache wohnen. Es giebt Häuser, in denen mehr als 16 Familien wohnen.

Am Ende der Osterstraße kommt uns im raschen Trabe eine Schnellpost entgegen, mit vier mächtigen, vom Bock gefahrenen Pferden bespannt; sie biegt in den großen Hof des Posthauses ein. Jeden Fremden werden die schönen Postwagen überraschen, die Seeland nach allen Richtungen durchkreuzen. Der schön lackirte Wagen befördert 12 Personen und ist in seinem Innern mit allen möglichen Bequemlichkeiten eingerichtet; der Postillon in rother Jacke, gelbledernen Hosen und großen Stiefeln, verräth die größte Sauberkeit und die prächtigen Pferde haben ein Geschirr, dessen sich kein Edelmann zu schämen braucht. Außer den Schnellposten hat man auch noch eine Menge sogenannter Dagvogne (Tageswagen), das sind offene, mit 4 bis 5 Stühlen versehene und ganz auf Druckfedern ruhende Wagen, die ebenfalls sehr bequem eingerichtet und gut bespannt sind. Ueberdies sind die Chausseen ausgezeichnet, und daher *ist's bei* so trefflichem Fuhrwerk eine wahre Freude, durch Seeland zu reisen.

Von der Osterstraße biegen wir rechts ein in die Kjöbmagergade, d. i. Kaufmacherstraße; denn in ihr befindet sich die Trinitatiskirche mit dem berühmten runden Thurm, den *Christian IV.* (1588—1648) erbaut hat. Eine breite, innerhalb der ungeheuer dicken Mauer sich hinaufziehende Wendel- — *nicht* Treppe, sondern — Chaussee führt hinauf bis zum flachen Dache, auf dem sich die Sternwarte befindet. Peter der Große und seine Gemahlin Katharina sind mit vier Pferden hinaufgefahren. Von oben hat man eine weite, mannigfaltige Aussicht über Stadt, Land und Meer.

Vom runden Thurm wenden wir uns nach der Südseite der Stadt und bewundern hier das mächtige Rathhaus, unstreitig das schönste und großartigste Gebäude Kopenhagens, das Meisterstück des Professor Hansen.

Wir haben jetzt Kopenhagen in seiner ganzen Länge durch-

wandert, und noch kein einziges schlechtes Haus gesehen, keinen Schmutz, keine Unsauberkeit. Die größeren Straßen sind überall an den Seiten mit Plattsteinen für die Fußgänger versehen; hin und wieder hat man diese Seitengänge auch mit Asphalt (Erdpech) bedeckt. Nirgends haben wir eine Spur von Armuth bemerkt. Alles ist wohlgekleidet und wohlgenährt; das sind die Dänen durchgängig. Stelle dir einen Mann mittlerer Größe mit vollen rothen Backen vor, im zugeknöpften Oberrocke, aus dessen Tasche ein ostindisches Taschentuch hängt; den Kopf bedeckt ein niedriger Filzhut mit breiter Krempe, die Hand spielt mit einem spanischen Rohr und in den hellen klugen Augen drückt sich nach dem guten Frühstück die vollkommenste Zufriedenheit aus — so hast du den Kopenhagener Bürger von 50 Jahren.

Vom Rathhause aus machen wir einen Spaziergang durchs Westerthor nach Friedrichsberg. Dahin führen schattige Lindenalleen; an beiden Seiten stehen Kaffeehäuser, überall Obst- und Kuchenverkäufer. Denn der Däne muß immer essen. Man begreift nicht, wo dieser unaufhörliche Appetit herkommt. Wo sich eine Menge sammelt, erscheinen sofort ein halbes Dutzend Männer oder Weiber mit Böcken und Tischplatten, und Körben mit Eß- und Trinkwaaren: flugs ist mitten auf der Straße oder auf dem Markte eine Speiseanstalt hergestellt, die guten Absatz findet. Ich habe das zu jeder Tageszeit gesehen, und im dichtesten Gedränge. Sogar beim Fackelzuge, den die Studenten dem neuvermählten Fürstenpaare brachten, mitten im quetschenden Menschengewühl fehlten diese Anstalten nicht, und Käufer, wie Verkäufer entwickelten eine wunderbare Gewandtheit. Im Theater spazieren aus hundert Taschen Butterbröte, Kuchen und Aepfel hinauf in den unermüdlichen Mund. An den öffentlichen Lustörtern sieht man die Spaziergänger auf allen Bänken mit dem Verzehren von Apfelsinen und dergl. beschäftigt.

Auf unserem Wege finden wir die Alleenreihen auf einmal durch einen großen runden Platz unterbrochen. Er ist von einer dichtgedrängten Menge angefüllt. Was ist das für ein Leben! Kein Mund schweigt. Plötzlich erschallt ein donnerndes

Hurrah, dem ein schallendes Gelächter folgt. Ein Luftballon steigt auf und in dem Schiffchen ein armer Affe. Wie der sich windet, was der für Fratzen schneidet! Der Jubel will kein Ende nehmen.

Friedrichsberg bietet wegen seiner hohen Lage auf einem Hügel einen herrlichen Blick auf Stadt und Meer. Alte Bäume und Hecken verbergen die Aussicht, bis man oben ist; dann steht man auf einmal an der jähen Senkung und hat die schönste Rundsicht zu seinen Füßen. Von dem im italienischen Styl gebauten Schlosse ist wenig zu sagen. Der umgebende Garten mit seinen weitläuftigen grünen Gehegen und dunklen Baumgängen, vor Allem aber mit der reichen Fernsicht, ist mit Recht der Lieblingsspaziergang aller Kopenhagener. Ganz tief in dem schattenvollsten, stillsten Theile und rund umgeben von dichtem Gebüsch, durch welches nur wenige Pfade führen, liegt ein Haus, an welches sich ein Garten schließt, Alles dicht und hoch umzäunt, unzugänglich für jedes ungeweihte Auge. Hier wohnt der Dichter Adam Oehlenschläger, der für die Dänen das ist, was Schiller für uns. Der König hat ihm dies Haus als lebenslängliche Wohnung überlassen, und kaum kann man sich ein heimlicheres, stilleres Plätzchen denken. Im Innern ist Alles freundlich und hell, wohl eingerichtet und behaglich; von Außen aber scheint es eine Einsiedelei, ein düsteres Gemäuer ohne Fenster and Licht, eine Art Zauberpalast, den Aladins Wunderlampe durchglühen muß, um ihn mit Feen und Schätzen zu füllen.

Wir setzen uns in einen Gesellschaftswagen — Omnibus genannt — und fahren wieder nach dem Westerthore zurück, um von hier aus unsern Weg weiter nach dem Schlosse Christiansburg fortzusetzen. Die Lage des Schlosses ist bereits oben beschrieben worden. Es ist ein mächtiges, weitläufiges Gebäude, das indeß doch keinen großartigen Eindruck macht. Mit dem Schlosse hängt unter Anderm die Bildergallerie zusammen, welche 12 große Säle einnimmt, und die Bibliothek, die aus 40,000 Bänden besteht.

Das frühere Schloß Christiansburg war freilich noch ein ganz anderes Gebäude. Dies war eines der schönsten und

größten Schlösser der Welt, welches mit einem Kostenaufwande von mehr als 6 Millionen Thaler erbaut war. Die königliche Familie nebst dem ganzen Hofstaat hatte darin geräumigen Platz. Mehrere Abtheilungen der Regierung hatten dort ihre Versammlungssäle; auch die Schloßkirche war mit darin begriffen. Mehr als 700 Menschen lebten dort unter einem Dache. Der Rittersaal war so lang und breit und hoch, daß nach einer genauen Ausmessung ein Landhaus des Grafen Bernstorff, worin er während des Sommers mit seiner Familie wohnte, darin hätte stehen können. Dies Alles wurde in wenigen Stunden von einer Feuersbrunst in Trümmer verwandelt. Es war im März des Jahres 1794. Das Feuer, das schon längere Zeit unmerklich zwischen den Decken der Zimmer fortgeglüht, brach des Nachmittags um 4 Uhr auf einmal so heftig aus, daß das Innere sogleich mit dickem Rauch und Qualm angefüllt, und man gar nicht im Stande war, den eigentlichen Herd des Verderbens ausfindig zu machen. Mehrere Personen erstickten lange vorher, ehe die Flamme ihr Zimmer erreichte. Da das Feuer wegen der dicken Mauern und des kupfernen Daches keine Luft erhielt, so durchlief es mit unglaublicher Schnelligkeit die langen und winkeligen Schloßgänge, aus denen Viele in der Betäubung keinen Ausweg finden konnten und so ein Opfer der Gluth wurden. Schon um Mitternacht stand das ganze Schloß von oben bis unten in hellen Flammen, die aus vielen hundert Fenstern mit der größten Gewalt herausfuhren — ein prachtvolles Schauspiel. Daß bei diesem schnellen Brande die meisten Kostbarkeiten der königlichen Familie gerettet und dem Kronprinzen nachher selbst von armen zerlumpten Leuten eine Menge Silber, Gold und Juwelen gebracht wurden, gab das sprechendste Zeugniß von der Liebe des Volkes zu seinem Fürsten. Unter Andern bringt ein Matrose seinem Officier ein Juwelenkästchen, das er gefunden. »Was, Hauber,« fragt ihn der Officier, »seit wann bist Du denn ein ehrlicher Kerl geworden?« »Ja, Herr Capitän, das will ich Ihnen sagen,« antwortete der Matrose, »wir haben einander versprochen, heute nicht zu stehlen.«

Am Schloßplatze liegt die ebenfalls bereits erwähnte Börse,

an der vorbei man über die Knippelsbrücke nach Christianshafen gelangt, das ist der auf der Insel Amager belegene Stadttheil. Hier ist nur der Thurm der Kirche des Erlösers zu merken, an dessen Außenseite eine Wendeltreppe bis zur Spitze zu einer Höhe von 288 Fuß führt.

So hätten wir denn unsere Stadtwanderung vollendet, die uns einigermaßen mit der äußeren Erscheinung von Kopenhagen bekannt gemacht hat.

Verlasse doch Niemand Kopenhagen, ohne die Kirchhöfe besucht zu haben. Wenn wir die Dänen wegen ihrer vielseitigen Bildung, wegen ihres feinen Geschmacks und ihres ehrenwerthen Sinnes, sowie wegen ihrer edelmüthigen Vaterlandsliebe achten müssen, so wird eine Wanderung durch ihre Kirchhöfe ihnen unsere Herzensneigung zuwenden; denn hier lernen wir die rührende Zartheit kennen, mit der sie das Andenken an ihre Lieben bewahren. Der vor dem Norderthore gelegene Assistenz-Kirchhof giebt Zeugniß davon. Da finden wir prachtvolle Bäume, frischen Rasen, Blumen in reichster Fülle, Spaziergänge nach allen Richtungen, Bänke für den Müden und Sinnenden, — Alles, was der schönste Garten bieten kann, und dennoch ist es keine Gartenanlage, kein Park; es ist und bleibt ein Friedhof, wie ein solcher seiner ganzen Erscheinung nach gerade diesem Lande angehört. In sanften Windungen zieht sich ein breiter Weg durch die ganze Länge hin, von dem wieder andere Wege nach allen Richtungen abgehen. An diesen liegen die Grabstätten zu beiden Seiten, jede ein kleiner Garten für sich, von etwa 14 bis 16 Fuß im Geviert, umgeben von einer niedrigen, scharf geschorenen Liguſtrum-Hecke. Ein kleines Thor von Gußeisen oder Holz führt hinein; in der Mitte erhebt sich ein kleiner Hügel, der mit blendend weißem Sande bedeckt und mit frischen Blumen bestreut ist. Hinter dem Hügelchen erhebt sich der Denkstein, dessen Form in der größten Mannigfaltigkeit wechselt und den einfachen Schönheitssinn der Dänen beurkundet. Um den Hügel ziehen sich Blumenbeete, auch sieht man wohl Gestelle mit den schönsten Topfgewächsen, Orangen-Bäume

mit ihren goldenen Früchten, Granaten, Myrten; und über das Ganze breiten Platanen, Akazien, Trauerweiden, Linden und Kastanien ihre schattenden Zweige aus. So reiht sich eine Grabstätte an die andere in denselben Umrissen, aber dennoch in reichster Mannigfaltigkeit, je nach der Eigenthümlichkeit Derer, die sie schmücken. Diese Einförmigkeit der Umzäunung, diese weißen Hügel, die unabänderlich an beiden Seiten sich hinziehen, geben dem Ganzen das Gepräge eines milden Ernstes. Vom Morgen bis zum Abend halten eine Menge Arbeiter in geräuschloser Thätigkeit Alles in bester Ordnung. Die Wege sind immer rein und sauber, der Sand auf den Hügeln immer weiß, die Blumen stets begossen, die Hecken stets geschoren. Dieses stille Treiben um Dich her, diese emsige Sorgfalt thun Dir unendlich wohl; sie verbreiten ein eigenes Leben über das Todtenfeld, das zu dem Tode stimmt.

Das Stadtmilitär und die Seesoldaten haben ihre eigenen Kirchhöfe. Der für die Letzteren hat aber ein besonderes Gepräge. Man glaubt anfangs in einen großen Garten einzutreten mit weiten Rasenflächen, aus denen auf großen Beeten Blumen aller Art hervorbrechen; nur hin und wieder erhebt sich auf diesem Rasen ein Denkstein. Doch wenn man weiter geht, so ziehen sich wieder jene Friedgärtchen am Wege hin, und bald erscheinen auch andere Grabstätten in freierer, willkürlicher Form. Doch ein Denkmal ist hier, vor dem auch der Fremde mit Ehrfurcht stehen bleibt. Inmitten aller dieser Ruhestätten erhebt sich ein mächtiger, mit hohen Tannen bewachsener Hügel; ein Weg windet sich um diesen Hügel durch die Tannen zur Höhe hinauf. An der einen Seite siehst Du ein Gewölbe von mächtigen Granitblöcken, auf diesem Gewölbe erhebt sich eine einfache Säule und auf jedem Steine kannst Du einen Namen lesen. Das sind die Namen der Helden, die in der Schlacht am 2. April 1801 für's Vaterland fielen. Ein ächt nordisches Grabmal! Wir geben hier in kurzen Umrissen die Schilderung dieser Schlacht und ihre Ursachen.

Nach dem Ausbruch der französischen Revolution führte bekanntlich England im Bündniß mit vielen anderen Mächten einen Krieg gegen Frankreich. Während dieses allgemeinen

Krieges hielt sich Dänemark neutral. Dadurch bekam sein Handel einen mächtigen Aufschwung, insofern die dänischen Schiffe unter neutraler Flagge in den Ländern der kriegführenden Mächte mit Waaren von Hafen zu Hafen segeln konnten. Nur auf eigentliche Kriegsbedürfnisse, wie Gewehre, Kugeln, Pulver, Kanonen u. s. w. durfte sich der Handel nicht erstrecken. Wenn ein Schiff dergleichen Gegenstände also etwa in einen französischen Hafen hätte bringen wollen, so hatten die Engländer das Recht, Schiff und Ladung wegzunehmen. Auch war es nicht erlaubt, in einen von hinreichender Stärke versperrten Hafen einzudringen. Im Uebrigen aber galt der Satz: frei Schiff, freie Ladung, d. h. die Ladung neutraler Schiffe darf von keiner kriegführenden Parthei angetastet werden. So brachten es die Bestimmungen der Billigkeit und des Völkerrechtes mit sich. England allein, welches mit immer wachsender Uebermacht den Dreizack im Bereich der Meere führte, verletzte diese Bestimmungen schon während des nordamerikanischen Freiheitskrieges, indem es neutrale Schiffe, wenn sie irgend eine Ladung für feindliche Häfen am Bord hatten, wegnahm. Daher kam bereits im Jahre 1780 zwischen Dänemark, Schweden und Rußland ein Bündniß zu Stande, wornach diese Mächte sich verpflichteten, mit vereinigten Kräften die Sicherheit des neutralen Handels zu schützen, und den Satz, daß ein freies Schiff auch freie Ladung führen dürfe, aufrecht zu erhalten. Dies Bündniß nennt man die bewaffnete Neutralitäts-Acte.

Dieses Bündniß, dem später auch Preußen, Oesterreich und Portugal beitraten, blieb nicht ohne Wirkung. Aber in dem oben erwähnten jüngst ausgebrochenen Kriege mit Frankreich erlaubte sich England neue verletzende Gewaltthätigkeiten. Um nämlich die junge, ihm feindselige Republik auszuhungern, wollte es, außer den eigentlichen Kriegsbedürfnissen, auch Korn, Mehl, Fettwaaren und andere Lebensmittel, welche gerade einen Hauptgegenstand des dänischen Handels ausmachten, als Contrebande betrachtet wissen. Die Häfen ganzer Küsten wurden zu dem Ende auf dem Papier für gesperrt erklärt, wiewohl bei weitem keine hinreichende Macht vorhanden war, die Blokade aufrecht zu erhalten, und die englischen sogenannten Admiralitäts-Ge-

richte verfuhren mit der größten Willkür sowohl bei Verurtheilung, als Freisprechung der aufgebrachten Schiffe. Dies gab Veranlassung zu einem Bündniß zwischen Dänemark und Schweden im Jahre 1794, wonach beide Mächte sich verpflichteten, jede eine Flotte von 8 Linienschiffen nebst einer entsprechenden Anzahl Fregatten in See zu halten, welche in der Nord- und Ostsee kreuzen und den nordischen neutralen Handel gegen die Uebergriffe der Engländer schützen sollten. Indeß anstatt eine vereinigte Flotte in See zu halten, fing die dänische Regierung schon im folgenden Jahre an, die Handelsfahrzeuge durch Kriegsschiffe begleiten zu lassen, welche dieselben gegen Belästigungen sicher stellen sollten. Diese falsch berechnete Maßregel brachte alsbald Reibungen hervor. Am Ende des Jahres 1799 traf die dänische Fregatte Havfruen, welche unter dem Oberbefehl des Capitains van Dockum mehrere Handelsschiffe führte, in der Nähe von Gibraltar mit drei englischen Fregatten zusammen, welche die Handelsschiffe zu durchsuchen verlangten. Van Dockum schlug dies ab, und als jene Miene machten, Gewalt zu gebrauchen, so ließ er Feuer geben, wodurch Einer von der englischen Mannschaft tödtlich verwundet wurde. Beide Theile trennten sich indeß, ohne daß es zu weiterem Kampfe kam. Während die Regierungen beider Theile darüber Noten wechselten, wurde die dänische Fregatte Freja, welche unter Capitain Krabbe eine Handelsflotte nach dem mittelländischen Meere begleitete, am Eingange der Straße von Calais von einem englischen Geschwader angehalten, das aus vier Fregatten, einer Brigg und einem Bugger bestand. Die Engländer verlangten, die Schiffe zu durchsuchen, und als Capitain Krabbe erklärte, daß er dieselben mit seinen Kanonen beschützen werde, begannen die englischen Schiffe den Angriff. Nachdem die Freja den ungleichen Kampf eine ganze Stunde hindurch ausgehalten, ergab sie sich sammt den Handelsschiffen. Dies Ereigniß veranlaßte die ernsthaftesten Unterhandlungen zwischen den Höfen von Kopenhagen und London.

Der russische Kaiser Paul war über das gewaltsame Verfahren Englands sehr ungehalten und legte sogar Beschlag auf alle englischen Waaren und Schiffe, die sich in Rußland befan-

den. Schweden, das denſelben Kränkungen, wie Dänemark, ausgeſetzt geweſen, ergriff den Vorſchlag des Kaiſers zu einem neuen Neutralitätstractat, welcher am 20. Decbr. zu Petersburg auf Grund des früheren von 1780 geſchloſſen wurde, mit dem Zuſatz, daß, wenn Handelsfahrzeuge von Kriegsſchiffen begleitet würden, die erſteren, auf die Erklärung des commandirenden Officiers, es ſei keine Contrebande an Bord, von aller Durchſuchung frei bleiben ſollten. Preußen trat dieſem Bündniß ſofort bei. Dänemark, welches nicht gleich mit England brechen wollte, zögerte Anfangs; als Rußland nun aber eine drohende Stellung gegen Dänemark annahm, unterzeichnete der Hof von Kopenhagen, um nicht zwiſchen zwei Feuer zu gerathen, den Tractat. In Folge dieſer Unterzeichnung begann England ſogleich die Feindſeligkeiten, indem es däniſche, ſchwediſche und ruſſiſche Schiffe mit Beſchlag belegte, auch, noch ehe der Krieg einmal erklärt war, Befehl gab, die däniſchen Inſeln in Weſtindien zu beſetzen; Preußen, von dem die Beſetzung Hannovers zu befürchten war, wurde in ſeinem Handel auf keine Weiſe gekränkt. Dagegen hatte man es vor allen Dingen auf Dänemark abgeſehen. Unter dem Commando Parkers, als Oberanführers, und Nelſons, des berühmten Siegers von Abukir, lief am 12. März 1801 eine engliſche Flotte von Jarmouth aus. Es waren 20 Linienſchiffe, eine große Menge Fregatten, Briggs, Kutter, Brander, im Ganzen 51 Segel. Am 23. März zeigte ſich die Flotte vor dem Sunde, verweilte hier aber mehrere Tage in Erwartung eines günſtigen Windes, um ohne Gefahr an der Feſtung Kronburg vorüberſegeln zu können. Am Abend des 29. März erhob ſich endlich ein nordweſtlicher Wind, und am Morgen des folgenden Tages ſegelte die ganze Flotte, von Strom und Wind begünſtigt, in den Sund. Sie wurde von Kronburg aus lebhaft beſchoſſen, die Kugeln reichten aber nicht, weil ſie ſich dicht an die ſchwediſche Küſte hielt. Hier waren nämlich durchaus keine Vertheidigungsanſtalten getroffen, und es geſchah kein einziger Schuß. Auch ſpäter nahm Schweden keinen wirkſamen Antheil am Kriege. Die feindliche Flotte legte ſich nun zwiſchen der Inſel Hveen und Kopenhagen in einer weit ausgeſtreckten Linie vor Anker, ſo daß die ſüdlichſten

Schiffe nur etwa eine Meile von der Hauptstadt Dänemarks entfernt lagen. Hier war man inzwischen schon seit einigen Monaten damit beschäftigt gewesen, die Flotte auszurüsten, von welcher 16 Linienschiffe, mehrere Fregatten und kleinere Fahrzeuge in segelfertigen Stand gesetzt werden sollten. Wäre es aber auch möglich gewesen, vor Ankunft der Engländer mit der Ausrüstung fertig zu werden, so würde sie doch aus Mangel an Mannschaft nicht haben auslaufen können; denn der größte Theil des jungen Seevolks fuhr auf fernen Meeren in friedlichen Geschäften des Handels, und hatte noch nicht zur Vertheidigung des Vaterlands zurückberufen werden können. Man war daher darauf bedacht gewesen, den Angriff des Feindes durch andere Mittel abzuhalten. Der Seeseite der Stadt entlang legte man eine Reihe Schiffe, größtentheils alte Orlogsschiffe, die nicht länger zum Dienste in der Flotte tauglich waren, ohne Maste und Segel, und deren oberstes Deck weggenommen worden war. Diese Schiffsrumpfe, oder Blockschiffe, wie man sie nennt, wurden in so weiter Entfernung von der Stadt ausgelegt, daß sie diese und zugleich die Flotte und die Arsenale gegen die Kanonen und Bomben der Feinde schützten. Die dänischen Schiffe bildeten eine nördliche und eine südliche Vertheidigungslinie. Die südliche Vertheidigungslinie hatte ihre Stellung zwischen Kopenhagen und der etwas nordöstlich davon gelegenen Insel Saltholm. Hier lagen acht Blockschiffe, auf dem einen Flügel der Indfödsret, auf dem andern der Prövesteen; zwischen diesen acht unbeweglich vor vier Ankern liegenden größeren Schiffen waren verschiedene Fregatten, einige Prahme (flache Schiffe) und eine Flottenbatterie aufgestellt. Die größeren Schiffe führten 50 bis 60 Kanonen, da sie aber unbeweglich waren, so konnte nur die Hälfte der Kanonen zur Erwiederung des feindlichen Feuers gebraucht werden. Die nördliche Vertheidigungslinie, die an dem spätern Kampfe keinen Theil nahm, wurde auf dem einen Flügel von der Batterie Dreikronen, auf dem andern von der Citadelle gedeckt, und bestand aus zwei Blockschiffen, Mars und Elephant, sowie aus einer beweglichen Flottenabtheilung von zwei Linienschiffen, einer Fregatte und einer Brigg. Diese bewegliche Abtheilung nebst

12 Kanonenböten stand unter dem Befehle Steen Bille's. Die ganze unbewegliche Linie von der Batterie Dreikronen bis zur Insel Saltholm befehligte Olfert Fischer.

Sobald es in Kopenhagen bekannt wurde, daß die englische Flotte im Sunde sei, hörten alle Geschäfte auf; jeder waffenfähige Mann bereitete sich zum Kampfe für's Vaterland. Der Generalmarsch ward geschlagen und rief Bürger und Militair an ihre Sammelplätze, von wo sie nach den ihnen angewiesenen Posten auf Amager, Christianshafen, Nyholm und Langelinie an der Citadelle zogen. Die Studenten traten zu einem eigenen Corps Freiwilliger zusammen. Ueberall herrschte die größte Begeisterung. Auf geschehene Aufforderung zur Bemannung der Blockschiffe meldeten sich Tausende. Diese Leute bestanden aus Bauern, Handwerkern und Arbeitsleuten, die mit dem Seedienste und dem Gebrauche der Kanonen völlig unbekannt waren; aber der rege Eifer und die unabläſſige Uebung einiger Tage verschaffte der Mannschaft eine Fertigkeit und Gewandtheit, wie sie sonst erst nach langem Unterrichte erworben wird.

In einem am Bord der englischen Flotte gehaltenen Kriegsrathe stimmte Nelson für einen Angriff auf die schwächere südliche Vertheidigungslinie, da ein Angriff auf die nördliche Linie, nach seinem Ausdrucke, so gut sei, als »den Stier bei den Hörnern fassen«, was unfehlbar eine völlige Vernichtung mehrerer Schiffe zur Folge haben würde. Diese Ansicht ging durch. Am 1. April lichtete die ganze englische Flotte die Anker. Nelson ankerte mit dem größeren Theile in der Dämmerung, kaum eine halbe Meile von den südlichsten dänischen Blockschiffen; Parker kreuzte fortwährend zwischen der Insel Hveen und Dreikronen, um den nördlichen Theil der Vertheidigungslinie zu bedrohen. Am Morgen des grünen Donnerstages gegen 10 Uhr setzte sich Nelsons Flotte in Bewegung. Das Orlogsschiff Edgar ging an der Spitze der englischen Linie und wurde, als es den Prövesteen vorbeikam, mit einer glatten Lage und einem donnernden Hurrah empfangen. Es war 5 Minuten nach 10 Uhr, als das Feuer eröffnet wurde, und vor Ablauf einer halben Stunde war der Kampf allgemein. Da die Engländer über die Bewegung ihrer Schiffe gebieten konnten, so benutzten sie

dies zu einem theilweisen Angriffe, indem zwei oder mehrere Schiffe sich um ein feindliches legten, und so lange kämpften, bis ihre Gegner vernichtet, oder sie selbst vom Kampf ermattet waren, wo dann frische Schiffe kamen und sie ablösten. Längs ihrer Linie lief ein Theil Fregatten und Briggs, die ihr Feuer überall anbrachten, wo sich eine Oeffnung zeigte, so daß sie den Feind von vorn und hinten beschossen. Die dänischen Schiffe, welche unbeweglich wie die Mauern da lagen, mußten sich jede auch noch so große Uebermacht gefallen lassen. Der Prövesteen kämpfte mit zwei großen Linienschiffen, Russel von 74 und Polyphemus von 64 Kanonen, und mußte zugleich eine Viertelstunde hindurch das Feuer von dem Schiffe des Contreadmirals Grave aushalten, außerdem lag während des ganzen Treffens vor ihm eine Fregatte von 40 und eine Brigg von 18 Kanonen und beschossen das Blockschiff mit Kartätschen von vorn herein, der ganzen Länge nach. Der Prövesteen führte 56 Kanonen, konnte jedoch nur mit der Hälfte, also mit 28, das Feuer von 186 feindlichen Kanonen beantworten. Gegen diese ungeheure Uebermacht schlug sich Lassen und sein tapferer Nächstcommandirender Michael Bille 5 Stunden lang mit beispiellosem Muthe. Drei Mal brach Feuer auf dem Schiffe aus, drei Mal wurde der Wimpel niedergeschossen; das Feuer wurde aber gelöscht und der Wimpel wieder aufgezogen. Das Schiff war so alt und verdorben, daß man schon früher angefangen hatte, es in Stücke zu hauen, als die Vertheidigung der Rhede es nöthig machte, den halben Ueberrest, der noch über Wasser war, hinauszulegen. Die Mannschaft hatte fast keine Brustwehr, noch Schutz; sie stand da, wie auf freiem Felde, ohne weichen zu können; dennoch entfiel diesen Helden der Muth nicht. Am Ende waren von einer Besatzung von 515 Mann nur 10 Unverwundete übrig. Nelson hatte geäußert, er hoffe mit den ihm zunächst liegenden Blockschiffen bald fertig zu werden, um dann die übrigen mit vereinter Macht angreifen zu können. Als der Kampf einige Stunden gedauert hatte, machte einer seiner Officiere eine Bemerkung über die Hartnäckigkeit desselben, worauf Nelson erwiederte: »Ja, wir werden wohl einige Stunden zulegen müssen; diese Leute schlagen sich gar zu

tapfer.« Der Danebrog, auf dem der Commandeur Fiſcher ſeine Flagge aufgezogen, wurde von mehreren Linienſchiffen beſchoſſen, unter andern vom Glatton, welcher mit Brandſachen ſchoß. Dadurch kam das Schiff um 11½ Uhr in Brand, und Fiſcher verlegte ſeine Flagge auf das Blockſchiff Holſteen, um von dieſem aus die Schlacht zu leiten. Capitain Braun aber ſetzte unverzagt den Kampf auf dem brennenden Danebrog fort, bis eine feindliche Kugel ihm die rechte Hand wegriß, worauf Capitain Lemming das Commando übernahm. Das Schiff brannte, fuhr aber fort zu ſchlagen, da ein Theil der Mannſchaft ſich mit Löſchen beſchäftigte, während die Andern dem Feinde Schuß für Schuß wiedergaben. Das erſte Mal wurde man des Feuers Herr, aber es brach von Neuem aus, und nahm ſo überhand, daß das Schiff kurz nach der Schlacht in die Luft flog. Der Tod hatte am Bord nicht weniger gewüthet, als die Flamme: von 336 Mann waren 270 todt oder verwundet, und die noch Lebenden wurden mit vieler Mühe von herbeieilenden däniſchen und engliſchen Böten aus dem brennenden Wrack gerettet. — Nach und nach zog ſich der Kampf mehr nach dem Indföbsret zu, der auf der Spitze des andern Flügels lag. Er wurde von 5 Fregatten und 2 Brandern angegriffen und bald unter dem ſchrecklichſten Feuer in ein Wrack verwandelt.

Die Schlacht hatte inzwiſchen ununterbrochen bis 1 Uhr fortgedauert. Da fing Parker, der nach einem dreiſtündigen Kampfe kein Nachlaſſen im Feuer der Dänen bemerken konnte, an, an einem glücklichen Ausgang zu verzweifeln und für Nelſon's Schiffe, die offenbar ſehr gelitten haben mußten, beſorgt zu werden. Er gab daher das Signal, den Kampf abzubrechen und ſich zurückzuziehen. Nelſon ging gerade in der größten Hitze des Streites auf dem Verdecke auf und nieder. Eine Kugel traf den Hauptmaſt und warf die Splitter umher, worauf er lächelnd gegen einen ſeiner Officiere bemerkte: »Das iſt ein heißer Kampf, und in einem Augenblicke kann dies der letzte Lebenstag für uns Alle werden. Glaubt mir aber,« fuhr er fort, »nicht um Alles in der Welt möchte ich an einem andern Orte ſein.« Da kam ein Officier zu ihm und meldete, daß

Parker Signal gegeben, die Schlacht abzubrechen. Er fuhr fort, hin und her auf dem Verdeck zu gehen, und that als hörte er es nicht. Der Officier wiederholte daher ſeine Meldung, und fragte, ob er das Signal wiedergeben ſollte, worauf Nelſon mit »Nein!« antwortete. Darauf ſetzte er ſeinen Gang fort, indem er den Stumpf ſeines abgeſchoſſenen Armes auf eine Weiſe ſchwang, die bei ihm immer ein Zeichen heftiger innerer Bewegung war. »Die Schlacht abbrechen!« wiederholte er ein paar Mal, »ich will verdammt ſein, wenn ich es thue!« »Ich habe nur ein Auge,« fuhr er fort, indem er ſich zu einem der Officiere wandte, »ich darf daher wohl mitunter blind ſein.« Er nahm darauf ein Fernglas und ſetzte es vor das blinde Auge, indem er rief: »Ich kann wirklich das Signal nicht ſehen!« Gleich darauf brach er aus: »Verdammtes Signal! Laßt das meinige zum Kampfe fortwehen! So beantworte ich ſolche Signale! Heftet das meinige mit Nägeln an den Maſt!« — Die Schlacht dauerte daher auf der ſüdlichen Seite fort. Auf der nördlichen Seite der Vertheidigungslinie hatte ſich eine Abtheilung der engliſchen Schiffe, die von Kapitän Rion auf der Fregatte Amazone befehligt wurde, der Batterie Dreikronen genähert, war aber von dieſer übel zugerichtet worden und zog ſich zurück, ſobald das Signal bemerkt wurde. Die Amazone hatte lange in Rauch gehüllt gekämpft, als Rion ſeinen Leuten befahl, mit dem Feuer inne zu halten und den Rauch verziehen zu laſſen, damit er ſähe, wie die Sachen ſtänden. Hierdurch bekam man ſie aber von der Batterie aus erſt recht zu Geſichte und richtete die Kanonen auf ſie mit furchtbarer Wirkung. »Was wird Nelſon von uns denken!« rief Rion ſchmerzlich aus, indem er ſich wider Willen zurückzog. Er war durch einen Splitter am Kopfe verwundet worden, und ſaß, ſeine Leute ermunternd, auf einer Kanone, als ſein Schreiber, gerade in dem Augenblicke, wo die Fregatte der Batterie das Hintertheil zuwendete, an ſeiner Seite getödtet wurde; ein zweiter Schuß riß gleich darauf mehrere Seeſoldaten fort. »Wohlan denn, Kinder,« rief er aus, »laßt uns Alle zuſammen ſterben!«. Dies waren ſeine letzten Worte; denn in demſelben Augenblicke riß ihn eine Kugel mitten durch. Auf dieſen Officier legten die Engländer

einen so großen Werth, daß, nach ihrer eigenen Erklärung, der Verlust keines Andern, es sei denn Nelson, ihnen so schmerzlich gewesen sein würde.

Um 1½ Uhr war der Prahm Nyborg so zerschossen, daß er seine Taue kappen und sich zurückziehen mußte. Unterwegs nahm er den nicht weniger übel zugerichteten Prahm Aggerhuus in's Schlepptau und brachte ihn bis auf die Rhede, wo das Schiff später sank. Nyborg selbst arbeitete sich bis zur Zollbude hinein, wo er augenblicklich sank. Die zahlreich an der Zollbude versammelten Zuschauer hatten hier eine Anschauung von der furchtbaren Wirkung des Kampfes. Das Bugspriet war weggeschossen; von den Masten stand nur noch ein Stück des Vordermastes; die Cajüte war ganz eingestoßen, Tauwerk und Segel hingen in zahllosen Fetzen; die Wände waren wie ein Sieb von Kugeln durchlöchert und zersplittert; von den 20 Kanonen war nur eine einzige im brauchbaren Zustand; das Verdeck war mit Leichnamen und abgerissenen Gliedern angefüllt. Nyborg und Aggerhuus hatten zwischen den Blockschiffen Själlard und Wagrien gelegen; diese wurden daher jetzt so entblößt, daß sich englische Schiffe zwischen sie legen und sie von vorn und hinten beschießen konnten, und zwar ohne Gefahr, da man in dieser Richtung das Feuer nicht erwiedern konnte. Ungefähr um 2 Uhr wurden die Taue des Själlard durchgeschossen, und das Schiff trieb darauf unter Dreikronen. Dies Unglück war um so mehr zu beklagen, als es das beste Schiff in der südlichen Vertheidigungslinie war, und noch lange guten Dienst hätte leisten können. Zu gleicher Zeit sah sich der Commandeur Fischer gezwungen, den Holsteen zu verlassen und sich auf die Batterie Dreikronen zu begeben, um von da aus den Kampf fortzusetzen. Der siebenzehnjährige Willemoer führte eine Flottenbatterie von 24 Kanonen, mit der er sich dicht unter des Admirals Nelson eignes Schiff gelegt hatte, dem er mehrere Grundschüsse beibrachte, und fuhr mit seinem wohlgerichteten Feuer bis gegen 2 Uhr fort, trotz aller Bestrebungen Nelsons, den beschwerlichen Nachbar los zu werden. Ungeachtet diese Flottenbatterie keine Segel führte, wurde sie doch durch ausgezeichnete Kühnheit und Geistesgegenwart des

jungen Willemoer gerettet. Als nämlich ein weiterer Widerstand ohne Nutzen war, kappte er seine Anker und zog die Flottenbatterie mit Hülfe der Strömung hinein auf den Grund, während zugleich der Theil der Mannschaft, der nicht mit der Arbeit beschäftigt war, durch fortgesetztes Feuern den Feind in gehöriger Entfernung hielt. So ward später das Fahrzeug wohlbehalten unter Dreikronen gebracht. Nelson, der selbst Zeuge dieser Thaten gewesen war, äußerte nach der Schlacht den Wunsch, den jungen Helden persönlich kennen zu lernen, der ihm auch vorgestellt wurde; er prophezeihete demselben eine glänzende Laufbahn.

Das dänische Feuer begann nun nachzulassen und hörte allmählig auf der südlichen Seite ganz auf. Die Blockschiffe waren völlig in Wracks verwandelt, auf den meisten war der dritte Mann, auf einigen die Hälfte oder noch mehr von der Mannschaft todt oder verwundet; die Kanonen waren überall bis auf eine oder zwei unbrauchbar geworden. Lassen auf dem Prövesteen schwamm nach fünfstündigem Kampfe mit 8 seiner Leute an's Land. Der heldenmüthige Michael Bille blieb auf dem tausendfach durchlöcherten Wrack zurück, um für die Verwundeten zu sorgen, die Kanonen nach der Landseite zu vernageln und das Pulver über Bord zu werfen. Die übrigen hier befindlichen Blockschiffe waren schon etwas früher kampfunfähig gemacht. So wie aber das Feuer auf der südlichen Seite nachließ, nahm es auf der nördlichen Vertheidigungslinie zu, wo die Batterien auf Nyholm und Dreikronen gegen die aufkommenden englischen Schiffe zu spielen begannen. Diese vermochten nach einem hartnäckigen Kampfe von 4 bis 5 Stunden nicht, das neue Feuer gehörig zu erwiedern. In der letzten Stunde der Schlacht hatte ihr Feuer sichtlich abgenommen. Nelsons eignes Schiff schoß nur mit einzelnen Kanonen; ein paar andere strichen ihre Flagge, zogen sie aber wieder auf, da sie Verstärkung erhielten. Mehrere andere von den größten Kriegsschiffen des Feindes waren im allertraurigsten Zustande. Auf Ardent zählte man nach der Schlacht 75 Schüsse im Rumpf; das Bugspriet war weggeschossen, die Masten wankten und die ganze Takelage hing in Fetzen. Der Monarch hatte 26 Grund-

ſchüſſe erhalten, und die Maſten waren ſo von Kugeln durchbohrt, daß, nach der Engländer eigener Erklärung, der geringſte Windſtoß ſie Alle über Bord geworfen haben würde. Iſis war in demſelben Zuſtande. Um aber die Verlegenheit Nelſons vollkommen zu machen, trieben drei ſeiner ſchwerſten Linienſchiffe, Ganges, Monarch und Defiance, jedes von 74 Kanonen, hinunter vor die Batterie Dreikronen, welche ſie mit furchtbarer Wirkung der Länge nach zu beſchießen anfing. Ganges und Monarch waren aufeinandergeſtoßen und Defiance auf den Grund gerathen, wodurch ihre Stellung noch mißlicher wurde. Dies war ein entſcheidender Augenblick. Der Ausfall des Tages ſtand auf dem Spiele. Nelſon faßte indeß ſchnell einen Entſchluß. Er ſtieg in die Cajüte hinab, und ſchrieb einen Brief, daß er, wenn das Feuer von Dreikronen und der Landbatterie fortführe, ſich gezwungen ſehen würde, alle Schiffe, die in ſeiner Gewalt wären, zu verbrennen, ohne die Mannſchaft derſelben retten zu können. Dies war eine Drohung, die allem ehrlichen Kriegsgebrauch zuwider lief, und man konnte nicht glauben, daß Nelſon ſeinen Ruhm mit der barbariſchen Verbrennung wehrloſer Gefangener und blutender Feinde befleckt haben würde. Es war daher ſehr unwahrſcheinlich, daß der Brief von Erfolg ſein werde; doch war es immer des Verſuches werth. Das Schreiben war nicht an den oberſten Befehlshaber der däniſchen Kriegsmacht, Olfert Fiſcher, ſondern an den Kronprinzen gerichtet und wurde unter der Flagge eines Friedensboten an's Land geſchickt. Der Kronprinz, der unmöglich vom Lande aus alle Verhältniſſe überſehen konnte, ließ ſich nach einem ſo zweideutigen Brief in Unterhandlungen ein, ſtatt den Boten zu Fiſcher zu ſchicken, der allein im Stande war, die Lage der Dinge zu beurtheilen. Fiſcher erhielt zugleich Befehl, mit den Feindſeligkeiten inne zu halten, worauf das Feuer von der Batterie Dreikronen aufhörte. Es war damals ungefähr 4 Uhr Nachmittags. Nelſon wies den vom Kronprinzen zur Abſchließung eines Waffenſtillſtandes bevollmächtigten General-Adjutanten Lindholm an Parker, und benutzte die inzwiſchen gewonnenen koſtbaren Augenblicke, um die Schiffe fortzuziehen, die unter Dreikronen gerathen waren, und die übrigen Schiffe an dieſer ge-

fährlichen Batterie vorbeizuführen. Jetzt erst war es recht einleuchtend, aus welcher gefährlichen Lage er sich gezogen; denn außer Defiance stießen nun noch zwei andere Linienschiffe, Monarch und sein eigenes Schiff Elephant, ein paar Tausend Ellen von Dreikronen auf den Grund, wo sie mehrere Stunden unbeweglich standen, ungeachtet aller Versuche der Engländer, sie loszumachen. Dasselbe Schicksal hatte eine große Fregatte, und gleich Anfangs noch ein anderes Kriegsschiff. So waren am Ende der Schlacht über die Hälfte von Nelsons Schiffen entweder auf den Grund gestoßen, oder auf andere Weise außer Stande, das Feuer fortzusetzen.

Der Kampf ruhte, und die weiße Friedensflagge wehte nun da, wo eben erst Tod und Vernichtung gewüthet. Der Himmel hatte sich mit dunkeln Wolken überzogen, ward aber vom Danebrog erhellt, der in Flammen umhertrieb, bis er endlich eine Stunde nachher mit furchtbarem Knalle in die Luft flog. Die Dänen hatten etwa 400 Kanonen, Nelson dagegen 1300 bis 1400 in Thätigkeit gehabt. Der Verlust der Dänen an Mannschaft belief sich auf 1299 Todte und Verwundete, der der Feinde, nach ihrer eigenen Angabe, auf 943. Was die Engländer in dieser Schlacht gewannen, beschränkt sich größtentheils auf einige unbrauchbare Wracks.

Um die Unterhandlungen zu fördern, kam Nelson am folgenden Tage persönlich ans Land. Eine ungeheure Volksmasse empfing ihn an der Zollbude und begleitete ihn mit ruhiger und ernster Haltung auf seinem Wege nach dem Schlosse. In seinen Unterredungen mit dem Kronprinzen und den dänischen Officieren war er überaus artig und, wie es schien, von Hochachtung vor der Tapferkeit seiner Feinde durchdrungen. Er erklärte, daß er an 105 Schlachten Theil genommen, keine aber sei so furchtbar gewesen, wie diese. »Die Franzosen,« sagte er, »fechten tapfer, sie würden aber nicht eine Stunde in dem Feuer gestanden haben, welches die Dänen vier Stunden hindurch ausgehalten.« Die Unterhandlungen stießen Anfangs auf nicht wenige Schwierigkeiten. Die dänische Regierung zögerte mit dem Abschluß des Friedens in Hoffnung auf die Hülfe von Schweden und Rußland; aber die russische Flotte lag bei Reval

eingefroren, während die ſchwediſche Flotte in Unthätigkeit verharrte. Die überraſchende Nachricht von der Ermordung des Kaiſers Paul in der Nacht vom 23. auf den 24. März bewirkte endlich die Unterzeichnung eines Waffenſtillſtandes auf 14 Wochen, deſſen Hauptpunkte waren, daß Dänemark bis dahin aller wirkſamen Theilnahme an der bewaffneten Neutralität entſagte und ſeine Rüſtungen einſtellte; dagegen lieferten die Engländer ohne Löſegeld die 1700 Gefangenen aus, die ſie auf den Blockſchiffen gemacht hatten. In London, wo man die Nachricht von der Vernichtung der däniſchen Flotte und die Einäſcherung Kopenhagens erwartete, und nicht daran zweifelte, daß Dänemark gezwungen werden würde, die bewaffnete Neutralität ganz aufzugeben, war man mit dieſem Waffenſtillſtand nicht zufrieden, und John Bull fühlte ſich dadurch in ſeinem Stolze wenig geſchmeichelt.

Das däniſche Vaterland zeigte ſich dankbar gegen die Helden, die in ſeiner Vertheidigung gekämpft und geblutet. Für die Verwundeten, ſowie für die hinterbliebenen Kinder und Wittwen der Gefallenen trug man die rührendſte Sorgfalt. Am erſten Oſtertage, den 5. April, wurden die Todten mit einem unabſehbaren Leichenzug auf dem Schiffskirchhofe feierlich beſtattet. Ein Grabhügel ward nach alter nordiſcher Weiſe über den Gebeinen der Todten aufgeworfen. Von der Spitze des Hügels richtet ſich der Blick nach dem Schauplatze der Heldenſchlacht, am Fuße ſteht eine Denkſäule, die den kommenden Geſchlechtern die Thaten des 2. April 1801 verkündet und der Welt die Mannhaftigkeit des däniſchen Volkes. Die Engländer aber haben ſpäter durch das ſchreckliche Bombardement Kopenhagens, vom 2. bis 5. Sept. 1807, wobei 305 Häuſer eingeäſchert und gegen 2000 Menſchen getödtet wurden, ſowie durch die Wegnahme der däniſchen Flotte ihren Ruhm nicht vermehrt. Das ungeheure Unglück, welches das Land damals traf, ſteht mit unauslöſchlichen Zügen im Gedächtniß eines jeden Dänen. Werden die Anſtrengungen im Hafen den alten Glanz jemals zurückzaubern? Den Dänen fehlt Norwegen, das Land der Matroſen und des Schiffsholzes.

Der östliche und südöstliche Theil von Seeland ist überaus lieblich und anmuthig, und selbst das Meer nimmt den weichen Ton der Ufer an, die es bespült. Dazu stimmt ein leichtes, sorgenfreies Leben. Der fruchtbare, üppige Boden, das gesunde Klima, welches durch das umgebende Meer gemildert wird, die rührige Thätigkeit und Klugheit der Bewohner — das ist die unversiegbare Quelle einer Wohlhabenheit, die sich überall in runden vollen Wangen, in lebendigem Verkehr und trefflichem Fuhrwerk, in guter Kleidung und soliden schönen Wohnungen kund giebt. Behagen ist es recht eigentlich, was man hier im Schooße der Natur empfindet; man schmiegt sich gern und innig an ihren trauten Busen; sie gießt ein Gefühl heiterer Lust in die Seele, und man begreift es, wenn diese munteren Insulaner kein größeres Vergnügen kennen, als »at spise i det Grøne« im Grünen zu essen und zu trinken. Das ist auch wahrlich nicht zu verachten, und wenn man so eine Familiengruppe von Städtern Angesichts des Strandes und seiner grünen Ufer, unter einer schattigen Buche im Flaum des Grases gelagert, das weiße Tuch ausbreiten und aus dem gelösten Bündel den lachenden Schinken und den blinkenden Wein hervorholen sieht — man kriegt wahrhaftig Lust, daran Theil zu nehmen. Wir schnürten auch ein solches Bündel, und fort ging's auf einem riesigen Familienwagen. Wir fuhren zunächst nach dem Gute Aldershvile d. i. Altersruhe. Am Ausgange eines Buchenwaldes und am Rande eines Sees verzehrten wir gemüthlich und vergnügt unser Bündel-Frühstück. Von drüben her winkte uns Frederiksdal. Wie ließen uns in einem Boote übersetzen und stiegen unter dem Schatten der Bäume einen Hügel hinan. Jetzt öffnete sich vor uns die Aussicht, und wir standen nun überrascht vor der reizendsten Landschaft. Stelle dich mit mir auf den Hügel. Gleich vor dir im Vordergrunde bilden zu beiden Seiten zwei dunkle Tannen den Rahmen zu dem Gemälde, das sich vor dir aufrollt. Hinter ihnen dehnt sich ein weites Thal aus mit mannigfaltigem Wechsel von bunten Wiesen und wogenden Kornfeldern, dazwischen schauen weiße Landhäuser aus Gruppen von Pappeln hervor; rechts steht ein freundliches Haus auf der Spitze eines Hügels, links tritt aus

dem Walde der Buchen und Eichen ein halbverstecktes heimliches Hüttchen hervor, zu dem ein Weg in malerischer Krümmung lockend durch's Thal zieht, und über den Bäumen weg erblickst du den blauen Spiegel des Sees, begrenzt im fernen Hintergrunde von der Hügelkette, die Frederiksdal von Sorgenfrei, dem königlichen Lustschlosse, trennt.

Frederiksdal ist schön. Das Schloß gehört dem Grafen Schulin. Auf seinem Grund und Boden aber haben eine Menge Menschen sich mit den reizendsten Landhäusern angebaut und bezahlen ihm Grundzins. So ist hier eine verstreute Ansiedelung von Kopenhagenern entstanden. Die Städter erfrischen hier während der Sommermonate Herz und Sinn am Genuß der freien Natur. Dem Einem behagt die weite Aussicht da oben und er hat sich dort in der Umgebung eines Blumengartens sein Sommerparadieschen geschaffen; dem Andern gefällt es besser dort unten im Thal am See, wo er im offenen Fenster beim Geplätscher der Wellen seinen Träumen nachhängt; ein Dritter setzte sein Häuschen in den kühlen Buchenhain, wo das Bächlein murmelt oder aus der Schlucht am Hügel die Quelle rieselt: so findet Jeder in der reichen Mannigfaltigkeit der Gegend sein Genüge.

Ein Boot führte uns auf einem schilfreichen Flüßchen in einen großen See, an dessen Ufern das vom König bewohnte Lustschloß Sorgenfrei liegt, welches immer Gäste aus der Stadt in seine Gärten lockt. Ueberall, aber vorzüglich hier, habe ich die prachtvollsten Buchen gefunden, wahre Waldriesen, die groß und gewaltig ihre stolzen Häupter erheben und ihre zahllosen dicht belaubten Arme im weiten Kreise ausstrecken, Dome bildend, unter deren tausend schlanken weißen Säulen man in der rechten Waldespracht und Waldeseinsamkeit wandelt.

Von Sorgenfrei fuhren wir nach dem bis an den Sund sich erstreckenden königlichen Thiergarten. Dieser Thiergarten ist ein Wald von wohl vier Meilen im Umfange, der 1½ Meile von der Stadt beginnt. Mitten im Walde sprudelt eine Quelle, der man gewisse heilsame Wirkungen zuschreibt. In der Nähe dieser Quelle ist auf einem Hügel ein großer runder Rasenplatz, ringsum mit Bäumen eingefaßt. Hier ist

alljährlich von Johanni an sechs Wochen hindurch der lebendigste Tummelplatz. Dann reihet sich zunächst an den Bäumen Zelt an Zelt, Bude an Bude, wo mancherlei Raritäten eines Jahrmarktes zu schauen sind. Inmitten dieses Kranzes von mehr oder minder prächtigen Zelten und Buden wogt nun ein buntes Gewühl von Menschen aus allen Ständen; denn hierher drängen sich, vornehmlich Sonntags und Mittwochs, die Leute aus der Residenz, die Bewohner der kleinen Städte und die Bauern aus Seeland, um im traulichen Verein die Herrlichkeiten zu genießen. Von Kopenhagen fahren nicht allein die Omnibusse hinaus, sondern vor den Thoren halten auch Hunderte von Korb- und Stuhlwagen aus den umliegenden Ortschaften, wo die Bauern das Recht haben, Fuhrwerk zu stellen, und meist fährt man billig und schnell. Die Omnibusse, die Masse der Bauernwagen, die Equipagen aller Art, die Cabriolets und Reiter bilden oft eine fast ununterbrochene Kette von der Stadt zum Walde, aus dem ein Fideln, Trompeten und Leiern durcheinander schallt, verbunden mit dem Lärm der Verkäufer, Händler, und Fuhrleute. In Wien schreit das Volk, singt vor Lust und jauchzt in seiner Kindlichkeit. Die ernsthaften Dänen thun das nicht, sie überlassen das den Bänkelsängern und Taschenspielern. Sie selbst wollen gemüthlich genießen und schauen. Sie reiten auf dem Carousel, steigen in die hohen Schwenkeschaukeln und staunen den starken Herkules aus Frankreich an, der, als Indianer verkleidet, sich mit seiner kleinen Frau und seinem schwedischen Bajazzo auf dem Gerüst vor seiner Bude präsentirt und zum Eintritt einladet; oder die Schaulustigen lassen sich locken von dem trompetenden Eigenthümer eines Cabinets beweglicher Wachsfiguren, der abwechselnd in dänischer und deutscher Sprache schreit, daß die größten Monarchen der Welt diese Wunderwerke angestaunt und belobt hätten. Hier tritt man in das Zelt einer Riesin, dort folgt man der klugen Frau, die Alles weiß und Jeden kennt, dort lauscht man dem Gesang der Harfenistin. Hier ergötzt man sich an der wunderbaren Kunstfertigkeit von ein paar deutschen Jongleurs, während ein blondes hübsches Kind im Flitterröckchen und in fliegenden Haaren mit dem Zinnteller umherläuft; dort ergötzt man sich an den

komiſchen Sprüngen tanzender Hunde und Affen, während ein weißbärtiger Kerl um ſeine Leier eine zahlreiche Menge von Bauern und Bäuerinnen aus Seeland verſammelt. Das iſt ein ſchönes, ſtarkes Geſchlecht, dem man die rein deutſche Abkunft deutlich anſieht. Die dunkelblonden Haare und blauen Augen, die hohen Körper der Weiber und Männer, und ihre langen, friſchen Geſichter, die faſt alle eine gewiſſe Familienähnlichkeit haben in Bildung der Naſe und im ganzen Körperbau, bezeugen das unverkennbar. Die Männer in kurzen rothen oder blauen Röcken, welche bei manchen dicht mit großen Silberknöpfen beſetzt ſind; die Weiber und Mädchen in kleidſamer Tracht, alle in Hauben, welche vorn lange, weiße Spitzen haben und hinten in einen reich mit Gold geſtickten Kopf auslaufen, der meiſt von röthlicher Farbe iſt, und deſſen lange, flatternde Bänder bis auf den Rücken hinabfallen. Dazu tragen ſie weiße geſtickte Kragen um den Hals, ein anſchließendes dunkles Kleid und ein weißes Schürzchen darüber. Alle Stände finden ſich zuſammen, ohne daß irgend ein rohes, gemeines Weſen hervorträte. Der Prinz und der ſtolze Miniſter gehen neben dem Bauer mit der breitkrempigen Kopfbedeckung und neben dem Matroſen mit dem Glanzhut; die feinſte Hofdame und die reichſte Edelfrau geht neben dem Bauermädchen aus Amak und Seeland. Herren und Frauen, Bankier und Höker, Hans und Trine: Alle ſind herbeigeeilt, um zu genießen. Dazu gehört vor Allem gut eſſen und trinken; denn man lebt wohl nirgends beſſer als in und um Kopenhagen; man ſpricht aber auch wohl nirgends mehr vom Eſſen als hier, wo ein Huſarencapitain ſo gut eine Wurſt zu ſtopfen verſteht, wie ein Schlächter, und wo man der Hausfrau das Mengen des Salates gern abnimmt.

Wir fuhren in den Wald hinein. Eine prächtige Baumreihe führt zu einer Höhe, welche von dem königlichen Luſtſchloß Eremitage gekrönt wird. Dort oben weidet ſich das Auge wiederum an einer eigenthümlich ſchönen Rundſicht: am gehobenen Horizont, gleich dem ſilbergrauen Rande einer großen Opferſchale das Meer; im Mittelgrunde der dunkelgefärbte breite Waldesſaum; im engeren Kreiſe um dich herum, auf hellgrünem Raſen in maleriſchen Gruppen zerſtreut, ſchwer-

wandelndes Hornvieh, stolze Hirsche mit vielzackigem Geweih, leichtfüßige Rehe und edle Rosse friedlich bei einander. Alles im leuchtenden Sonnenschein, und dazu das frische empfängliche Herz des Reisenden! O, welche Lust ist das Reisen!

Der Weg vom Thiergarten bis zur Stadt ist wieder von eigenthümlichem Reiz. Da liegen Wald, See, fruchtbare Felder, Gärten, Landhäuser und wenige Schritte zur Seite das Meer: der blaue Oresund mit seinen zahllosen Segeln, mit Dampfschiffen, mit Barken und Booten, von denen Musik und fröhliche Stimmen erschallen. Den Hintergrund in der Ferne füllt die feste Stadt mit ihren Thürmen, hohen Wällen und Festungswerken, welche ganz mit alten schönen Bäumen besetzt sind, zwischen denen sich eine Menge holländischer Windmühlen drehen. Richtet man den Blick auf's Meer hinaus, so taucht bei hellem Wetter dem scharfen Auge wohl da und dort die fast schneeweiße schwedische Küste empor und ganz im Hintergrunde dämmern die hohen Klippen der Insel Wheen. Abends, wenn man zurückfährt und der Mond groß und blutig aus den Meereswellen und Nebeln steigt; wenn er seinen glänzenden rothen Widerschein in dem unermeßlichen Spiegel abdrückt, und aus dem tiefen Schweigen der Nacht plötzlich aus weiter, geheimnißvoller Ferne Fischergesang über die Wogen zieht; wenn die Segel ganzer Flotten weißleuchtende Flügel zu sein scheinen, welche aus dem Himmel niederflattern, oder sich darin verlieren, und an der Küste hinab die Leuchtfeuer brennen, Irrlichtern gleich, die auf und nieder hüpfen: dann möchte es wohl Wenige geben, die von solchem reichen, wahrhaft zauberhaften Schauspiel nicht ergriffen würden.

Unter den Kunstsammlungen ist das Museum der nordischen Alterthümer ausgezeichnet, das durch vielfachen Fund alter Waffen, Hausgeräthe, Lanzenspitzen und schöner Goldzierrathen bereichert wurde und in stetem Wachsen ist. Es ist vortrefflich geordnet und zeigt eine Stufenfolge der Entwickelungen aus der rohesten Zeit, wo der Feuerstein die Stelle des Eisens vertrat, bis zur Vervollkommnung dieses Metalls und der edlen Erze zu feinen Schmuckarbeiten. Ein schreckliches Alterthumsstück besitzt das Museum in einem Gewand und in einer roth-

blonden, langen Haarflechte, die unter Glas und Rahmen bewahret wird. Beides gehörte wahrſcheinlich der unglücklichen Königin Gunild, König Harald Harfagers Weib, die in Jütland als Zauberin gepfählt und in einen Sumpf verſenkt wurde, die gewöhnliche Strafe der Zauberinnen. Das Gerippe iſt vor wenigen Jahren gefunden, die Knochen ſind in geweihter Erde gebettet; Haar, Gewand und die Pfähle, mit denen Hände und Füße feſtgeklammert, und die ihr durch den Leib geſtoßen waren, dem Muſeum zugeſchickt worden. Ich kann nicht ohne eine tiefe innere Bewegung einen Gegenſtand in die Hand nehmen, an dem eine grauſenhafte oder bedeutungsvolle geſchichtliche Erinnerung klebt. Der gabelförmige Knüttel, mit dem die böſe Zauberin in den Tod geſtoßen war, flößte mir Entſetzen ein. Man muß ſich das ganze Gräßliche eines ſolchen empörenden Schauſpiels des Aberglaubens und der Roheit vergegenwärtigen: das Bitten und Geſchrei des Opfers, die Roheit der empörten Menge, die Qualen der Gemarterten und die blinde Wuth der Henker. — Jütland und die däniſchen Inſeln geben fortgeſetzt reiche Ausbeute für die Vermehrung der Sammlungen. Zahlreiche Hünenbetten ſtehen noch da als gewaltige Denkmäler grauer Vorzeit. Bald einzeln und rieſengroß, bald kleiner, aber feſt aneinander gekettet, ſtehen die runden Steinkegel mit bemooſten Häuptern oft im Schatten tauſendjähriger Eichen, einſt Grabmäler der Helden. Auf Laland ſind noch zwei ganz erhaltene Verſammlungsplätze aus dem graueſten Alterthum: ſteinerne Bänke, aufrecht ſtehende ſteinerne Pfeiler, und auf ihnen viel leſerliche Runenſchrift, die jedoch neueren Urſprungs ſein ſoll.

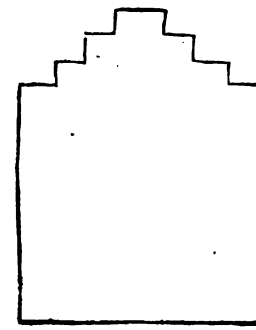
Ich machte einen Ausflug nach Rothſchild oder Roeskilde (Roe's Quelle). Schon von fernher kündigen ſich die Thürme des berühmten Domes an. Endlich iſt man in Roeskilde und findet es winkelig, wie eine ſo alte Stadt beinahe ſein muß, doch hell und ſauber, wie jedes, auch das kleinſte däniſche Städtchen. Der Dom iſt einer der ſchönſten gothiſchen, die Verhältniſſe ſehr gekünſtelt, aber ernſt, die Thürme ſchlank, die Zierrathen reich, aber edel. Der Eindruck des Innern iſt groß und mannigfaltig; zwar zerſtreuend, aber gehaltvoll. Es wechſeln Reichthum und Kunſt, Marmor, Gold und Gemälde. Hier ſind die Gräber

von mehr als zwanzig däniſchen Königen und Königinnen. Am längſten feſſelte mich Friedrichs V. Grabmal, von dem Klopſtock ſang:

Ach, hier haben ſie Dich bei Deinen Vätern begraben,
Den wir liebten, um den lange die Thräne noch fließt!
Ernſt, in Sterbegedanken umwand'le ich die Gräber und leſe
Ihren Marmor, und ſeh' Schrift wie Flammen daran!
Ach, in dem Tod entſinkt die Erdenkrone dem Haupte,
Ihren Schimmer umwölkt bald der Vergänglichkeit Hand;
Aber es giebt auf ewig die ehrenvollere Krone
Jenen entſcheidenden Tag ſeinen Vergeltungen Gott!

Aelter noch als dieſer Dom ſoll auf Fühnen die Knudskirche zu Odenſee ſein, mit dem Grabmal Kanuts des Großen.

Das Land, welches ſich im Weſten von Kopenhagen etwas hebt, behält den Reiz des lieblichen Wechſels. Zu der ſorgfältigen Bebauung des Bodens ſtimmt der ſinnige Fleiß der Menſchen. Reizend beſonders iſt das Tragen auf den Köpfen mit leichtem, anmuthigem Schritt und daneben der Strickſtrumpf zwiſchen den unermüdeten Fingern. So ſah ich ein zehnjähriges Mädchen von einem Dorfe zum andern gehen, und an ihrer Schürze führte ſie ein fünfjähriges, und zur Seite ging noch ein etwa ſiebenjähriges, ebenfalls ſtrickend. Dazu Alle nett und ſauber gekleidet. Doch ſinnig iſt dieſer Fleiß mehr als fröhlich. Ich habe nicht Eine Stimme unter dem Landvolk ſingen hören. Der Landmann auf Seeland iſt kurz gebaut, derb, trotzig; er iſt feiner und lebhafter als der Holſteiner, aber nicht heiter, wie der Gebirgsbewohner, auch nicht geſprächig, wie der Sachſe. Der blonde Jütländer dagegen iſt lang gebaut, dabei langſam, doch fleißig und verſtändig. Auffallend waren mir die häufigen Landkirchen, die ſtatt des Thurmes eine hohe Wand mit Zinnen haben, in dieſer Form:



Seeland iſt übrigens eine wahre Kornkammer. Der Lehmſand des Bodens iſt fruchtbar und überall wogen Getreidefelder auf den leiſen Hebungen und Senkungen des Bodens. Torfmoore füllen die Gründe, Weiher und kleine Seen blinken zwiſchen den Weiden, und Heerden graſen auf den Wieſen. Das ganze Gepräge des Landes zeigt, daß Däne-

mark eine Fortsetzung der großen norddeutschen Ebene ist, daher findet der Deutsche sich hier leicht heimisch. — Auf meinem Ausfluge sah ich auch die eigentlichen seeländischen Bauernhöfe. Einzeln liegen sie zwischen den dazu gehörigen Feldern, meist nachlässig aus Lehm gebaut und mit Stroh gedeckt oder Schilf, welches ein glattes, festes Dach giebt. Die Firste des Daches wird von hölzernen Klammern zusammengehalten und ist mit langen umgekehrten Rasenplatten belegt. Gewöhnlich haben sie keinen Hofraum, sondern nur eine Düngerstätte und stoßen unmittelbar an das Feld. Die Ackergeräthe sind bei gutem, lockerem Boden sehr einfach und beschränken sich gewöhnlich auf einen einfachen Pflug und eine Egge. Die seeländischen Pferde sind von mittlerer Größe und gut gebaut; ihr Hals ist nicht lang und ziemlich stark; Mähne und Schwanz schön und stark; die meisten haben dunkele Farben. Die Kühe sind ziemlich groß, aber von hagerer Gestalt; die Schafe erst zum Theil verfeinert. Pferde, Kühe und Schafe werden des Tages auf abgemäheten Klee- oder Brachfeldern angebunden.

Sanfte Weichheit und milde Heiterkeit spricht aus Seelands schwellenden Hügeln, seinen smaragdenen Wiesen, seinen üppigen Buchenwäldern; und doch zieht sich ein leiser Grundton der Wehmuth hindurch. So ist das Antlitz, so die Seele des Dänen. Betrachte nur die weichen, runden Gesichtszüge und das sanfte Feuer der Augen, dazu den zarten Rosenhauch auf den Wangen der Frauen. Man liebt die Menschen von Gemüth und schwelgt gern in edlen, zarten Empfindungen. Auch die Sprache trägt das Gepräge dieser Weichheit und sie erhält leicht einen Anstrich des Weibischen durch die Art der Rede, die gleich den Kornfeldern des Landes in beweglicher Breite dahinwogt. Denn zu den Schwächen des Dänen gehört Schwatzhaftigkeit und Kleinigkeitskrämerei; daher auch seine Sucht Anekdoten und sogenannte gute Geschichten zu erzählen. Er ist in beständiger Bewegung des Leibes wie des Mundes; man vermißt bei ihm des Mannes ernste, stolze Haltung. Er hat etwas ungemein Behagliches, es muß ihm Alles bequem sein; ein enger Rock,

eine steife Halsbinde ist ihm ein Gräuel; seine Lebendigkeit darf durch nichts gehemmt werden. Sein Herz sitzt ihm beständig auf der Zunge. Damit verknüpfen sich die Züge, vermöge welcher wir ihn achten und lieben lernen: Offenheit und Gutmüthigkeit, Ehrlichkeit, Zuverlässigkeit und Bravheit; dazu kommt ein tüchtiger, gesunder Verstand, gepaart mit leicht erregbarer Einbildungskraft. Aus diesem Quell fließt ferner der feine Tact in der Gesellschaft, Zuvorkommenheit und Gastfreiheit gegen den Fremden, guter Geschmack und tiefer Sinn für Kunst und Wissenschaft.

Im hohen Norden ist die Gastfreundschaft oft Folge der Einsamkeit; die Erscheinung eines Fremden ist ein willkommenes Ereigniß, sie unterbricht die Einförmigkeit; in Dänemark ist die Gastfreiheit eine Tugend; sie entspringt, gleich der Höflichkeit, aus dem Herzen. Ich begegnete auf der Straße einem Manne, der einen großen Balken auf der Schulter trug; ich sah anderswohin und bemerkte ihn nicht. »Platz da!« hätte er bei uns gerufen. »Wollen Sie nicht so gut sein, sich in Acht zu nehmen!« rief dieser. Ich saß im Schauspiel. Während einer Zwischenpause wollte mein Nachbar, ein schlichter Bürger, hinaus. Er stellte den Hut auf seinen Platz und bat mich, den ihm völlig Fremden, auf den Hut zu passen. Er traute dem Unbekannten unbedenklich zu, was er im gleichen Falle gethan haben würde. So der Lastträger, so der schlichte Bürger. Nicht weniger findet sich bei den hochgestellten und fürstlichen Personen ein mildfreundliches, edles, volksthümliches Wesen.

Der gute Geschmack der Dänen verräth sich in jedem Hause, jeder Straße, jeder Anlage. Bei Gebäuden und Bauten, bei Möbeln und der Einrichtung des Hauses wird jeder Scheinprunk verschmäht. Die Arbeiten der Handwerker sind in der That bewunderungswürdig; sie vereinigen Tüchtigkeit und Schönheit, weshalb aus Kopenhagen viele Möbeln selbst nach England ausgeführt werden. Dies rührt von einer vortrefflichen Einrichtung her. Jeder Bursche nämlich, der Geselle, jeder Geselle, der Meister werden will, muß sein Gesellen- oder Meisterstück zunächst der Innung zur Prüfung der Güte, dann aber

der Kunstakademie zur Prüfung der Form vorlegen; erst wenn beide es billigen, wird er Geselle oder Meister.

Das Volksschulwesen steht auf einem trefflichen Fuße. Viele Schulen sind nach der Bel-Lancaster'schen Methode des wechselseitigen Unterrichts eingerichtet. In Kunst und Wissenschaft haben die Dänen von jeher viel geleistet. Ueberall findet man Anstalten und Gesellschaften zur Förderung der Geistesbildung. Die große königliche Bibliothek zählt 400,000 Bände, die Universitäts-Bibliothek 100,000, Classens Bibliothek (eine Stiftung des Etatsrathes Classen zum öffentlichen Gebrauch) 40,000. Eine Privatgesellschaft hat eine Sammlung ausgewählter Bücher aller Sprachen von etwa 13,000 Bänden. Das Schauspiel hat in Kopenhagen einen hohen Grad der Vollendung erreicht. Es ist auch nichts Seltenes, daß die Schauspieler studirt haben, und es geschieht alles Mögliche zu ihrer vielseitigsten Ausbildung: Vorlesungen, Turn- und Waffenübungen bilden Körper und Geist. Von jeher wurden die ausgezeichneten Schauspieler zu den ersten Gesellschaften gezogen und man erzeigt oft ihnen die Ehre, die ihrem Talente, freilich aber auch dem fleckenlosen Rufe, den sie sich zu bewahren wissen, gebührt. Auf einem Balle im Christiansburger Schlosse sah ich den Kronprinzen mit der Madame Heiberg, und den jungen Prinzen von Hessen mit der trefflichen Ballettänzerin Mamsell Fieldstedt tanzen. Mir war das neu; den Dänen schien das ganz in der Ordnung. Und das ist es wahrlich. Hebt die Schauspieler und ihr werdet das Schauspiel heben! Das Schauspiel ist jedoch bei uns noch lange nicht genug nach seinem Einfluß auf die Sittlichkeit der Menschen erkannt worden.

Sehr groß ist bei den Dänen der Sinn für das allgemeine Wohl; daher ist Kopenhagen reich an milden Stiftungen zur Unterstützung für Wittwen und Waisen, für alte Invaliden, für Arme, Kranke und Hülfsbedürftige aller Art. Mit diesem Sinn für das allgemeine Wohl hängt zusammen die Krone aller Tugenden des dänischen Volkes, nämlich die tiefste, innigste Liebe zum Vaterlande, die zu jedem Opfer, zu jeder That befähigt. Der Däne geht völlig auf in sein Vaterland, dem sein Gut und Blut gehört. Das macht aber auch, daß er hineinsieht

wie in einen güldenen Kelch, dem nichts gleichkommt. Dieſe Vaterlandsliebe wird durch Wochenblätter und gute volksthümliche Bücher genährt. So liegt vor mir ein köſtliches Büchlein mit dem Titel: »Hiſtoriſk Laeſebog for Bondeſtanden,« d. h. »Geſchichtliches Leſebuch für den Bauernſtand.« Da wird von der Schlacht erzählt, die der Dänenkönig Waldemar Seier im Jahre 1219 gegen die Eſthen focht; wie die Dänen vor der Uebermacht der Heiden gewichen; wie auf einmal an der Spitze des Heeres eine rothe Fahne mit weißem Kreuze geſehen worden; wie die Kriegsleute gerufen, es ſei ein Zeichen vom Himmel, mit erneueter Kraft vorgeſtürmt, und die Heiden von Entſetzen erfaßt, geflohen. Dann heißt es weiter: »Einer alten Sage nach iſt die rothe Fahne mit dem weißen Kreuze vom Himmel zu den Dänen herabgefallen. Sie wurde Danebrog genannt und lange wie ein Heiligthum aufbewahrt, bis ſie im Jahre 1500 in einem Kriege zwiſchen dem däniſchen Könige Hans und den Ditmarſern verloren ging. Aber das weiße Kreuz auf rothem Grunde iſt der Dänen Banner geblieben, welches nach jenem, das in der Schlacht gegen die Heiden den Sieg brachte, Danebrog genannt wird. Sechshundert Jahre hindurch hat der Danebrog über den däniſchen Männern im Kampfe für König und Vaterland geweht. Mancher treue Däne iſt gefallen, und oft iſt Dänemark ſeinem Untergange nahe geweſen; aber des Landes Söhne haben ſich immer wieder um das heilige Zeichen geſchaart, und auf's Neue wehte es hoch in der Luft. Im Kampfe unſerer Väter gegen die Heiden rettete der Danebrog König und Heer. In der langen Drangſalszeit, als der Schwedenkönig (Karl Guſtav) vor Kopenhagen lag, ſtand der Danebrog feſt auf den Wällen; die Feinde ſtürmten in jener Winternacht; aber als der Tag grauete, breitete unſere Flagge ihre rothen Schwingen über ihren Leichen im ſchneebedeckten Graben aus, alle Kirchenglocken läuteten, und jedes Herz war voll Dank gegen Den, der Kraft legt in des Bedrängten Arm. So manches Mal hat Danebrog im weißen Rauche über den dunkeln Waſſern geweht, wenn die Schiffe im blutigen Kampfe auf der Tiefe ſchaukelten; die Flagge wehte ſtolz im Siege, oder ſank mit zerſchoſſenen Wracks und ehrlichen

Männern; aber nie ward ſie geſtrichen. An jenem Gründonnerſtage ſtand ſie feſt gegen Gewalt und Uebermacht, und das ganze Volk fühlte ſeine Kraft und Freiheit. Seht! deſſen ſollen wir gedenken, wenn bittere Erinnerungen uns niederdrücken; wir ſollen uns erinnern, daß unſer Land ſich immer wieder erhoben hat, wenn es dem Untergange nahe.«

Ich fuhr mit der Schnellpoſt nach Helſingör, um von dort weiter nach Gothenburg zu ſchiffen. In Helſingör (7000 E.) iſt zweierlei zu ſehen: Die Kronburg und Hamlets Grab im nahen Luſtſchloſſe Marialyſt. Auf die Kronburg hatte mich ein Officier, deſſen Bekanntſchaft ich gemacht, freundlich eingeladen; aber leider war das Wetter über die Maßen ſchlecht, um von einem der Thürme die ſchöne Ausſicht recht zu genießen. Regen und Sturm vereinten ſich zu einem wilden Toben, nachtſchwarze Wolken ſtrichen niedrig über den ſchäumenden Sund, und kaum konnte ich aus den Waſſernebeln die vielen Schiffe erkennen, welche an ihren langen Kabeln ſchwankend die Durchſuchung erwarteten. Dann und wann trat die ſchwediſche Küſte dämmernd hervor, obwohl der Kanal hier nicht ſo breit iſt, daß nicht die Vierundzwanzig-Pfünder der Batterie der Kronburg zur Hälfte hinüberreichten; die ſchmalſte Stelle iſt auch nur 7200 Fuß breit. Die Kronburg iſt ein altes Ritterſchloß mit Thürmen und bildet ein Viereck, das in neuer Zeit durch Außenwerke auch nach der Landſeite verſtärkt wurde. Ueber Zugbrücken und durch gewölbte Thore gelangt man in einen geräumigen Hof, der von alterthümlichen Gebäuden eingeſchloſſen iſt, welche theils als Kaſernen für die Beſatzung, theils als Zeug- und Rüſthäuſer, theils als Wohnung des Commandanten und der Officiere dienen. Die Kronburg liegt etwas abgeſondert von der Stadt auf einer vortretenden Landſpitze. Gegenüber, auf ſchwediſcher Seite, liegt die Stadt Helſingborg in der Entfernung einer guten Meile. Da das Meer nun auch an jenen Küſten beträchtlich tief iſt, wo die Schiffe dicht unter Schweden paſſiren können, ſo erklärt es ſich, daß die Dänen wohl einzelnen bewaffneten Schiffen den Durchgang durch den Sund verwehren können, nicht aber ganzen Kriegsflotten, wie das die engliſchen Angriffe von 1801 und

1807 beweiſen. In der Feſtung hält beſtändig ein Unterofficier bei einem Fernrohr Wache, um die kommenden Schiffe zu beobachten und darauf zu ſehen, daß ſie der großen däniſchen Flagge, die hellroth mit weißem Kreuze von den Wällen weht, die gehörige Ehre erweiſen. Kriegsſchiffe müſſen, je nach ihrem Range, eine Anzahl Kanonen löſen, auf welchen Gruß die Feſtung dann antwortet. Kauffahrteiſchiffe müſſen ihre Flaggen aufziehen und den oberſten oder Kopf-Segel ſtreichen. Die Unterlaſſung wird oft mit einem Luftſchuß und bei längerer Weigerung mit einem ſcharfen Schuſſe beſtraft. Außerdem erheben die Dänen als Wächter an dem Thor zwiſchen der Nord- und Oſtſee eine Thorſperre oder den Sundzoll von den durchſegelnden Schiffen aller Nationen. Auf jedes Schiff, welches hier nicht vor Anker legt, wird mit Kanonenſchüſſen ſo lange gefeuert, oder es wird auch durch eine Fregatte ſo lange verfolgt, bis es ſich ergiebt und ſeinen Tribut zahlt. Die Zahl der paſſirenden Schiffe iſt in den jüngſten Zeiten beſtändig im Wachſen geweſen. 1834 waren es über 10,000 und dieſe Zahl iſt gegenwärtig wohl auf 15,000 geſtiegen, ſo daß die Zolleinkünfte ſich allmählig von 1,200,000 auf 2 Millionen Thaler und darüber gehoben haben. Noch mehr verdient dabei jährlich das im allgemeinen Wohlſtand blühende Helſingör, wo die ankernden Schiffe ſich mit Waſſer, Lebensmitteln und dergleichen verproviantiren und die Mannſchaften ihre Einkäufe machen. Daher iſt die, übrigens enggaſſige Stadt und vorzüglich die Schiffbrücke ſtets belebt von Ausländern aller Zungen. Dieſer vielzüngige Verkehr bewirkt, daß die hieſigen Frauenzimmer des Mittelſtandes, zumal des Kaufmannſtandes, in der Regel vier Sprachen ſprechen, oft alle vier als Mutterſprache und gleich geläufig, nämlich Däniſch, Engliſch, Franzöſiſch und Deutſch; überdies auch wohl, außer dem Schwediſchen, noch Italieniſch. Die Männer in Helſingör ſprechen zuweilen ſieben und verſtehen neun bis zehn lebende Sprachen. Da der Oreſund, oder der Uebergang des Sundes in das Kattegat bei ungünſtigem Winde ſchwer zu paſſiren iſt, weil hier eine ſehr ſtarke Meeresſtrömung ſtattfindet, entweder vom Sunde in das Kattegat, oder umgekehrt, ſo müſſen die Schiffe oft ſehr lange in den Buchten der See vor Anker liegen.

Einen herrlichen Anblick giebt's aber, wenn ein lang anhaltender widriger Wind plötzlich umſpringt und nun an einem einzigen Tage oft tauſend wallende Segel in einer faſt ununterbrochenen Kette vor Helſingör majeſtätiſch vorüberziehen.

Ich beſuchte das maleriſch gelegene Luſtſchloß Marialyſt und ſah dort Hamlets Grab. Es deckt ein grauenvolles Geheimniß, und der Inhalt des Trauerſpieles von Shakespeare wurde mir lebendig. Hamlet war in dunkler Vorzeit König von Dänemark. Der Bruder ſtiehlt ihm das Herz ſeines Weibes und Beide räumen den König durch Gift aus dem Wege. Der abgeſchiedene Geiſt des Königs ruft ſeinen Sohn, den Prinzen Hamlet, zur Rache auf. Aber der Schmerz raubt dem Prinzen den ruhigen Blick des Geiſtes, lähmt ihm die männliche Thatkraft und ſtürzt ihn in ein Labyrinth halber Maßregeln. Man ſucht auch den Prinzen aus dem Wege zu räumen; doch die Pfeile, die man im Verborgenen auf ihn abſchießt, werden von unſichtbarer Hand auf die Bruſt der Verbrecher zurückgewandt, und Alle ſinken in den Tod. So hat der große Dichter die Sage behandelt, deren geſchichtlicher Kern ſich nicht mehr enthüllen läßt; auch der alte däniſche Geſchichtſchreiber Saxo Grammaticus, der im 12. Jahrhundert zu Helſingör geboren, ſchreibt nichts davon. — Hamlets Grab rief mir ein anderes Grab auf der Weſtſeite von Seeland ins Gedächtniß. Es kommt in einer bekannten Erzählung von Heinrich Steffens vor und ſie möge hier einen Platz finden, inſofern der Eingang zu dieſer Erzählung einen Beitrag zur Vollendung des Bildes von Seeland giebt. Die Schilderung der Gegend erinnert überdies lebhaft an die Küſte von Skagershorn, Jütlands nördlichſter Spitze, wo in meilenweiter Sandwüſte die Stadt Skagen liegt, deren Kirche in Flugſand ſo vergraben iſt, daß nur noch der Thurm als Merkzeichen für die Schiffer erhalten wird.

»Die Inſel Seeland iſt gegen Nordweſten durch eine ſchmale, wüſte, ſandige Landſtrecke mit einer Halbinſel verbunden, die anmuthig, fruchtbar, mit Dörfern bedeckt iſt und den Bezirk Olshered bildet. Aber jenſeit der einzigen kleinen Stadt

der Halbinsel ragt ein Theil derselben in das wilde Kattegat hinein. Es bildet eine Gegend von einem furchtbar öden und wilden Ansehn. Der Flugsand hat allen Pflanzenwuchs verdrängt. Bewegliche Sandhügel, das Spiel der Stürme, die von dem rauhen Meer unbehindert über das Land sausen, verändern fortdauernd ihre Stelle, entstehen, verwehen und häufen sich an einem andern Orte wieder an. Ich brachte, die Gegend durchreisend, hier eine Stunde zu, die mir ein unvergeßliches Bild der wildesten Zerstörung hinterließ und nicht ohne Gefahr war. Indem ich die öde, sandige Gegend einsam durchritt, erhob sich vom Meere, aus Norden her, ein Sturm mit Gewitter. Die Wellen hoben sich, die Wolken jagten sich unruhig, der Himmel ward dunkler und drohender, der Sand fing an, sich in immer größeren und größeren Massen unter den Füßen des Pferdes zu bewegen, er erhob sich in Wirbel und erfüllte die Luft. Der Weg war unkenntlich, das Pferd sank tief in den losen Sand hinein; Himmel, Erde und Meer wurden verwischt und alle Gegenstände in eine Staub- und Sandwolke verhüllt. Keine Spur von Leben oder Pflanzenwuchs; der Sturm sauste durch die Luft, die Wellen des nahen Meeres peitschten das Ufer, der Donner rollte in der Ferne, und durch die Staubwolke drang der Blitz trübe, dunkel, röthlich, kaum hindurch. Die Gefahr war augenscheinlich, als ein plötzlicher gewaltiger Gewitterregen den Sand zur Ruhe brachte, und mich völlig durchnäßt den Weg nach der kleinen Stadt finden ließ. In dieser traurigen Gegend war vor Zeiten ein Dorf, Rörwig, etwa eine Viertelstunde vom Ufer entfernt. Der Flugsand hat das Dorf verschüttet, und die Einwohner, meist Schiffer und Fischer, haben sich dicht am Ufer angebaut; nur die feste Kirche, auf einem Hügel erbaut, steht noch einsam, von der traurigen, beweglichen Oede umgeben. Sie ist der Schauplatz dieser räthselhaften Erzählung:

»In der einsamen Stube saß, in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, der alte, ehrwürdige Prediger des Ortes in frommer Betrachtung versunken. Es war gegen Mitternacht. Die nächtliche Lampe brannte trübe; die feierliche Stille ward nur von dem Rauschen des Meeres unterbrochen, und der

blasse Mond spiegelte sich in seinen Wellen. Das Haus lag am Ende des Dorfes, nach damaliger einfacher Sitte ohne Schloß und Riegel. Da hörte er die Thüre unten öffnen und vernahm starke Männertritte auf der Treppe. Zwei fremde Männer traten schnell herein, in weiße Mäntel gehüllt. Der eine näherte sich ihm höflich. »Mein Herr,« sagte er, »Sie werden uns sogleich folgen. Sie müssen eine Trauung verrichten; das Brautpaar wartet schon in der entfernten Kirche. Diese Summe,« fügte er hinzu und zeigte dem Greise eine volle Goldbörse, wird Sie für die Mühe und für den Schrecken über eine so unerwartete Aufforderung hinlänglich entschädigen.« Der Greis starrte die fremden Gestalten, die ihm etwas Furchtbares, ja Gespenstiges zu haben schienen, stumm und erschrocken an. Der Fremde wiederholte seinen Antrag dringend und gebieterisch. Als der Greis sich erholt hatte, fing er milde an den Fremden vorzustellen, wie sein Amt ihm nicht erlaube, eine solche feierliche Handlung ohne Kenntniß der Personen und ohne diejenigen Förmlichkeiten, welche die Gesetze fordern, zu begehen. Da trat der Andere drohend hervor. »Mein Herr, Sie haben die Wahl; folgen Sie uns und nehmen Sie die angebotene Summe, oder bleiben Sie hier; aber dann fährt eine Kugel durch Ihren Kopf.« Er hielt ihm ein Pistol vor die Stirn und erwartete die Antwort. Der alte Prediger erblaßte, erhob sich furchtsam und stillschweigend, kleidete sich schnell an und sagte dann: »Ich bin fertig.« Die Fremden hatten zwar Dänisch gesprochen, aber so, daß man die Ausländer nicht verkennen konnte. Die räthselhaften Männer gingen schweigend in der nächtlichen Stille durch das Dorf, der Prediger folgte. Es war eine völlig dunkele Herbstnacht, denn der Mond war schon untergegangen. Als sie aus dem Dorfe traten, sah der von Schrecken und Erstaunen betäubte Greis die ferne Kirche hell erleuchtet; und noch immer stillschweigend schritten seine Begleiter, in ihre weißen Mäntel gehüllt, schnell durch die öde, sandige Fläche, während er mühsam und nachdenklich zu folgen strebte. Als sie die Kirche erreicht hatten, verbanden sie ihm die Augen. Die dem Prediger wohlbekannte Nebenthür öffnete sich knarrend und er ward in ein dichtes Gedränge von Menschen gewaltsam hinein-

geſtoßen. Um ſich hörte er durch die ganze Kirche ein Gemurmel, in ſeiner Nähe Geſpräche in einer ihm völlig unbekannten Sprache. Wie man vermuthet, war es Ruſſiſch. Und als er nun mit verbundenen Augen, von allen Seiten gedrängt, rathlos und in großer Verwirrung da ſtand, fühlte er ſich von einer Hand ergriffen und ward mit Gewalt durch das dichte Gedränge gezogen. Endlich war das Volk, wie es ſchien, zurückgewichen; man löſte die Binde, er erkannte den einen ſeiner nächtlichen Begleiter und fand ſich vor dem Altar ſtehend. Eine Reihe großer brennender Wachslichter in prächtigen ſilbernen Leuchtern zierten den Altar. Die Kirche ſelbſt war durch viele Lichter ſo hell erleuchtet, daß man die entfernteſten Gegenſtände erkannte. Obgleich die Nebengänge und Stühle dicht mit Menſchen beſetzt waren, ſo war dennoch der mittlere Gang völlig leer, und der Prediger erkannte tief unten ein friſch aufgewühltes Grab. Der Stein, der es ſonſt bedeckte, ſtand an einen Stuhl gelehnt. Der Prediger ſah nichts als Männer; nur in einem entfernten Stuhle glaubte er eine Frau undeutlich zu erkennen. Inzwiſchen war eine furchtbare Stille in der großen Menge eingetreten, ohne daß ſich Jemand rührte. So mag in der verirrten Seele ein ſtilles, dumpfes Brüten jeder entſetzlichen That vorangehen. Endlich richtete ſich ein Mann auf, deſſen prächtiger Anzug ihn von den Uebrigen unterſchied und ſeinen hohen Stand verrieth. Er ſchritt raſch über den leeren Gang, indem die Menge ihn anſtarrte, und ſeine Tritte hallten in der Kirche wieder. Der Mann war von mittelmäßigem Wuchſe, breitſchultrig, von gedrungenem Bau, ſein Gang trotzig, das Geſicht gelblichbraun, die Haare rabenſchwarz, die Züge ſtrenge, die Lippen wie voller Ingrimm geſchloſſen; eine kühn gebogene Naſe erhöhte das Gebieteriſche ſeines Anſehens; dunkle, lange und buſchige Augenbrauen überſchatteten die kleinen ſchwarzen Augen, in welchen eine wilde Gluth brannte. Er trug ein grünes Kleid, mit ſtarken goldenen Treſſen beſetzt, und an dem Kleide blitzte ein Stern. Die Braut, die neben ihm knieete, war prächtig, ja mit Sorgfalt angezogen. Ein himmelblaues Gewand, reich mit Silber beſetzt, umſchlang die ſchlanke Geſtalt und warf ſich in großen Falten über die anmuthigen Glieder. Ein Diadem, von Edelſteinen blitzend,

zierte die blonden Haare. Die höchste Anmuth und Schönheit ließ sich in den obschon entstellten Zügen des Gesichts erkennen. Die leichenhaften Wangen waren völlig wie erstarrt, kein Zug bewegte sich; die erblaßten Lippen schienen todt, die Augen wie gebrochen, und die erschlafften Arme hingen völlig gerade an den zusammengesunkenen Leib hinab. So kniete sie, ein Bild des Todes. Jetzt erst entdeckte der Prediger ein altes häßliches Weib in einem fratzenhaften bunten Anzuge, den Kopf mit einem blutrothen Turban bedeckt, welches grimmig, ja spöttisch über die knieende Braut weg blickte. Hinter dem Bräutigam hatte sich ein riesenhafter Mann von finsterem Ansehen gestellt, der unbeweglich, starr und ernst vor sich hinsah. — Der Prediger, vor Schreck gelähmt, blieb einige Zeit stumm, als ein wilder Blick von dem Bräutigam ihn an die Trauung mahnte. Er faßte sich, und wagte es, den Bräutigam nach den Namen des Brautpaares zu fragen. »Neander, Feodora,« antwortete dieser mit einer rauhen Stimme. Der Prediger fing an, die Trauungsformel herzulesen, indem seine Stimme schwankte und er, oft sich irrend, die Worte wiederholen mußte. Als er nun fragte: »Neander, willst Du die hier neben Dir knieende Feodora für Dein rechtmäßiges Eheweib erkennen?« da sprach dieser laut, ja fast schreiend, das »Ja« in einem furchtbar gellenden Tone, der durch die ganze Kirche drang. Tiefe Seufzer, die allenthalben aus der Menge drangen, begleiteten dieses entsetzliche Ja, und ein stilles Zucken, wie ein entfernter Blitz, setzte die todtenbleichen Züge der Braut in vorübergehende Bewegung. Er wandte sich hierauf, lauter redend, als wollte er sie aus dem Todesschlummer erwecken, an die Braut, indem er sagte: »Willst Du, Feodora, den neben Dir knieenden Neander für Deinen rechtmäßigen Ehegemahl erkennen, so antworte durch ein vernehmliches Ja.« Da erwachte die entseelte Braut, ein tiefes, grauenhaftes Entsetzen bewegte die erschlafften Wangen, die erblaßten Lippen bebten, ein schnell verfliegendes Feuer blitzte aus den Augen, die Brust hob sich, ein gewaltsamer Thränenguß löschte die Gluth der Augen und das »Ja« ließ sich hören, wie das Angstgeschrei einer Sterbenden, und schien in den unwillkürlichen Tönen des Schmerzes, die aus jeder Brust der Menge

hervorbrachen, ein tiefes Echo zu finden. Die Braut ſank der widrigen Alten in die Arme. Einige Minuten vergingen in furchtbarem Stillſchweigen. Da ſah der Prediger die leichenblaſſe Braut wie vorher in tiefer Betäubung knieen und beendigte die Trauung. Der Bräutigam erhob ſich und führte die ſchwankende Braut nach ihrem vorigen Platze; die Alte und der rieſenhafte Mann folgten. Die Begleiter des Predigers erſchienen wieder, verbanden ihm die Augen, zogen ihn nicht ohne Mühe durch das Gedränge, und nachdem ſie ihn aus der Thür geſtoßen hatten, verriegelten ſie dieſe inwendig, und überließen ihn ſich ſelber. — Hier ſtand er einſam und ungewiß, ob das ſchauderhafte Ereigniß, mit allen ſeinen furchtbaren, ja geſpenſterähnlichen Umſtänden nicht ein Traum ſei, der ihn ängſtigte. Als er aber die Binde von den Augen geriſſen hatte, als er die hell erleuchtete Kirche vor ſich ſah und das Gemurmel der Menge hörte, mußte er ſich wohl von der Wirklichkeit der räthſelhaften Begebenheit überzeugen. Um den Erfolg ſo viel als möglich zu erfahren, verbarg er ſich in einem Winkel der Kirche an der entgegengeſetzten Seite, und indem er hier lauſchte, hörte er, wie das Gemurmel immer ſtärker ward. Es war, als entſpänne ſich ein heftiger Streit, er glaubte die rauhe Stimme des Bräutigams zu erkennen, die gebieteriſch Stillſchweigen gebot. Dann erfolgte eine lange Pauſe. Plötzlich fiel ein Schuß; das Geſchrei einer weiblichen Stimme ließ ſich hören. Darauf wieder eine Pauſe. Dann ein Wühlen und Arbeiten, welches faſt eine Viertelſtunde dauerte. Die Lichter wurden ausgelöſcht, das Gemurmel erhob ſich wieder, und die ganze Menge ſtürzte zur Kirche hinaus und eilte lärmend dem Meere zu. — Jetzt erhob ſich der alte Prediger, und eilte nach ſeinem Dorfe. Dort erweckte er Nachbarn und Freunde und indem er ihnen, was ihm Wunderbares und Unglaubliches begegnete, noch von Schrecken ergriffen, erzählte, überredete er Einige, ſich mit Brecheiſen und Schaufeln zu verſehen, und ihm nach der Kirche zu folgen. Indeſſen war die Nacht verſchwunden, die Sonne zeigte ſich ſchon, und als der Prediger mit ſeinen Begleitern den Hügel zur Kirche hinaufſtiegen, erkannten ſie ein Kriegsſchiff unter vollen Segeln, welches ſich vom Ufer entfernte und nach Norden hin

steuerte. Voller Erwartung betraten sie die Kirche. Der Prediger zeigte das Grab, welches er in der Nacht aufgewühlt gesehen hatte. Man erkannte leicht, daß der Stein abgewälzt und von Neuem hingelegt war. Das Brecheisen ward angesetzt, und in dem eröffneten Grabe fand man einen neuen, reich geschmückten Sarg. Der Deckel ward abgehoben, und der Greis fand seine entsetzliche Ahnung bestätigt: in dem Sarge lag die Braut ermordet. Das prächtige Diadem war verschwunden. Die Kugel war in der Gegend des Herzens durch die Brust gegangen: ein himmlischer Friede hatte das schöne Gesicht verklärt, und wie ein Engel lag sie da. — Der Prediger fand sich verpflichtet, dieses Ereigniß dem Bischof von Seeland zu melden, den Freunden nahm er einen Eid ab, daß sie still schwiegen. Das Grab ward wieder zugedeckt und Keiner wagte, Etwas zu sprechen. Plötzlich erschien ein angesehener Mann aus Kopenhagen, erkundigte sich genau nach Allem, ließ sich das Grab zeigen, lobte das bis dahin beobachtete Stillschweigen und forderte streng, daß der Vorfall ein beständiges Geheimniß bleiben sollte, indem er Jeden, der davon zu sprechen wagte, mit der härtesten Strafe bedrohte. — Nach dem Tode des Predigers fand man einen schriftlichen Aufsatz, dieses Ereigniß erzählend, dem Kirchenbuche beigefügt. Einige glauben, daß es mit den schnellen und gewaltsamen Thronveränderungen nach Peters I. und Katharinens Tode in irgend einer geheimen Beziehung stehen mag. Das tiefe Räthsel dieser schauderhaften That zu lösen, wird schwer, wo nicht unmöglich sein.«

Schweden.

Zweites Kapitel.

An jedem Dienstag gegen Abend geht das Dampfboot der norwegiſchen Regierung von Kopenhagen nach Chriſtiania und legt unterwegs im Hafen von Gothenburg vor Anker. Auf dieſem Schiffe wollte ich nach Gothenburg überfahren. Vom Bollwerk des Hafens ſahen wir ſeine Rauchſäule aufſteigen. Ein friſcher Wind kräuſelte die Wellen. Wir fuhren, neun Paſſagiere, in einem großen Boote hinaus und wurden tüchtig geſchaukelt, ehe wir das Deck der Chriſtiania beſteigen konnten. Hier wimmelte es von Geſtalten. Hängematten waren im Salon aufgeknüpft, und doch fanden Viele nicht anders Lagerſtätten, als auf den Matratzen an der Erde. Kaum waren wir an Bord, als ſich die Ruder in Bewegung ſetzten, und nun ging das große, ſchöne Dampfboot raſch durch die Wellen, um die Spitze von Helſingör und zwiſchen den ankernden Fahrzeugen fort. Während franzöſiſch, italieniſch, engliſch, norwegiſch, deutſch und ſchwediſch um mich her geſprochen wurde, ſchaute ich hinüber nach Marialyſt, dem Luſtſchloſſe auf der Höhe, über deſſen Park von uralten Bäumen ſchwere Wolken drohend emporſtiegen. Es ſchien mir, als ſei ein Gewitter im Anzuge. Alsbald ſchlug ein fernes dumpfes Grollen an mein lauſchendes Ohr, und ſchon zuckte der Blitz am Horizont. Plötzlich erhob ſich der Wind

mit Gebraus und artete schnell in einen heulenden Orkan aus. Weißer Schaum überzog die düstere Meeresfläche. Die Wogen zischten und schlugen als Sturzseen über die Buge auf die Decke, hoch über die Radkasten des Schiffes stäubten sie empor und übersprühten im fortgesetzten Regen das Hinterkastell, so daß Alles sich hinunter flüchtete. Ich versuchte so lange als möglich im Freien auszudauern. Es war finstere Nacht, aber Blitz und Donner schwebten jetzt über unseren Häuptern und ich stand wie im Feuer, das über den Graus der brüllenden Wasserwüste einen zuckenden Widerschein warf. Endlich konnten meine Augen das beständig aufflackernde, blendende Licht nicht länger ertragen; überdies war es fast unmöglich, auf dem fürchterlich schwankenden Fahrzeuge zu stehen. Ich kletterte also auch hinab und tappte an den Wänden hin. Angeklammert an dem, was ich ergreifen konnte, stolpernd, fallend und schwindlig erreichte ich mein Bett. Es war ganz unthunlich, sich aufrecht zu erhalten und zu entkleiden. Die Lampen an der Decke schaukelten heftig in ihren doppelten Ringen; die Hängematten flogen mit den darin Liegenden heftig gegen einander; die armen Passagiere auf den Matratzen am Boden kollerten hin und her und mußten sich krampfhaft festhalten, und während das Unwetter sich Schlag auf Schlag unter Knattern und beständigem Rollen entlud, während das schwache Bretterhaus dröhnte und mit seinen Ketten rasselte und in allen Fugen krachte, untermischt vom dumpfen Fall schwerer Gegenstände, hörte man hier und da das Stöhnen und Aechzen der Seekranken. Ich warf den durchnäßten Mantel ab und flog ins Bett, in welchem ich mich festhalten mußte, um nicht hinausgeschleudert zu werden. So verging die Nacht und mit ihr verrollte das Gewitter. Ein blasser Strahl des Morgens brach durch die Fenster, und ich arbeitete mich wieder zum Deck hinauf. Ich mußte frische Luft schöpfen, es war schwül und pestartig da unten. Der Sturm war verbraust, aber die Wogen waren noch in Aufruhr. Ich hielt mich an Tauen und an den Eisenketten des Schornsteins. Der Mond stand blaß zwischen zerrissenen Wolken; sein Licht mischte sich mit dem Tagesschimmer. Das Meer glich vollkommen einem großen kochenden Milchkessel, so weiß waren die gepeitschten

Wellen vom Schaum. Das Kattegat ist anerkannt eines der allerböseſten Meere. An dem jütländiſchen Ufer bezeugen dies zahlloſe Schiffsrümpfe und Trümmer. Seine wechſelnden Strömungen reißen die Fahrzeuge gegen die Küſten, und bewirken einen hohen, kurzen Wellenſchlag, der in jedem Augenblick die Lage des Schiffes ändert und es nach allen Seiten wirft. Unſer Fahrzeug war nicht allein. Nicht weit von uns fuhr eine große Brigg, die ihre Stangen vom Hauptmaſt verloren hatte. Ihr zerriſſenes Takelwerk und das einzige Segel, das ſie noch führte, zeugte von der Wildheit des Wetters, wie von dem Kampfe, den ſie beſtanden. Als es heller wurde, ſahen wir mehrere Schiffe, die kaum noch Fetzen von Segeln führten. Mit Sonnenaufgang erblickten wir zu unſerer großen Freude die ſchwediſchen Küſten. Der Wind hatte ſich ſo gedreht, daß wir ihn förmlich auf den Rücken hatten. Die Wellen gingen zwar immer noch hoch; allein darüber konnten wir uns freuen, da es doch nur ein ohnmächtiger Zorn war. Ich fühlte mich ganz friſch und war nur eine Stunde lang ſeekrank geweſen. Meine Galle ergoß ſich in die empörten Fluthen, und als ich ihnen dies Opfer gebracht, war das Unwohlſein vorüber. Die meiſten der übrigen Reiſegefährten, die mehr oder minder der Krankheit entronnen waren, ſtolperten leichenblaß auf dem Verdeck umher und verſchmäheten das Frühſtück. Wie herrlich aber Alles auf dem Schiffe ſchmeckt, wenn man geſund iſt, das vermag keine Feder zu beſchreiben. Ich fand mich mit einem Deutſchen, einem Hamburger Kaufmann, zuſammen. Zu einem Stück kalten Braten tranken wir ein gutes Glas Wein, und kein König hat jemals köſtlicher gegeſſen, als wir.

Die Seefahrt durchs Kattegat an den ſchwediſchen Küſten entlang bietet keinen erfreulichen Anblick. Kahle Felſen ſteigen mit zackigen Gipfeln empor, ſenken ſich mit ihren unteren Stufen in's Meer und bilden tiefe Buchten; hier und da tauchen ſie in einiger Entfernung vom Geſtade wieder auf als Inſelchen oder Klippenreihen; auf ihren Spitzen, auf ihren Seiten iſt nirgends eine Spur von Grün: die Weſtwinde fegen das Samenkorn ſogleich weg, das etwa der Sturm in eine Kluft geworfen oder

ein Sonnenstrahl zum Keimen gebracht hat. Ueberall ist Unfruchtbarkeit und öde Wüstenei; überall begegnen dir hoch aufgehäufte Granitmassen, die hinter einander und über einander in unordentlichem Graus da liegen. Jetzt näherten wir uns der Mündung der Götha-Elf (Elf d. i. Fluß). Ein Freund hatte mir gesagt, in Gothenburg müsse mir zuerst die Gewißheit kommen, daß ich mich im fremden Lande befände, und wahrlich, er hatte Recht. Hier sieht man Nichts mehr von den Dünen der Ostsee, Nichts von den senkrecht abgeschnittenen Lehm- und Mergelwänden, auf denen der Buchenwald bis über die äußersten unterhöhlten Spitzen hängt. Eben so wenig erblickt man grünschimmernde Saaten, die über den flachen Strand in's blaue Wasser schauen, oder Stranddörfer zwischen dem schwarzen Tannenwalde, der im gelben Sande wurzelt. Hier stehst du zuerst an dem ungeheuren Felsenblocke, den, wie die Sage berichtet, der Teufel herbeischleppte, als die Erde schon fertig war, und der nun die scandinavische Halbinsel bildet. Der Weltherr blickte mitleidig darauf hin; er hatte jedoch von der fruchtbaren Erde nur noch eine kleine Hand voll, und diese streute er kümmerlich darüber aus, um doch etwas Grün und Bäume hervorzulocken. Daher kommt es denn, daß man in einzelnen Theilen, wo jene Erde dichter fiel, wohl auch Fruchtbarkeit antrifft, der größte Theil aber nackt und kahl geblieben ist. Davon zeugt diese unerquickliche Klippenküste, diese runden, niedrigen Felsen, wie sie zahllos aus der brandenden See aufsteigen.

Um die Brandungen und die Untiefen, mit welchen das Bette des Flusses besäet ist, zu vermeiden, windet man sich hin und her, von einem Ufer zum andern, und immer herrscht noch Einsamkeit und Stille. Nur von Strecke zu Strecke bemerkt man in einer engen, tiefen Schlucht eine Hütte, gespannte Netze, eine angelegte Barke; zuweilen steht auch auf dem Kamm eines Abhanges eine Windmühle, deren Flügel vom Seewind in einförmiger Bewegung erhalten werden.

Die Bucht, in welche sich die Götha-Elf ergießt, wird mittlerweile enger, die Granitmassen werden bedeutender; im Hintergrunde treten die vielen Masten in dem Hafen von Gothenburg hervor und man ist bald darauf zwischen den Höhenzügen

des festen Landes; auf einem ziemlich bedeutenden Gipfel liegt eine Citadelle, welche den Eingang in den Hafen beherrscht. Unsere vaterländische Flagge wurde mit zwei Kanonenschüssen begrüßt, deren Echo sich endlos an den Felswänden wiederholte. Das Dampfschiff legt etwa eine Stunde von der Stadt an, weil es wegen der Seichtigkeit des Wassers nicht näher kommen kann.

Alle hatten sich auf dem Verdeck versammelt, um den Anblick des Landes zu genießen. Einer der Reisenden hatte unsere Aufmerksamkeit ganz besonders auf sich gezogen durch die sonderbare Eigenthümlichkeit seiner Kleidung. Er hatte weder Freunde noch Bekannte am Bord. Er betrachtete begierig alle Oerter, an denen wir vorüberfuhren, und schien glücklicher und ungeduldiger, je mehr wir uns der Stadt näherten. Vielleicht war es sein Vaterland, welches er nach langer Abwesenheit wieder sah. Plötzlich wurde er leichenblaß und wankte. Man leistete ihm Beistand, legte ihn auf ein von Mänteln gemachtes Lager und bedeckte ihn mit Pelzen. Ein Fieberfrost ergriff ihn; kein Wort kam über seine Lippen, kein Zeichen gab er von sich; seine Augen starrten unsicher auf das Ufer hin und schlossen sich. Sein Athem wurde von Minute zu Minute kürzer, und er starb in dem Augenblicke, als das Klirren der Ketten uns anzeigte, daß der Anker falle. Man legte ihm ein Tuch über das Gesicht. Wer er sei, woher er komme, wohin er gehe, darüber konnte Niemand Auskunft geben. Als man seine Brieftasche öffnete, erfuhr man, daß es ein finnländischer Kaufmann sei, welcher nach einer Abwesenheit von einem Jahre zurückkehrte, um seine Kinder zu umarmen.

Alles auf dem Schiffe war jetzt in Bewegung, andere Sorgen forderten unsere Aufmerksamkeit; die Zollwächter stiegen soeben an Bord. Wir kürzten die Durchsuchung unseres Gepäckes durch einige kleine Münze ab und ließen uns dann auf einem Boote nach der Stadt zu rudern. Gleich am Hafen fiel mir eine schwedische Schildwache auf: ein großer schöner Mann mit schwarzem Haar und schwarzem Schnurbart, in einfacher dunkelblauer Uniform, mit verschränkten Armen die Ankommenden betrachtend, in der Faust den Säbel, in Stellung und Hal-

tung ausdrucksvoll und edel, sein Blick so stolz, als dächte er: »Mir gehört die Welt und meinem Säbel!« Ein greller Gegensatz im Vergleich mit den plumpen dänischen Soldaten. — Von dem Anlegungsplatze bis nach Gothenburg ist das linke Stromufer so bebaut, daß man sich längst der Stadt gegenüber glaubt, wenn man auch noch weit davon entfernt ist. Die Felsen sind an vielen Stellen vom Fuße bis zur Spitze mit kleinen rothen Häusern bebaut. Die Gebäude im Thale sind zum Theil sehr bedeutend: ungeheure Brauereien, welche das in Schweden so beliebte Porterbier geben; große Holzmagazine, in denen zahlreiche Arbeiter mit Säge und Art beschäftigt sind, und die berühmte Eisenwaage, wo jährlich an hunderttausend Schiffspfund Eisen verwogen und in's Ausland versendet wird. Auf dem rechten Ufer erscheint, nahe bei der Stadt, eine frische Wiese, die sich hinter Abhängen verliert, und niedliche Häuschen, die sich am Rande eines Baches im kräftigen Gebüsch verbergen. Von Gothenburg selbst sieht man nur einige Gebäude, ehe man angekommen ist. Plötzlich biegt man um eine Ecke und befindet sich in der größten und belebtesten Straße der Stadt.

Gothenburg ist die wichtigste Handelsstadt Schwedens und in Rücksicht ihrer Einwohnerzahl nach Stockholm die zweite des Reiches. Sie enthält gegen 30,000 Einwohner und ist sehr schön gebaut: lauter Häuser von holländischen Backsteinen, drei und vier Stockwerke hoch, mit hellen Spiegelfenstern, durchgehends nett bemalt. Die breiten Straßen sind schnurgerade und durchschneiden sich in rechten Winkeln; zu beiden Seiten sind Steinplatten für die Fußgänger. Einige haben Kanäle in der Mitte, um die Waaren desto bequemer auf die Schiffe zu bringen; schlanke Brückenbogen mit eisernen Geländern heben sich hoch darüber empor, um den Kähnen bequeme Durchfahrt zu gewähren; einige Brücken sind mit Linden geschmückt. Der kleine Fluß Mindal giebt das Wasser zu den Kanälen. Früher waren die Häuser, wie fast alle in Schweden, von Holz. Nachdem aber die Stadt innerhalb eines Zeitraums von zwölf Jahren fünf Mal vom Feuer verheert wurde, kam man auf den vernünftigen Gedanken, die Häuser von Stein zu bauen. Die Kirchen sind nicht hervorstechend; in einer derselben wird jeden

Sonntag deutſch gepredigt. Das große geſchmackvoll erbaute Badehaus, welches am Fuße eines hohen Felſens liegt und dem Fremden gleich bei ſeiner Ankunft ins Auge fällt, kann ſich mit den ſchönſten Badeanſtalten Europas meſſen. Man hat dort alle Arten von Bädern, und zum Behuf der Seebäder fährt das zu dieſem Zweck eigens erbaute Dampfſchiff »die Götha-Elf« faſt täglich einige Meilen weit ins Meer, um friſches Seewaſſer nach der Anſtalt zu bringen. Der Wohlſtand der Stadt, der aus allen Ecken hervorſieht, kam beſonders zu der Zeit in Flor, als Napoleon auf dem feſten Lande eine allgemeine Sperre gegen die Einführung engliſcher Waaren durchzuſetzen ſuchte. Damals wurde es den Engländern leicht, ihre Waaren hieher zu bringen, welche dann ihren Weg durch Schweden nach Rußland und den preußiſchen Häfen fanden. Durch die immer zunehmende Benutzung des Götha-Kanals hat Gothenburgs Handel neuerlich wieder einen bedeutenden Aufſchwung bekommen. Hauptgegenſtände des Handels ſind: Holz, Eiſen und auch Häringe. Von letzteren hat man früher jährlich an drei Mill. Fäſſer ausgeführt; jetzt iſt der Fang dieſer Fiſche bedeutend herabgeſunken. Noch mag erwähnt werden, daß vor ein paar Jahren nicht weniger als 24,000 Kannen Preißelbeeren ausgeführt wurden. Die Stadt iſt von Guſtav Adolph angelegt.

Ein ſchöner Abend veranlaßte uns zu einem Spaziergange, den wir ohne Führer antraten. Ein glücklicher Zufall führte uns auf eine Anhöhe am ſüdlichen Ende der Stadt, von welcher man die ganze Gegend überſchaut. Gerade vor uns trat der Fluß aus den nördlich gelegenen Bergen hervor. Seine breite, glatte Fläche ſpiegelte die Maſten der Schiffe zurück, während ſich hier und dort einige Kähne langſam fortbewegten. Daran ſchloß ſich zur Rechten das große Gebäude der Badeanſtalt und die Stadt mit ihren weißen Häuſern. Am jenſeitigen Ufer lag eine Aue und darüber hinaus ragte eine Kette von düſteren Steinmaſſen, hinter denen ſich eine noch höhere Reihe von Kegelbergen aufthürmte. Weiter links macht der Fluß eine Biegung und ließ das Meer als hellen Nebelſtreifen zwiſchen den Felſen durchblicken, an denen die oben erwähnten rothen Häuschen ſtaffelartig emporſtiegen. Auch die hochgelegene Citadelle trug

zur Verschönerung der Landschaft bei. Nach Osten zu erschienen, so weit das Auge reichte, kahle runde Kuppen; doch waren auch Thäler dazwischen, und an einzelnen Stellen guckten grüne Matten, kleine Felder und freundliche Landhäuser hervor.

Gothenburg steht in dem Rufe einer theuren Stadt. Ich habe das nicht gefunden; denn ich bezahlte für zwei Tage, während deren ich mir Nichts abgehen ließ, nur etwa fünf Gulden. In unserem Gasthofe war übrigens Alles auf englischen Fuß eingerichtet, so daß ich mich zum ersten, aber auch zum letzten Male in Schweden mit einigen Engländern an einen Theetisch setzen konnte. Die Sitten und Gewohnheiten der Einwohner sind ein Gemisch von Holländischem, Englischem und Schwedischem. Die Tracht der Landleute ist hier, wie in ganz Schweden, mit Ausnahme von Dalekarlien, fast wie die des niederen Bürgerstandes in Deutschland, d. h. sie tragen beinahe immer gewöhnliche, einfache Ueberröcke, selten Jacken. Fast alle Männer aber tragen lederne Kappen und eine große lederne Schürze, die bis zum Halse geht. Ich hatte Gelegenheit, schon hier manche Proben der vielgerühmten schwedischen Gastfreundschaft kennen zu lernen. Als ich nachher auf einem Dampfschiff durch den Götha-Canal fuhr, mußte ich mich von der Ehrlichkeit der Schweden überzeugen, insofern Keiner dem Andern einen Betrug zutraut. An einer Wand der Cajüte hing nämlich ein Buch mit einem Bleistift. In dies Buch trug jeder Passagier unter seinem Namen das selber ein, was er etwa noch außer der bedungenen Beköstigung verlangt hatte. So fand ich's auch später in einem Seebade. Da hatte jeder Curgast in dem Speisezimmer sein eigenes Buch, in welches er Alles, was er brauchte, selbst aufzeichnete.

Ich beeilte mich, meine Fahrt am Bord des ersten Schiffes zu bedingen, welches nach Stockholm ging; denn ich war gespannt auf den weltberühmten Götha-Canal, welcher die Seen Wenern, Wiken, Wettern, Boren, Roxen und Asplangen mit einander verbindet. Da schwebt das Fahrzeug bald in der Mitte einer hohen Felswand, bald gleitet es über die Spitze eines Berges, und schaukelt sich dann wieder auf der blauen Fläche eines weiten See's, bis man nach einer Reise von etwa

90 Meilen Stockholm erreicht. Wir wollten wenigstens den anziehendsten Theil dieses Weges kennen lernen. Ehe ich jedoch an die Fortsetzung der Reise gehe, will ich einige Bemerkungen über die Dampfschifffahrt auf dem Kanal vorausschicken.

Eine Gesellschaft von Unternehmern hat zwei Dampfschiffe für den Dienst zwischen Stockholm und Gothenburg erbauen lassen, von denen der »Daniel Thunberg« 26 Pferde, der »Admiral Platen« 28 Pferde Kraft hat. Beide Schiffe sind wegen der engen Schleusen schmaler als die gewöhnlichen Dampfschiffe gebaut, und haben, wie alle schwedischen Dampfböte, ein ungefähr 5 Fuß erhöhtes Hinterdeck, das den unbedeckten Aufenthalt der Reisenden ausmacht; denn nur bei schlechtem Wetter verweilt man in der Cajüte, wo die Hitze oft ganz unerträglich wird, zumal da die daran stoßende Küche nicht nur die Hauptwand wie einen Ofen erhitzt, sondern auch durch das fortwährende Oeffnen der Thüre eine wahre Gluth mit der Zugabe des unangenehmen Eßgeruchs einströmen läßt. Da die Steinkohlen in Schweden sehr theuer sind, so werden alle Dampfmaschinen mit Tannenholz geheizt, das in hohen Stößen auf dem Verdeck aufgeschichtet liegt und daher, mit Ausnahme des angeführten Hinterdecks, das Schiff unangenehm versperrt. In der Regel wird alle 24 Stunden zwei Mal Holz eingenommen. Unter dem Hinterdeck befinden sich ungefähr 12 kleine abgesonderte Cajüten, jede zu zwei Betten für die Passagiere des ersten Platzes. Der zweite Platz, der sogenannte Salon, ein Zimmer von 12 Fuß Länge und 10 Fuß Breite, giebt das Recht, sein Nachtlager auf den Sophas oder in den Hängematten der großen Cajüte aufzuschlagen. Für den ersten Platz zahlt man bis Stockholm 21, für den zweiten 15 Bankthaler; außerdem für die Beköstigung täglich einen Bankthaler oder 12 gute Groschen. Wenn die schwedische Kost auch gerade nicht die vortrefflichste ist, so kann man doch mit den gegebenen Gerichten zufrieden sein. Gewöhnliches Bier und Branntwein hat man für seinen Bankthaler noch frei; Kaffee, besseres Bier und Wein muß man dagegen theuer bezahlen. Auf solche Weise macht man die Strecke von 90 Meilen auf dem Canal für 14 bis 15 Thaler in preußischem Gelde. Beide Schiffe werden von königlichen Seeofficieren

geführt, damit diese in beständigem Umgange mit ihrem Elements bleiben. Die Fahrt beginnt zwischen Gothenburg und Wenersburg auf der Götha-Elf. Das ist der einzige Abfluß des Wenersees, und die Breite dieses Flusses wechselt zwischen 80—120 Schritten.

Es war 10 Uhr Morgens, als der »Daniel Thunberg«, an dessen Bord ich mich eingeschifft hatte, die Räder seiner Dampfmaschine in Bewegung setzte und den Hafen verließ. Ein lauer duftiger Windhauch glitt in der heiteren Luft. Bald hatten wir die Stadt hinter zwei großen bergigen Wehrdämmen aus dem Gesicht verloren. Das breite Bette der Götha-Elf krümmt sich durch ein gewundenes Thal, das von kahlem Gestein eingefaßt wird. Vom Fuße dieser dunkelen Einfassung zieht sich ein Sammetteppich von Rasen bis an den Fluß. Die grüne Ebene ist besäet mit Hütten, Dörfern, Meierhöfen. Weiterhin, auf einer Felseninsel mitten im Fluß, reckt die alte Burg Bohus stolz ihren schwarzen, halbverwitterten Thurm empor, der unter zerfallenen Mauern dasteht wie ein finsteres Gespenst der Vergangenheit. Diese Burg war noch 1788 eine bedeutende Festung zum Schutz des Landes gegen die Könige von Norwegen und Dänemark. Ein niedlicher Kirchthurm zeigt sich zwischen den Anhöhen. Das ist Kongelf, einst eine Stadt ersten Ranges, jetzt ein Dorf. Ueberhaupt lagen an der Götha-Elf in alten Zeiten viele feste Schlösser, Kirchen, Klöster, Bischofs- und Königssitze, von denen jetzt kaum noch der Name, oder einige Trümmer, oder ein Dörfchen als Ueberbleibsel vorhanden ist. Ist man an Bohus vorüber, so wird die Aussicht weiter und mannigfaltiger. Dunkle Tannen ziehen sich an den nackten Abhängen zur Rechten hin. Gebüsche wiegen ihre Kronen auf den Seiten des Flusses; Obstbäume stehen vor den Häusern und außer der nun bald verschwindenden Buche zeigen sich Ulmen, Erlen und Eichen. Man schwimmt zwischen anmuthigen Inseln, und entdeckt hundert weiße Segel auf den vielfach geschlängelten Krümmungen des Flusses; man sieht sie rechts und links, durch die Bäume, über das Gebüsch hin schimmern, fast sollte man glauben, sie irrten mitten auf den Wiesen umher. Hier hat ein Fahrzeug angelegt und ruht unter seinen abge-

takelten Maſten, dort bläht der Nachen des Landmanns ſein kleines rothes Segel. Stiere, Hammel, Pferde weiden auf der unermeßlichen Aue, die Glöckchen der jungen Rinder klingeln mit verſchiedenem Klang durch die Luft, während der Hirte das Echo ſeines aus Birkenrinde gefertigten Hornes*) erſchallen läßt. Ein Luſtgang von ſtämmigen Bäumen zieht ſich auf beiden Ufern dahin und dazwiſchen erſcheinen kleine rothe Häuſer mit weißen Fenſterladen; in den Fahrwegen knarren die Wagen auf ihren Aren, in den Gehölzen tönt die Art des Holzhauers.

Jetzt öffnen die ſanften Anhöhen eine neue Ausſicht. Das iſt Lilla-Edet, ein niedliches Dorf, etwa 8 Meilen von Gothenburg; hier trifft man die zwei erſten Schleuſen. Dieſe Schleuſen ſind auf holländiſche Art aus Ziegelſteinen und Kitt gebaut. Sie haben, wie alle übrigen, zum wenigſten eine Länge von 120 Fuß, eine Breite von 22 Fuß und einen Fall von 9 Fuß. Sie können größere Handelsfahrzeuge und kleinere Kriegsſchiffe aufnehmen. Der Fall der Götha, der durch dieſe Waſſerbauten umgangen wird, iſt etwa 20 Fuß hoch. Die kryſtallhellen Fluthen gleiten ſo durchſichtig über das darunter verborgene Geſtein weg, daß man jeden, auch den kleinſten Gegenſtand ſieht, der in den Abgrund geriſſen wird. Ein mit uns reiſender Schwede erzählte von einem ſchrecklichen Unglück, das ſich vor mehreren Jahren am Edetſturze zutrug und die ganze Gegend in Trauer verſetzte. Es brach nämlich in Lilla-Edet eine bedeutende Feuersbrunſt aus. Ein Officier wurde mit einigen vierzig Soldaten vom jenſeitigen Ufer her zu Hilfe geſchickt. Trotz des ſtürmiſchen Wetters lud der Officier ſeine ſämmtliche Mannſchaft in ein einziges kleines Fahrzeug. Als man ihn auf die Gefahr der Ueberladung aufmerkſam machte, wollte er Nichts davon hören. Statt in der Nähe des Ufers zu bleiben, um den ſtarken Waſſerzug oberhalb des Sturzes zu vermeiden, ließ er den Kahn in der Mitte des Fluſſes treiben. Auf einmal wurde dieſer mit unwiderſtehlicher Gewalt fortge-

*) Dies Hirtenhorn führt hier den Namen Lür, es hat eine trompetenartige Geſtalt und giebt, wie das Alphorn in der Schweiz, rauhe Töne von ſich.

rissen. Vergebens strengte die Mannschaft alle Kräfte an, um das rettende Ufer zu erreichen, vergebens war ihr Jammergeschrei nach Hülfe: der Kahn schoß pfeilschnell dem Sturze zu, und in einer Secunde hatten 49 Menschen ihr Leben verloren. Merkwürdiger Weise war der schuldige Officier der Einzige, der mit dem Leben davon kam. Er wurde vor ein Kriegsgericht gestellt und degradirt. Damit wurden aber die Thränen der vielen Weiber und Kinder nicht getrocknet, welche die Verunglückten hinterließen. — Indem man aus den Schleusen ausfährt, kehrt man in das Bette des Flusses zurück. Das Fahrzeug macht eine Spazierfahrt durch einen Garten, der mit einem reichen Pflanzenwuchs geschmückt ist und nach allen Seiten hin Aussichten auf hohe Wälder von Tannen und schmalblätterigen Bäumen darbietet. So war's zwei Meilen fortgegangen. Die sinkende Sonne warf ihren Purpur auf die Fluthen und die Hügel. Hingestreckt auf das Verdeck schlürfte ich mit vollen Zügen aus dem vielfarbig spielenden Becher der Natur und hätte die Rauchwirbel der Feueresse abwenden mögen, welche die Reinheit des Aethers trübten; hätte das Zischen des Dampfes und das Rauschen des Wassers unter den Rädern ersticken mögen, um rings um mich feierliche Stille zu haben.

Ein Kanonenschuß, gefolgt von einem scharfen Seufzen der Maschine, schreckte mich plötzlich auf: einige Minuten nachher wurden wir eingeschlossen in die Schleuse von Ackerström. Auf diesem Punkte hat man das Bette des Flusses durch einen gemauerten Damm verengt. Sobald das Fahrzeug die Schleuse verlassen hat, richtet es sich mit seinem Vordertheil gegen eine Scheidung der Berge, zwischen denen es eine leichte Durchfahrt zu haben scheint. Auf einmal siehst du, wie es das Hauptbette verläßt, sich in einem rechten Winkel wendet und in einen künstlichen Canal einläuft. Kaum hat das Schiff seine Richtung verändert, so muß man fürchten, daß es mit seinem Vordertheil gegen den Fuß eines Granitberges anrennt. Ein Kanonenschuß donnert abermals wie ein Nothzeichen da vorn; ein vielfaches Echo antwortet seinem Ruf, und wenn es sich grummelnd in der Ferne verliert, so hörst du das unheimliche Zischen des Wassers, welches durch die Ritzen der Schleusen-

thore bringt. Du ſendeſt deine Blicke rings umher und denkſt in einem Abgrunde ohne Ausgang zu ſein; ſelbſt der Weg, der dich hergebracht hat, ſcheint ſich dir verſchloſſen zu haben. Du hebſt die Augen und miſſeſt die ſteilen, mit ſchwarzen Tannen bewachſenen Wände, die an Höhe deinen Maſtbaum zehn Mal überragen. Eine ängſtliche Dunkelheit umgiebt dich, und du fragſt dich vergebens, an welcher Seite ſich der Raum öffnen werde, um dich hinauszulaſſen. Das Waſſer, welches ziſchend aus einigen Spalten hervorquilt, droht über dir loszubrechen; aber allmählig füllt ſich der Raum, worin du eingeſchloſſen biſt; die Fluth ſteigt höher und auf ihrem ſchwellenden Rücken beginnt das Schiff in ſtolzer Ruhe ſeine Auffahrt.

Wenn man zum erſten Male einem ſolchen Schauſpiel, zumal beim Halbdunkel der Abenddämmerung beiwohnt, ſo iſt es unmöglich, ſich einer gewiſſen Beklommenheit zu erwehren. Dort oben, 150 Fuß über deinem Scheitel, wiegt ein ungeheurer See ſeine Gewäſſer. Der Wind, der dort oben am Abſturz der Felſen wehet, ladet dein Segel ein, und die Welle, die ſich dort am Rande kräuſelt, guckt neugierig herab, ob du wohl kommeſt, ſie mit deinem Kiel zu durchfurchen. Dort, über den höchſten Punkt des Gipfels, mußt du deinen Weg nehmen. Aber welche Macht wird dieſen ſchweren Koloß an der ſenkrechten Wand in die Höhe bringen? Welch eine Zauberkraft wird dieſes Wunder vollbringen? — Frage vielmehr, welch ein Hinderniß widerſtände wohl der Macht des Menſchen, wenn ſeine Kräfte mit Verſtand geleitet und von Beharrlichkeit gefördert werden? Und ſiehe, der hohe Felſen, angegriffen in ſeinem Kern, hat ſein Inneres geöffnet und ſeine Wände regelrecht emporgerichtet. Ungeheuere Stufen, die ſeiner Maſſe mühſam abgezwungen wurden, haben aus ihm eine Rieſentreppe gemacht. Neun an einander liegende, mit eiſernen Thoren verſchloſſene Schleuſen bilden eben ſo viele Becken, in welche das Fahrzeug ohne Mühe aufgenommen wird. Die auf der Höhe eingeſchloſſene Fluth ſteigt herab und hebt es ſanft empor, und es folgt ihr allmählig von Stufe zu Stufe, von Stockwerk zu Stockwerk. Jetzt ſchwebt es an dem Abgrunde, wie das Neſt eines Adlers; jetzt verſchwindet ſeine Schale in den Räumen der

Schleusen und du bemerkst nur, wie seine Masten sich zu den kahlen Häuptern jener einsamen Tannen gesellen; bald erhebt es sich zu gleicher Höhe jenes Granitrückens, und nach einem Zwischenraum von zwei Stunden wirst du es hoch auf dem Gipfel des Berges erblicken, wo es sein triumphirendes Segel entfaltet und hinfährt durch die Wolke, wie eine Lufterscheinung.

Vornehmlich vom Flusse aus muß man dieses Schauspiel betrachten, um alle einzelnen Entwickelungen desselben zu überschauen. Bei dem ersten Halt erlaubt ein vom Bord ausgelegtes Brett den Reisegästen ans Land zu steigen, und man kann auf einem Pfade, der die Schleusen seitwärts begleitet, nach Belieben dem Fahrzeuge folgen oder ihm vorangehen. Dieser Pfad ist in der Masse des Felsens eingehauen und zieht sich durch eine Reihe von Hochplatten und Stufen dahin; ein hölzernes Geländer faßt ihn nach der Seite der Schleusen hin ein. Ich bin diesem Pfade gefolgt und stand bei jedem Schritte still, um jenes riesige Denkmal menschlicher Kraft und Beharrlichkeit zu betrachten. Dreiundzwanzig Jahre Arbeit und stetige Anstrengung (1777 — 1800) waren nöthig, um diesen Theil des von Thunberg entworfenen Planes in Ausführung zu bringen. Aber seit die Pulvermine des letzte Stück des Felsens hatte springen lassen, wurde die Aufgabe, das baltische Meer mit der Nordsee zu verbinden, gelöst.

Es war dichte Nacht, als unser Packetboot in die vierte Schleuse einlief; der Capitain beschloß, daß er den Tag erwarten wolle, um die fünf anderen zu erklimmen. Das war ein glücklicher Zufall. Ich wußte, daß in geringer Entfernung die Wasserfälle von Trollhätta sind, und so gab mir diese Unterbrechung die Zeit, sie mit Muße zu besuchen. Ich beschloß, mich sogleich dahin zu begeben. Die späte Stunde schreckte mich keineswegs, sondern schien mir vielmehr ganz angemessen, einer solchen Wanderung den feierlichen Anstrich zu geben. Einige Gefährten, denen ich mein Vorhaben mittheilte, nahmen es mit Lebhaftigkeit auf. Unser Häuflein bestand aus ziemlich verschiedenen Leuten. Wir waren acht Personen: Einer meiner Freunde, ein verständiger, sinniger Dichter, ein junger Künstler aus Gothenburg, zwei Lustreisende, der Eine ein finsterer und

ſchweigſamer Engländer, der Andere ein Schwede, fein, ſcharf und voll Geiſt, aber unzugänglich für jeden ſtarken Eindruck; außerdem drei andere Alltagsmenſchen. Wir fragten in einer benachbarten Hütte nach einem Führer; ein Burſche ſtellte ſich dazu.

Erſt mußten wir vollends die Granit-Treppe hinaufſteigen; nur langſam und mit Vorſicht vollbrachten wir dieſe Erſteigung, die wegen der Dunkelheit gefährlich geworden war, da der Pfad oft ungleich und zum Ausgleiten abſchüſſig iſt. Sobald man die Hochebene erreicht hat, verläßt man den Rand des Canals und folgt dem Saume eines Tannenwaldes. Daſelbſt trafen wir eine von jenen Lagerhütten der Soldaten, welche zu den Arbeiten des Canals gebraucht werden. Eine Abtheilung dieſer Soldaten-Arbeiter war hier verſammelt. Sie ruhten von den Mühen des Tages, indem ſie ausgeſtreckt auf dem kühlen Graſe lagen und ihr Pfeifchen rauchten. Sie grüßten uns durch Abnehmen ihrer Kopfbedeckung; denn das iſt eine Höflichkeit, welche der Mann aus dem ſchwediſchen Volke jedem vorübergehenden Fremden bezeigt. Darauf gingen wir kurze Zeit am Rande eines weitausgedehnten Moores, ſchritten auf einer leichten Brücke über einen dort abfließenden Bach und vertieften uns in den Wald. Alsbald wurde die Nacht noch finſterer unter dem dichten Gezweige der Tannen. Wir gingen langſam weiter auf einem unebenen, ſich ſchlängenden Fußwege und ſtießen uns in der Dunkelheit bisweilen an umgeſtürzten Baumſtämmen. Mit unſerem Burſchen als Führer an der Spitze gingen wir ſchweigend hinter einander; kaum wurden einige abgebrochene Worte gewechſelt, um ſich zu verſichern, daß Niemand von uns zurückbleibe. Der Himmel war klar, und wenn die Zweige uns hier und da einen freien Raum öffneten, ſo ſahen wir an den Spitzen der Tannen Sterne, gleich Weihnachtslichtern. Ueber uns ſchwebte nicht Eine Wolke, um uns nicht Ein Lufthauch, nicht Eine Regung ließ ſich hören, nicht Ein Ruf aus der Ferne, nicht Ein Laut in der Nähe; Nichts war zu merken als das dumpfe Geräuſch unſerer hohlen Tritte auf dem mit Sägeſpänen beſtreuten Wege, oder der Anblick unſerer ſchwarzen Geſtalten, die ſich hier und da über die lichteren

Stellen des Waldes bewegten und von der Verschiedenheit der Reisekleider die seltsamsten Schattenbilder entlehnten. Dem, der uns an einem solchen Orte und in solcher Stille begegnet wäre, hätten wir für eine zu ihrer Höhle zurückkehrende Räuberschaar gelten können.

Seit einer halben Stunde waren wir so fortgewandert. Da stand unser junger Führer still. »Horch!« sagte er zu uns. Schweigend horchten wir und hörten in den Tiefen der Nacht ein dumpfes Brausen. Es war das Geräusch der Wasserfälle. Wir hatten nur noch eine halbe Stunde Weges vor uns. Bald darauf traten wir aus dem Walde, und schon ließ das Geräusch sich mit deutlicherem Murmeln hören. Nachdem wir an einem Landsitz vorüber gegangen waren, geriethen wir zwischen ein Labyrinth von Felsenquadern, die sich bald als Säulenschafte, bald als verstümmelte Obelisken zeigten und in der Nacht höchst seltsame Ansichten gaben. Sie erschienen wie die Ruinen einer ungeheuren Stadt. Nun mußten wir durch holperige Engpässe hingehen, indem wir oft gegen die rauhen Steine stießen oder auf den Kieseln schwankten, die unter unseren Schritten rollten. Vor uns, auf dem klaren Grunde des Himmels, erhob sich ein weißer Dunst von der Erde und zeigte uns die Gegend des Wasserfalles. Je nachdem wir weiter kamen, wurde das Geräusch ein Krachen, das Gemurmel ein Brüllen; der weiße Dunst bildete sich zu einer dichten Wolke. Die Luft wurde feucht und unruhig.

Endlich erklimmten wir den Gipfel einer vorspringenden Klippe, deren Fuß auf dem Ufer des Flusses ruht. Nun standen wir, umgeben von einem Geländer, auf einer schräg geneigten Hochplatte, die in einer Höhe von etwa 30 Fuß über das Bette der Götha überhängt. Von hier übersieht man alle Wasserfälle. Beim ersten Zutritt fühlt man sich betäubt. Ich unterschied Nichts, als ein ungeheures Sturmtreiben von Schaum. All dies Lärmen und Toben, dieser Ungestüm wild rasender Gewässer erschüttert und überwältigt dich. Einige Minuten steht man da in schweigender Bewunderung. Doch nach und nach sammelt man sich und gewöhnt sich an das Außerordentliche. Unter uns, hundert Fuß unten, kocht und brüllt das Wasser;

weiter hin kocht und brüllt es noch ein Mal; ein dritter Sturz, der größte, läßt seine Gewalt ahnen unter dem Bogen von Nebel, der ihn bedeckt und dem Gesichtskreis verhüllt. Auf dem jenseitigen schroffen Ufer sammeln sich alle diese zersprengten Wasser in einem matten Weiß. Hohe, kräftige Fichten klammern sich dort mit ihren Wurzeln an den rauhen Boden, während unten frisches Gesträuch das Gezweige bis in den Schaum niederhängen läßt. In unserer Nähe ist ein ungeheurer Wust von Granit- und Basaltblöcken, der von einer schrecklichen Naturumwälzung zurückblieb. Alles ist rauh und majestätisch. Der Mensch, der winzige Erdenwurm, verschwindet vor diesem großartigen Schauspiel; doch nein! er wird größer und erhebt sich: denn sein Gedanke kann all dieses gewaltige Wirrsal umfassen, seine Seele vermag Gott anzubeten in diesen Werken, welche nur ein Spiegel seiner Größe und Herrlichkeit sind.

Wir stiegen von unserer Felsplatte hinab, um uns zu den oberen Fällen zu begeben. Der Uebergang ist schwer und gefährlich. Er bewerkstelligt sich durch eine lange Reihe von Fußwegen, von Aufgängen und Abgängen, von Treppen und Brücken, die über Felsenriffe gelegt sind. Alles ist jäh, schroff und eckig. Man kann da nicht anders gehen, als Einer nach dem Andern, und muß sich bald stützen auf ein eisernes Geländer, bald sich mit den Händen helfen, um einen steilen Abhang hinanzuklettern. Wir konnten uns dabei um so weniger behaglich fühlen, da wir kein anderes Licht hatten, als die nächtliche Dämmerung des Nordens, welche nur einen unsicheren Wiederschein des Tages giebt. Aber wir vergaßen eine Mühsal, für welche wir uns schon reich belohnt fanden, und beeilten die Schritte. Endlich, nachdem wir über die letzte Brücke gegangen waren, sahen wir uns auf einmal von einem dichten, scharf sprühenden Nebel umhüllt: wir waren am Rande des mächtigsten aller Wasserfälle. Kein Pinsel vermag das in seiner Ganzheit zu malen, was unter unsern Augen vorging.

Nachdem die Götha-Elf aus dem See Wenern heraus getreten ist, fließt sie in einem schönen Thale eben und ruhig, wie ein reiner Spiegel. Da lagert sich jene breite, hügelige Insel vor ihr und sperrt ihren Lauf. Alsbald theilt sich der Strom,

ſteigert auf beiden Seiten ſeine Waſſer, welche von unüberſteiglichen Schranken gehalten werden; die Schluchten von Nelſtröm und Gullo werden ihm einen Ausgang geben. Wirklich; der Boden neigt ſich: jählings ſtürzt ſich der Strom dahin und eröffnet ſich mächtig die Bahn durch zwei Schlünde zugleich. Das Hinderniß wird umgangen und es beginnt der Kampf. Im doppelten Laufe windet er ſich, und wirft zornig das Haupt empor. Die Fluth, gedrängt von der Fluth, prallt ſchäumend ab und fährt einen Augenblick zurück, um wieder zu kommen zum Angriff; ſie gewinnt Raum, die geſammelten Waſſermaſſen erſtürmen tobend die Felſen, die ſie nicht haben niederreißen können, und ſteigen murmelnd den ſteinigen Abhang hinab. Unten vereinigen ſie ſich, mengen ſich wild durcheinander, ermuntern und ermächtigen ſich und ſtürmen weiter im Getümmel, alle tobend, wüthend und ungeſtüm, gleich zahlloſen Kriegern, die im Waffenglanz blitzen.

Eine zweite Inſel zeigt ſich höher und rauher, als die erſte; weiter hin noch eine. Der langwierige Kampf beginnt mit neuer heftiger Erbitterung. Die Fluth ſchwillt und prallt auf. Der ungeſtüme Fluß iſt empört und beharrt im Angriff. Drei Mal haben ſich ſeine zwei Arme wieder vereinigt und ihre vermengten Fluthen haben ihren Andrang muthig erneuert, und drei Mal haben unerſchütterliche Felſenwehre ſie gewaltſam getrennt. Und ihr Lauf wird immer reißender, ihr Getümmel ſchrecklicher, ihre Stimme tobender und donnernder. Hohe kryſtallhelle Wogen ſchleudern ſich unaufhörlich und klettern an den Seiten der Felsmauern. Steintrümmer werden hier und da weggeriſſen und rollen wiederhallend im wühlenden Strombette. Die glänzenden Gipfel der Fluthen brechen an tauſend Stellen durch den Schaum, der ſie bedeckt; ein dichter Staub erfüllt die Luft über ihren Häuptern und fällt als ſilberner Regen herab.

Endlich noch ein Mal ſtürzt der Strom mit einer unerreichbaren Schnelligkeit die ganze Maſſe ſeiner Waſſer hinab. Ihre Flucht entzieht ſich den Blicken; man ſollte ſie faſt für feſt und unbeweglich halten; ihr durchſichtiger Rücken wölbt ſich und ſchimmert wie eine ungeheure Linſe von milchweißem Glaſe. Es iſt ein letzter verzweifelter Anſturm. Der Raum iſt enger,

die steilere Insel hat sich erweitert und streckt auf jeder Seite unförmliche Vorgebirge aus. Der in seinen Grundfesten getroffene Felsen widersteht, die Fluthen heulen, recken sich ziſchend wie grimmige Schlangen, wenden sich zurück und fahren auseinander auf die beiden Ufer. Zur Rechten fallen sie mit unsäglichem Gekrach auf scharfe Felsenspitzen und rollen über einander, schneller als der Gedanke, weißer als die Lawine, straubiger als die Mähne des Löwen, der über seine Beute herspringt. Zur Linken klafft der Boden auf dreißig Fuß Tiefe jählings nieder und verschwindet unter Bergen von Schaum. Dort unten tritt Alles wie durch Zauber in eine majestätische Ruhe zurück. Die Fluthen sammeln sich in einem breiten Becken, wo sie still und eben werden. Der Strom gewinnt wieder seinen klaren Spiegel und läßt uns in großen Umrissen das Bild seines niederstürmenden Falles sehen, zu dessen genauerer Ausführung man noch hinzudenken muß: all sein schneeiges Geäder und seine blinkenden Bäche, seine vielen eintönig rasselnden Sägemühlen und seine schnarchenden Strudel, seine dunstumflossenen seltsamen Felsgestalten und seine zahlreichen kleineren Eilande, auf denen einzelne Fichten gleich wehenden schwarzen Fahnen aufgesteckt sind. Hin und wieder stören auch unten noch einige Brodel die Ruhe der Fläche, einige Moosflocken treiben und kräuseln auf derselben; aber das sind nur schwache Nachwehen des Kampfes, und der triumphirende Strom wendet sich nun langsam zu den nachfolgenden Fällen.

Von den Inseln, welche die Götha-Elf an dieser Stelle bildet, ist eine einzige, die an dem Wenernsee, von armen Bauern bewohnt, welche bei einem friedlichen und arbeitsamen Leben sehr unschuldig sind an dem Lärm um sie her. Sie haben auf einer langen Reihe von Grundpfeilern eine Bretterbrücke gelegt, die zu dem Dorfe Trollhätta führt.

Die letzte Insel, welche durch den tiefsten Fall des Flusses vom Lande getrennt wird, war lange unzugänglich. Aber da der Paß sehr schmal ist, so ließ sich die Verbindung derselben mit dem Ufer leicht bewerkstelligen. Man brachte einen ungeheuern Tannenbaum an das Ufer und richtete den Fall desselben mit Kabeltauen so, daß sein äußerstes Ende auf der Insel zu

ruhen kam. Unerſchrockene Werkleute glitten nun reitend über den Abgrund, bauten Brückenträger und ſtellten eine eiſerne Brücke von etwa hundert Fuß Länge her. Dieſe Brücke wird verſchloſſen und nur gegen einen Zoll geöffnet. Nicht ohne eine gewiſſe Beklemmung ſteht man auf der Mitte derſelben ſtill, und manche Menſchen werden bei dem Anblick des furchtbar ſchönen Schauſpiels unter ihnen ſchwindelig. Es iſt als wenn die Luft, angezogen von der Schnelligkeit des Falles, auf deinen Kopf drücke und dich zum Abgrund ziehe, während jeglicher Laut deiner Stimme in den Donnern um dich her verſchwindet und die Felſen davon zu erzittern ſcheinen.

Es koſtete uns Mühe, dieſe Orte zu verlaſſen; indeſſen zog der Froſt durch unſere Glieder und es war rathſam, den Rückweg anzutreten. Indem wir an einer Mühle des Fluſſes vorbei kamen, bemerkten wir drinnen Licht. Einen von uns trieb die Neugier; er pochte an die Thüre und es zeigte ſich uns ein wunderliches Nachtſtück. In einem elenden Winkel, der von nachläſſig zuſammen genagelten Planken gebildet wurde und angefüllt war mit Mehlſäcken, Holzkloben und plumpem Hausgeräth, lagen vier Perſonen in verſchiedener Stellung auf der Erde und beſprachen ſich leiſe unter einander. Drei junge kräftige Männer waren in eine weite Weſte von grobem Zeug gekleidet. Eine alte niedergekauerte Frau hielt mit ihren dürren Fingern eine Fackel von harzigem Holz, welche den Schein ihrer flackernden Flamme auf die Gruppe warf. Sie war unſauber und abgelebt; einige Strähnen greiſer Haare ſtahlen ſich aus einem unförmlichen Kopfputz und fielen über die runzelvolle Stirn; ihre zahnloſen Kinnbacken bildeten viele Falten, die ſich bis auf den Hals herabzogen und von dem ſchmutzigen Halstuch nur halb verdeckt wurden. Unſer Eintritt zu ſolcher Stunde, die Anzahl und die eigenthümliche Kleidung der Beſucher ſchien dieſe Leute gar nicht zu befremden. Sie richteten nicht Eine Frage an uns, ſahen uns kaum an und ſetzten ihr Geſpräch ganz ruhig fort. Indem ich dieſe alte, dürre, ſchmutzige Frau erblickte, mich in dieſem räuchrigen Dunſtkreis ſah, dieſen Harzgeruch einathmete, all dieſes Polterwerk und alle dieſe Armuth genauer betrachtete, glaubte ich in die Hexenſcene eines Zauber-

märchens oder in die verfallene Scheune eines Räuberromans verſetzt zu ſein. Aber hier waren weder Hexe, noch Straßenräuber. Es war eine ſehr achtbare Müllerfamilie, eine Mutter und ihre Söhne, die von ihren Angelegenheiten plauderten, und die ſich nur aus Reſpect enthalten hatten, das Wort zuerſt an uns zu richten.

Nicht weit von dieſer Hütte beſuchten wir den Jätteſtol oder den Sitz des Rieſen (Stol, Stuhl, Jätte, Rieſe). So nennt man eine Einhöhlung von etwa 40 Fuß Tiefe, die von Menſchenhand ſenkrecht in den Kernfelſen gehauen iſt und wo ein abgeſonderter Arm der Götha-Elf einen Fall bildet. Die eine Seite iſt viel höher als die andere, wodurch das Ganze einige Aehnlichkeit mit einem rieſengroßen Armſtuhl bekommen hat; daher der Name. Nach dem Plane des Baumeiſters Polhem ſollten die Schleuſen von Trollhätta an dieſer Stelle angelegt werden; die Arbeiten waren ſchon im vollen Gange, als auf einmal ein ungeheurer Damm einſtürzte, den man mit unſäglicher Mühe unterhalb der Fälle aufgeführt hatte, um den Strom aufzudämmen. Man ſagt, dies ſei ein Werk der Bosheit geweſen, da in einer Nacht eine Maſſe von mehr als 10,000 Planken oberhalb der Fälle in den Strom geworfen wurde, und nun mit furchtbarer Gewalt gegen den Damm anſtürmte, der endlich dieſem Andrange wich. Dies geſchah im Jahre 1750. Das Werk ward aufgegeben bis zum Jahre 1777. Alsdann nahm man den von Thunberg vorgeſchlagenen Plan an, wornach der Canal auf dem linken Ufer des Fluſſes gebaut wurde und nun einen weit größeren Umweg macht.

Bei der Rückkehr an Bord fühlte ich mich unfähig zu ſchlafen. Das Toſen der Wogen wiederhallte unaufhörlich in meinen Ohren; beſtändig hatte ich Waſſermaſſen, Felsblöcke, Abgründe und Klüfte vor Augen. Da faßte ich den Entſchluß, ein ſo ſeltenes Schauſpiel beim Tagesſchein zu betrachten. Am frühen Morgen ſprang ich ans Land und machte den Weg, den ich mir genau gemerkt, noch ein Mal ganz allein. Ich erreichte die Hochplatte der vorſpringenden Klippe, wo wir unſeren erſten Stand genommen hatten. Hier iſt man ganz von Wald umgeben und überſchaut ſämmtliche Fälle mit Einem Blick, weshalb

eben die Trollhätta-Fälle so einzig in ihrer Art erscheinen. Tief unten tritt dampfend aus den Fichten der letzte Fall des Flusses hervor. Gerade vor mir stürzt er sich in vollen Strömen durch ein weites Felsenthor. Durch die Oeffnung dieses Thores wendet sich der Blick rechts weiter aufwärts zu einem mächtigen Siedekessel, der von waldbekränzten Bergwänden beschattet wird. Hoch oben endlich erscheint der erste und zweite Sturz von hier aus als eine einzige schäumende Milchstraße. Gehoben wird die malerische Herrlichkeit des ganzen Bildes besonders durch den dunklen Rahmen der grünen Felswände, deren Umrisse sich scharf gegen das Morgenroth abzeichneten. Soeben ging zu meiner Rechten die Sonne auf und vergoldete die Landschaft. Ihre Strahlen brachen durch die weißen Nebelwolken, die von den Wasserfällen aufsprudelten, und im Augenblicke bauten hundert lichthelle Regenbogen mit Millionen funkelnder Rubine und Smaragde einen zauberhaften Dom in die Lüfte, während hier und dort Silber und Erz auf dem Rücken der Wogen schimmerte, — ein unbeschreiblich schöner Anblick!

Ich setzte mich auf einen Stein und war ganz in Betrachtung der unendlich wechselnden Farbenspiele versunken. Ich wußte, daß unser Fahrzeug beim Dorfe Trollhätta landen mußte, und ich erwartete es. Ich weiß nicht mehr, wie lange ich dort blieb; aber ich saß noch unbeweglich auf demselben Steine, als mich ein Knabe aus meinen Träumereien mit der Frage weckte, ob ich auch den »Schneiderfelsen« kenne. Ich ließ mir denselben zeigen. Es hat damit nach einer alten Sage folgende Bewandniß. Ein Schneider, der wegen mehrerer Verbrechen zum Tode verurtheilt war, bat flehentlich um sein junges Leben. Der damalige Machthaber wollte ihn unter der Bedingung begnadigen, wenn er, auf jenem Felsen sitzend, mit in den Abgrund hängenden Beinen einen Rock nähen würde. Zitternd und zagend ließ er sich auf dem gefährlichen Platze am Abgrunde nieder ergriff Tuch und Nadel und arbeitete tapfer darauf los. Gegen Abend war sein Werk vollendet; er stand auf, um sich des geretteten Lebens zu freuen, aber plötzlich ergriff ihn der Schwindel, seine Füße schwankten unter ihm und er stürzte in die vernichtende Brandung. — Der Knabe deutete jetzt auf die Spitze

eines Maſtes hin, über welchem eine Rauchſäule wirbelte, welche mir langſam, wie in einer Erdfurche, heranzuſchleichen ſchien. Es war wirklich der Daniel Thunberg. Man ſtieß ihn mit Stangen vorwärts in einem Canal, deſſen Graniteinfaſſung ſeine Lukenklappen faſt berührte. An den Seiten des Schiffes hängt man große Korkkugeln auf, um die Wirkung des Anſtoßes zu ſchwächen; denn ohne dies geht's in dem engen Raume ſelten ab, weshalb noch immer Arbeiter damit beſchäftigt ſind, die Schleuſen und den Canal zu erweitern. Oberhalb des Dorfes Trollhätta mußten wir den Waſſerfällen von Ronnums aus dem Wege fahren und gelangten dann in den kleinen See Waßbotten.

Nun ſind die Ufer nicht mehr gebirgig, ſondern ſanft und niedrig. Um uns liegt eine Ebene mit Wieſen und angebauten Feldern. Vor uns haben wir einen weiten Geſichtskreis: die blaue Fläche verſchwimmt mit dem Himmelsrand. Ein friſcher Wind ſchwellt die Segel und das Schiff fährt mit aller Gewalt, wie ein muthiges Roß, welches ſich ausgeruht und dem man die Zügel ſchießen läßt. Der Waßbotten hängt durch eine ſchmale Meerenge mit dem Wenernſee zuſammen. Dieſe Meerenge wird verſperrt durch eine 2000 Fuß lange ſteinerne Brücke; aber an ihrem Ende öffnet ſich eine Zugbrücke und wir ſind in Wenersborg. Es iſt 11 Uhr. Der Daniel Thunberg hat hier Kohlen und Mundvorrath einzunehmen, und man ſetzt uns ans Land. Die Stadt beſtand früher aus hölzernen Häuſern und wurde jüngſt ein Raub der Flammen; daher ihr gegenwärtiges weißes Anſehen mit breiten, regelmäßigen Straßen. Sie iſt nicht ohne Wichtigkeit für den Binnenhandel. — Um 1 Uhr fuhren wir auf den Wenernſee. Dieſer See iſt 14 Meilen lang und 6 bis 8 Meilen breit; alſo einer der größten Seen Europas. Mehr als 20 Flüſſe kommen von den norwegiſchen Gebirgen, münden darein und bilden ſo beim Abfluß die reißende Götha-Elf. Sieben Städte liegen an ſeinen Ufern. Fiſcherkähne und Barken durchſchneiden ihn nach allen Richtungen. Aus den Berg- und Eiſenwerken und den Holzgegenden von Wermland, aus den zahlreichen Sägemühlen, die an der Götha-Elf liegen, werden die Erzeugniſſe nach Gothenburg ge-

schafft. Früher hat man Bretter und Bauholz durch die Trollhättafälle hinabgeflößt, jetzt geht Alles mit Dampf- und Segelschiffen durch den Canal. Die Ufer des Wenern sind im Allgemeinen niedrig. Kaum sieht man einige Anhöhen und einzeln stehende Berge. Als wir Wenersborg verließen, entdeckten wir den Hunneberg und Halleberg, deren Kuppen sich steil und schroff zu einer Höhe von 5 bis 600 Fuß aus der Ebene erheben. Der Hunneberg trägt auf seiner meilenbreiten Granitplatte mehr als 20 kleine Seen; an seinem Fuße findet sich vorzüglich gute schwarze Kreide. Der Felsenzug des Hallebergs gleicht aus der Ferne einer riesigen steinernen Orgel. Sein Rücken führt den Namen Wallhall. Eine vortretende Klippe ist berühmt. Von ihr stürzten sich in der heidnischen Vorzeit Diejenigen herab, welche den unrühmlichen Tod des Greisenalters auf dem Lager von Stroh vermeiden wollten und »zu Odins Licht« hinüberzufahren begehrten. Unten ist ein Teich, welcher deshalb noch heute der Odinsteich heißt. In der Umgegend findet man viele Steinkränze heidnischer Gräber und in dem Thale zwischen dem Hunneberg und Halleberg erheben sich in einem Viereck sieben mannshohe Steine, über welchen, wie man sagt, einst Gericht gehalten wurde. Einer der großen Felsblöcke hat die Gestalt eines Herzens, dessen Spitze nach unten gekehrt ist. Oben ist auf beiden Seiten ein runder Sitz in den Stein heineingearbeitet. Man glaubt, daß es ein Opferstein war und daß die Sitze von den Oberpriestern eingenommen wurden, während das Blut der Menschenopfer auf dem Altar vergossen wurde.

Auf der Südwestseite des Wenern streckt sich der 2 Meilen lange und halb so breite Berg Kinnekulle aus, dessen Kuppel bis zu 1000 Fuß aufsteigt und eine ebenso schöne, als reiche Aussicht auf den See und seine Umgebungen bietet. Seine nackten gelblichen Wände verrathen den Sandstein, und sein schwarzhaariges Haupt ist mit fünf weißschimmernden Kirchen geschmückt, gleich den Silberblumen auf der Sammetkappe einer Bäuerin.

Die Nacht war hereingebrochen; wir ankerten auf der Insel Brommö, und fuhren am andern Morgen längs der

Nordküſte der großen Inſel Thorſön weiter, mitten durch die zahlreichen Inſelchen mit Felſen und Tannen, welche der Fahrt auf allen ſchwediſchen Seen einen eigenthümlichen Reiz verleihen. Endlich erblickten wir die Oſtküſte des Wenernſees und liefen bei Sjörtorp wieder in den Götha-Canal ein. Das Schiff gelangt von da durch eine Reihefolge von 20 Schleuſen in den See Wiken. Daher hatten wir hinreichend Zeit, die Landſchaft in Augenſchein zu nehmen. Dieſer Theil von Weſtgothland iſt vollkommen flach. An beiden Seiten des Canals ſind unzuſammenhängende Gruppen von Bäumen, wo Tannen, Fichten, Vogelbeeren, Eichen, Saalweiden und Zitterpappeln in bunter Miſchung zu einander geſellt waren. Viele ganz unbewachſene Stellen ſind mit dicken, nackten Steinblöcken bedeckt, die hier nicht in aufgehäuften Maſſen, ſondern Stein an Stein neben einander liegen. Es ſind Blöcke von durchſchnittlich 10 – 20 Fuß Höhe und Breite. Beim Bau des Canals machten dieſe Blöcke oft große Schwierigkeiten und konnten nur durch Sprengung beſeitigt werden. Die rothen Häuschen dieſer Gegend erſcheinen hier oft ſo klein, daß man glauben könnte, ſie ſeien den Bewohnern in ihren Kinderjahren zu Weihnachten geſchenkt worden. Auch hatte das Landvolk hier ein beſonders ärmliches Anſehen. Viele der Männer waren ungeachtet der Hitze in Schafpelze gekleidet. Alle Männer und Knaben grüßten uns ehrerbietig und die Frauen machten ihre Knixe mit dem feinſten Anſtande der Tanzſchule, wie denn allen Schweden ein edles, würdevolles Weſen angeboren iſt. Dies Weſen iſt ein paſſendes Gewand für die ſchönen, hochgewachſenen Geſtalten, und der durch alle Stände hindurchgehende Ton der Höflichkeit, Artigkeit und Gefälligkeit, verbunden mit den ausdrucksvollen Zügen des Antlitzes, vollendet die Politur. Man gebe dem ſchwediſchen Landmann das Kleid des Vornehmen, und er wird auch in der Regel ſeiner Haltung nach für einen vornehmen Mann gelten können. — Der Wiken liegt ziemlich auf dem halben Wege zwiſchen Gothenburg und Stockholm. Seine Waſſerfläche beſtimmt die höchſte Erhebung des Canals über den Meeresſpiegel, nämlich 306 Fuß. Dieſe Höhe erklimmt man von Gothenburg aus mittelſt 36 Schleuſen und ſteigt von da wieder durch 36 Schleuſen zur

Meeresfläche hinab. Der See iſt mit waldigen Inſeln wie beſäet, und die Fahrt auf demſelben gleicht faſt der Fahrt auf einem Fluſſe inmitten eines Waldes. Sein felſiger Grund ſtreckt überall bis an die Oberfläche des Waſſers eine Menge Klippen empor, zwiſchen welchen oft im ſtrengſten Sinne des Wortes nur der nöthige Raum für den Kiel des Schiffes vorhanden iſt. Zahlreiche Wahrzeichen leiten den Steuermann durch die unſichtbaren Fährlichkeiten. An einigen Stellen hat man über die Gewäſſer Mauern errichtet, längs welchen man vorſichtig hinſchleichen muß. Bisweilen muß das Schiff ſich um ſich ſelbſt drehen, um im rechten Winkel in quer vorliegende Fuhrten zu gelangen. Dieſe Schwierigkeiten werden beſonders groß bei der Ausfahrt. Ein langer Damm von Bruchſteinen, dicke Mauern und handweiſende, dicht an einander ſtehende Pfähle bezeichnen den gewundenen Pfad, von welchem man ſich nicht entfernen darf, wenn man nicht ſcheitern will. Von Zeit zu Zeit ſind Ringe oder Pfähle auf den Felſen angebracht, um die Fahrzeuge zu befeſtigen, welche die Nacht auf dem See überraſcht. Als wir uns dem äußerſten Ende des Wiken nahten, begegnete uns das andere Kanal-Dampfſchiff. Beide Schiffe begrüßten ſich mit 8 Kanonenſchüſſen, die weit umher an Fels und Wald widerhallten und eine Menge Waſſervögel und Raben aufſcheuchten, welche nun mit Angſtgeſchrei über dieſe laute Störung ihrer Ruhe davon flogen.

Wenn man zu ſeinem Spaziergang nur das Verdeck eines Schiffes hat, das zu zwei Dritteln mit allerlei Sachen beladen iſt, ſo findet man ſich immer ſehr beengt. Wir fühlten uns daher ſehr glücklich, ſobald wir von Zeit zu Zeit vom Götha-Canal aus ans Land gehen konnten, um uns mit völliger Freiheit zu bewegen. Da, wo ſich der Canal durch Haidegegenden zieht, bemerkte ich zwiſchen den grauen Blöcken Farrenkräuter, blaue Glockenblumen und die hellrothblühende Torf-Haideblume (erica tetralix). Bauernkinder brachten uns Erdbeeren, Kirſchen und rothgeſottene Krebſe in niedlichen, ſelbſtgefertigten Körbchen aus Birkenrinde. Wir gingen einmal in ein Bauernhaus. Hölzerne Bänke, Tiſche und Schränke ſtanden an den Wänden; das Bild des Königs und der Königin in Steindruck auf einem Blatt, unter

jedem ein paar Verse, hingen ohne Rahmen neben dem Hauskalender. In drei Wänden waren Fenster, an der vierten stand der Ofen, an dessen Fuß ein doppelter Kranz von gelben Butterblumen gelegt war, während der Fußboden mit Birkenblättern bestreut war. Vor dem Hause bleichten ein paar Streifen grauer Leinwand auf dem Grasplatz, der mit ein paar Gemüsebeeten den Garten ausmachte, und einige Hühner irrten gackernd umher. Nach Störchen und Schwalben habe ich mich vergebens umgesehen.

Aus dem Wiken kommt man in den Wetternsee. Dieser hat die Gestalt eines Weberschiffes. Er ist in der Ausdehnung von Süden nach Norden 15 Meilen lang und hat eine Breite von 3 Meilen. Ehe man die Höhe des Sees erreicht, fährt man an der Festung Carlsborg vorbei. Dies ist die Hauptfestung Schwedens. Ihre Wälle sind mit 300 Feuerschlünden besetzt. Ungeachtet ihrer weißen Steine und des grünen Rasens auf ihren Abhängen, bietet sie doch dem Auge nichts Anziehendes. Der Wetternsee zeichnet sich durch die Klarheit seiner Gewässer aus. Jähe Stürme machen die Schifffahrt auf ihm bisweilen gefährlich. Merkwürdig ist das oft plötzlich eintretende Steigen und Fallen seiner Gewässer, verbunden mit einem heftig aufbrausenden Gewoge, weshalb ihm selbst im Winter, wenn er zugefroren ist, nicht recht zu trauen sein soll. »Eines Sonntags,« so erzählt man sich, »hatte sich eine Anzahl Bauern auf den Weg gemacht, um über das Eis zu gehen und am andern Ufer in einer Kirche ihre Andacht zu verrichten. Auf einmal fing die Eisdecke an zu bersten und sank mit Gekrach in Trümmer, so daß Alle ihren Tod in den Wellen fanden.«

Der Anblick des Wettern mit seiner weiten, klaren Wasserfläche, welche nur durch wenige Inseln unterbrochen wird, macht einen großartigen Eindruck. Als wir die Mitte erreicht hatten, stand vor uns im Osten eine dunkle Gewitterwolke und hüllte die große Bucht des Sees in Schatten, während die sinkende Sonne den anderen Theil der hügeligen Küste mit Waldungen, Kirchen und Thürmen alter Schlösser in hellgelber Beleuchtung zeigte. Jetzt erschien vor uns eine Insel. Je näher wir derselben kamen, desto mehr erstaunte ich; denn es war ein so

rieſiges, ungeheures Gebäude darauf erbaut, wie ich es nie geſehen. Hier war es ein Schloß von glänzend bläulicher Farbe, mit prächtigen Säulen von weißem Marmor und mit großen Fenſtern; dort bildete es eine Feſtung mit grauen Felſen und ſchwarzen Mauern. Zwiſchen den beiden Flügeln erhob ſich ein mächtiger Dom mit Kapellen und Pfeilern, mit Bogen- und Spitzfenſtern; der Thurm reichte bis in die Wolken; die Steine des Domes waren von zarter Roſenfarbe. Während ich dies Wunder der Baukunſt noch anſtarre, ſchien es mir, als ob daſſelbe anfange zu ſchwanken. Die Farben wechſelten, das Blau wurde violett, das Roth grau und zuweilen flog ein Purpurſchein über das Ganze. Plötzlich erzitterte der Thurm, neigte ſeine Spitze und — war verſchwunden; auch die übrigen Gebäude zerfloſſen in Dunſt und Nebel und vor mir lag eine öde Klippe, Jungfrau genannt: es war eine Luftſpiegelung oder Fata Morgana. Das Eiland ſoll häufig ein ſolches Luftbild zeigen. Man nennt es den Palaſt der Wetterhexe. Die Wetterhexe ſelbſt erſcheint auf dem See als eine wolkenhohe, aſchfarbige, hin und her ſchwebende Rieſengeſtalt. Dabei laſſen ſich dann wohl wunderbare Töne oder ein donnerähnliches Rollen hören. In der Regel ſind dieſe Erſcheinungen Vorboten eines Sturmes. Der Landmann glaubt, es ſei die Meerfrau, die, vor der Windsbraut flüchtend, ihre Paläſte, Gärten und Burgen nach einer ſtillern Gegend des See's bringt.

Das Hereinbrechen der Nacht verhinderte uns, die ſchwierige Durchfahrt zu wagen, welche von dem See in den Kanal von Motala führt, und wir legten daher vor Anker. Um 4 Uhr Morgens ſtiegen wir ans Land, bei der Schleuſe, welche den See mit dem Kanal verbindet. Da eine halbe Stunde weiter noch 6 andere Schleuſen zu paſſiren waren, ſo konnten wir die großen Schmiede-Werkſtätten des Fleckens Motala in Augenſchein nehmen. Die Anlage dieſer Hüttenwerke iſt erſt vor einigen 20 Jahren gemacht und kann ſich jetzt in ihrer Großartigkeit mit den berühmteſten Eiſenwerken Frankreichs und Englands meſſen. Wir beſichtigten nach einander den Eiſenhammer, die Eiſengießerei, die Modellwerkſtatt, wo Waſſer und Dampf, Maſchinen und Menſchen um die Wette mächtige Ar-

beiten ausführen, als: Brücken, Schleusenthore, Mühlen, Dampfmaschinen. Wir betrachteten mit besonderer Theilnahme die Stücke einer Maschine, welche zu einem Dampfschiff des Staates gehörte, das auf seinen beiden ungeheuren Dampfkesseln schon beinahe vollständig aufgestellt war. Alle hier angefertigte Maschinen werden nach Pferdekraft verkauft, und zwar so, daß für jede Pferdekraft 500 Bankthaler (250 Thaler preußisch) bezahlt werden. Innerhalb der Triebwerke herrscht ein betäubendes Getöse. Man sieht über, unter, neben sich, zu Häupten wie zu Füßen, Walzen, Rollen, Räder, Hämmer, Drähte, die sich schwingen und drehen, wenden und regen, und dabei schnurrend und knarrend, polternd und pfeifend einen Höllenlärm machen, und dazwischen ganz verloren 4 oder 5 Menschen, denen man die Gewalt über diese unbändigen Dinge nicht zutraut.

Bei Motala ruhen unter dem Schatten einiger Bäume die irdischen Ueberreste des Grafen Balthasar von Platen. Ihm gebührt der Ruhm, den Götha-Canal vollendet zu haben. Den ersten Gedanken zur Herstellung einer Binnenschifffahrt zwischen den so nahe liegenden Seen von Ost- und Westgothland schreibt man dem Bischof von Linköping Brask zu. Der dem Gustav Wasa vorgelegte Plan gefiel seinem unternehmenden Geiste, und er begann das Werk mit der Anlegung eines Hafens an der Mündung der Götha-Elf, wo Gustav Adolph späterhin Gothenburg gründete. Der große, von Gustav Wasa einmal aufgenommene Plan konnte nun nicht mehr aufgegeben werden. Ungeachtet der häufigen Kriege, der inneren Unruhen und des Wechsels der Königshäuser ging er von einem Könige zum andern über, wurde reiflicher überlegt und entwickelt. Mit jedem Jahre traten die Vortheile, welche dem Reiche dadurch erwachsen mußten, in ein helleres Licht; jeder König hielt es für eine Ehrensache, einen Theil des Werkes unter seiner Regierung auszuführen. Der ursprüngliche Plan sollte den Wenern- und den Mälarsee mit einander verbinden. Aber späterhin überzeugte man sich von der Unmöglichkeit, die Aufgabe auf diese Weise zu lösen. Während Karl XII. fern von Schweden Krieg führte, wagte es Polhem, einen Plan zu entwerfen, welcher den Schiffen mitten durch die Trollhätta-Fälle den Weg eröffnete.

Es kam darauf an, den Wasserfall in drei gleiche Abstufungen zu vertheilen; dies wollte man durch drei mächtige Dämme bewerkstelligen, welche das Wasser aufhalten und drei regelmäßige Becken bilden sollten. An jedes Becken sollte sich eine Schleuse von 30 bis 40 Fuß Tiefe lehnen. Der Plan war der ritterlichen Kühnheit Karls XII. würdig, welcher die Ausführung befahl; aber der Tod des Königs bei Friedrichshall machte einen rothen Strich durch die Rechnung seines Baumeisters. Bei den nachfolgenden Wirren konnte man erst im Jahre 1748 daran denken, Polhem's Plan ins Werk zu setzen. Schon war der erste ungeheure Damm vollendet; schon war man in voller Arbeit bei der ersten großen Schleuse: als der oben erwähnte plötzliche Einsturz des Dammes in einem Augenblicke die Frucht vieler kostspieligen Unternehmungen vernichtete. In Folge dieses Unglücks war man muthlos geworden. Niemand wollte sein Geld weiter aufs Spiel setzen. Dennoch wagte es der berühmte Ingenieur Daniel Thunberg, einen sicheren Erfolg zu versprechen, wenn man seinem Plane folgte, den er 1757 der Regierung vorlegte. Aber neue Unruhen und Umwälzungen des Staates waren Ursache, daß Thunberg, obgleich er sich bald nachher durch den meisterhaften Bau einiger Schleusen einen Namen gemacht hatte, doch erst im Jahre 1775 von König Gustav III. den Befehl erhielt, die Deiche und Schleusen von Ackerström zu bauen. Das war der Anfang zu den Arbeiten bei Trollhätta. Neue Kriegswirren traten dazwischen, und das Werk ruhte, bis eine Gesellschaft reicher Unternehmer gegen Ende des Jahrhunderts die nöthigen Geldmittel beschaffte, so daß Thunberg im Jahre 1800 die Verbindung des Wenernsees mit der Nordsee glücklich vollenden konnte. Der Tod setzte seiner ausgezeichneten Thätigkeit Schranken. Im Jahre 1809 übernahm der Graf von Platen in Auftrag der Regierung die Leitung zum Bau der noch übrigen Werke, welche in den langen Friedensjahren unter König Carl Johann mit dem angestrengtesten Eifer betrieben wurden. Man sah 6 bis 7000 Arbeiter, Soldaten und Bauern, Maurer, Wallgräber und Bergleute, das Erdreich aufgraben, Felsen sprengen, Wasser entfernen und unterirdische Gänge für die Flüsse graben, die Straßen

durchſcheiden durch bewegliche Brücken, Bruſtwehren aufwerfen am Abhange der Hügel oder mitten in den Seen. Von Jahr zu Jahr verringerten ſich die Zwiſchenräume, die Seen verbanden ſich mit einander, die beiden Meere traten näher an einander mit ihren ſtets wachſenden Armen, bis das Jahr 1832 erſchien, wo ſich die Thäler und Gebirge von Oſt- und Weſtgothland auf einer Strecke von 36 Meilen die Hand reichten. Der Wunſch dreier Jahrhunderte war nun endlich in Erfüllung gegangen. Platen ſah den Tag der Einweihung des Götha-Canals nicht mehr. Ein grauer Stein, den ein Gitter umſchließt, deckt ſeine Gruft. In den erſten Jahren ehrte jedes vorbei fahrende Dampfſchiff ſein Andenken durch vier begrüßende Kanonenſchüſſe; jetzt hat es aufgehört.

Nachdem wir den Boren-See paſſirt waren, machten wir einen Abſtecher zu der in der Nähe des Roren gelegenen Kirche des ehemaligen Kloſters Wreta. Hier ſind die Gräber von drei Königen aus dem 12. Jahrhundert. Alle drei ruhen in Steinſärgen, welche auf dem Pflaſter ſtehen und ohne alle Verzierungen ſind. Neben der Kirche iſt noch die Begräbnißkapelle der Familie Düras, welche im 15. Jahrhundert an einer Seite der Kirche angebaut wurde. Sie iſt ſechseckig, hat auf den drei äußerſten Seiten weite Bogenfenſter und zum Eingange ein großes Bogengewölbe, welches mit einer Gitterthür verſchloſſen iſt. In der Mitte ſind fünf prachtvolle Särge auf Stufen in Form einer Pyramide aufgeſtellt. Die übrigen ſtehen auf den Flieſen längs den Mauern. Dieſe Bloßſtellung der Särge an die offene Sonne, wie das auch zum Theil in Deutſchland Sitte iſt, verletzt das zartere Gefühl. In anderen Ländern, wie z. B. in Frankreich, findet man dagegen tiefe, dunkele und ſchweigſame Grabgewölbe, fern von Geräuſch, von Bewegung, von jedem Blick und jeder Berührung der Lebenden: der matte, zitternde Schimmer einer Todtenlampe verbreitet nur eine ſchwache Dämmerung in der geheimnißvollen unterirdiſchen Stätte, ſo daß jeder Eintretende von einem tiefen Gefühl der Andacht und Ehrfurcht ergriffen wird. — In einer der Zellen wird ein ſchwerfälliger Betſtuhl mit groben Verzierungen gezeigt. Darin ſoll die Königin Margaretha bei Verrichtung ihrer

Andacht gekniet haben, jene ſtolze und kluge Frau, welche ſich als Beherrſcherin der drei ſkandinaviſchen Reiche den prunkhaften Beinamen der nordiſchen Semiramis beilegte. Doch kam ſie der Semiramis an Mannhaftigkeit nicht gleich, was ſchon daraus erhellt, daß ſie einem ihrer beſiegten Mitbewerber um den ſchwediſchen Thron in der Gefangenſchaft keine andere Strafe auflegte, als die, beſtändig ein Kleid von 15 Ellen Weite zu tragen, hinter welchem an einem Kragen ein 19 Ellen langer Schweif hing. — In einiger Entfernung geſehen, macht die Kapelle der Düras einen herrlichen Eindruck. An jeder der ſechs Ecken erheben ſich zierliche, reich verzierte Säulen bis zur Kuppel. Zarte, mit kunſtvoller Bildnerei geſchmückte Rippen theilen die Fenſter. Die Wappenſchilde der Mauern zeigen Gold, Silber, Blau und Roth in den blendendſten Farben. Ueber ihnen ſind Kronen mit Laubwerk und andern Verzierungen in warmem, buntem Licht. Auf dieſe Weiſe hat die ganze Kapelle einen freundlichen Anſtrich, der vielmehr auf das heitere Leben hinweiſt, als auf den düſteren Tod.

Drittes Kapitel.

Ich hatte beſchloſſen, die weitere Reiſe nach Stockholm in Geſellſchaft eines Franzoſen zu Lande zu machen. Wir ließen daher einen Theil unſeres Gepäckes auf dem Dampfſchiff und nahmen nur das Nothwendigſte mit. Ein ſchwediſcher Oberſt, der hier ebenfalls das Schiff verließ, begleitete uns nach dem erſten Bauern-Poſthaus und theilte uns ſeine Rathſchläge in Betreff des Verhaltens auf den Poſtſtationen mit. Ich will hier gleich meine ſpäter darüber gemachten Erfahrungen zuſammen faſſen.

Das ſchwediſche Poſtweſen iſt eigenthümlich. In andern Ländern findet man Poſtmeiſter oder Poſthalter, die ſelber Pferde halten; in Schweden dagegen hat der Bauer die Verpflichtung, für alle regelmäßigen Poſten und Extraposten die Pferde zu

ſtellen, und dem mit Extrapoſt fahrenden Reiſenden, falls derſelbe ohne eigenen Wagen kommt, einen Bauernwagen oder Karren zu liefern. In ganz Schweden finden ſich auf allen nur einigermaßen gangbaren Straßen ſogenannte Gästgifvaregårds*) oder Gaſtgeberhöfe, die ſowohl Poſthäuſer als Gaſthäuſer ſind, und in der Regel 1 bis 2 Meilen, ſelten weiter von einander entfernt liegen. Der Eigenthümer einer ſolchen Beſitzung hat die an Grund und Boden haftende Verbindlichkeit, einen Menſchen zu halten, der die Pferde bei den Bauern beſtellt und holt, überhaupt alſo den Reiſenden befördert, und den Namen Hållkarl (Holkerl, Schirrmeiſter) führt. Zur Haltung eigener Pferde iſt er nicht verbunden, obgleich man auf den Gaſtgeberhöfen in der Regel mehrere eigene Pferde findet. Auf jeder Station liegt ein gedrucktes, ſogenanntes Journal, in dem oben der Name des Poſthauſes angegeben iſt, dann die Namen aller zunächſt gelegenen Poſthäuſer oder Stationen, wohin von hier aus befördert wird, mit genauer Angabe der Entfernungen; endlich die Zahl der hier zur Verfügung ſtehenden Pferde. Von dieſen findet man drei Claſſen, nämlich: Gaſtgeberhofs-, Stations- und Reſerve-Pferde. Erſtere ſind die eigenen Pferde des Hofes; die zweiten, eigentlich »Häll-Pferde« genannt, ſind die, welche täglich von den Bauern nach einer vorgeſchriebenen Reihefolge zur Station gebracht werden müſſen; die Pferde der dritten Claſſe ſind die, welche auf den Bauerhöfen ſtehen und von da durch den Hållkarl abgeholt werden, falls die der beiden erſten Claſſen während des Tages ſchon gebraucht worden ſind. Die Zahl der erſten Claſſe beläuft ſich gewöhnlich auf 1 oder 2, die der zweiten auf 6 bis 8, die der dritten auf 40 bis 80 Pferde. Ferner enthält das Journal eine genaue Anweiſung für den Gaſtwirth, den Hållkarl, den Skjutsbond**) und den Rei-

*) Das å iſt wie der plattdeutſche Laut a in Pal (Pfahl), maken (machen) zu ſprechen, den man auch durch oa bezeichnet.

**) Sprich: Dſchußbond, d. i. Poſtführer. Skjuts oder Dſchuß bedeutet überhaupt Alles, was mit der Bauern-Extrapoſt zuſammenhängt. Mit »Dſchuß fahren« heißt: mit Extrapoſt fahren; »dſchuß mich!« fahr' mich! dort iſt der Dſchuß, d. i. die Poſt. Das u in Dſchuß geht in verſchiedenen Gegenden über in ö und ü.

senden selbst; es empfiehlt die größte Ehrerbietung und Höflichkeit gegen alle Reisenden, verbietet dem Hållkarl und dem Skjutsbond bei einer Strafe von drei Paar Prügel, den Reisenden um ein Trinkgeld zu bitten, und macht die stets dankbare Anerkennung eines dargereichten zur Pflicht; endlich können darin alle Beschwerden von dem Reisenden eingetragen werden. Behufs Untersuchung und Erledigung dieser Beschwerden werden die Journale allmonatlich an die Regierung der Provinz eingesandt.

Wenn man auf einer Station ankommt, so muß man gleich nach dem Hållkarl fragen, der sich, auch wenn er den Reisenden kommen sieht, nach ächt schwedischer Sitte doch nicht eher nähert, als bis er gerufen wird. Ruhig kommt er gegangen und steht nun da mit verschränkten Armen, lang und breitschulterig, bedeckt mit einem ledernen Schurzfell, das vom Halse bis aufs Knie geht, und wartet stolz die Befehle des Fremden ab. Bei ihm bestellt man dann die Pferde, die gleich vorgespannt werden müssen, wenn noch Hållpferde vorhanden sind, und darüber giebt das Journal Ausweis, indem man die Zahl der an diesem Tage gebrauchten Pferde mit der beständig zur Verfügung stehenden Zahl dieser Classe vergleicht. Ist die Reihe an den Reservepferden, so muß man sich auf ein oft stundenlanges Warten gefaßt machen. Daher behaupten Viele, daß man in Schweden nicht gut reisen könne, ohne die Pferde vorher zu bestellen. Dies geschieht durch einen sogenannten Förbud (Vorboten), den man 24 Stunden vorher abschickt. Diesem giebt man für jede Station einen Zettel mit, auf dem die Zahl der verlangten Pferde und die Stunde des Eintreffens vermerkt ist. Wer mehrere Pferde zu seiner Beförderung nöthig hat, dem ist allerdings die Absendung eines Förbud zu rathen; wer aber 1 oder 2 Pferde braucht, thut besser, ohne den Förbud zu reisen; denn man wird auch ohne diesen ziemlich rasch befördert, behält mehr freien Spielraum für das Vergnügen der Reise und erspart sich dadurch mancherlei Unannehmlichkeiten und Unkosten. Oft zieht ein unvorhergesehenes Ereigniß einen Aufenthalt von mehrern Stunden nach sich; dann muß man Wartegeld zahlen. Eine Stunde freilich muß der Bauer unentgeltlich auf der Station warten, aber jede

darüber hinausliegende Stunde koſtet fürs Pferd 2 oder 4 Schilling Banco (ſechs gute Pfennige oder einen guten Groſchen). Zur Zeit der Ernte und der hohen Feiertage braucht der Bauer keine Hållpferde auf der Station zu halten; dann iſt das Vorausbeſtellen der Pferde allerdings nothwendig.

Das Poſtgeld iſt im Vergleich mit andern Ländern ſehr gering. Für eine ſchwediſche Meile, welche drei Stunden hält, zahlt man 16 Bankſchilling (4 gute Groſchen) fürs Pferd. Von einer Stadt aus ſteigt dieſer Satz auf 20 bis 24 Schillinge, je nachdem die Stadt kleiner oder größer iſt; von Stockholm aus zahlt man das Doppelte jenes Satzes. In den Städten braucht man die Pferde auch erſt 6 Stunden nach der Beſtellung zu liefern. Deshalb wird ein Reiſender wohl thun, wenn er ſich von ſeinem Landfuhrmann über unbedeutende Städte gleich hinaus, bis zur nächſtfolgenden Station fahren läßt; das darf der Skjutsbond thun und thut es auch gewöhnlich recht gern. Hat man keinen eigenen Wagen, ſo koſtet ein vierrädriger Wagen 2 Schillinge, ein Karren nur 1 Schilling für die Station. Trinkgeld wird von den Schweden, die mit ihren Bauern umzugehen wiſſen, gewöhnlich nicht gezahlt. Dem Fremden iſt ſehr zu rathen, daß er dem Hållkarl ein kleines Trinkgeld von etwa 2 Schillingen giebt. Der Poſtführer verkündet dann gleich bei der Ankunft auf jeder Station, daß er einen guten Herrn bringe; das iſt von augenſcheinlich günſtiger Wirkung auf dieſe genügſamen Menſchen, die nun Alles aufbieten, um jeden Wunſch des Reiſenden zu errathen und zu erfüllen; auch wird man dann um ſo beſſer fahren. — Wer ſich nicht eigenes Geſchirr hält, muß auf dem Beſtellzettel immer bemerken »Pferd und Geſchirr«; ſonſt erſcheint der Bauer mit den nackten Pferden. Von Nutzen iſts ferner, ſich mit einigen guten Stricken und eigener Peitſche zu verſorgen. Die ſchwediſchen Peitſchen ſind eigenthümlich; ſie beſtehen aus einem ſchlanken weißen Haſelſtock mit einer kurzen Leine, an deren Ende ein dicker getheerter Knoten gemacht iſt.

Wir waren in ein Wirthshaus (Wärdshuus) getreten; so nennt man nämlich die Speisehäuser in den Städten, welche also nicht darauf eingerichtet sind, den Fremden zu beherbergen. In einem langen niedrigen Zimmer des von Balken aufgebauten Hauses saßen an dem gedeckten Tische einige Gäste. Ein ungeheurer Kachelofen, der bis zur Decke reichte, erinnerte uns lebhaft an die Kälte des nordischen Winters. Der Fußboden war mit Tannenzweigen bedeckt, welche einen würzigen Geruch verbreiteten. Die Sitte, mit Tannenzweigen zu streuen, ist in ganz Schweden allgemein, und selbst die Vornehmern in den Städten, welche dieses Einstreußel verschmähen, lieben es doch, einen mit solchen Tannenzweigen angefüllten Kasten wegen des angenehmen und gesunden Duftes im Zimmer zu haben. — Die Bedienung wurde hier, wie in allen schwedischen Wirthshäusern, durch eine »Jungfru« oder Jungfer besorgt. Auf einem Tischlein brachte man Branntwein, Knäckebröt, Butter und Käse. Dann ertönte die Stimme des Schweden: »Jungfer, bekomme ich Rohm mit Walderdbeere?« — Denn der artige Schwede sagt nicht: »Bringen Sie mir Etwas!« sondern kleidet dies immer in die Frage ein: »Bekomme ich Etwas?« — Vor der Mahlzeit trinkt der Schwede einen Schnaps. Denn auf Wein muß man in diesem Lande verzichten, dagegen hat man Bier vom schwachen Weißbier bis zum starken Braunbier, »Oel« genannt, und den Gothenburger Porter. — Ich nannte oben das »Knäckebröt«. Roggenbrot, wie man es in Deutschland ißt, ist in Schweden ganz unbekannt, und sogenanntes Weißbrot findet man nur in einigen Städten. Es wird aber so wenig gegessen, daß es in ganz Stockholm nur bei Einem Bäcker zu haben ist. Jenes überall gewöhnliche Knäckebröt ist ein dünnes, steinhartes, rundes Brot, etwa von der Größe und Dicke eines Tellers, das in der Mitte ein Loch hat und von Strichen durchfurcht ist, um es besser brechen zu können. In den Vorrathskammern hängen diese Bröte an einem durch das Loch gezogenen Faden zu Hunderten. Man bäckt dies Brot zum größten Theile von Roggenmehl und nur in den nördlichen Provinzen des Landes nimmt man Hafermehl dazu; aber da man, wenigstens auf dem Lande, in der Regel nur zwei Mal im Jahre backt, so wird dieses Knäckebröt

meiſtens ſo hart, daß ein gutes Gebiß dazu gehört, um es zu zermalmen; man kann es indeß auch einweichen.

Unſere Extrapoſt ſtand vor der Thür; der Poſtillon blies aber nicht in's Horn, denn er hatte keins. Es war ein kleiner Bauernwagen mit vier niedrigen Rädern und niedrigen Leitern; auf den Leitern waren hinter einander zwei Bretter mit einer Art Lehne befeſtigt. Auf dem hintern, für uns beſtimmten Brette lag ein hoher Haufen Stroh mit einer Pferdedecke darüber; das Brett war eben breit genug für zwei Perſonen, ragte aber über die Leitern hinaus, und die Leitern hatten wiederum nach unten zu eine ſo ſchräge Stellung, daß vier Füße wie Heringe im Faß gepreßt neben einander ſtanden. Vor dem Wagen bäumten ſich zwei muntere graugelbe Pferdchen, jung und unbändig, gleich zwei wilden Katzen. Nun gings vorwärts. Der Wagen rollte pfeilſchnell über Stock und Stein, über Thal und Hügel. Im vollen Galopp geht's den ſteilen Berg hinan, im ſauſenden Fluge geht's den nackten granitenen Abhang hinunter. Hemmſchuhe ſind hier unbekannt. Mein Nachbar, der Franzoſe, wollte beim erſten Abhang abſteigen, aber der Poſtführer ſchwang lächelnd ſeine Peitſche und ehe er ſich einmal hatte verſtändlich machen können, waren wir ſchon wieder drüben auf der jenſeitigen Anhöhe. Der Franzoſe fühlte ſich unbehaglich dabei; ſeine fein gebauten Rippen vermißten den Polſterſitz, und er ſtieß manche Verwünſchung aus. Ich aber fühlte mich frei und leicht, gleich dem Adler, der den erſten Ausflug thut, und es machte mir ein königliches Vergnügen, ſo ſchnell wie der Wind dahin zu eilen und beſtändig die friſche Luft zu athmen, ſtatt daß man bei uns in der dumpfen Schwüle des Poſtwagens ſitzen muß. Die ſchwediſchen Pferde ſind klein, aber die Knochen ſind ſtark und feſt, das Haar iſt grob, von vorherrſchend grauer, graugelber oder lichtgelber Farbe, Mähne und Schweif ſtarr, der Hals kurz und hart, der Leib lang, der Athem von großer Dauer. Die Thiere ſind an das Laufen gewöhnt und unermüdlich; mitten im Lauf, bergauf und bergunter, kann man ſie anhalten; ſie ſtemmen die Beine dann mit aller Macht gegen den Boden und halten ſo den Wagen auf. Auch iſt in Schweden Alles aufs Fahren eingeübt. Oft ſpielt ein Knabe den Po-

stillon, oft übernimmt ein Mädchen diese Rolle. Die Fußreisenden sind aus diesem Lande verbannt. Kaum daß ein Bauer von einem Dorfe zum andern geht. Selbst die Bettler scheinen zu fahren. Erst in Norwegen trafen wir auf wandernde Handwerksburschen mit dem Felleisen auf dem Rücken. Man fährt immer im Galopp, und ich bin meistentheils in einer halben Stunde eine Meile Weges nach unserm Maßstab gefahren. Dafür sind aber auch die Wege vortrefflich, denn Schwedens Gerippe ist Granit und die Erde hat sich nicht wie fettes Fleisch, sondern wie eine dünne Haut darüber gelegt; daher diese festen felsigen Wege, härter als unsere Kunststraßen und doch nur mit Kies beschüttet. Zum Umwerfen sind die Wege nirgends. Ueberdies haben diese Wege die angenehme Eigenschaft, daß man für ihren Gebrauch nichts zu zahlen braucht. Weg- und Pflastergeld kennt man in Schweden gar nicht, und Brückengeld wird nur an wenigen Orten entrichtet. Die Wegepolizei scheint auch sehr gut zu sein; denn bei keinem Scheidewege vermißt man einen Handweiser.

Der Weg führte uns durch schöne Waldungen von Tannen und Birken; hin und wieder ließen sich auch Eichen blicken. Auf den kleinen freien bebauten Stellen standen rothe Häuschen von gut unterhaltenem, reinlichem Ansehen. Weiterhin bestand die Gegend aus kuppelartigen, dicht zusammen gedrängten Hügeln, auf deren Oberfläche man wenig nackte Steine sieht. Die Hügel bilden aber nirgends eine zusammenhängende Kette, sondern stehen meistentheils vereinzelt. Daher muß man fast fortwährend an den Anhöhen steil hinauf und jählings hinabfahren. Von Abend bis gegen Mitternacht zog sich die Straße durch eine freundliche Gegend. Durch den lichtgrauen Schleier der nordischen Dämmerung erschien hier und da ein hübsches Landhaus; zwischen den Bäumen blinkten schweigende Seen; nirgends ein lebendes Wesen, als nur zuweilen ein neugieriger Pferdekopf, der von der Weide aufschauete und leise wieherte. — Späterhin hat es mir oft einen schauerlichen Reiz gewährt, im hereinbrechenden Dunkel noch eine Station zu fahren, und ich erinnere mich einer solchen nächtlichen Fahrt in Norwegen mit besonderem Vergnügen. Ein ungeheuer großes Pferd war

vor den kleinen Karren geſpannt und rannte mit furchtbarer Schnelle die jähen Berge auf und nieder. Im Dämmerſchein flogen tiefe Thäler und ſchwarze Wälder an mir vorüber; oft ſah ich in liebliche Gründe, und ferne ſchöne Gebirgsſchluchten und Seen voll blauer Nebel, auf hohe Fjellen, an deren Stirnen das Abendlicht noch brannte. Bald aber verſank Alles. Der Blick irrte zweifelhaft über die Ränder der Abgründe zu beiden Seiten des ſchmalen Weges, in Tiefen, welche der Einbildungskraft unermeßlich dünkten, aus denen ſie ein Heer von Geſpenſtern hervorrief. Ich hörte Bäche brauſen, die ich nicht ſah; der Hufſchlag des wilden Roſſes ſtürmte unhaltbar und donnernd über Brücken; Felſenwände, die in den Himmel zu ſteigen ſchienen, hingen drohend über mir; ein Waſſer, deſſen weißer Strahl die Nacht durchbrach, ſtürmte ſchäumend daran nieder; nur Sturm und ſchwere Regentropfen ſchlugen mir endlich mit großer Heftigkeit ins Geſicht. Doch Nichts unterbrach den Lauf des mächtigen Thieres. Ich ſah Nichts von ihm; nur zuweilen gaben die Funken, die es aus den Steinen ſchlug, Umriſſe ſeiner rieſenhaften Geſtalt, und darauf hörte ich wiederum ſein Schnauben und fühlte mich blitzſchnell fortgeriſſen, wenn es die ſchroffen Hügelwände mit mir niederſtürzte in ein Meer von Finſterniß, das ich vergebens zu durchdringen ſtrebte. An ein Lenken war da nicht zu denken. Die Seile lagen ſchlaff in meiner Hand; der Karren flog hoch über loſes Geſtein; das Brauſen und Pfeifen in den Lüften mochte Berggeiſtern und Kobolden angehören, die das Pferd zu immer tollerem Laufe trieben, daß es in irgend einem Geklüft elend mit mir enden ſolle. Doch plötzlich hielt das Pferd von ſelbſt an; denn vor uns lag ein Hof, zu dem es einlenkte. Es war der Stationsort. —

Der Karren hielt auch jetzt vor dem Gaſtgeberhofe. Alles ringsum war ſchweigſam. Kein Hund bellte; denn Hunde ſind eine Seltenheit hier zu Lande. Alles ſchlief. Ich ging durch's Vordach in die offene Hausflur und dachte bei mir: »Es muß doch wahr ſein, was man mir in Deutſchland erzählte, daß man in Schweden nicht Riegel noch Schlöſſer kennt, weil Niemand ſtiehlt.« Rechts und links war eine Thür. Die Thür zur Rechten war verſchloſſen. Ich pochte. Da erhob ſich eine

kreischende Stimme, offenbar einem alten Weibe zugehörig. Die Worte verstand ich nicht; aber sie waren mir vollkommen verständlich als Schimpfreden. Ich wollte nicht blos hören, ich wollte sehen. Da brach die Stimme in ein zorniges Schreien aus, die Inhaberin derselben näherte sich aber durchaus nicht. Ich wandte mich um zur Thüre linker Hand und begann, ohne zu klinken, mein Pochen aufs Neue. Alsbald fühlte ich unter meinen Fäusten Knochen und Fleisch: ein großer Mann im Hemde hatte die Thür aufgerissen, war gegen mich gerannt und zurückgeprallt. Im geheimnißvollen Düster mochte ihn der bärtige Fremde im Mantel verdutzt machen. So standen wir lautlos einander gegenüber. Er sprach nicht, ich war der Sprache nicht mächtig, und aus dem hinteren Raume des Gemaches unterbrach endlich eine ängstlich klingende Frauenstimme die wunderliche Pause. »Hästar?« fragte der Mann im Hemde. Ich konnte Nichts hervorbringen; denn hier galt es mehr, als die mir schon geläufige Anrede: »Two hästar, hållkarl, men strax!« (Zwei Pferde, Schirrmeister, aber gleich!) Der schwedische Obrist hatte uns auf einem Zettel einige nothwendige Redensarten aufgeschrieben; doch hier in der Dunkelheit konnte ich nicht davon Gebrauch machen. Die Natur half mir aus der Verlegenheit; ich sprach Deutsch, und in dies Deutsche hatte sich das schwedische Wort »Sängar« eingeschlichen. Ich hatte es nicht bemerkt, und ward überrascht, als der Mann mich ohne Weiteres bei Seite schob, und im Hemd, wie er da war, hinauslief ins Freie.

Die Mittheilung dieses Auftrittes an meinen Reisegefährten und das Abschnüren der Mantelsäcke hatte einige Zeit gekostet, und als wir nun eintraten, fanden wir den Schauplatz ganz verändert: auf dem offenen Kaminherde brannte ein lustiges Feuer, und ein struppiges, blondes Mädchen stand verschlafen dabei und sah uns fragend an. Der Mann im Hemde hatte sie geholt, er selbst hatte sich wieder ins Bette gelegt, und sein schwarzer Kopf sah neugierig unter der Decke hervor. Sein Lager stieß an einen mächtigen Schrank mit durchbrochenen Gitterthüren, in welchem ein lebendiges Wesen zu walten schien. Bei der hellen Kaminflamme konnte ich nun meinen Zettel lesen. Es fielen also glockenrein von meinen Lippen die Worte: »Two

Sängar og rena Laken! (Zwei Betten und reine Ueberzüge.) Sie wurden auf der Stelle verstanden und erweckten ein dreifaches Echo; das Mädchen äußerte etwas Unverständliches, der Mann rief ein langgedehntes »Ja so!«, was mich ganz verblüfft machte; denn ich wußte noch nicht, daß dieses »Ja so« von jedem Zuhörer Skandinaviens, wenn er weiter Nichts zu sagen weiß, des Tages hundert Mal ausgestoßen wird; endlich ließ sich auch in dem vergitterten Schranke eine Menschenstimme hören. Unsere Augen richteten sich auf diesen geheimnißvollen Schrank. Die struppige Blonde erhielt vom Mann im Bette Befehle. Sie wollte abgehen. Mein Hunger verzögerte diesen Abgang um einen Augenblick durch das mir stets zu Gebote stehende Wort »Aegg!«, welches Eier bedeutet. Sie nickte, machte sich an das schön aufgestellte Küchengeräth, worunter blinkendes Kupfer, stellte einen Kessel mit Wasser ans Feuer, und lief dann hurtig hinaus. Alsbald öffnete sich die Stubenthüre und es erschienen im feierlichen Aufzuge und mit sehr verdrießlichen Gesichtern eins, zwei, drei Buben von etwa sieben bis zehn Jahren. Jeder trug seine leibeigenen Hosen auf dem Arme, war übrigens im Hemde und blinzelte unmuthig beim Anblick des Feuers. Sämmtliche Weißkittel richteten ihre Schritte auf den vergitterten mächtigen Schrank zu, öffneten eine Gitterthür und krochen hinein. Nun ließ sich in dem hölzernen Gittergebäude ein vielstimmiger Chor widerstreitender Töne vernehmen; die Stimme der Frau, welche ich früher schon einmal gehört, beherrschte den Chor, und ein kleines Kind gab den Discant. Da offenbarte sich das Geheimniß des Gittergebäudes, es war das Bett der Hausfrau. Die auswandernden Buben waren ein Vorzeichen, daß uns eine aparte Stube bestimmt sei. Es ging eine Treppe hoch. Wir fanden auf der Treppe einen unglücklichen Nachzügler der kleinen Auswanderer, den jüngsten, welcher sich vor den Fremdlingen gefürchtet hatte, und hier still weinte und fror. Nachdem auch er zum Familienbette befördert war, stiegen wir vollends hinauf. Wir wurden in eine reinliche Stube geführt, die Betten waren gut und wir vermißten nichts als Finsterniß, welche der Mittsommer um halb Zwei des Nachts nicht gewährt.

Nach zweistündiger Ruhe weckte uns die volle Sonne, welche durch die mit weißen Gardinen versehenen Fenster hindurch schien. Kaffee und Knackbrot warteten unser; Karren und Pferde waren bereit und so setzten wir unsere Reise mit erfrischten Kräften fort.

Es wird gewiß fast jedem in Schweden reisenden Ausländer gehen, wie mir. Mit großer Freude besteigt man den ersten Karren, und bildet sich während der ersten paar Stationen ein, vortrefflich zu sitzen. Dann fängt man aber schon an, hin und her zu rücken und bald dies bald das unbequem zu finden. Am folgenden Morgen fühlt man erst recht deutlich, wie vortrefflich man am vorhergehenden Tage gesessen hat, und denkt schon daran, durch Stroh und Decken alle mögliche Sitzverbesserungen anzubringen. Trotz aller dieser Vorsichtsmaßregeln wird der zweite Tag schwerlich vergehen, ohne daß einige bittere Klagen gegen den Karren laut werden. Am dritten Tage, wenn man schon am ganzen Körper wie gerädert ist und Schmerzen im Genick verspürt, zählt man schon die immer mehr abnehmenden Meilen der Tagereise und denkt mit Angst und Schrecken an die großen Strecken, die man noch im Verlauf der Reise zurückzulegen hat. Hat man sich indeß mit zwei wohlgepolsterten Kissen versehen, eins, um darauf zu sitzen, ein anderes, um es als Rücklehne zu gebrauchen, dann sitzt man ganz behaglich, und hat weiter nichts zu wünschen, als gutes Wetter. Dies begünstigte uns sehr, obwohl wir während einiger Stunden die Erfahrung machen konnten, daß der freie Karrensitz bei Sturm und Regen gerade nicht der angenehmste ist.

Wir hatten die Absicht, die Kanonengießerei zu Finspang zu besuchen. Der Weg vor Finspang führt größtentheils durch einen sehr schönen Fichtenwald, bis man in ein enges, lieblich gelegenes Thal kommt, dessen Tiefe ein kleiner, aber reißender Fluß einnimmt, der die Werke von Finspang treibt. Nachdem wir eine Brücke passirt und den düstern Wald im Rücken hatten, weitete sich das Thal, und in seinem Kessel lag die große, schöne Werk-Anlage. Die vielen bedeutenden Gebäude, aus denen hier

und dort Rauchsäulen emporstiegen; die rechts und links sich hebenden Schlacken- und Eisenstein-Berge; das überall waltende geschäftige Leben und endlich die Menge von aufgestellten Geschützen aller Art: Alles ließ auf den Umfang eines Werkes schließen, dessen vortreffliche Erzeugnisse sich europäischen Ruf erworben haben. In dem Wirthshause hörten wir zu unserer großen Freude, daß zwei baiersche Officiere hier seien, die, wie wir später erfuhren, hierher geschickt waren, um der Anfertigung der von ihrer Regierung bestellten Kanonen beizuwohnen. Nachdem wir ein gutes Frühstück eingenommen, suchten wir die deutschen Landsleute auf. Ein Hauptmann der baierischen Artillerie empfing uns sehr artig und erklärte sich auf der Stelle bereit, uns Alles selbst zu zeigen. Wir gingen zuerst nach den Magazinen der rohen Eisensteine, die nach den verschiedenen Bergwerken abgesondert sind. Das Eisen von Verola wurde als das beste genannt. Hier werden die Steine zerschlagen, gereinigt, gewaschen und in den Röstofen gebracht, um nach dem Ausbrennen leichter gepocht und geschmolzen werden zu können. Dann erst kommen sie in die Schmelze. Am Krater des Hochofens sind wieder fünf Abtheilungen für die verschiedenen Eisensorten, von denen bei dem jedesmaligen Nachfüllen gleichviel Steine genommen werden. In der Nacht vor unserer Ankunft war eine Kanone gegossen worden, die man gerade aus der Erde grub, als wir in das Gießgebäude kamen. Die Formen werden aus Lehm gefertigt. Alle 16 Stunden wird eine Form vollendet und alle 16 Stunden wird ein Geschütz gegossen. Da aber die Form erst einige Zeit trocknen muß, ehe sie gebraucht werden kann, so hat man die Einrichtung getroffen, daß immer zwei Formen fertig sind, wenn die dritte zum Gießen in die Erde gegraben wird. Der vollendete Guß bleibt noch 10 Stunden in der Erde vergraben, um sich abzukühlen. Dessen ungeachtet strömt den Arbeitern auch noch nach dieser Zeit eine so brennende Hitze aus der Grube entgegen, daß man nicht begreifen kann, wie diese Menschen es aushalten. Auch verrathen fast Alle durch ihr abgezehrtes, bleiches Aussehen, daß sie beim Ausgraben der Kanonen ihre Gesundheit untergraben. Von dem Gießhause gingen wir in die Drehwerkstätte, wo das vom rohen

Gusse abfallende vordere Stück des Rohres abgeschnitten und der Lauf selbst sauber abgedreht wird. Darauf nahmen wir die Bohrung von zwei Zwölfpfündern in Augenschein. Dies geschieht durch ein wagerecht angebrachtes Bohrwerk. Das Bohren einer solchen Kanone erfordert 216 Arbeitsstunden. Unter einem nahe liegenden Schoppen waren ungefähr 50 Arbeiter damit beschäftigt, die Kanonen auszumeißeln. Dicht hinter einander fielen die Hammerschläge und brachten, bei der Reinheit des Eisens, ein eigenes Gemisch glockenähnlicher Töne hervor. Obgleich in Finspang sehr viele Arbeiter beschäftigt sind, so können doch jährlich nicht leicht über 300 Kanonen vollendet werden. Nachdem wir zum Beschluß noch Schloß und Park des Besitzers, des Grafen Wetterstedt, besucht, bestiegen wir wiederum unsere Extrapost.

Auf der Weiterfahrt gab uns unser Postillon einen Beitrag zur Zeichnung des schwedischen Bauern. Wir ließen uns nämlich die noch von Deutschland mitgebrachten Havanna-Cigarren schmecken und merkten bald, daß unsern Dschußbond sehr nach einer solchen kleinen Pfeife, wie er sie nannte, gelüste. Nach vielen erfolglos hingeworfenen Anspielungen kam er endlich offenherzig mit seiner Bitte heraus. Mit guten Cigarren muß man in Schweden sparsam umgehen; da wir jedoch gern sehen wollten, wie sich ein schwedischer Bauer beim Rauchen einer Cigarre anstelle, so gewährten wir seinen Wunsch. Er gab mir klug genug zu verstehen, daß ich ihm den Glimmstengel erst zum Glimmen bringen möge, und nachdem ich auch diese Bitte erfüllt, nahm er die Cigarre in den Mund, zog so gewaltig, daß er hundert auf ein Mal hätte in Brand halten können, biß aber zugleich so fest auf das Blatt, daß es ihm trotz aller Anstrengung nicht gelingen wollte, auch nur eine Spur von Dampf hervorzubringen. Ich sollte ihm den ausgegangenen, gänzlich verdorbenen Glimmstengel wieder zum Glimmen bringen, zog es aber vor, ihm einige neue zu opfern. Er merkte bald, daß alle seine Mühe vergeblich war, konnte sich indeß in seine Unschicklichkeit durchaus nicht finden. Die von ihm übel zugerichteten Reste hob er sorgfältig auf. — Ich hatte dem ehrlichen Schweden meine mir unbequeme Pfeife zum

Halten gegeben, und war nicht wenig erstaunt, als ich ihn nach einiger Zeit ganz behaglich seinen schlechten Taback daraus rauchen sah. Ohne sich im Geringsten stören zu lassen, sagte er mir ganz ruhig, daß meine Pfeife besser als die seinige sei; hielt es aber außerdem unter seiner Würde, sich nur im Mindesten über die Freiheit, die er sich genommen, zu entschuldigen. Uebrigens muß ich bei dieser Gelegenheit bemerken, daß die Zahl der rauchenden Schweden geringer ist, als die Zahl der nicht rauchenden Deutschen; das Tabackkauen ist dagegen bei den schwedischen Bauern sehr allgemein.

Von Finspang wandten wir uns nach Oerebro und verließen auf diesem Wege die Grenzen von Ostgothland. Wenn der Bewohner des südlicher gelegenen ärmeren Smålandes gutmüthig, dienstfertig und redselig ist, so zeigt dagegen der ostgothländische Bauer, als Bewohner einer gesegneten Landschaft, in seinem ganzen Wesen mehr Ernst, Ruhe und vornehme Haltung. Dabei ist er gescheidt, ist nie um eine Antwort verlegen und verliert nie die Geistesgegenwart. Als König Gustav III. einst einem dortigen Bauer, der ihm vorgestellt wurde, einen kostbaren Ring zeigte und ihn dabei fragte, wie viel er wohl meine, daß er werth sei, entgegnete der Landmann lächelnd: »Doch wohl nicht so viel, wie ein Schauer Regen im Mai!« — und er mochte Recht haben, der Bewohner jener fruchtbaren Landstriche. — Schon die alten Gothen mit ihrem ernsten und nachdenkenden Wesen hatten großes Wohlgefallen an weisen Sprüchen und Verstandesübungen. Manche dieser Sprüche und Räthsel leben noch im Munde des Volks, und erhalten seinen Geist frisch und tüchtig. Hier stehe eine Sage vom Göta-König Hejdrik und Gester Blinde. Hejdrik war ein weiser und gerechter König, der mit zwölf erfahrenen und rechtlichen Männern nach Gesetz und Herkommen Recht und Urtheil im Lande sprach. Nun pflegten die Könige damaliger Zeit Diejenigen, die sich ihre Ungnade zugezogen, in leidenschaftlicher Aufwallung hart und grausam zu bestrafen. Hejdrik aber wollte seinen zornigen Sinn zügeln, und that daher einen Schwur, daß er Jeden, der sich gegen ihn vergangen, wenn sein Verbrechen auch noch so schwer sei, dem Zwölfmannen-Gericht überweisen,

oder ihn begnadigen wolle, wenn er dem Könige Räthſel und Fragen vorlege, die dieſer nicht löſen könne. Hejdrik war aber ſo weiſe, daß er ſie alle löſte. Geſter Blinde hieß ein mächtiger und reicher Mann im Lande, der ſich vielfach und ſchwer gegen den König vergangen hatte. Hejdrik ließ ihn eines Tages zu ſich entbieten. Geſter, dem ſein Gewiſſen nichts Gutes weiſſagte, opferte dem Odin und bat um Hülfe in ſeiner Noth. Da erſchien Odin an ſeiner Stelle vor dem König, erinnerte ihn an den geleiſteten Eid und begehrte, ihm einige Fragen zur Beantwortung vorlegen zu dürfen. Als der König dies bewilligt hatte, begann der Räthſelſtreit in folgender Weiſe:

1. Geſter. Ich möchte nun haben, was geſtern ich hatte:
Weißt Du, was es iſt? — Redſelig macht es,
Lähmet die Zunge und bringet zum Schweigen.

Hejdrik. Gebet ihm einen guten Trunk!
Redſelig macht er; doch iſt es zu viel,
Lähmet er die Zunge und bringt zum Schweigen.

2. Geſter. Von Hauſe fuhr ich; weithin ging die Fahrt,
Weg ſah ich an Weg: Weg war unten,
Weg war oben, und Weg auf allen Seiten.
Hejdriker, König! räthſt Du mein Räthſel? —

Hejdrik. Gut iſt Dein Räthſel, Geſter Blinde!
Doch iſt es errathen: Vogel flog oben,
Fiſch ſchwamm unten, Du fuhrſt auf der Brücke.

3. Geſter. Was war es für Trank, den ich geſtern trank? —
Nicht Waſſer noch Wein, nicht Meth oder Bier war's
Und keine Suppe: ging doch ohne Durſt von dannen.
Hejdriker, König! räthſt Du mein Räthſel? —

Hejdrik. Gut iſt Dein Räthſel, doch iſt es errathen:
Du ruhteſt im Schatten: Thau lag auf dem Graſe,
Kühlteſt damit Deine Lippen
Und löſchteſt den Durſt Dir.

4. Geſter. Wer iſt der Hellklingende,
Der geht auf harten Wegen, die oft er ſchon trat? —
Hartes er küſſet mit doppeltem Munde,
Und gehet auf Gold nur.

Hejdrik. Es iſt Goldſchmieds Hammer, wenn Gold er ſchmiedet;
Auf hartem Amboß laut er ſinget.

5. Geſter. Was ſah ich für Wunder,
Als draußen ich ſtand vor Mannes Thür? —
Ein unheimlich Paar, ohn' Leben und Seele
Kochte Wundlauch.

Hejdrik. In Schmiedebälgen iſt keine Seele,
Nicht Leben, nicht Blut; doch werden geſchmiedet
Bei ihrem Hauche verwundende Schwerter.

6. Gester. Was war es für Wunder, das draußen ich sah? —
Acht Füße es hatte, der Augen vier,
Und trug die Knie hoch über dem Magen.

Hejdrik. Da kamst Du hin, wo webt aus dem Magen
Die Spinne ihr Netz.

7. Gester. Was war es für Wunder, das draußen ich sah? —
Sein Antlitz es barg auf dem Wege der Zwerge;
Doch kehrt' es die Füße zur Sonne hin.

Hejdrik. Da sahest Du wachsen die Zwiebel wohl:
Das Haupt in der Erde, die Blätter nach oben.

8. Gester. Fahren ich sah ein Kind der Erde.
Tod saß auf dem Todten; zum Meeresstrand
Den Blinden ritt ein Blinder; leblos das Roß war.

Hejdrik. Ein todtes Roß Du sahst auf schwimmendem Eise,
Ein Adler saß oben: mit dem Strom fuhr Alles.

9. Gester. Wer ist es, der schlafend in der Aschgrub' liegt,
Des Flintsteins Kind? — Nicht Vater, nicht Mutter
Hat der Gefährliche.

Hejdrik. Asche hält das Feuer im Herde verborgen;
Der Flintstein erzeugt es.

10. Gester. Wer ist der Dunkle, der zieht über Land,
See verschlingend und Wald? —
Den Wind er fürchtet, doch nicht den Menschen;
Der Sonne raubt er den Schein.

Hejdrik. Es ist der Nebel, der den Sümpfen entsteigt.

11. Gester. Wer sind die Fröhlichen, die man hört im Land? —
Weiße Schilde sie tragen zur Winterzeit,
Doch schwarze im Sommer.

Hejdrik. Rebhühner nennt man die gefiederten Kleinen.
Schwarz werden die Federn zur Sommerzeit,
Doch werden sie weiß in der Bärennacht*).

12 Gester. Wer baut auf hohen Fels? Wer fällt in tiefe Thäler?
Wer lebt ohne Seele? Wer schweiget nimmer? —

Hejdrik. Auf hohen Felsen baut der Rabe;
Thau fällt in tiefe Thäler;
Ohne Seele lebt der Fisch im Strom;
Der brausende Fors**) schweigt nimmer.

13. Gester. Vier gehen; vier hängen;
Zwei zeigen den Weg und wehren den Hunden;
Einer hängt hinten.

Hejdrik. Eine Kuh war das Thier, das Du sahest
Vierbeinig schreiten. Vier Euter hängen;
Der Hörner zwei wehren den Hunden;
Der Schwanz hängt hinten.

14. Gester. Was war es für Wunder, das draußen ich sah? —
Es hatte zehn Zungen, zwanzig Augen,
Und vierzig Füße: schritt langsam einher.

*) Winter.
**) Wasserfall.

Hejdrik. »Wenn Du Geſter Blinde biſt, wie ich vermuthe, ſo biſt Du weiſer als ich dachte: Du ſprichſt von einer Sau, die auf dem Hofe geht.« — Der König ließ das Schwein ſchlachten, und es fand ſich, daß es mit neun Ferkeln trächtig gegangen.

15. Geſter. Wer ſind die Beiden, die zum Ting*) ziehn,
Haben zuſammen drei Augen,
Zehn Füße und einen Schwanz? —
So ziehen ſie über Land.

Hejdrik. Das iſt Odin, wenn auf Sleipner er reitet,
Dem guten Roſſe mit acht Füßen.

16. Geſter. Nun ſag' zum Schluß mir nur Eins,
Willſt Du ſcheinen weiſer als Andere:
Was ſprach wohl Odin in Baldurs Ohr,
Als auf den Holzſtoß er ward gelegt? —

Der König antwortete: »Das weißt nur Du, leidiger Zaubergeiſt!« Damit zog er Tirfing, ſein gutes Schwert, und hieb nach ihm; Odin aber nahm Falkengeſtalt an und flog durch's Fenſter hinaus. Der König traf noch die äußerſten Schwanzfedern, und ſeit der Zeit hat der Falke einen geſpaltenen Schwanz. Einer von des Königs Leuten mußte jedoch bei dieſem Hiebe ſein Leben einbüßen; denn das Schwert war von Zwergen geſchmiedet und hatte die Eigenſchaft, daß es nie gezogen werden konnte, ohne Jemanden zu tödten. — Dieſe und andere Räthſel Geſter Blinds und Hejdriks leben noch im Andenken der Nachkommen und dienen als Muſter für alle die Räthſel und Fragen, die in den Winterabenden am Kaminfeuer die Beluſtigung und den Zeitvertreib des Landmanns ausmachen.

Etwa eine Meile vor Oerebro ſteigt man von einer leichten Anhöhe in die weit ausgedehnte Ebene hinab. Hier lernte ich eine Schattenſeite der übrigens ſo vortrefflichen ſchwediſchen Wege kennen, ich meine die Verzäunungen der Felder. Alle Felder nämlich, die Einem Herrn gehören, ſind eingefriedigt. Statt der im Holſteinſchen gebräuchlichen lebendigen Hecken, welche die Straße freilaſſen, hat man hier Zäune von dünnen geſpaltenen Baumſtämmen oder Latten, welche ſich etwa 6 Fuß über den Boden erheben. Dieſe Latten ſind an dicke Pfähle befeſtigt, und man nimmt die neuen Pfähle ſo hoch, daß ſie noch 4 bis 6 Fuß über die Einzäunung hervorragen, um dieſelben, wenn ſie

*) Gerichtsſtätte.

unten in der Erde gefault sind, wiederum anzuspitzen und einzuschlagen. Das giebt dem Ganzen Pfahlspitzen von allen Größen. Dazu kommt, daß fast alles Holzwerk im Laufe der Zeit grau geworden ist. Auf diese Weise hat der Anblick eines schwedischen Feldes in einer flachen Gegend etwas Einförmiges und Beengendes. Man hat das Gefühl, als befinde man sich vielmehr in großen, mit grauen Latten befriedigten Gehöften, als in einer freien Gegend. Für die Hütung des Viehes mag diese Einrichtung ihre Vortheile haben, aber für den Reisenden ist sie sehr unbequem; denn die öffentlichen Straßen gehen mitten durch diese Befriedigungen hindurch, und der Weg ist daher durch unzählige Gatter und Thore versperrt, so daß der Dschußbonde alle Augenblicke vom Wagen springen und die Thore öffnen muß, wenn nicht vielleicht einige Kinder an den Gattern aufpassen, um sich durch das Oeffnen eine Kleinigkeit zu verdienen. Der Fußgänger findet seinen Weg leichter über die Verzäunung, da man für ihn seitwärts vom Thore einige mehr oder minder hohe Pfähle mit Brettchen zum Uebersteigen angebracht hat.

Gegen 9 Uhr Abends kamen wir in Oerebro an, nachdem wir an diesem Tage 18 Meilen, ungeachtet eines dreistündigen Aufenthaltes in Finspang, zurückgelegt. Oerebro liegt an einem kleinen Flusse, in der Nähe des Hjelmar-Sees, der durch einen Canal mit dem Mälar-See verbunden ist. Daher ist von hier nach Stockholm eine regelmäßige Verbindung durch Dampfschifffahrt. Die Stadt zählt gegen 4000 Einwohner. Auf einem Hügel am Südende liegt das vom Landeshauptmann bewohnte alterthümliche Schloß, dessen vier Ecken mit Thürmen verziert sind. Oerebro ist geschichtlich merkwürdig, sofern hier der französische Marschall Bernadotte zum Kronprinzen von Schweden erwählt wurde; hier unterzeichnete Schweden 1812 den Frieden mit Rußland; hier liegt auch die Leiche jenes kühnen Engelbrecht, der sich an der Spitze der Dalekarlier nach dem Tode der Margaretha († 1412) zuerst gegen die willkührliche Dänenherrschaft auflehnte, bis er durch Feindeshand aus dem Wege geräumt wurde. Das Volk, dessen Held er war, sieht seinen Geist noch heutiges Tages mitternächtlich über dem Grabe wandeln. — In dem Gastgeberhofe fanden wir ein schlechtes

Quartier, und unſer Magen würde ganz unbefriedigt geblieben ſein, wenn wir nicht Bouillon-Tafeln bei uns gehabt und wenigſtens genießbare Eier gefunden hätten.

Auf der großen Straße nach Stockholm ſetzten wir unſern Weg fort. Die Strecke von Oerebro bis Arboga iſt gut angebaut; aber die vielen Verzäunungen haben bei mir eine etwas graue Erinnerung hinterlaſſen. Zwiſchen Glanshammer und Fellingsbro paſſirten wir den ſchönſten Fichtenwald, den ich in Schweden geſehen. Die ſchlanken Stämme ſtiegen meiſtens bis zu hundert Fuß empor, während ſie ſonſt in der Regel nur Mittelgröße haben. Als wir einige Zeit im Waldesdunkel gefahren, erreichten wir eine lichte Anhöhe. Von da öffnete ſich die Ausſicht auf ein hübſches Landhaus und ein über demſelben liegendes Kirchlein. Bei weiterem Fahren bemerkten wir, daß der Beſitzer jenes Gutes alle paar hundert Schritte Waldwege hatte einhauen laſſen, die fächerartig von einem Punkte ausliefen. So ſpielte das freundliche Beſitzthum mit Dem, der durch den Wald reiſte, immer auf einige Minuten Verſteck, und kam dann wiederum ganz artig zum Vorſchein. — In der Nähe von Arboga bezeichnet ein einfacher Stein die Stelle, wo Markgraf Karl Ludwig von Baden im Jahre 1800 durch den Umſturz des Wagens verunglückte. Die Stadt ſelbſt iſt unbedeutend und beſteht hauptſächlich nur aus einer einzigen Straße rother Häuſer. — Auf der letzten Station nach Weſterås fühlten wir uns am Abend wie gerädert und hatten über Rückenſchmerzen zu klagen.

Weſterås kündigt ſich durch ſeinen hohen Thurm ſchon aus weiter Entfernung an. Die Gegend iſt flach. Die Felder nahe bei der Stadt ſind mit Steinblöcken beſäet, zwiſchen denen nur kümmerlicher Pflanzenwuchs durchſchimmert. Als wir in den Gaſthof eingetreten, kam uns der Wirth, ein ſtarker Mann, entgegen, der, als er merkte, daß wir Ausländer waren, mich mit großer Freundlichkeit fragte, ob ich deutſch ſpräche. Ich hätte den Mann vor Freude umarmen mögen, da ich den ſüßen Klang meiner Mutterſprache hörte. Der Landsmann that Alles, was in ſeinen Kräften ſtand, um uns den Aufenthalt in ſeinem Hauſe angenehm zu machen. Auf ſeinen Vor-

ſchlag beſchloſſen wir, hier einen Ruhetag zu halten und dann mit dem Dampfſchiffe nach Stockholm zu fahren.

Unſer deutſcher Wirth gab uns mancherlei Belehrungen in Betreff der ſchwediſchen Wirthshäuſer. In andern Ländern iſt es Regel, daß die Wirthshäuſer beſſer oder ſchlechter ſind, je nachdem ſie an mehr oder weniger beſuchten Straßen liegen. Dieſe Regel iſt in Schweden nicht überall anwendbar. Man findet oft in den entlegenſten Orten ein beſſeres Quartier als in Städten, durch welche die großen Straßen führen, und ſelbſt die Schweden behaupten, daß in den nördlichen am wenigſten beſuchten Provinzen, mit Ausnahme des hohen Nordens, die beſten Wirthshäuſer des Landes ſind. — Wer in Schweden reiſt, muß nicht erwarten, daß bei ſeiner Ankunft vor einem Gaſthofe Wirth und Kellner an den Wagen geſtürzt kommen, wie dies in Deutſchland der Fall iſt. Es muß den Reiſenden vielmehr gar nicht befremden, wenn ſich Niemand rührt, um ihn zu empfangen, wenn er ſogar merken kann, daß es den Wirthsleuten ganz einerlei iſt, ob er einkehrt oder nicht, ja daß es ihnen oft geradezu läſtig zu ſein ſcheint. Nachdem man wiederholt gerufen, kommt endlich ein Mädchen und fragt, was man wolle. Hat man ihr geſagt, daß man hier zu logiren wünſche, dann macht ſie oft erſt ein verdrießliches Geſicht, geht gewöhnlich ganz langſam fort und läßt den Fremden in gänzlicher Ungewißheit, ob er bleiben kann, oder nicht. Nach einer Weile, während der ſie ihre Herrſchaft gefragt, und auf viele neugierige Fragen derſelben die genügenden Antworten gegeben, kehrt ſie zurück und öffnet dem ungeduldig Harrenden eine Stube. Dann entfernt ſie ſich gleich wieder, ohne ſich auch nur im Geringſten um den Reiſenden zu bekümmern, der tagelang ſo für ſich allein bleiben könnte, und dem man auch nicht das Kleinſte anbietet, wenn er nicht einige Male darum ruft. Trinkgelder zahlt man übrigens nicht. Die Wirthsſtuben ſind gewöhnlich ſehr reinlich. Faſt überall findet man ſogar einen Sopha, der zwar nicht beſonders geſchmackvoll, jedoch beſſer als keiner iſt. Die Betten ſind alle ſehr ſchmal. Die ſchweren, den Deutſchen des niederen Standes faſt erdrückenden Federbetten kennt der Schwede nicht; eine leichte, kurze Decke genügt ihm ſelbſt im Winter. Dem

zur Erkältung geneigten Fremden ist daher sehr anzurathen, das er sich mit einer eigenen warmen Decke versorgt. Wer Platz in seinem Wagen hat, der thut auch sehr wohl, einige stärkende Lebensmittel, als Bouillontafeln, Chocolade und dergleichen bei sich zu führen, da die Speisen in den Wirthshäusern oft sehr schlecht sind. Man kann sich dies daraus erklären, daß beinahe alle Schweden die nöthigen Lebensbedürfnisse auf Reisen mit sich führen, weshalb die Wirthsleute selten in die Lage kommen, für Jemanden zu sorgen, der es besser gewohnt ist, als sie selbst. Da auf diese Weise nur wenig in den Wirthshäusern verzehrt wird, so läßt sich die Gleichgiltigkeit der Wirthe leicht erklären. Was man verzehrt, ist überdies nicht theuer; daher reist man in Schweden zwar wohlfeil, man darf aber auch keinen verwöhnten Magen mitbringen, sondern muß mit einfacher Kost vorlieb nehmen. Wer indeß eine süße Zunge hat, der findet seine Leute in den Schweden, die alles Süße lieben und weder Zucker noch Syrup schonen. Fast in allen Gerichten herrscht der süße Geschmack vor, und bei Allem, was man zum Essen verlangt, wird die Zuckerdose gewiß selten als Beilage fehlen. Bestellt man zum Frühstück Kaffee, so wird immer nur Eine überfüllte, mit Milch und Zucker schon versehene Tasse gebracht. Dem Wein, Liqueur und fast allen Getränken werden mehrere Stücke Zucker beigelegt. Da der Schwede vor der Mahlzeit immer erst einen Schluck und Imbiß zu sich nimmt, so findet man in der Eßstube immer einen besonderen Tisch, auf dem Butter und Brot, Käse, Sardellen, Radieschen, Branntwein und dergleichen steht. Da der Wein hier schlecht und theuer ist, so wird nur Bier beim Essen getrunken. In Deutschland hält man das Essen mit dem Messer statt der Gabel für einen Anstoß gegen den feinen Ton; in Schweden aber braucht man die Gabel fast nur, um die Speisen damit auf das Messer zu bringen, welches dann die Brücke zum Uebergang in den Mund bildet. —

Heute marschirte eine Compagnie Soldaten in die Stadt, welche ich für Gardisten zu Fuß hielt. Es waren ausgezeichnet schöne Grenadiere, hübsch gekleidet mit kurzen weißen Jacken, gelben Aufschlägen und blauen Beinkleidern. Die Parade, welche

ſie Abends auf der Straße hielten, war ſehr anziehend für mich. Nachdem die Mannſchaften beim Namen aufgerufen, die Dienſtberichte erſtattet und die Befehle ertheilt waren, ließ der commandirende Officier einen der Soldaten aus der Reihe hervortreten. Die ganze Mannſchaft zog augenblicklich die Mützen, und der Mann betete ein Vaterunſer vor. Darauf ſtimmten Alle mit ſchönen kräftigen Stimmen ein geiſtliches Lied an, und dies Lied bildet den Schluß der Parade. In der Frühe des andern Morgens hörte ich vor dem Abmarſch noch ein Mal dieſelbe Andachtsübung und vollſtimmigen Geſang eines Morgenliedes. Die Andacht war keineswegs übereilt; ſie dauerte etwa eine Viertelſtunde und wurde ſo langſam und feierlich, wie bei einer religiöſen Verſammlung, abgehalten. Dieſe Sitte der Krieger iſt ein Nachlaß des großen Guſtav Adolph, welche ſich ſeit dem dreißigjährigen Kriege bei der ſchwediſchen Armee erhalten hat. — Ich war überraſcht, als mein Gaſtwirth mir ſagte, dieſe Soldaten ſeien nicht von der Garde, ſondern nur eine Compagnie von einem der gewöhnlichen Regimenter, welche dem Sammelplatze für die militairiſchen Sommerübungen zuziehen. Es waren dies nämlich Soldaten von den ſogenannten Indelta-Regimentern. Dieſe Indelta-Regimenter ſind Schweden eigenthümlich und verdanken ihre Einrichtung, ums Jahr 1680, dem König Karl XI. Die erſte Anregung dazu ging von Guſtav Adolph aus. Dieſer hatte nämlich ſchon im Jahre 1626 Militair-Colonien in Liefland errichtet, um zur Vertheidigung des eroberten Landes ſtets gerüſtet zu ſein. Die Bauern mußten eine beſtimmte Anzahl von Soldaten liefern, für jeden Soldaten ein Stück Land auswählen und ein Haus darauf bauen; beim Pflügen des Feldes mußten ſie mit einem Pferde helfen und das Holz für die Feuerung heranfahren. Der Soldat hatte ſich alsdann ſelbſt von ſeinem Gütchen zu ernähren und erhielt keinen Sold, außer wenn er in den Dienſt berufen war. Dieſer Plan, ein ſtehendes Heer in einem eroberten Lande zu unterhalten, ward ſo paſſend befunden, daß man ihn in ganz Schweden zur Ausführung brachte, und ſo hat man dort noch heutiges Tages die Indelta-Armee oder das Eintheilungs-Heer. Jede Provinz iſt in gewiſſe Theile oder kleine Bezirke eingetheilt.

Jeder Bezirk hat nun vom Staat ein Stück Land, Rote genannt, als Krongut erhalten, unter der Bedingung, daß der Beſitzer des Krongutes auf einem Theile deſſelben einen Soldaten unterhalte. Die Beſitzung, welche dem Soldaten und ſeiner Familie zum Unterhalt überlaſſen wird, führt den Namen Torp, und beſteht aus einem Häuschen, das mit den zum Landbau nöthigen Geräthſchaften ausgeſtattet iſt, ferner aus einem Gärtchen und einigen kleinen Grundſtücken. Iſt der Ertrag für die Bedürfniſſe des Soldaten nicht ganz zureichend, ſo giebt man ihm wohl noch eine Beiſteuer an Früchten. Der Soldat hilft dem Beſitzer der Rote bei Beſtellung des Feldes und darauf zur Erntezeit. Die Rote aber iſt dagegen verpflichtet, dem Soldaten alle zwei Jahre eine ſogenannte kleine Uniform zu liefern (die große liefert der Staat) und einen Geldbeitrag für ſeinen Unterhalt während der drei Wochen zu geben, die er jährlich zum Behuf größerer Kriegsübungen im Dienſte zubringt. Jedes zu einem Torp gehörige Soldatenhaus hat über der Hausthüre eine große weiße Tafel, auf der mit ſchwarzen Buchſtaben die nähere Bezeichnung ſteht, z. B.:

Nro. I.
Regiment Dalekarlien.
—
Compagnie 4.

Die Indelta-Armee beſteht aus Infanterie und Cavallerie; letztere hat einige abweichende, aber doch ähnliche Beſtimmungen. Die Unterofficiere und Officiere dieſer Truppen wohnen den Soldaten ihres Regimentes möglichſt nahe, und haben ebenfalls ihre Kronländereien, deren Ertrag freilich je nach der Fruchtbarkeit oder günſtigeren Lage ſehr verſchieden iſt. In Kriegszeiten erhält der Indelta-Soldat vom Staate denſelben Sold, wie der Soldat der Vaerfrade. Dies ſind die regelmäßig beſoldeten Truppen des eigentlichen ſtehenden Heeres, das ſtets bei der Fahne bleibt und ſich durch Freiwillige ergänzt. Dazu gehört unter Andern die königliche Garde und die Artillerie. Außerdem hat man noch die Bevaering, eine Art Landwehr, woran alle jungen Männer vom 21. bis 25. Jahre Theil nehmen. Dieſe werden jährlich im Monat Juni zuſammengezogen und 14 Tage lang einexercirt.

Bei dem natürlichen Geſchick und Anſtand der jungen Leute ſchreiten die Uebungen ſchnell vorwärts. Mitwirken mag dabei auch die große Menge der Officiere, deren Zahl nach Verhältniß etwa das Dreifache der preußiſchen Officiere beträgt. Die ganze Stärke der ſchwediſchen Armee beläuft ſich auf etwa 170,000 Mann.

Weſteräs liegt am Ausgang des kleinen Fluſſes Lwarta in den Mälarſee, hat ungefähr 4000 Einwohner und gehört zu den älteſten und bedeutendſten Städten des Reiches. Ein altes, prächtiges Schloß iſt Sitz der Regierung von Weſteräslän. Der herrliche Dom wird mit Recht ein Meiſterwerk gothiſcher Baukunſt genannt. Der Thurm iſt 328 Fuß hoch und, wie das ganze Dach, mit Kupfer gedeckt. Das großartige Gebäude iſt von Backſteinen aufgeführt. Im Innern macht das hohe, lange Schiff mit ſeinen drei Reihen mächtiger Säulen den Eindruck der Erhabenheit. Die Altarplatte mit reich vergoldetem Schnitzwerk iſt ein Geſchenk Guſtav Adolphs. Das Grabmal Erich's XIV. von ſchwarzem Marmor ließ Guſtav III. jenem unglücklichen Könige ſetzen, der von ſeinem Bruder Johann III. vom Thron in den Kerker geſtoßen und endlich durch eine Erbſenſuppe vergiftet wurde. Vom hohen Thurm herab hat man eine weite Ausſicht. Faſt nach allen Richtungen hin ermüdet ſich der Blick an der Betrachtung kahler, mit Steinblöcken beſäeter Flächen; aber mit Luſt ruhet das Auge über den grünbelaubten Inſeln und den blinkenden Waſſerſpiegeln des ſchönen Mälar, der ſich im Süden ausdehnt. — In geſchichtlicher Beziehung verdient Weſteräs als der Ort genannt zu werden, wo Guſtav Waſa mit ſeinen Dalekarliern das Dänenheer Chriſtian's IV. in der erſten offenen Feldſchlacht ſchlug. Als die braven Thalmänner nach dem Siege in die Stadt eingedrungen waren, machten ſie einen heftigen Angriff auf die Methfäſſer. Darüber vergaßen ſie die Verfolgung der Feinde ſo gänzlich, daß Guſtav, um dem Trinken ein Ende zu machen, ſich genöthigt ſah, den Boden der Fäſſer mit eigenen Händen einzuſchlagen. In Weſteräs ſelbſt beſiegte Guſtav ſpäter einen viel gefährlicheren Feind; das war

die katholische Geistlichkeit. Ehe die Macht der katholischen Geistlichkeit nicht gebrochen war, saß er nicht fest auf dem Throne; das sah Gustav klar ein. Die Lösung dieser Aufgabe machte ihm große Schwierigkeit, wurde aber von dem jungen Könige mit der Weisheit eines grauen Hauptes vorbereitet und glücklich durchgeführt. Er kannte seine Schweden und wußte, daß die Einsicht ihres Verstandes unbestechlich sei. Es kam darauf an, Luthers neue Lehre einleuchtend zu machen. Zwei junge Männer, Söhne eines Schmiedes zu Oerebro, dienten ihm zu Werkzeugen. Sie hießen Olaus und Laurentius Peder, und waren in Wittenberg Luthers Schüler gewesen. Sie betrieben das Werk der Kirchenverbesserung. Gustav schützte sie heimlich und ließ den Olaus in Stockholm von seinem Korbe aus schwedisch predigen. Die Kanzel der Hauptkirche hatte nämlich die Gestalt eines Korbes, und davon hieß der neue Prediger »Meister Olof im Korbe«. Zum ersten Male verstand Jedermann, was da in der Kirche gesagt wurde, und Gustav wußte wohl, was es heiße: sich an das nüchterne Verständniß des Volkes zu wenden. Lorenz machte er zum Lehrer der Gottesgelahrtheit in Upsala. Einige Bischöfe, welche großes Geschrei gegen die lutherischen Ketzer erhoben und selber Aufruhrbriefe gegen den König umherschickten, wurden flugs ihres Amtes entsetzt. Gustav blieb aber nicht auf halbem Wege stehen; denn er kannte die Stärke seiner Feinde. Als die Gährung überhand nahm, ritt er zum St. Eriks-Tage nach Upsala, wo Tausende von Jahrmarktsbesuchern zusammengeströmt waren. Inmitten der zahlreichen Menge stellte er sich auf einen Sandhügel und hielt eine belehrende Predigt über die religiösen Streitigkeiten. Er sprach vom Rosse herab, und es floß ihm wie Honigseim vom Munde. Das königliche Wesen machte die leutselige Rede unwiderstehlich. Als er zurückkam, ließ er zu Upsala disputiren, und wenn der Streit zwischen den Alten und den Neuen zu heiß wurde, da rief er: »Still! Schreibt es auf, was Jeder an Gründen anführt, und dann wollen wir's im Lande umherschicken und Gutachten darüber einfordern!« — Diese klug berechnete, kaltblütige Berufung auf das gesunde Urtheil und die unbefangene Verbreitung des neuen Testamentes in schwedischer Sprache brachte die Priester zur Verzweiflung

und Wuth. Sie schürten das Feuer auch dergestalt, daß Gustav zu ungewöhnlichen Maßregeln greifen mußte. Im Sommer 1527 berief er den Reichstag nach Westeräs. Es waren 8 Prälaten, 15 Reichsräthe, 129 Edelleute, 40 Bürger, 14 Bergleute und 105 Bauern zugegen. Der König wohnte auf dem Schlosse und vor Eröffnung des Reichstages lud er alle Mitglieder zu sich hinauf zu einem Gastmahle. Als man sich setzen wollte, wurden den Räthen die ersten Plätze neben dem Könige angewiesen und nicht wie herkömmlich den Bischöfen. Man sah sich erstaunt an; man fügte sich still. Jedermann dachte an den Vorfall in Upsala, wo der Erzbischof vor Kurzem dem Könige mit den Worten zugetrunken: »Unsre Gnaden trinken Euer Gnaden zu,« und wo Gustav erwiedert hatte: »Deine Gnaden und Unsere Gnaden haben nicht Raum unter demselben Dache!« — In dem großen steinernen Klostersaal der Dominikaner war der Reichstag versammelt. Es klirrte und blitzte und summte von Rittern, Geistlichen und gemeinen Leuten, bis der König kam. Da ward es still. Und als sich kein Laut mehr regte, winkte der König seinem Kanzler. Dieser erhob sich und sprach von der Schweden Undankbarkeit, Verrätherei, Verleumdung und Aufruhr gegen ihren König. Damit hätten sie ihm gelohnt. Deshalb wollte der König hier in Westeräs seine Krone — niederlegen. Königthum und Reich könne nicht bestehen, wenn die Einkünfte der Krone allzu gering, die der Kirchen und Klöster allzu groß wären. Das Ueberraschende war gesagt. »Antwortet hierauf!« sprach nun langsam der König und sah auf den Rath und die Bischöfe. Man konnte nur ausweichende, unbestimmte Reden dagegen vorbringen. Darauf hielt der König einen scharfen, eindringlichen Vortrag. Er klagte bitter darüber, daß man alle Welt gegen ihn aufreize und ungeachtet aller seiner Sorgen und Mühen für die Wohlfahrt des Reiches doch Mönche und Priester und alle Creaturen des Papstes über ihn erheben wolle. »Deshalb,« so schloß er, »sollt Ihr wissen, daß wir uns ganz und gar davon lossagen, Euer König zu sein! Erwählt dazu, wen Ihr wollt! Könnt Ihr Jemand finden, der es Euch auf alle Weise und zu jeder Zeit recht macht, so wird es uns freuen. Doch sollt Ihr vor-

her darauf bedacht ſein, uns gerecht zu werden, und uns wieder auszuzahlen unſer väterliches und mütterliches Erbe, welches wir auf das Reich verwendet haben. Sobald dies geſchehen, verſprechen wir Euch, ſogleich dies Reich zu verlaſſen und nie wieder zu Euch zurückzukehren.«

Bei dieſen Worten übermannte den König die Rührung; er brach in Thränen aus, ſtieg haſtig vom Throne herunter und verließ den Saal. Seine nächſten Freunde und die Trabanten eilten hinter ihm her nach dem Schloſſe. Die Verſammlung blieb in größter Beſtürzung. Die Herren wußten ſämmtlich keinen Rath und man ging unſchlüſſig auseinander. Am folgenden Tage wurden die Bauern im Kloſterſaale laut. Sie verlangten einen Beſchluß, denn ſie hätten ſich's überlegt, König Guſtav hätte ſo Unrecht nicht. Man ſchlug vor, zuerſt eine gründliche Aufklärung über die neue Glaubenslehre zu verſuchen. Zwei rüſtige Kämpfer mußten ſogleich disputiren. Der Päpſtliche fing lateiniſch an, aber die Bauern ſchrien, das nütze ihnen nichts, das verſtänden ſie nicht, er ſolle ſchwediſch reden. Das mußte er denn, und ſo ging's mit Gründen und Gegengründen bis in den ſpäten Abend hinein, und die Bauern gingen kopfſchüttelnd von dannen. Der lutheriſche Olof hatte auf ſie einen tiefen Eindruck gemacht. Am folgenden Tage ſetzten ſie's mit Ungeſtüm durch, daß der König gebeten werden ſolle, König zu bleiben. Man ſchickte Abgeſandte aufs Schloß. Verſtört kamen ſie zurück. Sie hätten, hieß es, Bitten, Thränen und Fußfall umſonſt angewendet. — Nun brach die größte Verwirrung aus. Die großen Herren ſahen ſich in übler Lage unter Bürgern und Bauern, die jetzt wüthend ſchrien, man bringe das Land um einen tüchtigen König. Einer nach dem Andern lief nun auf's Schloß hinauf und beſchwor den König, das Regiment zu behalten. — Endlich gab er nach. Mit Freunden und Trabanten kam er, ſtreng blickend, am vierten Tage wieder in den Dominikanerſaal, und die ganze Verſammlung rief ihm entgegen, er möge König bleiben. »Nur wenn Ihr gehorchen und Eure Pflichten treu erfüllen wollt,« war die Entgegnung. Alle hoben die Hände auf und ſchwuren, und ſo kam der berühmte Reichstagsbeſchluß zu Stande, welcher die katho-

lische Priestermacht in Schweden stürzte, die überflüssigen Reichthümer der Kirche für die Krone bestimmte und das Lesen des Evangeliums in allen Schulen gestattete. Damit war die Kirchenverbesserung zum Durchbruch gekommen.

Am folgenden Morgen begleitete uns unser gütiger Wirth nach dem Dampfschiffe. Nachdem er dem Beamten unseren Namen und Stand gesagt, ließ dieser, um unsere beiden Namen auf eine Karte zu bringen, den Titel weg. Das nahm mein lieber Landsmann sehr übel und warf dem Schreiber der Karte Mangel an Artigkeit vor. Der Beamte entschuldigte sich sehr verlegen und war bereit, sogleich andere Billets mit dem Titel zu schreiben. Wir überhoben ihn natürlich dieser Mühe, worüber unser Wirth bedenklich den Kopf schüttelte. Die Schweden werden nie unterlassen, einem Jeden, mit dem sie sprechen, den ihm gebührenden Titel zu geben. Daher suchen sie so bald als möglich den Rang und Stand eines Fremden zu erfahren, um ja nicht gegen die Sitte zu verstoßen. Unser »Sie« fehlt nämlich in der Sprache des Schweden, und er muß daher den, welchen er nicht »Du« nennt, in der dritten Person anreden. Man sagt nicht: »Wollen Sie so gut sein«, sondern: »Will der Herr Professor oder Herr Obrist so gut sein«. Weiß man den Titel nicht, so sagt man: »Wollen der Herr oder die Frau so gut sein«. Dafür sagen Einige nach altem Ton auch wohl: »Will Titulus so gut sein«. Dadurch erhält der Umgang etwas Steifes und Unbehagliches, dessen sich die Schweden gern entledigen, daher der Gebrauch des »Du« dort allgemeiner ist, als irgendwo. Die dritte Person wird aber darum nicht aufgegeben; nur daß an die Stelle des Titels die Bezeichnung »Bror« d. i. »Bruder« tritt. »Will Bruder so artig sein«, heißt es nun. Duzt sich ein Aelterer und ein Jüngerer, so heißt jener »farbror« d. i. »Onkel«, dieser »Bruder«. Der Jüngere fragt: »Ist Onkel heut ausgewesen?« »Nein, Bruder«, ist die Antwort des Aelteren. Duzen sich die Brüder geradezu, so sagt man wohl: »Süßer Du — lieber Du« oder:

»Hör', süßer Bruder!« — Das »Ihr« gebrauchen nur Höhergestellte gegen Geringere oder Untergebene.

Wir befanden uns nun auf dem Mälar-See, der über 12 Meilen lang und 6 Meilen breit ist. 130 Schlösser und Herrenhäuser, 16 Kirchspiele und 900 Bauerhöfe liegen an seinen Ufern; seine 1300 Inseln tragen an 20 Rittergüter und viele Dörfer auf ihrem Rücken. — Die nordische Göttersage berichtet über seine Entstehung Folgendes: Zur Zeit, als König Gylfe über Schweden herrschte, kam ein schönes Weib an seinen Hof. Niemand kannte sie. Vom Abend, sagte sie, sei sie hergewandert, um dem König ihre Lieder beim Klange der Harfe zu singen. Es war die Gefion, die Göttin, die vom Odin gesandt war. Der König, entzückt von ihrem Gesange, wollte sie fürstlich dafür belohnen. Daher schenkte er ihr so viel Land, als sie in irgend einem Theile seines Reiches mit vier Ochsen an einem Tage umpflügen würde. Gefion, auf die Kraft ihrer vier Söhne bauend, verwandelte diese in Ochsen, die denn auch so wacker arbeiteten, daß sie ein großes Stück Landes ausrissen. Ihre Mutter nahm das Stück Landes fort, setzte es Fünen gegenüber ins Meer und gründete so die Insel Seeland. Da, wo dieses Land weggenommen wurde, sind jetzt die Wasser des Mälar; die vom Pflug nicht berührten Stellen sind die Inseln des Sees.

Der Tag war schön, die Fahrt herrlich. Der Kiel des Schiffes arbeitete rauschend durch die getheilten Fluthen, die silbern im Sonnenschein spielten. Hinter uns verschwand mehr und mehr das Bergschloß und der hohe Thurm von Westerås, während rechts und links eine Insel nach der andern im ersten frischen Frühlingsschmuck vor unseren Augen vorüberging. Kräftiger Baumwuchs zeigte die mannigfachsten Schattirungen. Neben der zart aufsprossenden Eiche mit bräunlichem Laub stand die dunkele Tanne und die hellen Triebe der Fichten hoben sich deutlich über dem matten Grün der Birken hervor, welche hier und dort am Ufer gleich Trauerweiden ihre Zweige in's Wasser senkten. Dazwischen erschienen und verschwanden wieder Kirchen, kleine Schlösser und Landgüter. So glich die Fahrt auf dem

See vielmehr der Reiſe auf einem mächtigen Strom, der in viele Arme getheilt iſt.

Eine große Anzahl von Paſſagieren waren auf dem Verdeck verſammelt. Beinahe alle Damen hatten Bücher in den Händen; denn das Leſen der Damen auf den Dampfſchiffen ſcheint in Schweden zum guten Ton zu gehören. Doch ſchienen ſie nicht ſo ſehr in die Bücher vertieft, daß ſie nicht gemerkt hätten, was um ſie her vorging. Von der Gefallſucht, die man den Schwedinnen zum Vorwurf macht, gab eine Dame in der Cajüte ein Beiſpiel. Mit dunkelblondem Haar und großen blauen Augen ſaß die ſchöne Geſtalt auf dem Polſterſtuhl, wie eine Juno auf dem Thron. Sie hielt ein zierlich eingebundenes Buch in der Hand und ſchien eifrig zu leſen, ſo daß ſie nur zuweilen bei dem Geräuſch eines Hereintretenden ihre großen Augen langſam aufſchlug, als wolle ſie dem Störer ihrer Ruhe einen ſtrafenden Blick zuwerfen. Zuweilen aber, wenn einer der Sprechenden ihre Aufmerkſamkeit feſſelte, ließ ſie das Buch langſam ſinken, und hörte einige Minuten zu, ließ wohlgefällig einen Blitz aus ihren Augen leuchten und kehrte dann wieder zu ihrer Beſchäftigung zurück. Die Abſichtlichkeit dabei war nicht zu verkennen. Auf dieſe Weiſe werden ſich die Schwedinnen dem Reiſenden öfters zeigen; doch wird er auch Frauen kennen lernen, die mit der Liebenswürdigkeit ihres Geſchlechts eine wahrhaft edle Haltung und Würde verbinden, ſo daß man keine Spur von Gefallſucht findet.

Ungefähr auf dem halben Wege nach Stockholm legten wir bei dem Städtchen Strängnäs an, das auf einer bedeutenden Inſel liegt. Wir traten ein wenig an's Land. Das Erſte, was mir in die Augen fiel, war eine große Anzahl junger Leute, die alle Bücher unter den Armen trugen und ſich in langen grauen Kragen ganz komiſch ausnahmen. Ich erfuhr, daß es Gymnaſiaſten wären, welche in dieſer Tracht einhergehen müßten. Unſere Primaner in Deutſchland würden ſich ſolche Mäntel, die bis über die Knie gingen, nicht leicht umhängen laſſen. — Der Dom von Strängnäs, ein herrliches, altehrwürdiges Gebäude aus dem 13. Jahrhundert, liegt majeſtätiſch auf einer Anhöhe am See. Das Innere mit einem ſchönen Altar, einer vergoldeten Kanzel und den prachtvollen Grabmälern des Kö-

nigs Karl IX., des Reichsadmirals Graf Stenbock und des älteren Sten Sture, konnte ich wegen Kürze der Zeit nicht in Augenschein nehmen. Hier in Strängnäs war es, wo Gustav Wasa die feierliche Huldigung als König der Schweden von seinen Unterthanen empfing. — Hinter Strängnäs, wo sich der Mälar zu einem großen Wasserspiegel erweitert, sieht man zur Linken auf einem nackten Hügel ein steinernes Kreuz. Jener Hügel diente einst dem Ansgar († 865) zur Kanzel. Von da herab hielt dieser Apostel des Nordens, der hundert Jahre nach dem Bonifacius lebte, seine erste christliche Predigt in Schweden. Aus jener Zeit des Kampfes zwischen Heiden- und Christenthum hat sich noch folgende Sage erhalten: Auf der Mälarinsel Björkö ward einst eine große Volksversammlung gehalten, um über Sachen der Religion zu verhandeln. Die Heiden sahen den Wachsthum der christlichen Lehre mit Schrecken und ihre Priester reizten sie zum Widerstande. Ein angesehener Heide erhob sich in der Versammlung und sprach: es seien Götter genug in Schweden, wolle man ihre Zahl aber durchaus vermehren, so möge man lieber einen eingebornen Schweden unter die Götter aufnehmen; er schlage den König Erik vor, unter dem das Land Glück und Frieden genossen. Da trat Hergeir, einer von des Königs Statthaltern, der von Ansgar getauft worden war, hervor und fragte, wie sie doch Hülfe und Beistand von selbst gemachten Göttern erwarten könnten, während sie doch täglich die Wunder sähen, die der Gott der Christen verrichte. Unterdessen hatten sich schwere Wetterwolken über ihrem Haupte gesammelt. Vom Geiste des Herrn erfaßt, sprach Hergeir: »Betet zu euren Göttern, daß der Regen euch nicht naß mache; ich werde zu meinem Gotte, der aller Welt wahrhaftiger Gott ist, beten, und kein Tropfen soll mich und dieses Kind berühren, das mich begleitet!« Der Vorschlag ward angenommen, die Heiden riefen ihre Götzen an, Hergeir ließ sein Gebet zum Allmächtigen emporsteigen — ein Sturzregen fiel herab und übergoß die Heiden. Hergeir aber und der Knabe standen trocken in ihrer Mitte: kein Tropfen hatte sie berührt. Die Heiden staunten und viele bekehrten sich. — Auf dieser Mälarinsel lag damals die mächtige und reiche Stadt Björkö,

die sich rühmen konnte, ohne Mühe ein Heer von 15,000 Mann aufzustellen, und deren Bürger so reich waren, daß die Dänen, welche die Stadt einst belagerten, sehr mäßig und mild zu verfahren meinten, wenn sie jedem eine Brandschatzung von hundert Mark Silber auferlegten. Später ward diese Stadt von dem norwegischen Könige Olof dem Heiligen zerstört. Ein Theil der Einwohner beschloß, sich anderswo anzubauen. Sie höhlten einen Balken aus, füllten ihn mit kostbaren Gegenständen und warfen ihn in den See: an dem Orte, wohin ihn die Wellen treiben würden, wollten sie sich niederlassen. Der Balken kam an eine Insel in der Mündung des Mälar, und hier wurde nun, der Sage nach, der erste Grund zu einer Stadt gelegt, die man Stockholm, d. i. Balkenstadt nannte.

Die Felsen der Küste wurden jetzt massenhafter. Schon gab sich die Nähe der Hauptstadt kund. Auf den Inseln machte sich die schaffende Hand des Menschen bemerklicher; die Zahl der Gärten, der Parkanlagen, der Gebäude nahm zu. »An der Felsenspitze da unten können Sie Stockholm sehen!« rief der Capitain des Schiffes, der viel Güte und Freundlichkeit gegen uns bewies. Mit steigender Spannung naheten wir uns dem Orte. Ich hatte mich auf die vordere Spitze des Schiffes gesetzt, um die Erscheinung der herrlichen Stadt gleich im ersten Moment zu haben. Wir befanden uns gerade auf einem sehr schmalen Arme des Sees, als ich in einiger Entfernung einen Rauch aufsteigen sah: es war ein kleines niedliches Dampfboot. Es kam näher und ging an uns vorüber. Während ich der Arbeit seiner Räder zusah und mit Lust den zierlichen Bau des Schiffes betrachtete, ertönte plötzlich der Ruf: »Da ist Stockholm!« Ein großes, weißes Gebäude — das neue Militairhospital — lag vor uns, und bildete den Hintergrund einer schmalen Felsschlucht, die nur diesen beschränkten Blick aus dem engen Paß gestattete. Wir fuhren wohl zehn Minuten, ohne irgend etwas Anderes von der Stadt zu sehen. Dann wurde die Schlucht weiter, und zu beiden Seiten des großen Hospitals reihten sich mehrere Häuser an. Darauf kam während kurzer Zeit wieder nichts weiter zum Vorschein. Aber nach einigen Minuten trat zur Rechten eine hohe Kuppel hervor, während

sich zur Linken in demselben Augenblicke eine neue Reihe schöner Häuser anschloß. Von nun an wuchs die Vergrößerung der Stadt mit jeder Secunde. Man sah schon, daß man eine Königsstadt vor sich habe; man heftete den unverwandten Blick auf jede neue Erscheinung des anziehenden Bildes, das sich vor uns aufrollte. — Da tritt auf einmal die Ecke eines mächtigen Gebäudes hinter dem Felsen hervor, vergrößert sich mit Blitzesschnelle, und wie durch Zauber hervorgerufen, liegt vor dem überraschten Auge das ganze Viereck des prachtvollen Schlosses, das seine hohen Zinnen stolz über alle anderen Gebäude erhebt, wie ein Riese emporragt über eine Kinderschaar. Schnell erweitert sich nun die Aussicht, und nach einigen Minuten zeigt sich ganz Stockholm mit seinen Kirchen, Kuppeln, Brücken und Inseln. Nur die Felsenstadt Södermalm ist noch vor unsern Blicken verborgen. Doch alsbald erheben sich zur Rechten die hohen Felsen, die immer bebauter werden, endlich sind sie ganz bedeckt von Häuserreihen, die sich staffelartig übereinander schichten, bis hinauf zu dem höchsten Gipfel, wo die schöne Katharinenkirche dem Ganzen eine würdige Krone giebt.

Je mehr wir uns der Stadt näherten, desto reger wurde das Leben auf dem Mälar. Dampfböte rauschten qualmend an uns vorüber; andere Schiffe kamen mit schwellenden Segeln gefahren, Barken und Spazierfahrer zeigten sich bemalt oder mit farbigen Behängen geschmückt, während aus der Ferne die Masten des Hafens erschienen. Dazu hier und dort Felsen und Bäume, Landhäuser und blumige Flächen. Wohin das Auge sich wendet, trifft es auf frisches Grün; über, unter, neben den Gebäuden sind helle, grüne Stellen. — Das ist der Farbenanstrich des Nordens, während der Süden die Farben in allen Schattirungen des Regenbogens mit vorherrschendem Roth, Goldgelb und Violett spielen läßt.

Kurz vor dem Anlegen feuerte unser Schiff seine vier kleinen Kanonen ab, deren Donner an den Felsen und Mauerflächen der Stadt im tausendfachen, langhinrollenden Echo wiederhallte. Kaum stand die Maschine still, als sich auch schon eine Menge Menschen auf das Schiff drängte, um den Neuangekommenen ihre Dienste und Wohnungen anzubieten. Es

waren dies aber vorzugsweise junge Mädchen von schlanker Gestalt und feiner Gesichtsbildung. Nachdem wir den Zollbeamten Genüge geleistet, packten zwei Träger unsere Sachen auf und führten uns dahin, wo wir wohnen wollten. Doch sollten mir gleich die ersten Stunden in Stockholm verbittert werden. Indem wir mit der Einrichtung unserer Wohnung beschäftigt waren, wollte ich irgend Etwas aus meinem Reisesacke nehmen; aber siehe da, er war nicht zu finden. Ich lief in allen Stuben umher, suchte zum zehnten Male an derselben Stelle, aber immer vergebens, und es blieb mir nichts zu glauben übrig, als daß er von den Packträgern gestohlen sei. Wir beschlossen, bei der Polizei sogleich die nöthige Anzeige zu machen, wollten aber erst nach dem Landungsplatze gehen, um uns bei dem Schiffscapitain zu erkundigen, ob er unsere Packträger vielleicht gekannt habe. Als wir dort ankamen, sollte mir ein auffallender Beweis von der vielgerühmten schwedischen Ehrlichkeit gegeben werden. Denn in der Mitte eines großen Menschengedränges stand an einer Mauer mein unverschlossener Reisesack, wo er über zwei Stunden unberührt geblieben war. Die Packträger hatten ihn wahrscheinlich dahin gestellt, als sie die übrigen Sachen vom Zollamt in Empfang nahmen.

Auf dem Wege nach unserer Wohnung passirten wir die schönsten und merkwürdigsten Orte und Plätze der Stadt. Kaum hatten wir von der Landungsstelle eine kleine Anhöhe erstiegen, als zu unserer Rechten die rothe Ritterholmskirche lag, wo Gustav Adolph, Karl XII. und viele berühmte Generale von ihren Thaten ausruhen. Gleich darauf wurden unsere Blicke durch das schöne Ritterhaus gefesselt, bekannt durch die oft stürmischen Sitzungen des Adels. Den kleinen Platz vor diesem Gebäude schmückt die Bildsäule Gustav Wasa's. Dann kamen wir durch eine enge, kurze Straße, und als wir heraustraten, lag vor uns das königliche Schloß mit seiner unvergleichlichen Rampe und dahinter die große Brücke, welche die eigentliche Stadt mit dem Nordermalm verbindet und in hohen Bogen über den durchbrausenden Mälar-Arm führt. Hier zeigte sich in einem einfachen Wagen, vor dem sich Alles beugte, ein freundlich grüßender Mann — es war König Oskar. Er ist ein schöner,

stattlich gewachsener Mann, mit südlich dunklem, ausdrucksvollem Antlitz; sein Wesen ist ernst, seine Haltung würdevoll. Von der Brücke traten wir auf den Platz Gustav Adolphs, auf welchem sich das Standbild dieses Königs zu Roß erhebt. Gleich darauf bogen wir in die längste und schönste Straße Stockholms ein, und waren dann am Ziele unserer Wanderung. Man darf aber nicht glauben, daß wir in Stockholm einen glänzenden Gasthof bezogen; denn es giebt dort nur einen einzigen großen Gasthof, ein sogenanntes hôtel garni; wir bezogen vielmehr eine Privatwohnung, wo es nicht blos besser und anständiger, sondern auch um die Hälfte wohlfeiler zu sein pflegt. Viele Hauseigenthümer verlassen nämlich während des Sommers ihre Stuben, um solche an Reisende zu vermiethen. Daher findet man an vielen Häusern Tafeln mit den Worten: »Rum for Resande,« d. h. Zimmer für Reisende. Für eine große, gut eingerichtete Stube zahlt man wöchentlich 4 bis 5 Bankthaler. Auch kann man hier Frühstück und Thee bekommen. Zu Mittag muß man in ein Speisehaus gehen, wo man sich die Gerichte nach der Speisekarte auswählt. Das Hôtel du Nord ist am meisten besucht. Für Fremde ist es sehr unangenehm, daß die Dienerschaft nur schwedisch versteht. Ich nahm mir daher gleich bei meinem ersten Besuche im Hôtel du Nord einen Speisezettel mit und ließ mir durch einen Bekannten die deutschen Namen hinter die einzelnen Speisen setzen. Da nun die täglichen Speiselisten nicht viel von einander abweichen, so konnte ich mir später die Gerichte nach meiner übersetzten Karte selbst wählen, ohne daß ich nöthig gehabt hätte, diese Wahl dem vormundschaftlichen Geschmack der Aufwärterin zu überlassen. — Nachdem man sich von dem besonderen Tischchen Schinken oder blätterförmig geschnittenen Käse, den die feinsten Leute mit den Fingern vom Teller holen, oder Sardellen zu Knäckebröt und Schnaps genommen, setzt man sich. Zuerst kommt Gemüse nebst einer Fleischbeilage, dann erst folgt die Suppe, dann Zwischengerichte, hierauf der Braten und endlich der Nachtisch. Letzterer besteht aus Kuchen und aus Walderdbeeren mit Sahne; dafür giebt's aber auch andere Früchte. Nach Tische trinkt man Kaffee und gegen Abend Thee.

Viertes Kapitel.

Der erste Tag meines Aufenthaltes in Stockholm war ein Sonntag. Ich begnügte mich damit, die Stadt nach allen Richtungen zu durchwandern. Ehe ich weiter darüber spreche, mag der Plan Stockholms*) hier mit einigen Worten erläutert werden.

Stockholm, mit dem Ton auf der ersten Sylbe, hat 90,000 Einwohner und ist auf 10 verschiedenen Inseln oder Halbinseln (Holmen) erbaut; man kann aber vorzüglich drei Haupttheile unterscheiden: 1) die eigentliche Stadt, Staden oder Stadtholm (*A*), 2) Norrmalm (*B*), 3) Södermalm (*C*).

1) Die eigentliche Stadt, Staden oder Stadtholm (*A*) bildet den Mittelpunkt des Ganzen. Sie liegt auf 3 Inseln, von denen man eine, den Ritterholm (L) immer besonders nennt. Dies ist der älteste und belebteste Stadttheil mit engen, krummen Straßen. Seine Hauptzierde ist das königliche Schloß (M), vor welchem der östliche Hafen liegt mit einem freundlichen Kai oder Hafendamm. Im Westen von der eigentlichen Stadt befindet sich der Mälarsee, der hier scheinbar von Inseln, als Längholmen (K), geschlossen wird. Im Osten zeigen sich die Fluthen des Salzsees oder der Ostsee. Auch hier wird der Blick durch zwei Inseln begrenzt, das sind die sogenannten Inseln im Salzsee: Schiffsholmen (G), der Standort der Scheerenflotte und Kastellholmen (H), auf dessen Fels ein Kastell liegt. Oestlich hinter diesen Inseln liegt der Thiergarten (F) mit der kleinen Insel Beckholmen (I). Nördlich vom königlichen Schlosse führt die Schloßbrücke (S) über den Mälarabfluß nach dem zweiten Haupttheil, das ist 2) der Norrmalm oder die Nord-Vorstadt (*B*). Dieser Stadttheil liegt allein auf dem festen Lande und zieht sich nach Norden an Hügeln hinauf. Es ist das öde Quartier der Reichen und Vornehmen mit dem Gustav-Adolphs-Platz (O) und Carls XIII. Platz (O). Breite gerade Straßen

*) Siehe hinten den Plan von Stockholm.

gehen hindurch, als die Drottning-Gata oder Königin-Straße (R) und die Regerings-Straße (P), welche an den Anhöhen hinaufsteigt. — Südwestlich vom Norrmalm liegt der Kungsholmen oder die Königsinsel (E) und nordöstlich vom Norrmalm Ladugårdsland (D) mit dem Artillerie-Platz (Q) und großen Kasernen. — Im Süden von der eigentlichen Stadt und damit durch eine Schleuse verbunden ist 3) der Södermalm oder die Süd-Vorstadt (*C*), die auf einer großen Insel gelegene Felsenstadt mit unbedeutenden, aber größtentheils neuen Gebäuden, ausgezeichnet durch ihre malerische Lage an den aufsteigenden Felsen, so daß die Straßen in Stufen übereinander liegen und zum Theil mit hölzernen Treppen verbunden sind. Einer der höchsten Punkte ist östlich am Salzsee der Mosebacke oder Mosesberg (T).

Stockholm ist keine Stadt der Paläste wie die Inselstadt Venedig, es hat kein mächtiges Gebirg zum Hintergrund, wie die Felsenstadt Genua; aber das Eine königliche Schloß wiegt durch seine Großartigkeit hundert Paläste auf, und durch den mannigfaltigen Wechsel der Höhen und Felsen, der Inseln und hellen Wasserspiegel vereinigt diese Stadt in sich die Reize von Venedig und Genua. Auch fehlt es nicht an Plätzen, die mit herrlichen Bildsäulen geziert sind. Die Schloßbrücke schwingt sich in mächtigen Bogen über den Arm eines Sees, und doch braust der See unter ihr dahin wie ein schäumender Strom, während über seinem Rücken beständig ein bunter Menschenstrom wogt. Der breite Kai zeigt Hunderte von Schiffen aller Nationen, wo der Umtausch der Waaren Leben und Regsamkeit schafft. Hier und dort röthen sich die Fluthen, der Ostsee und des Mälar, vom Morgen- und Abendschein, während hoch oben auf den hervorragendsten Punkten die Kirchen erscheinen.

Wir waren an einem Sonntags-Nachmittag angelangt. Dann ist der königliche Thiergarten bei heiterem Wetter der Sammelplatz unzähliger Menschen aus allen Ständen, die sich dorthin zu Wagen und zu Roß, zu Schiff und zu Fuß in Bewegung setzen. An solchen Orten darf der Fremde nicht fehlen. Deshalb folgte auch ich an jenem Tage dem allgemeinen Zuge. Der Weg führte mich durch Ladugårdsland an den großen Casernen vorüber und dann über eine lange Brücke. Bald stand

ich vor dem Thore, wo man den Eintritt in den Thiergarten durch einen halben Schilling erkaufen muß. Man darf sich unter dem Thiergarten keinen Wildpark vorstellen, in dem Hirsche und Rehe umherhüpfen; es ist vielmehr eine große, von Seebuchten umgebene Insel, wo zwischen zahlreichen nackten Felsen einzelne kräftige Eichen stehen; hin und wieder finden sich auch dichte Baumgruppen. Zahlreiche künstlich angelegte Schlangenwege führen die Menge der Wagen, Reiter und Fußgänger zu den freieren Plätzen, wo die Häuser der Ergötzung für Aug' und Ohr und Magen aufgebaut sind. Der Fremde betrachtet mit Vergnügen das allgemeine verschiedenartige Treiben. Da ist ein von Menschen umflossenes Theater, dessen Thür, als der Mund, durch den es seine Lebensluft einathmet, sich unaufhörlich für die Kommenden und Gehenden öffnet; da ist eine Bude, in welcher der Bajazzo einer englischen Reitergesellschaft selbst ein ernstes nordisches Publikum so reizte, daß es in laute Fröhlichkeit ausbrach; da machen auch Seiltänzer ihre halsbrechenden Sprünge, während aus einer anderen Bude muntere Tanzmusik hervordringt und ihre Töne mit dem Händegeklatsch und dem Beifallsrufen vermischt. Sänger und Sängerinnen, Marktschreier und Stiefelputzer, Cigarrenverkäufer und Kartenschlägerinnen wogen durch einander; vor den Erfrischungshäusern aber sitzen zahlreiche Gäste, die sich an den beliebten Süßigkeiten und am Punschglas laben. Dazu die mannigfachen Trachten: der zierliche Stutzer der Residenz und der stämmige Dalekarlier in seinem Schafpelz, die Bäuerinnen mit großen Strohhüten und die Städterinnen mit den rothen, blauen und gelben Tüchern von Seide um den Kopf: lauter schöne Gestalten in ruhig stolzer Haltung, mit feinen Gesichtszügen und leuchtenden Augen! — Blondes Haar und blaues Auge ist freilich der schwedischen Nation eigenthümlich; doch sieht man in Stockholm und der Umgegend auch viele Männer und Frauen mit braunem Haar und dunklem Auge und schreibt dies dem asiatischen Blute zu, das in Folge früherer Einwanderungen noch in den Adern der gegenwärtigen Bewohner dieser Gegend rollen soll.

Nachdem ich mich eine Zeit lang willenlos in dem großen Gewühl hatte herumtreiben lassen, folgte ich einem breiten Wege,

kam an laubige Parthien mit Blumenbeeten und ſtand vor dem einfachen Landſitze des Königs, Roſendal. Dieſe, aus zwei kleinen roſenfarben angeſtrichenen Häuſern beſtehende freundliche Beſitzung iſt neuerlich merkwürdig geworden durch die hier im Freien aufgeſtellte Rieſen-Schale von Porphyr, die größte der Welt. Sie wurde in Elfdalen nach dem Muſter einer römiſchen Vaſe aus Herkulanum ausgehauen. Der Umfang der flachen Schale beträgt 36 Fuß, die Höhe des Fußes 9 Fuß. Der blankgeſchliffene Stein iſt lichtroth mit grünen, ſchwarzen und weißen Flecken; er ruht auf einem rohen Granitblock. Ich habe nachher oft vor dieſer meiſterhaft gearbeiteten Schale geſtanden und ſie immer wieder aufs Neue bewundert.

Von Roſendal folgte ich einem Wege, der mich auf einen hohen Felſen führte. Anfangs war mir jeder freie Blick entzogen, aber als ich den Gipfel erreicht hatte, öffnete ſich die herrlichſte Ausſicht. Links zeigt die Landſchaft den kahlen Granit mit Tannen, Eichen und Weiden; dort auf der vorſpringenden Klippe ſteht kühn eine windbewegte Mühle, hier ein weiß ſchimmerndes Landhaus und ein rothes Bauernhaus. Im Mittelgrunde das blaue Meer mit ſeinen Buchten; hier das Kaſtell, dort Schiffe mit vollen Segeln und Böte mit geputzten Menſchen, dort der bunt bewimpelte Maſtenwald des Oſtſeehafens, und in ruhiger Erhabenheit darüber hinausragend die maſeſtätiſche Königsburg mit ihren zahlreichen Spiegeln im Glanz der Abendſonne funkelnd, gleich einem koſtbaren Edelſtein, ringsum als goldene Einfaſſung die röthlich beſchienene Häuſermaſſe, und dahinter die hochgelegene Katharinenkirche, die Königsholmkirche und die Ritterholmkirche mit ihrer ſchlanken Spitze und ihren vier kleinen Thürmchen, auf jedem ein blinkender Stern. Aus der Ferne hallte fortwährend der donnernde Gruß ankommender Schiffe, während unter mir in der Nähe »Geſang erſcholl und Tanzmuſik von Pauken und Trompeten, von Fideln und von Flöten.«

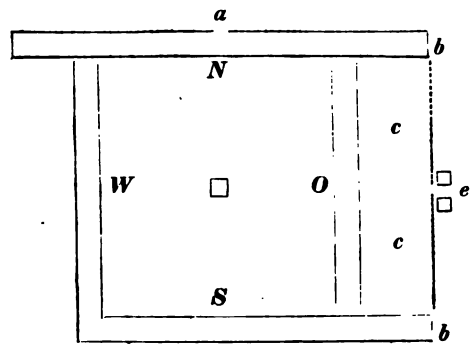
Vor meinem Heimgang kam ich an der Brunnenanſtalt vorbei, wo natürliche und künſtliche Waſſer ihre Heilkräfte darbieten. Vor der Thür des Hauptgebäudes iſt ein langes, ſchwankes Brett; es ruht an beiden Enden auf zwei Böcken, die

unten mit Wiegenfüßen versehen sind, und auf dem Brette sitzen ehrbare Männer mit ernstem Gesicht und lassen sich unaufhörlich von dem elastischen Holze auf und nieder bewegen. Das ist ein über ganz Schweden verbreitetes Lieblingsvergnügen. Ein Schaukelbrett muß jedes Wirthshaus, jeder Garten haben; der Schwede kann dessen zur Verdauung nicht entbehren, und diese Bewegung versetzt ihn in die angenehmsten Träume. Diese Sitte ist durch Jahrhunderte geheiligt. Die Sage berichtet, daß schon Odin vor dem schäumenden Goldbecher auf der Schaukelbank saß.

Heute nahm ich mir die einzelnen Merkwürdigkeiten der Stadt genauer in Augenschein. Zuerst betrat ich den Gustav-Adolphs-Platz. In der Mitte steht das kolossale Reiterbild des Königs, von Bronze. In der Rechten hält der König den Feldherrnstab, ein Lorbeerkranz umwindet die Schläfe; Ernst, Muth, Edelsinn und Festigkeit spricht aus den ehernen Zügen des Antlitzes. Auf den beiden langen Seiten des marmornen Fußgestelles sind die Bildnisse von jenen vier Helden aus dem dreißigjährigen Kriege, des großen Schwedenkönigs treue Waffengefährten: Torstenson, Wrangel, Königsmark und Banner. Von Banner wird ein merkwürdiges Ereigniß aus der ersten Kindheit erzählt. Er lag einst im offenen Fenster des dritten Stockwerks und spielte mit einer Schürze, die er ausspannte; »es sei das Segel eines Schiffes,« sagte er, »mit dem er nach Deutschland segeln wolle.« Da verlor er plötzlich das Gleichgewicht und stürzte hinab auf einen Felsen des Gartens — er war unbeschädigt. Er selbst behauptete nachher, der Gärtner habe ihn in seiner weißen Schürze aufgefangen; aber Niemand hatte einen Gärtner, noch sonst Jemanden gesehen. Als Gustav Adolph dies erfuhr, rief er aus: »Dieser Knabe ist von der Vorsehung zu etwas Großem bestimmt!« Und in der That war er einer der größten Helden des dreißigjährigen Krieges. Vom Gustav-Adolphs-Platze kam ich nach der Schloßbrücke oder Norrbrücke. Sie ist 320 Ellen lang und 32 Ellen breit, hat zu beiden Seiten Steinplatten für die Fußgänger und wird hauptsächlich als Spaziergang von den Stockholmern benutzt, da das Pflaster in der Stadt sehr schlecht und alle Spaziergänge außerhalb der Thore sehr entfernt sind. Die Aussicht auf die Stadt,

den See, das Schloß und den Hafen ist malerisch. Der Mälar, über den die Brücke gebaut ist, stürzt sich unter den hohen Granitbogen wie der reißendste Strom mit solcher Macht in die Arme der Ostsee, daß hier kein Fahrzeug passiren kann; im Winter friert das Wasser auch bei der grimmigsten Kälte nicht zu, aber die emporstäubenden und als Eis niederfallenden Wassertropfen bilden dann einen fortwährenden silbernen Regen. Gerade in der Mitte des Mälar-Abflusses liegt unterhalb der Brücke eine kleine Insel. Hier hat man einige Gartenanlagen gemacht und ein Kaffeehaus angelegt. Zwei breite Treppen führen von der Brücke dahin, und während man an diesem Orte Erfrischungen einnimmt, verursachen die vielen über dem Kopfe weggehenden Wagen ein beständiges Rollen, wie von einem schweren Gewitter.

Die Brücke führt gerade auf das königliche Schloß hin. Dies in einem edlen Styl erbaute, wahrhaft großartige Gebäude liegt auf einer nicht unbedeutenden Anhöhe, so daß das Hauptthor wenigstens 60 Fuß hoch über die darunter gelegene Straßenfläche emporragt. Es bildet ein geschlossenes Viereck mit plattem italienischen Dache in folgender Form:



Auf der nördlichen Seite *(N)* befindet sich das Hauptthor *(a)*, dessen verlängerte Linien die Norrbrücke einfassen. Nach diesem Thore führt von zwei Seiten her die herrliche Auffahrt, deren Pflasterung oder Rampe in einer Breite von etwa 40 Fuß allmählig an der Höhe emporsteigt, welche der Löwenberg

genannt wird, da in der Mitte der Rampe zwei kolossale, bronzene Löwen liegen. Nach Osten hin springen zwei kurze Flügel (*b*) vor, so daß die nördliche Hauptfronte des Schlosses in zwei Stockwerken 40 große, weitauseinander stehende Fenster zeigt. Der Raum (*c*) zwischen den beiden nach Osten vorspringenden kurzen Flügeln ist zu einem in Stufen emporsteigenden Blumengarten benutzt. Dahin führt von der Straße aus eine breite Treppe, aber das Thor (*e*) ist in der Regel verschlossen. Auf dieser östlichen Seite wohnt im zweiten Stock der König Oskar. Er sieht nach dem Meere und seinen Schiffen hinaus; denn die ganze Wasserseite des Schlosses ist frei gelassen und wird als Landungsplatz des Ostseehafens Schiffbrücke (Skeppsbron) genannt. Das mächtige Schloß, welches in seiner edlen Einfachheit den Eindruck stolzer Würde macht, ist im Jahre 1754 durch den Baumeister Tessin vollendet.

Im Innern befinden sich außer den königlichen Gemächern viele Kunst-Sammlungen, die Bibliothek, die schöne Kapelle, das höchste Gericht und andere amtliche Behausungen. In der Bibliothek besahen wir den sogenannten Teufels-Codex, der schon allein als das größte bekannte handschriftliche Werk merkwürdig ist. Wenn man dieses Riesenbuch betrachtet, das die Schweden aus Prag mitgebracht und in dem jeder Buchstabe gemalt ist, so begreift man kaum, wie es Einem Menschen möglich gewesen ist, ein solches Werk zu vollenden. Ich sah hier den Teufel zum ersten Mal, statt mit Pferdefüßen, mit Krallen abgebildet. Ueber den Namen Teufels-Codex hat man folgende Sage:

Einem zum Tode verurtheilten Mönche sollte das Leben geschenkt werden, wenn er in Einer Nacht den ganzen Codex abschreiben würde. Nicht in der Erwartung eines glücklichen Erfolges, sondern wohl nur, um des Unglücklichen zu spotten, brachte man ihm das Original der Handschrift, Tinte und Pergament in sein wohlverwahrtes Gefängniß. Wie aber der Mensch Nichts verschmäht, was ihm Rettung aus der Noth verspricht und im Augenblicke des Ertrinkens selbst nach dem auf dem Wasser schwimmenden Strohhalm greift, so nahm denn auch der arme Mönch die Feder in die Hand und begann, von

Todesfurcht getrieben, das unmöglich auszuführende Werk. Stunde auf Stunde verann, und nur zu bald sah er ein, daß seine Hand ihn nicht retten könne. In der Verzweiflung und Ueberzeugung, daß er im andern Leben doch nichts Gutes zu erwarten habe, rief er den Beistand des Teufels an und legte das Gelübde ab, demselben seine Seele zu verschreiben, wenn er ihn mit seiner Hülfe unterstützen wolle. Der Teufel ließ nicht lange auf sich warten, schloß in Hoffnung auf eine Seele den Contract ab, setzte sich an die Arbeit und bewährte sich als ein so vortrefflicher Schnellschreiber, daß das ganze Werk am frühen Morgen vollendet war. So entstand jenes Buch, welches auf allen seinen Blättern beweist, daß nicht alle Werke des Teufels schlecht sind.

Von der Bibliothek führte man uns durch dunkele Gänge, die mit Lampen erhellt waren, in ein Cabinet, wo viele geschichtliche Merkwürdigkeiten aufgehäuft lagen. Vor Allem nahm meine Aufmerksamkeit die hölzerne, vergoldete Wiege Karls XII. in Anspruch, deren leichtes Schaukeln einst hinreichte, einen Geist zu beruhigen, dessen Tollkühnheit später durch Nichts gebändigt werden konnte. Neben der Wiege stand ein kleiner geharnischter Ritter zu Pferde, welcher das Lieblingsspielwerk jenes Königs in den Kinderjahren ausmachte; auf der Rüstung sieht man noch deutlich die Spuren der hartnäckigen Lanzenangriffe, die der schon kriegslustige Knabe gegen den kleinen Ritter führte. Neben beiden Gegenständen bewahrt man das große, silberne Taufbecken, in dem er getauft wurde. In demselben Zimmer stand ein großer Thron von gediegenem Silber, den Königsmark in Prag eroberte. Man sieht überhaupt in Stockholm und in ganz Schweden viele Sachen von Werth, welche die Schweden aus Deutschland mit in ihre Heimath nahmen. —

Auf diese Stube folgte die Kleiderkammer, in welcher mehrere Schränke mit Glasthüren die merkwürdigsten Gegenstände bergen. In einem derselben ist das seidene, hellbraune Unterkleid Gustav Adolphs, in welchem der Sieger von Lützen sein Heldenblut für die Glaubensfreiheit verspritzte. In einem anderen Schranke werden die blutbespritzten Kleider Karls XII. aufbewährt, in denen er vor Friedrichshall seinen Geist aus-

hauchte. Der grobe, dreieckige Hut, in dessen unterem Rande man das Loch sieht, welches die tödtliche Kugel bohrte; der große blaue Ueberrock von grobem Stoffe und mit großen weißen Knöpfen besetzt; das tuchene Beinkleid mit 10 ledernen Taschen: Alles dies und die übrigen Bestandtheile des ganzen Anzuges gleichen vollkommen dem Kleide eines Bauern, wie man sie in vielen Gegenden Deutschlands sieht. Ich sprach mit dem Oberaufseher der Zimmer über den frühen Tod jenes Königs, der nach der Ansicht dieses Herrn offenbar durch Meuchelmord herbeigeführt wurde. Als ich ihn nach dem Grunde dieser Meinung fragte, sagte er mir: »Dasselbe Blut, welches sich an dem Handschuhe der Hand fand, mit welcher der König nach der empfangenen Wunde fuhr, fand sich auch am Degengriffe. Hieraus folgt, daß der König zuerst nach dem Haupt und dann mit dem blutigen Handschuh nach dem Degen griff. Wäre der tödtliche Schuß nicht von seinen Begleitern, sondern von der feindlichen Bastion gefallen, so würde es dem König gewiß nicht eingefallen sein, nach dem Degen zu greifen, was ja ganz zwecklos gewesen wäre.«

Nachdem wir aus dem Schlosse wieder ins Freie getreten, betrachteten wir den auf der Ostseite desselben stehenden hohen Obelisken aus Granit und Marmor. Gustav III. wollte den Bürgern Stockholms dadurch ein Denkmal ihrer Treue setzen, welche sie ihm während des Krieges mit Rußland bewiesen. Aber noch ehe das Werk begonnen war, hatte Ankarström's Mörderhand seinem Leben ein Ziel gesetzt. Gustav IV. führte den Gedanken seines Vorgängers aus. Die Bürger Stockholms, die mit Liebe an Gustav III. hingen, errichteten ihm eine Bildsäule unterhalb des Obelisken am Ostseehafen, gerade da, wo der König nach dem ruhmvoll beendeten Kriege mit der mächtigen Katharina von Rußland landete. Gustav III. steht im reichen Faltenwurf des Mantels auf einem Porphyrblock. Mit der rechten Hand reicht er der Stadt den Oelzweig des Friedens; die Linke hält einen Lorbeerkranz und stützt sich auf ein Steuerruder. Die Gesichtszüge sind voll und geistreich, wie es dem Charakter dieses Königs angemessen war. — Jenseits der Norrbrücke steht das Schauspielhaus, wo der König auf dem

Maskenball nach dem Zuruf eines der Verschworenen: »Gute Nacht, Maske!« den tödtlichen Schuß empfing.

Stockholm ist im Innern einfach gebaut. Die Waarenlager haben in ihrer Ausstattung nichts Anziehendes; denn auf eine kunstvolle Schaustellung hat man sich noch nicht gelegt. Im Staden und auf dem Södermalm ist das meiste Treiben um die großen Eisenlager herum. Die Classe der Tagelöhner besteht aus Landleuten verschiedener Provinzen. Daher die verschiedenen, gewiß aus sehr alter Zeit herrührenden Trachten. Man sieht Männer und Weiber mit scharlachrothen Strümpfen, in Schuhen mit hohen Absätzen unter der Mitte; Manche tragen lederne Koller, Viele weißwollene unförmliche Röcke. Die Weiber aus Dalekarlien fallen am meisten in die Augen. Sie tragen sehr lange braune oder grüne Röcke mit buntem Saum, rothe Jäckchen, aus denen die weiten Hemdsärmel hervorgehen, rothe knappe Mützen, rothe Strümpfe und schwere Absätze unter den Schuhen. Sonntags, in der Kirche, wenn ihr Anzug reinlich ist und wenn ein großer Blumenstraus ihnen einen geputzten Anstrich giebt, sehen sie ganz angenehm aus, obgleich ihre Farbe durch Wind und Wetter gebräunt ist. Sie kommen des Erwerbes wegen hieher, um sich durch mühselige Arbeit einen Sparpfennig zu sammeln und damit in die Heimath zurückzukehren; denn mühselig ist ihre Arbeit: sie helfen beim Bauen, sie karren Sand, sieben Kalk, rühren den Mörtel, klettern auf den Gerüsten umher, ziehen Kohlen in Karren fort, fahren die meisten Ruderkähne. Ueberhaupt sieht man in Stockholm fast gar keine Ruderer, sondern nur Ruderinnen.

Der schönste Platz Stockholms ist der Platz Karls XIII. in Norrmalm. Er bildet ein längliches Viereck mit Lindenalleen zu beiden Seiten. In der Mitte steht auf einem von vier Löwen umgebenen granitenen Fußgestell die Bildsäule des letzten regierenden Fürsten aus dem Hause Wasa. Herrlicher ist noch das metallene, 11 Fuß hohe Standbild des ersten Wasa Gustavs I.,

welches vor dem Ritterhause in Staden steht und im Jahre 1773 aus eroberten Kanonen gegossen wurde. Auf einem runden Fußgestell von dunkelgrünem Marmor steht der königliche Held in spanischer Tracht. Ein langer schleppender Krönungsmantel fällt von den Schultern, so daß der vordere Theil der kräftigen Gestalt unbedeckt hervortritt. Die rechte Hand hält das mit hoher Weisheit geführte Scepter. Bis auf die Brust hernieder wallt ein starker Bart von dem zurückgelehnten stolzen und schönen Haupte, das mit einem Lorbeerzweige umwunden ist, und richtet den Blick nach dem Schlosse zur Linken, um in Verbindung mit dem Standpunkte vor dem Ritterhause anzudeuten, daß Gustav Wasa aus dem Adelstande hervorging und König wurde. Es war mir ein großer Genuß, dies Bild lange und wiederholt zu betrachten. Im Ritterhause ist der große Rittersaal, wo sich der Reichstag versammelt, sehenswerth. Sämmtliche Wappen des schwedischen Adels, fast 1200 an der Zahl, verzieren die Wände des Saales, geben demselben aber ein düsteres Ansehen, da jedes Wappen einzeln auf schwarzen Blechgrund gemalt ist. Erlöscht ein Geschlecht, so wird dessen Wappen unter gewissen Ceremonien abgenommen und zerbrochen.

Der Staden ist ein großer bebauter Hügel. Auf seiner Höhe liegt der alte Marktplatz Stockholms; er ist klein und außer der Börse mit alten Häusern umgeben. Hieher ließ Christian II., nachdem er mit Mühe die Stadt eingenommen, unvermuthet an einem grauen Morgen die schwedischen Führer schleppen und enthaupten. Es war den 8. November 1520. Am Morgen war bekannt gemacht worden, daß Niemand aus dem Hause treten dürfe, bis ein gewisses Zeichen gegeben sei. Gegen Mittag erst wurden die Bürger auf den Markt beschieden, und hieher wurden geführt zwei Bischöfe, zwölf Herren, meistens Mitglieder des Reichsrathes, der Bürgermeister und die Rathsherren von Stockholm und eine große Anzahl Bürger. Ein dänischer Ritter, Niels Lücke, rief dem Volke zu, es solle nicht erschrecken, der Erzbischof Trolle habe den König drei Mal auf den Knien beschworen, er solle Todesstrafe über die Schuldigen verhängen. »Das ist erlogen!« rief ein Bischof, »der König ist ein Verräther gegen die Schweden!« — »Ein Ver-

räther gegen die Schweden!« schrien die übrigen Schlachtopfer; aber die Henker fielen über sie her, erstickten ihre Stimmen und schleppten sie zu den Blöcken. Man hat 94 Köpfe gezählt, und ein heftiger Regen soll das Blut in Bächen von dem hochgelegenen Markte nach dem Salzsee und dem Mälar gespült haben. — Einst standen auf diesem Platze auch Deutsche den Schweden bewaffnet gegenüber. Es war zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts. Da hatten sich die Hansestädter mit in den Norden vorgedrängt, und viele Deutsche lebten in Stockholm. Sie waren voll Uebermuth und achteten nicht Gesetz noch Recht. Die Hättabrüder, so nannte man sie, tobten Nachts mit Waffen durch die Stadt. Fragte Einer: »Was giebts da?« so antworteten sie: »Deutsche Hiebe!« und schlugen plump darauf los. Zuletzt trieben sie den Unfug gar zu arg, und als Bertil Brun, ein Schwede, zornig darüber sprach, wurde er von einem Hofmann halb todt geprügelt und in den Thurm gesperrt. Jetzt wurde die Sturmglocke geläutet; bald standen die Parteien in dichten Haufen auf dem Markt, und es schien offenen Kampf geben zu wollen. Aber die Hättabrüder sahen wohl ein, daß sie es mit der Uebermacht nicht aufnehmen könnten: sie gaben Bertil Brun frei und da verlief sich der Tumult. Alf Grenerot, der Anführer der Deutschen, trat nun vor den versammelten Rath und klagte viele schuldlose Schweden wegen Meuterei und Verschwörung an. Diese, 60 an der Zahl, wurden ergriffen und mit hölzernen Sägen gemartert; doch gestanden sie nichts, weil sie nichts wußten. In der Nacht zum 12. Juni 1398 kam Alf Grenerot zum Schloßhauptmann, und bot ihm die Hälfte vom Eigenthum der Gefangenen, wenn er sie auslieferte. Es geschah; man schleppte sie in einem Boote fort, warf sie in ein altes Haus, zündete es an und ließ sie darin verbrennen. Zur Sühne errichteten die Deutschen später zwei steinerne Säulen auf, und damit war Alles abgethan. Das war das Mittelalter!

In einer engen, auf diesen Platz ausmündenden Straße kamen wir an einem Hause vorüber, in dem Gustav Wasa schon als König wohnte, ehe das Schloß vollendet war. Sein Aeußeres bildet zu der jetzigen Königsburg einen grellen Gegensatz. Dem großen Gustav lag nicht der Purpur, nicht der äußere königliche

Glanz, ſondern das Wohl des von ihm geretteten Staates am Herzen. Daher war er mit einer Wohnung zufrieden, die auch ſchon damals manchem ſeiner Unterthanen zu ſchlecht geweſen ſein würde: ein großer Mann bleibt groß, auch in einer erbärmlichen Hütte.

Nicht weit von dieſem Hauſe liegt die deutſche Kirche, welche nicht nur eine der größten, ſondern auch die reichſte Stockholms iſt. Der Wetterhahn dieſer Kirche gab vor einigen Jahren Anlaß zu einem eigenthümlichen Rechtsſtreite. Der Pfarrer der deutſchen Gemeinde hatte ſich nämlich einen der Vorſteher zum Feinde gemacht. Dieſer ließ nun ſeine Galle in einem Spottgedicht auf ihn aus, welches er in den neugemachten Wetterhahn zu bringen wußte, mit welchem es auf die Kirchſpitze wanderte. Der Streich wurde aber verrathen, und der Pfarrer erhob Klage deshalb. Dem Kläger wurde nun vorläufig aufgegeben, den Beweis zu führen, daß die Schmähſchrift wirklich vorhanden ſei. Der Geiſtliche kam dadurch in große Verlegenheit. Er mochte jenes über der ganzen Stadt und ſeinem Haupte ſchwebende ehrenrührige Document nicht da laſſen, wo es war, konnte es aber von ſeiner Höhe nur mit beträchtlichen Koſten abnehmen laſſen, die ihm zur Laſt fielen, wenn der Thäter nicht überführt wurde. Er ließ die Sache alſo wohl auf ſich beruhen.

In der Hauptkirche der Stadt wohnte ich dem Gottesdienſte bei. Der Prediger trug einen weißen Talar, und darüber eine Stola von dunkelrothem Sammet, die mit Gold geſtickt war. An Feſttagen und bei der Austheilung des heiligen Abendmahls erſcheint der Geiſtliche im purpurnen Gewande, auf deſſen Vorderſeite eine Sonne mit dem Namen יהוה (Jehovah) und auf deſſen Rückſeite das Bild des Heilandes am Kreuze geſtickt iſt. Der ſchöne Geſang der Gemeinde ſprach mich angenehm an; er klang wie ein Chor von reinen, gut eingeübten Stimmen. Aber unangenehm berührte mich eine fremdartige Erſcheinung. Gleich hinter dem Haupteingange knieten nämlich zwei ſchlechtangezogene Menſchen, ein Mann und ein Weib, während des ganzen Gottesdienſtes, jeder auf einem alleinſtehenden harten hölzernen Schemel mit einem Gebetbuch in den Händen. Beide ſchienen ganz zerknirſcht zu ſein und ſuchten

ihre Gesichter, so viel es angehen wollte, zu verbergen. Das Frauenzimmer hatte dies möglich gemacht durch ein Kopftuch, welches sie bis über die Augen gezogen hatte. Was man vom Untergesicht sehen konnte, schwamm in Thränen. Es waren zwei Büßende. Wer nämlich in Schweden gewisse schwere Verbrechen begangen hat, wird durch den Urtheilsspruch aus der kirchlichen Gemeinde ausgeschlossen. Nachdem nun solche Verbrecher ihre Strafe erduldet haben, werden sie in die Kirche geführt und müssen bis nach beendigtem Gottesdienst auf einem Schemel oder einer hölzernen Bank, der Armen-Sünder-Bank, knieen. Nachher hält der Geistliche ihnen eine Ermahnungsrede und fragt sie, ob sie ihre Missethat ernstlich bereuen und Besserung versprechen. Ist die bejahende Antwort erfolgt, die freilich wohl noch nie ausgeblieben, so wird der bisher Ausgestoßene wieder in den Schooß der Kirche aufgenommen. — Der ausgezeichnet schöne, in Augsburg gearbeitete Altar der Kirche ist sehenswerth. Auf ihm sind die Geburt, die Leiden und die Auferstehung Christi in Silber, Gold und Elfenbein dargestellt. Die Orgel, mit 66 Registern, ist die größte in Schweden.

Gestern Abend um eilf Uhr konnte ich am Fenster noch Geschriebenes lesen. Als ich in Deutschland von diesen langen Sommertagen hörte, daß es nämlich um eif Uhr Abends noch Tag sei, und um ein Uhr Morgens schon wieder Tag sei, da meinte ich, das müsse sehr aufregend sein, aber es schläft sich hier leichter an einem schwedischen Tage, als in einer italienischen Nacht. Ich stand noch spät bei der Norrbrücke am Mälar, oberhalb seines Einflusses ins Meer, wo er schmal ist, wie ein Fluß. Da sah ich abwärts die leicht gewölbten Bogen der Brücke, aufwärts die unbewohnte Strömsborg-Insel; drüben Häuser, über welche der Thurm der großen Kirche hinausragte, weiter hinaus das stattliche Rathhaus, das Ritterhaus mit seinen glänzenden Zinnen, die Ritterholmskirche, deren Thurm sich umgekehrt im Mälarsee spiegelte. Jetzt stieg der Vollmond silbern hinter dem Rathhaus in die Höhe. Ein Hund bellte ihn an, Wäscherinnen

trieben am Ufer ihr geräuschvolles Handwerk, und ein kleiner Fischerkahn glitt lautlos durch die Fluth.

Von da ging ich auf die entgegengesetzte Seite der Brücke. Der Mond war von einer Wolke verfinstert, und gespenstisch hob sich die graue Masse des Schlosses. Dort schienen die Geister der Vergangenheit zu weben. Ich gedachte Gustavs III., der, als er todtwund bei Fackelschein über jene Brücke getragen wurde, sich noch an der malerischen Beleuchtung ergötzen konnte. Auch König Agne's gedachte ich, bei dessen tragischem Ende der Stocksund zuerst genannt wird. König Agne wohnte zu Upsala: der tapferste Held aus dem Stamm der Ynglinger. Er mochte nicht müßig daheim sitzen, sondern lag beständig zur See. Einmal im Sommer fuhr er zu den Finnen, verheerte ihr Land, erschlug den König Froste und führte dessen schöne Tochter Skjalf mit sich fort. Bei Stocksund landete er, um dort im Grünen die Hochzeit mit Skjalf zu feiern. Auf ihre Bitte bewilligte er, daß bei diesem Feste zugleich das Graböl für ihren Vater getrunken wurde. König Agne trug eine prächtige Halskette von Gold. Einer der Ahnherrn desselben hatte die Kette einst seiner Gattin zum Geschenk gemacht; aber nachher verstieß er sie und behielt den goldenen Schmuck. Da legte ein Zauberweib den Fluch darauf: die Kette solle der Tod des mächtigsten Ynglingers werden. Und sie wurde es, denn Skjalf war ein kühnes Weib. Agne hatte beim Graböl zu viel getrunken. Das Königszelt war unter einem Baum aufgeschlagen, und als er nun durch den Rausch in festen Schlaf gesunken war, erhob sich Skjalf, zog ein Seil durch die Halskette und über die Aeste des Baumes, und rief leise ihre Finnen herbei. Diese halfen ihr den König emporziehen. Dann schlichen Alle zu den Schiffen und segelten in die Heimath. Die Wikinger aber fanden am Morgen ihren Führer als Leiche am Galgenbaum.

Ich habe einige Ausflüge in die Umgegend gemacht. Der kahle Stein, abgerundet, nackt und verwittert, von der Größe des Feldsteins bis zur Höhe des Münsters, blickt auch hier überall aus dem grünen Erdboden hervor. Da, wo dieser

Boden nicht allzu felsig ist, wachsen Eichen, Linden und besonders Eschen; wo der Boden mehr felsig ist, wächst Nadelholz mit einzelnen Birken untermischt, oder auch Moos und Gebüsch. Dazwischen liegen Grasplätze, wo Heerden weiden. Wasser drängt sich überall herein; bald ist es das Meer, bald der Mälar, bald ein anderer kleiner See, und überall zeigt es vereinzelte Spiegel, deren Rahmen von Gehölz gebildet werden. Die Wohnungen liegen in der Landschaft zerstreut umher: hier ein Gehöft mit dem dunkelroth angestrichenen Bauernhaus von Holz, dort ein helles weiß angestrichenes Landhaus. Alle Häuser sind eingeklemmt zwischen Wald und See, davor der blinkende Spiegel, dahinter der dunkele Saum, wodurch der rothe und weiße Anstrich noch mehr gehoben wird. Die Häuser erscheinen oft ganz abgeschnitten von aller Welt und unzugänglich; aber die Wege schlängeln sich und wenden sich, bis sie richtig zum Ziele führen. Diese Wege machen die Spazierfahrten höchst angenehm. Nicht drei Minuten geht's grade aus, sondern beständig in Schlangenwindungen, indem man hier um den Rand des Sees, dort um die Felsenecke biegt. Man meint stets in einem Park zu fahren; denn was man bei uns zu einem Park wünschen würde: Wasserspiegel, Bäume, Felspartien, Wiesen, das bietet hier die Natur. Wir kehrten in einem kleinen Wirthshause ein. Es sah ganz nett darin aus. Wir aßen schöne saure Milch und sehr gutes Schwarzbrot, das stark mit Syrup vermischt war und daher süßlich, wie Pumpernickel, schmeckte. Jedenfalls verdiente es den Vorzug vor jenem Knäckebrot, das frisch zäh ist, wie Leder, und alt hart ist, wie Stein.

Dämpfe zischten, die Räder fingen an zu arbeiten, und das Boot bog in den Mälar hinaus, um uns nach Upsala zu bringen. Upsala liegt nicht an dem Mälar, aber da hinein ergießt sich der Fyris-Fluß, und auf diese Weise ist eine Verbindung zwischen der Haupt- und Universitäts-Stadt mittels Dampfschifffahrt möglich geworden. Im Anfang gleicht die Wasserstraße einem Hohlweg zwischen schroffen Felswänden, auf denen Tannen und Eichen wachsen. Unsere Fahrt war stürmisch.

Die schäumenden Wogen des Sees, der wirbelnde Dampf des Schlotes, die sich wiegenden Gipfel auf den Höhen und hoch oben die zerrissenen fliegenden Wolken: Alles gab ein sehr bewegtes Landschaftsbild mit nordischem Anstrich. Eine unabsehbar lange Brücke mit zahllosen rohen Steinpfeilern führt über den See; das Schiff muß durch den Aufzug, und während dessen erblickt man zur Linken an einer schönen Bucht das Schloß Drottningholm. Der Wasserspiegel dehnt sich weit aus, und auf den Uferhöhen erscheint zuweilen durch den Baumschlag ein helles stattliches Gebäude. Dann verengert sich der See wieder; bei einer Brücke zeigt sich die Ruine der alten Burg Almarestäk. Das Land wird fruchtbarer. Rechts und links sind Wiesen und Laubhölzer. Aus den Fluthen steigen glatte, bräunliche Felsblöcke empor; breitgeflügelte Möwen umkreisen sie schrillend. Dort zur Rechten liegt Sigtuna, in grauer Vorzeit Odins Sitz, wo er sich seinen ersten Tempel gründete; das war einst Schwedens größte Stadt, welche im Jahr 1188 von finnischen Seeräubern gänzlich zerstört wurde. Jetzt ist's eine Hand voll Häuser, die in regellosen Gruppen zerstreut umherliegen, von Holz gebaut, blutroth angestrichen, mit weiß eingefaßten Fenstern, die Dächer gedeckt mit Ziegeln oder Schindeln. In der Nähe liegt bröckliches graues Thurmgemäuer, von Klöstern aus dem Mittelalter herstammend, und auf Hügeln stehen Windmühlen. — Bei einer Brücke verließen wir den Mälar und bogen in den Fyris-Fluß ein. Die Berge treten weiter ins Land zurück und es zeigen sich frische Wiesengründe mit ärmlichen Bretterhütten, Wälder von Schilf und Binsen, aus denen unzählige Schwärme wilder Enten aufflattern, Hünenhügel, malerische Hütten unter uralten Weiden, schöne Eichenkampe und Landhäuser. — Am Horizont erscheint Upsala's erst neuerlich erbautes Schloß. Es liegt auf einer Felsenhöhe und bildet eine mächtige orangefarbige Front mit schwarzem Metalldach und zwei starken runden Thürmen zu beiden Seiten. Hinter dem Gebäude erheben sich die Ruinen einer alten Veste, „Styre Biskop" genannt, weil sie bestimmt war, den Anmaßungen der aufrührerischen Bischöfe zu steuern.

Die Häuser der Stadt sind meistens aus Holzstämmen er-

baut, deren Fugen man mit Moos verstopft hat. Bald groß, bald klein liegen sie mit grellrothem Anstrich bunt durcheinander; doch giebt es auch regelmäßige Straßen. Die Dächer sind mit Birkenrinde bedeckt, auf die man Rasen gepackt, und hohe Schornsteine steigen über die grüne, gelbbeblümte Bedachung empor. Viel kleine Baumgärtchen drängen sich zwischen die Wohnungen, und blickt man von der Höhe zur Stadt hinab, so nimmt sie sich wie ein Gericht rother Krebse aus, das die Köchin mit grüner Petersilie verziert hat. Nur um den Markt herum finden sich einige alte Steinhäuser. Die drei merkwürdigsten Gebäude, der Dom, das Schloß und die Bibliothek, heben sich auf drei Hügeln aus dem Häusergewirr empor und beherrschen die Stadt und die weite Ebene umher. Die Bibliothek ist ein neuer, geschmackvoller Bau mit großen hellen Fenstern. Das Prachtstück der Bücherſammlung ist der „silberne Codex" (Codex argenteus), eine alte Handschrift, welche des Ulphilas gothische Uebersetzung der Evangelien enthält. Dieser Ulphilas war um's Jahr 360 Bischof der christlichen Gothen an der unteren Donau und ein sehr gelehrter Mann. Im dreißigjährigen Kriege kam das uralte Buch nach Schweden, wanderte darauf längere Zeit nach Amsterdam und kehrte durch einen sonderbaren Zufall wieder nach Upsala zurück. Das dunkle Pergament des Codex schimmert zwischen Lila und Violett. Die metallartigen Buchstaben sind mit Silber geschrieben; zuweilen gehen auch goldene Zeilen hindurch. Man streitet darüber, ob die Buchstaben mit Gold- und Silber-Tinte geschrieben, oder ob sie mit einem heißen Eisen eingebrannt sind. — Von der Bibliothek gingen wir nach der berühmtesten und ausgezeichnetsten Kirche in Schweden, nach dem Dom. Er wurde im 14. Jahrhundert aus Backsteinen, im reinsten gothischen Stil erbaut. Das Aeußere macht bei aller Einfachheit einen großen Eindruck. Nachdem die Thürme bis auf die Hälfte heruntergebrannt waren, hat man tempelförmige Glockenstühle von Holz, mit Blech beschlagen, darauf gesetzt, was zu dem Ganzen etwa eben so paßt, als wenn man einem edlen Roß einen Affen zum Reiter geben wollte. Im Innern steigt das Schiff des 180 Ellen langen Gebäudes hoch und schlank empor. Vierundzwanzig frei stehende und eben so

viele halb eingemauerte hohe Pfeiler tragen das herrliche Gewölbe. Die Gyps-Verzierungen am Hauptaltar erheben sich fast bis zur Höhe des Gewölbes (46 Ellen). Hohe Fenster lassen eine Fülle von Licht in das Innere einströmen. Tritt man zwischen den Säulen durch, auf den großen freien Platz in der Mitte des Tempels, der hier 60 Ellen breit ist, so befindet man sich auf der Stelle, wo eine Reihe schwedischer Könige gekrönt ist, unter andern auch Carl Johann XIV. Von den vielen schönen Grabmälern will ich hier nur das von Gustav Wasa erwähnen. Unter der Orgel ruht Linné, der Vater der Pflanzenkunde. Sein Pflanzengarten dehnt sich am Fuße des Schloßhügels aus. Dunkle Taruswände umziehen seine Gänge; aber der alte Flor seltener Gewächse wird schwerlich mehr darin gefunden. — Am Nachmittag fuhr ich nach Alt-Upsala. Die Kirche dieses Dorfes ist die älteste in Schweden; und die aus rohen Feldsteinen zusammengekleibten Wände bezeugen genugsam das Alter. Der Altar ist in Holz geschnitzt, und aus hellem Goldgrunde tauchen halb erhaben die bunt bemalten Gestalten von Aposteln, Märtyrern, Bischöfen und Königen hervor. Der alten Kirche gegenüber ragen drei gewaltige, von Menschenhänden aufgethürmte Grabhügel, welche einst den heidnischen Gottheiten Odin, Thor und der Freya heilig waren. Im Dom zeigte man auch ein altes Stück Holz, aus dem ein plumpes, bärtiges Gesicht hervortritt, als Ueberbleibsel einer Bildsäule des Thor. An die Grabhügel schließen sich mehrere sogenannte Riesenhügel von geringerer Höhe, und auf dem einen bemerkt man noch den Kreis der Steine, auf denen die Richter saßen, wenn offener Gerichtstag gehalten wurde. — Auf der Mora-Wiese geschah in alten Zeiten die Königswahl. War der König erwählt, so schwor er dem Volke und das Volk ihm. Dann ward er auf den Mora-Stein gehoben. Für jeden König ward ein eigener großer runder Mora-Stein mit Angabe der Wahlzeit neben die alten Steine gelegt. — Als ich nach der Stadt zurückgekehrt war, überraschte mich das Gekrächz der Dohlen, die ich fast noch nirgends in Schweden angetroffen. Die Dohle liebt Domkirchen, Schlösser und überhaupt zierliche Anlagen, die durch den Glanz der Kunst in die Augen fallen;

dabei aber darf der Ort doch nicht zu geräuſchvoll ſein. Daher könnte man die Dohle, eben ſo gut als die Eule, einen Vogel der Minerva nennen. — Upſala hat noch nicht 5000 Einwohner; die Zahl der Studenten ſchlägt man auf etwa 1400 an. In der zweiten Landesuniverſität Lund, die ebenfalls einen berühmten Dom *) hat, ſtudiren etwa 600, ſo daß es im ganzen Lande 2000 Studirende giebt, doch findet man darunter ſehr wenig Adlige; denn der ſchwediſche Adel ſucht mehr den äußeren Glanz, als den inneren Reichthum.

Frühmorgens weckte mich der Ton einer Trompete aus dem Schlaf. Es war ein Omnibus-Kutſcher, der durch die Straßen fuhr, um die Brunnentrinker zu wecken, die er nach einer benachbarten künſtlichen Brunnenanſtalt zu fahren hat. Der Regen goß in Strömen, und ich wollte nach Dannemora. Bald rollte eine wunderliche Kaleſche vor die Thür des Gaſthofs. Ihre Form näherte ſich der Kugelgeſtalt, ihre Farbe war aſchgrau. Ein junger Menſch lenkte die munteren Roſſe und plagte mich auf der ganzen Station durch ſeine unausſtehliche Neugierde. Das iſt mir auf meinen Reiſen oft ſo gegangen. Die ſchwediſchen Bauern haben unendlich viel Gutmüthigkeit und Bereitwilligkeit, aber ihrer Neugierde können ſie dabei durchaus nicht die Zügel halten. Kaum hat man ſich niedergelaſſen, ſo beginnt auch ſchon das Fragen, wer man iſt? wohin man geht? woher man kommt? — Es war aber nicht allein meine Perſon, ſondern auch über meine ſämmtlichen Sachen wünſchten die Leute Aufſchluß zu haben. Mein Nachtſack, Koffer, Schirm, Stock und Pfeife wurden in die Hände genommen, genau unterſucht und Fragen darüber geſtellt. Wenn ich nach der Uhr-ſah,

---

*) Dieſer Dom wurde 1012 gegründet. Er iſt ganz aus Quadern gebaut; die Kanzel aus Marmor und Alabaſter. Das Gewölbe ruht auf 21 Bogen und über denſelben befindet ſich eine Oeffnung mit ſpitzigen Zierrathen, die das Bild einer Dornenkrone darſtellen. Mit dem öſtlichen Ende des Doms iſt eine unterirdiſche Kirche (Krypta) verbunden; dieſe enthält einen mineraliſchen Brunnen, der die Stadt mittelſt Röhren zum Theil mit Waſſer verſorgt.

ſo nahm ſie mir öfters mein Begleiter ohne Weiteres aus der Hand, beſah ſie von allen Seiten, und fragte dann gewöhnlich, ob das Gold ſei, und wie viel ſie koſte. Mein Luftkiſſen und meine Cigarren zogen ganz beſonders ihre Aufmerkſamkeit auf ſich, und der Geruch der letzteren ſchien ihnen ausnehmend zu behagen. Zu dieſer Neugierde geſellt ſich eine nicht geringere Redſeligkeit. Der ſchwediſche Bauer muß ſprechen, einerlei, ob man ihm antwortet oder nicht. Wollte ich der unermüdlichen Zungengeläufigkeit der Skjutsbonde ein Ziel ſetzen durch die Verſicherung, »daß ich nicht ſchwediſch ſpreche,« ſo ſtörte ſie das höchſtens auf einige Minuten; ſie fingen alsbald wieder an, mir ganze Geſchichten zu erzählen, und kümmerten ſich, trotz meiner anſcheinenden Taubſtummheit, wenig darum, ob ich ſie verſtand oder nicht.

Von der letzten Poſt bis Dannemora geht der Weg durch einen gelichteten Tannenwald und zwiſchen zwei Seen über geringe Hügel. Die Fläche bleibt ſo groß und weit, daß man ſich die Nähe eines Bergwerkes nicht vorſtellen kann; allein das große Dorf iſt und bleibt Dannemora, und rings umher giebt's keine andern Berge, als die, welche aus Schlacken und Steinen aus der Grube geworfen ſind. Dies berühmte Bergwerk weicht ganz von der Vorſtellung ab, die man ſich ſonſt von einem Bergwerk macht. Ich wenigſtens war ganz verwundert, keine Höhle zu finden, ſondern einen weiten Abgrund, an deſſen Rand man herantreten und bis auf ſeinen Boden blicken kann. Dieſer Abgrund gleicht einer becherartigen Grube, oder dem ausgebrannten Krater eines feuerſpeienden Berges. Die größte Tiefe iſt 540 Fuß; an anderen Stellen beträgt ſie nur 300 bis 400 Fuß. Nicht gleichmäßig iſt die ungeheuere Grube ausgeſprengt, an der man ſchon ſeit dem 15. Jahrhundert arbeitet. Hügel, Blöcke, Pfeiler, Bogen ſind ſtehen geblieben, gleich den Trümmern einer Rieſenwohnung; auf ihnen kriechen die Arbeiter herum und ſehen von oben herab nicht größer aus als Mäuſe und Ameiſen. Sie tragen nicht die deutſche Bergmannstracht, ſondern die gewöhnliche des gemeinen Mannes in Schweden: Jacken von grobem Tuch, linnene Beinkleider, plumpe Schuhe. Einige wenige Schachte gehen von der Tiefe aus

seitwärts in wagerechter Richtung fort. Rund um den Rand der Grube sind Schuppen erbaut, in denen Pferde die Räder drehen, welche Eimer in die Tiefe herablassen und wieder emporwinden, nachdem die Arbeiter sie mit Erz gefüllt. Die Eimer hängen an Stricken von Hanf oder Eisendraht, auch an Ketten. Leitern von Ketten für die Arbeiter hängen von einem Vorsprung und von einer Klippe zur andern herab; daran klettern sie behende hinab und herauf. In die Tiefe müssen sie im Eimer fahren. Aus den Schuppen kann man bequem die Grube mit ihren Einzelnheiten überschauen. Es ist ein kühner Gedanke, sich von der Spitze des Straßburger Münsters auf die Erde zu lassen, und hier ist die Reise noch länger, als vom Straßburger Münster. Gefahr ist übrigens nicht im Geringsten dabei. Es kann Nichts geschehen, als daß der Strick reißt, und dagegen trägt man Sorge durch Ordnung und Aufsicht. Ich zog es indeß vor, die Dinge der Erde in Seelenruhe von oben herab zu betrachten. Wie ist die Menschenameise dort so kühn bei ihren geringen Kräften! Da klettert sie, an einer senkrechten Wand schwebend; da hackt und hauet sie, über den Abgrund gebogen; da setzt sie täglich und stündlich ihr Leben bei diesen gefahrvollen Pfaden aufs Spiel — und hat dann am Ende von 400 Jahren ein Loch gegraben und gesprengt, das ihr ungeheuer vorkommt, weil es das Werk von vielen Geschlechtern ist, obgleich es doch kaum die Oberfläche der Erde ritzt. So ist im Grunde alles und jedes Menschenwerk. Um Dreiviertel auf Zwölf kamen sämmtliche Arbeiter bis auf zwei oder drei aus der Grube. Diese Letztern bereiteten die Sprengungen vor, und mit dem Glockenschlage Zwölf begannen sie. Das klingt so stark und voll, wie Donner im Gebirge; und meint man, nun sei der Hall von dannen gerollt, so prallt er plötzlich von irgend einer Höhle oder Klippe zurück und erstirbt grollend. Während der Zeit fliegt das Gestein auseinander und herum, und man hört noch lange den klitternden Fall einzelner Brocken in der Tiefe. Die Arbeiter tragen zwar Sorge, bei Seite zu springen und sich zu verbergen, sobald sie die Lunte angelegt; aber die Gewohnheit der Gefahr macht unvorsichtig, und es geschehen manche Unglücksfälle, Verwundungen und Verstüm-

melungen. Als es hieß, nun kämen die Arbeiter herauf, konnte ich sie erst gar nicht gewahr werden. Endlich sah ich graue Klumpen, die sich an den Wänden heraufwuselten. Jeder Klumpe war ein Eimer, auf dessen Rand drei oder vier Arbeiter standen, die sich mit einer Hand am Strick hielten, und langsam drehte sich dieser Strick und diese Menschentraube um sich selbst. Stellt euch vor: mit ihren plumpen Schuhen stehen sie auf dem schmalen Rande des Eimers, und kommt er durch die kreisende Bewegung des Strickes der Felswand zu nahe, so müssen sie ihn gelinde davon abstoßen. Erst kürzlich war es vorgekommen, daß zwei Arbeiter, erschreckt durch das Gepolter eines rollenden Steines, den Strick losgelassen hatten und zerschmettert in den Abgrund gestürzt waren. Nun sah ich diese Leute ganz nachlässig mit einer Hand sich haltend; sie sprachen zusammen; der Eine nahm seine Mütze ab, der Andere sah zu uns herauf, der Dritte trocknete sich die Stirn. Doch Gottlob! Jetzt schwebten sie näher und näher, jetzt entlud sich der Eimer friedlich im nächsten Schuppen. Vier Menschen stiegen vom Rande herab, und ein fünfter, den ich gar nicht bemerkt und der darin gesessen hatte, kroch heraus. Sie setzten sich auf Bänke, aßen Butterbrot und es schmeckte ihnen sehr gut. Nur der erste Anblick macht bei solchen Gelegenheiten Erregung. Die andern Eimer, rechts und links und gegenüber sah ich ganz ruhig kommen und steigen und sich drehen. Es war, als ob die glückliche Ankunft des ersten mir eine völlige Bürgschaft für die übrigen gegeben, und endlich hatte ich gar die größte Lust, selber Ein- und Ausfahrt zu bestehen. Man erzählte mir, daß sich vor einigen Wochen mehrere Engländerinnen den Tonnen anvertraut hätten. Um so mehr entschloß ich mich, die Reise in die Unterwelt anzutreten. Mein Führer übergab mich zwei Grubenarbeitern, die mich auf meiner Fahrt begleiten sollten. Die Eimer oder Tonnen, in denen man in die Tiefe fährt, hängen an den Enden von Brettergerüsten und zwar so, daß sie ganz frei über dem Abgrunde schweben. Dahinein zu kommen, ist aber für den Neuling keine Kleinigkeit. Man muß an den äußersten Rand des Gerüstes treten und sich dann, um die Kette der Tonne zu fassen, etwas über den furchtbaren Abhang vorbiegen. Wer in diesem

Augenblicke vom Schwindel ergriffen wird, ist ohne Rettung verloren, wenn er sich mit der einen Hand nicht von einem Arbeiter halten läßt. Nachdem ich so die Kette erfaßt hatte, wollte ich nun mit dem Fuße in die schon schwankende Tonne steigen, wußte aber nicht, wie ich es ohne Gefahr anfangen sollte, weil der Rand des Eimers tiefer, als der Boden des Gerüstes hing. Mit der rechten Hand hielt ich nun in einer über den schauerlichen Abgrund vorgebogenen Stellung die Kette, an der linken Hand hielt mich ein Arbeiter, ohne daß ich mich vorwärts getraute und doch auch nicht zurück konnte. So vergingen einige Minuten, während dem mir die Arbeiter alles Mögliche zuriefen, was ich aber nicht verstand. Endlich faßte ich ein Herz und war mit einem Schritt glücklich in dem schon stärker schwankenden Charons-Nachen. Ich setzte mich auf den Rand, auf den sich meine beiden Begleiter stellten; nun ging es sehr rasch an der schroffen Wand entlang in den Schlund hinab und nach fünf Minuten fühlte ich mit großem Behagen festen Boden unter mir. Ein unheimliches Gefühl der Vereinsamung und Abgeschlossenheit von der Welt kam über mich, als ich nun unten in der Tiefe stand. Der mit düsteren Wolken überzogene Himmel bildete gleichsam die schwarze Decke zu dem leeren Sarge eines Riesen, dessen schroffe Wände in furchtbar schauriger Schönheit emporstiegen. Ich blieb nicht lange in der eiskalten Behausung der Tiefe, in welche nie ein erwärmender Strahl der Sonne dringt. Die Auffahrt ging nicht ganz ohne Fährlichkeiten ab. Als wir in der Mitte schwebten, hatte sich das beinahe armdicke Seil über das schon aufgerollte Stück der Winde gewunden und war dann plötzlich abgesprungen, wodurch natürlich ein starker Ruck entstand. Man hatte mir gesagt, daß dies zuweilen vorkäme, und ich war auch darauf gefaßt; dennoch erschreckte mich der plötzliche Stoß, der mit einem kleinen Rückfall der Tonne verbunden war. — Ich besah noch die Pumpen, die das Wasser aus den Gruben schaffen, den großen Damm oder Wall, der aus Granit gegen den benachbarten See aufgeführt ist, welcher 30 Fuß höher, als die Einfahrt in die Grube liegt: lauter riesenhafte Arbeiten, um die feindlich drohenden Massen der Elemente zu überwältigen und unschädlich zu machen. Dann führte

mich der Steiger in sein Haus, um Erze zu besehen. Mich fesselte fast mehr noch das Zimmer. Es war recht freundlich mit buntem Papier ausgeklebt. In der einen Ecke stand ein Bett, das nach schwedischer Sitte in sich selbst zusammengeschoben war, während Betten und Matratzen zusammengerollt und mit einer großblümigen Decke bedeckt waren, so daß Alles nicht mehr Raum einnimmt, als ein Lehnstuhl. Dazu denke man sich Tisch und Commode von altem Holze, einen ungeheuren Ofen mit braunen Kacheln, Strohstühle und sogar ein Fortepiano. Nachdem ich eine kleine Abbildung und Beschreibung der Grube genommen, bekam der Mann sein Geld in Bankzetteln, er bat sich jedoch Reichsgeld aus. Beides ist Papier, aber das Reichsgeld ist die Scheidemünze; denn man hat Zettel, die zwei Groschen gelten. Diese Zettel sind grob, grau und schmutzig; auch sind sie unbequem fortzubringen. Man hat oft eine ganze Brieftasche vollgepfropft, mit weißen, blauen und grünen Zetteln, und es sind doch nur ein paar Thaler. Außerdem hat man in Schweden Kupfermünze; Silber sieht man selten, Gold gar nicht. — In alten Zeiten sind die Minen von Dannemora auf Rechnung des Staates bearbeitet worden. Im Jahre 1627 nahm Louis de Geer, ein Holländer, sie in Pacht, kaufte sie später, und durch Vergrößerung und Zertheilung sind sie jetzt Eigenthum von eilf Personen, unter denen Graf de Geer den ansehnlichsten Theil besitzen und dadurch der reichste Edelmann in Schweden sein soll. Das Eisen gilt für das beste in der Welt. Es wird alles nach England verkauft, um dort zu den allerfeinsten Stahlwaaren verarbeitet zu werden. Dreihundert Arbeiter werden in den Minen beschäftigt. Die Arbeiten sind so ansehnlich, daß man jährlich allein 120 Centner Pulver zu Sprengungen verbraucht; man gewinnt an 100,000 Schiffspfund Eisensteine und die unterirdischen Vorrathskammern dieser Eisensteine scheinen unerschöpflich zu sein. Es wird hier nicht, wie in anderen Bergwerken, Nachts gearbeitet, und die Leute haben auch nicht die matte Farbe, die der Bergmann so leicht durch sein unterirdisches Leben ohne Sonnenlicht und frische Luft bekommt.

Von Dannemora ging die Fahrt durch einen parkartigen Tannenhain nach Oesterby. Dies Dorf mit seinen Eisenhäm-

mern, mit Schloß und Garten gehört einem der Besitzer der Dannemora-Grube. Hier aßen wir zu Mittag, fuhren um 4 Uhr ab, und um 10 Uhr Abends, nach einer Fahrt von 15 Meilen, langte ich wieder glücklich in Upsala an. Am andern Tage kehrte ich nach Stockholm zurück.

Der Tag nach meiner Rückkehr war der Johannistag oder Mittsommerstag, den Schweden der liebste Feiertag des ganzen Jahres. Dann werden die Häuser von außen und innen mit Laubwerk geschmückt, und in den Stuben wird der Fußboden dicht mit Tannnadeln und mit Blättern von Birken und Blumen bestreut. An öffentlichen Plätzen werden hohe, von der Rinde und den Zweigen entblößte Bäume aufgestellt, an welche von oben bis unten weiße Stangen in wagerechter Linie befestigt sind. Diese Bäume und ihre dürren Arme werden bunt bemalt oder mit farbigem Papier bewickelt. An den Stangen hängen Kränze und Laubgewinde, Schwerter und Pfeile; auf ihnen stehen ausgeblasene Eier, kleine Fahnen, Windmühlen, hölzerne Vögel, Papierfiguren, Puppen, die sich im Luftzuge drehen, und dergleichen. Auf dem Lande und auch wohl in den Städten tanzt man unter Musik und Gesang um den so geschmückten Johannisbaum, brennt Freudenfeuer und fährt im Nachen auf den Seen. Das ist die Feier der Großen. Den Kleinen bereitet man ihre Freuden, wie bei uns in den Weihnachten. Man baut ihnen Lauben von Birkenzweigen, bewirthet sie darin mit Kuchen und ergötzt sie durch kleine niedliche Johannisbäume, die, wie unsere Weihnachtsbäume, mit Spielzeug und süßen Sachen behängt sind. — Nach einiger Zeit sah ich in einem Gasthof noch die Ueberbleibsel dieses Festes. Die Wände und die Decke eines Saales waren mit Birkenzweigen geschmückt und in der Mitte des Saales war eine offene Laube aufgeführt. Unter dieser befand sich ein zierlich gedeckter und mit frischen Blumen versehener Tisch, um den sich am Abend muntere Gäste sammelten und sich bis spät in die Nacht der Freude überließen.

Feierlicher noch begeht man im Winter das Weihnachts-

feſt, beſonders auf dem Lande. Da wird in allen Häuſern gebacken, gebrannt, gebraut, geſcheuert und geſäubert. Der Fußboden der Zimmer wird mit Stroh belegt, die Wände mit papierenen oder linnenen Tapeten geſchmückt, deren gemalte oder gewirkte Bilder ſich auf die Geburt des Heilands beziehen. Bei einbrechender Dämmerung des Weihnachtsabends erſchallt die Feſtglocke vom Kirchthurm, und Alles ſetzt ſich alsbald um den Weihnachtstiſch. Hier iſt in großen Gefäßen allerlei Fleiſch, Schinken, Fiſch aufgetragen; ferner eine ellenhohe Pyramide, die aus mehreren über einander geſchichteten, flachen, dünnen Brotarten, aus einem großen Käſe, Backwerk und ganz oben aus Aepfeln gebildet wird, ringsumher Nüſſe, allerlei Brotkuchen in Geſtalt von Thieren, Branntweinflaſchen, Oelkannen. Vor Allem aber dürfen die beiden Hauptweihnachtsgerichte nicht fehlen: Lutfisk d. i. Stockfiſch mit Butter und Julgröt d. i. ſüße Weihnachtsgrütze; dieſe wird zuerſt gekocht und dann ſieben Mal gebraten, d. h. es wird jedes Mal in Milch gekochte Grütze mit Zucker und Zimmt hinzugethan. Neben der Tafel hängt eine aus Stroh geflochtene, fein verzierte Krone herab. Vielarmige Lichter, deren jedes Kind eins erhält, erleuchten die Tafel. Unter fröhlichen Scherzen feiert man das gemeinſame Mahl, und namentlich darf Niemand von der Weihnachtsgrütze genießen, ohne vorher einen Reim hergeſagt zu haben. Nach der Mahlzeit ſingt man Weihnachtslieder und zündet das große Weihnachtslicht an, welches die ganze Nacht nicht erlöſchen darf. Nach einigen Stunden Ruhe begiebt man ſich auf den Weg zur Chriſtmette. Von dieſer, die um 5 Uhr Morgens beginnt, bleibt Niemand zurück. Vereinigt ziehen die Dorfſchaften zu Wagen, zu Pferde, zu Fuß und, wenn kein Mondſchein iſt, mit Fackeln nach der reich erleuchteten Kirche; außerdem führt Jeder ein kleines Wachslicht mit ſich, was er auf ſeiner Bank in einem Leuchter befeſtigt, und wovon er gern noch einen Ueberreſt, als geweiht, mit nach Hauſe bringt. An die Chriſtmette ſchließt ſich der Hauptgottesdienſt, der um 8 Uhr beendet iſt. Nun eilt Alles ſo ſchnell als möglich heim. Wer zuerſt im Dorfe anlangt, löſt als Siegeszeichen einen Schuß und wird nach der Meinung des Volkes im nächſten Jahre auch zuerſt ſeine Ernte

vollenden. Der übrige Theil des Tages verfließt in stiller Freude und Scherz. Vom zweiten Weihnachtstage ab beginnen die Weihnachtslustbarkeiten, die in Tänzen und Mahlzeiten bestehen und bis zum 6., in manchen Gegenden gar bis zum 13. Januar dauern. Die Tänze hält man zum Theil auf Stroh. Während die Bauern am Weihnachtsabend fremde Häuser besuchen und sich dort bewirthen lassen, sind in den höhern Ständen die sogenannten Julklappar oder Weihnachtsgeschenke Sitte, welche man auf die sorgfältigste Weise verpackt, auch durch verkleidete Personen überbringen läßt, da der Beschenkte nicht wissen darf, von wem die Gabe kommt. Je versteckter die Gabe, je größer die Freude. So am Weihnachts- und am Sylvesterabend. — In allen Städten wird am 24. December der Julafred oder Weihnachtsfriede durch Herolde feierlich verkündigt; kraft dessen bis zum 13. Januar die Strafe aller während dieser Zeit begangenen Gesetzesübertretungen verdoppelt wird. Dieser Weihnachtsfriede gilt fürs ganze Land. Die Abkündigung geschieht mit der Ermahnung, sich still und ordentlich zu verhalten, und das Fest also nicht zu entweihen. Diese Sitte ist alt.

Der Zufall wollte, daß ich in Stockholm einen Tag erleben sollte, der mir die Hauptstadt in festlichem Gewande zeigte. Man erwartete am Hofe die Ankunft einer fürstlichen Familie und hatte alle Anstalten getroffen, die hohen Gäste würdig zu empfangen. Während des ganzen Morgens regnete es; aber am Nachmittag klärte sich das Wetter auf und brachte einen heiteren Sommerabend. Von dem Orte, wo die hohen Reisenden ans Land steigen sollten, bis zu der Treppe, die in den auf der Ostseite des Schlosses gelegenen Garten führt, hatte man einen schmalen Gang aufgeschlagen. Dessen Fußboden und niedrige Wände hatte man belegt und behangen mit blauem Tuche, worauf gelbe Kronen ausgesäet waren. Auf beiden Seiten dieses Ganges, sowie auf dem flachen Dache des Schlosses, stand die halbe Bevölkerung Stockholms, Kopf an Kopf dicht zusammengedrängt. Alle Schiffe längs dem schönen Hafendamm hatten ihre Nationalflaggen aufgezogen, und ein großes, am jenseitigen Ufer liegen-

des Kriegsschiff entfaltete allein 30 festliche Wimpel; alle Verdecke wimmelten, auf allen Masten und Segelstangen saß Mann an Mann, wie wohl auf dem Kreuze einer Kirche Schwalbe an Schwalbe sitzt, und dazu segelten und ruderten unzählige gefüllte Boote von allen Größen auf der Wasserfläche. Ein aus der Ferne herrollender Kanonenschuß verkündete die nahe Ankunft der hohen Gäste. Das Rollen des Donners kam immer näher, und bald wurden die beiden Dampfschiffe sichtbar, auf welche alle Augen gerichtet waren. Als diese Schiffe an der Insel Kastellholmen vorüberkamen, gaben alle Batterien ihren krachenden Gruß von den Wällen, und gleich darauf zuckten Feuerstrahlen mit lautem Knall aus dem schwarzen Rumpf des Kriegsschiffes. Während dunkele Rauchwolken sich weithin über die blaue Wasserfläche wälzten, mischte sich darein das Hurrahrufen aus tausend Kehlen, und als endlich eine Batterie von Zwölfpfündern auf der Anhöhe einer Insel, gerade dem Schlosse gegenüber, ihr Feuer mit dem Feuer der schon spielenden Geschütze vereinte: da hallte der Donner so furchtbar an den Felsen und Gebäuden wieder, daß man hätte glauben können, alle Gewitter Europas wollten sich auf einmal über Stockholm entladen. Beide Dampfschiffe fuhren in geringer Entfernung an dem Fenster vorüber, von wo aus ich das Schauspiel betrachtete. Auf dem vorderen Schiffe war die fremde fürstliche Familie, der König und seine Gemahlin, sowie das Gefolge der Herrschaften: Alle in Staatskleidung. Im Augenblicke der Landung machten die Geschütze eine feierliche Pause; aber kaum hatten die Herrschaften den Fuß ans Land gesetzt, als das heftigste Feuer mit neuer Gewalt losbrach, während das Hurrahrufen und Hüteschwenken des Volkes den König und seine Gäste bis zum Schlosse begleitete.

Abgesehen davon, daß die Schweden eine besondere Vorliebe für Glanz und Pracht, für alle feinere Förmlichkeit und jede Art von Feierlichkeiten haben: so wird man außerdem auch bald merken, daß das Knallen der Geschütze dem schwedischen Ohre ein Lieblingston ist, der mit dem kriegerischen Sinne in Einklang steht. Man sieht daher allenthalben im Lande kleinere und größerne eiserne Kanonen, die bei jedem Feste und über-

haupt bei jeder Feierlichkeit ein kräftiges Wort mitsprechen müssen. Sogar bei Ertheilung der Doctorwürde im Dome zu Upsala wird aus den auf dem Schloßberge aufgestellten Kanonen so stark gefeuert, daß gewöhnlich mehrere Kirchenfenster springen.

Bei solchen Feierlichkeiten und überhaupt an öffentlichen Vergnügungsorten bemerkt man nirgends die beengenden Schranken eines starren Kastengeistes. Die verschiedensten Stände tummeln sich bei solchen Gelegenheiten behaglich durcheinander. Man giebt sich unbefangen der allgemeinen Lust hin, und Niemand beeinträchtigt die gute Laune des Andern. Der Graf achtet im Bauer den Bauer, wie dieser in ihm den Grafen achtet. Der Rock des Bürgers ist ein Ehrenkleid, und jeder Officier trägt ihn, sobald er nicht im Dienste ist; nur der Schnurbart macht, als ein fast ausschließliches Merkmal, den Officier kenntlich. Daher kam's, daß die Soldaten auf den Posten vor uns schnurbärtigen Fremden das Gewehr präsentirten.

Die Schweden sind von Jugend auf daran gewöhnt, in Wind und Wetter auf den Wellen zu fahren, und das giebt ihrem ganzen Wesen viel Sicherheit, Entschlossenheit und Thatkraft. Sie sind unternehmend und arbeitsam. Die Tagelöhner zeigen oft bei ihrem sauern Geschäft noch die fröhlichste Laune. Auf dem Ritterholm sah ich von drei der Letztern eine Kunstvorstellung aus dem Stegreif geben. Der Erste, ein ganz zerlumpter Kerl, hielt einen mächtigen Hebebaum, gleich dem geschicktesten Balancir-Künstler, auf Arm, Stirn und Zähnen im besten Gleichgewicht, und die beiden Andern machten Musik dazu. Der Eine handhabte nämlich ein altes Faß als große Trommel und paukte tactmäßig darauf los, während der Zweite einen Oeltrichter als Trompete blies. Viel Volk stand herum: Matrosen, Soldaten, Weiber und Kinder. Als die Kerle ihre Streiche gemacht hatten, ging Einer sammelnd mit der Mütze durch den Kreis, und fast jeder Zuschauer gab ein kleines Kupferstück; denn gutmüthig sind auch die ärmsten Bewohner Stockholms. — Betrunkene findet man oft; allein sie werden nicht bösartig vom Branntwein. Uns folgte einmal ein berauschter

Sackträger ganze Straßen weit nach, und wir konnten ihn nicht los werden. Da kam ein Bürger herbei. Der sagte, er kenne ihn schon und wolle ihn bald bei Seite schaffen »Klas!« flüsterte er demselben zu, indem er auf mich deutete; »Klas! der Herr ist ein Werber, und wenn Du Dich nicht aus dem Staube machst, mußt Du Soldat werden!« Kaum hatte der Betrunkene diese Worte gehört, so fing er an zu laufen, als ob er rasend wäre, und rannte, ohne sich einmal umzusehen, die Straße hinunter.

Bei einer gewissen Emsigkeit erwirbt in Stockholm Jedermann hinreichendes Auskommen, aber eine zügellose Vergnügungssucht herrscht im Volke und hat schon Manchen ins Verderben gestürzt. Daher schreitet denn auch hier das graue Gespenst der Verarmung durch die Gassen. Draußen in dem halbwüsten Kungsholm und anderswo sind in engen schmutzigen Häusern eine Menge hungernder Familien zusammengepfercht. Mit dem Elend verbindet sich die Sittenlosigkeit, und in letzterer Hinsicht ist auch Stockholm keineswegs frei von jener in großen Städten so gewöhnlichen Pest, welche Leib und Seele verdirbt. Sieht man die Stadt so hoch in freier Bergluft daliegen, die überall vom kräftigen Salzathem der See geschwängert wird, dann glaubt man, hier müßten die Bewohner in blühender Gesundheit das späteste Greisenalter erreichen. Aber dem ist nicht so! An jedem Tage sterben etwa zehn Menschen, und es werden nur sieben geboren. Auf diese Weise würde Stockholm nach und nach veröden, käme nicht immer frischer Zuwachs von außen her, und dadurch steigt die Bevölkerung sogar.

Das Wetter ist ein Gegenstand steter Aufmerksamkeit für den Stockholmer. Strahlt die Sommersonne auch noch so hell am Himmel, er blickt sich sorgsam um, bevor er einen Spaziergang unternimmt, schüttelt bedenklich den Kopf und trägt immer seinen Mantel mit. Aber solche Vorsicht ist ganz nöthig, und der Fremde, der darüber lächeln konnte, muß seinen Vorwitz oft mit Schnupfen und Husten büßen. Denn plötzlich kommen dunkele Wolken vom Mälar zum Meere gezogen, und es fällt ein

Kälter, durchnässender Regen. Darum sind hier die Witterungsgespräche auch eben so beliebt, als anderwärts verpönt.

Uebrigens ist es nicht schwierig, die Unterhaltung mit einem Schweden durchzuführen, wenn man nur erst ein einziges Wort zu gebrauchen versteht. Dies Wort heißt »Ja so!« welches man möglichst gedehnt: »Jaßoh!« ausspricht. Mit diesem einzigen Worte kann man alle Höhen und Tiefen des Gefühls ermessen, kann man hassen und lieben, fluchen und segnen, ja sogar witzig und geistreich sein. Der Schwede weiß die zwei alltäglichen Sylben so mannigfach zu betonen, daß man es wahrhaft bewundern muß. Hört er eine freudige Nachricht, so ruft er mit blitzendem Auge schnell sein stürmisches »Ja so!«; erfährt er etwas Trauriges, so läßt er das Haupt sinken, und murmelt nach einer tiefen Pause schmerzlich: »Ja so!«; wird ihm eine wichtige Angelegenheit vorgetragen, so stößt er nachdenklich ein gedehntes »Ja so!« hervor; hört er einen Scherz, so giebt er seine Zustimmung durch ein munteres »Ja so!« zu erkennen; merkt er, daß man ihm Etwas aufbinden will, so sagt er lächelnd »Ja so!« — Schmerz und Lust, Vertrauen und Zweifel, Hohn und Spott, kurz, Alles liegt in dem bequemen Wörtchen.

Obgleich die Göttin Flora das Land nur karg bedacht, so haben die Bewohner doch eine innige Liebe für Blumen und Grün. In allen Bürgerhäusern putzt man Flur, Zimmer und Küchen mit grünen Zweigen aus, und auch die Höheren lieben es, hauptsächlich ihre Speisesäle mit reicher Blüthenfülle zu schmücken. Die Blumenliebe macht mitunter den Eindruck rührender Kindlichkeit. So hatte das Hausmädchen auf den Fensterpfosten meines Zimmers zwei Blumenscherben mit ärmlichem Kraute stehen, welches wohl nimmer eine Blüthe versprach. Aber Christine begoß die blassen Pflanzen täglich und schmeichelte ihnen sehr. »Mina blommor! Wackra blommor!« sagte sie mit ihrem zärtlichsten Tone, halb zu ihnen, halb zu mir gewandt, um mich auf ihre Lieblinge aufmerksam zu machen.

Mit der Blumenliebe verbindet sich die Liebe zu Musik und

Gesang. Es gehört in Stockholm zum guten Ton, auf dem Fortepiano bewandert zu sein. Ich fand Gelegenheit, den Gesang einiger schwedischer Volkslieder zu hören, wovon ein großer Reichthum vorhanden ist. Eins davon, dessen Melodie sehr ansprach, möge hier stehen.

Herr Hillebrand.

Am Hofe des Königs Herr Hillebrand war,
In dem Haine —
Und hier diente er schon funfzehn runde Jahr'
Für die, der Treu' gelobt er in der Jugend.

Nicht dient' er dem König so sehr für Gold,
Als weil ihm schön Gulleborg so gut war und hold.

Nicht dient' er im Schlosse für Lohn und Gewinn,
Schön Gulleborg lag ihm allein im Sinn.

»Und höre, Fräulein Gulleborg, was ich nun sage Dir:
Willst Du aus dem Lande wohl ziehen mit mir?«

»»Wohl will aus dem Lande ich ziehen mit Dir,
Es sind nur so Viele, die auf mich achten hier.

Geschwister und Eltern und Freunde hüten mich,
Doch allermeist der Ritter, dem ich verlobet mich.««

»Ich mache ein Kleid Dir von Scharlach so fein,
So kennt er Dich nicht an der Rosenwange Dein.

Und andere Dinge ich gebe Dir dann,
So daß er an ihnen nicht erkennen Dich kann.«

Und Hillebrand sattelt die grauen Rosse jetzt,
So leicht er Fräulein Gulleborg dann in den Sattel setzt.

So ritten sie nun durch den Dreißigmeilen-Wald;
Hier traf sie ein tapferer Rittersmann alsbald.

»Und wo hast Du genommen den Junggesellen Dein?
Im Sattel gar nicht fest er scheint mir zu sein.«

»»Und von seiner Mutter ich gestern mir ihn nahm,
Darüber manche Thräne wohl in sein Auge kam.««

»Wohl dünkt mich, ich kenne die Rosenwange Dein,
Doch kenne ich nicht so den Scharlachmantel fein.

»Leb' wohl, lebet wohl mit tausend gute Nacht!
Und grüßet Fräulein Gulleborg mit tausend gute Nacht.«

Als eine kleine Weile sie geritten dahin,
Gelüstet's Fräulein Gulleborg zu ruhen im Waldesgrün.

»»O Hillebrand, Hillebrand, schlafe nicht mehr!
Die sieben Posaunen meines Vaters ich hör'.

Ich kenne meines Vaters graue Schimmelross',
Die nicht in funfzehn Jahren gekommen aus dem Schloß.««

»Und wenn ich nun reite hinaus in den Streit,
Meinen Namen zu nennen, Fräulein Gulleborg, vermeid'.

Und wenn nun im Kampfe ich ſchwinge mein Schwert,
Dann, liebes Fräulein Gulleborg, halte mein Pferd.«

»»Zu wirken Gold und Silber, die Mutter lehrte mich,
Nie lernte im Kampf die Pferde halten ich.««

Und als er gegen ſie nun ritt zum erſten Mal,
Da ſchlug er ihren Bruder und ſeine Mannen all'.

Sie ritten an einander ſo hart zum zweiten Mal,
Da ſchlug er ihren Vater und ſeine Mannen all'.

»»O Hillebrand, Hillebrand, halt' ein mit Deinem Schwert,
Den Tod war doch wohl nicht mein guter Vater werth.««

Und kaum hatte Gulleborg den Namen genannt,
Als ſchon aus ſieben Wunden erblutet Hillebrand.

»Und willſt Du nun gehen zur holden Mutter hin,
Oder willſt Du lieber mit dem kranken Freunde ziehn?«

»»Und nicht will ich nun zur holden Mutter hin,
Doch wohl will ich mit dem kranken Freunde ziehn.««

So ritten ſie nun im langen Walde fort,
Und Hillebrand der ſprach nicht ein einziges Wort.

»Iſt Hillebrand müde, oder ſinkt ihm der Muth,
Daß er zu keinem Worte die Lippen aufthut?«

»»Und nicht bin ich müde, nicht ſinkt mir der Muth.
Es fließt aus den Wunden mein rothes Herzeblut.««

Nach ſeines Vaters Hof nun reitet Hillebrand,
Und vor des Hauſes Thür ſeine Mutter ſtand:

»Und hör' Du, Ritter Hillebrand, wie iſt es denn mit Dir?
Es fließt ſo rothes Blut aus ſieben Wunden Dir.«

»»Es ſtürzte mein Roß auf dem Felſenſteig,
Da ſtieß ich ſo hart mich an eines Baumes Zweig.

Lieb' Bruder mein, führe mein Roß auf die Weid'
Und Du, liebe Mutter, mach' mein Bette bereit!

Und Du, liebe Schweſter mein, Du kräuſle mir das Haar,
Und Du, lieber Vater mein, bereite mir die Bahr'««

»O Hillebrand, Hillebrand, rede nicht ſo,
Am Donnerstag wir feiern die Hochzeit ſo froh.«

»»Die Hochzeit wir feiern in dunkler Gruft;
Doch nie wieder athme ich Morgenluft.««

Und als nun am Morgen die Sonne ſchien,
Aus Hillebrands Hauſe drei Leichen ziehn.

Die eine war Herr Hillebrand, ſein Lieb' die zweite war,
In dem Haine —
Die Mutter, der das Herze brach, lag auf der dritten Bahr'.
Für die, der Treu' gelobt er in der Jugend.

Die Geſchichte lehrt, daß die beiden Nachbarvölker, die Dänen und die Schweden, ſich nie recht vertragen haben. Das iſt durch die Grundzüge ihrer beiderſeitigen Natur bedingt. In Sachen der Religion iſt der Däne ein kalter Denker, der Schwede ein warmer Glaubensfreund. Die Sprache des Dänen iſt weich und ſchlaff gebildet, das Schwediſche iſt kräftig, edel, klingend und ſangvoll. Der Däne liebt das Meer, der Schwede zieht die Berge vor. Ihm gilt der Ruhm des Vaterlandes, jenem mehr noch der Vortheil. Der Schwede liebt Glanz, Schmuck und Flitter; der Däne das Dauerhafte und Tüchtige. Der Erſte iſt kurz und ſchweigſam; der Andere dagegen redſelig und ſchnell mit ſeinem Vertrauen zur Hand.

Ich wollte Stockholm Lebewohl ſagen. An einem heitern Morgen vor meiner Abreiſe richtete ich meine Wanderung nach Moſebacka oder Moſesberg. Es iſt dies ein auf einer Höhe des Södermalm ſtufenartig angelegter Garten am Meere, unterhalb des Telegraphen. Von dieſem vielgerühmten Punkte wollte ich das letzte umfaſſende Bild der ganzen Stadt und ihrer Umgebungen mit mir nehmen. Nachdem ich mich durch ein Gewirr von engen ſchmutzigen Gaſſen, hölzernen Treppen und ſteil emporkletternden Wegen bis auf den Gipfel des Berges hinauf gearbeitet hatte, entfaltete ſich vor mir die reichſte, mannigfaltigſte Rundſicht, die Schweden aufzuweiſen hat. Zur Linken, nach Weſten zu, ſenkte ſich ein Theil der Felſenſtadt bis zu den grünlich blauen Gewäſſern des Mälar. Weiter nach Nordweſt breitete ſich ganz Stockholm vor mir aus: ſeine Paläſte, Kirchen und Kuppeln, ſeine Inſeln und Brücken, ſeine Plätze mit den Baumgängen und Bildſäulen und überall dazwiſchen die Straßen, in denen das Leben pulſirte, wie dunkeles Blut in den Adern eines durchſichtigen Körpers — alles dies lag offen vor meinen Augen da. Den Vordergrund bildete der Meerbuſen mit den hierhin und dorthin ziehenden Schiffen und dem maſtenreichen Haupthafen der Stadt. Der eintönige Geſang der arbeitenden Matroſen; das Klappern der Ankerwinden; das Aufziehen und Aufſchwellen der Segel; das Geraſſel der ſchweren Packwagen

und das Geklirr der Eiſenſtangen, die aus der nahe liegenden Eiſenwage verladen wurden; die Regſamkeit des daran ſtoßenden Fiſch- und Gemüſemarktes, für den man ein eigenes auf dem Waſſer ſchwimmendes viereckiges Gerüſt erbaut hat und deſſen geländerloſer Bretterboden dicht mit Käufern und Verkäufern angefüllt war — alle dieſe Zeichen eines vielfach anziehenden Verkehrs hätten die Aufmerkſamkeit wohl längere Zeit feſſeln können, wenn der Blick nicht unwillkürlich in die weitere Ferne geſchweift wäre. Da lag mir grade gegenüber eine hohe Inſel und auf ihrem höchſten Punkte ein kleiner Tempel. Daneben erſchien eine flache Inſel mit dichten Baumgruppen, unter deren Zweigen nur hie und da ein Häuschen halb ſichtbar hervorguckte, als wollte es ſich, im frohen Beſitz der ländlichen Ruhe, vor dem ſtörenden Getümmel der großen Stadt verbergen. In geringer Entfernung von dieſer Inſel geſellt ſich eine dritte dazu, auf deren ſteinigem, unfruchtbarem Boden große Holzſtöße aufgerichtet ſind und Bretterhäuſer ſtehen, die man zu Magazinen beſtimmt hat. Ueber dieſe Inſeln hinaus ſah man den jenſeitigen Spiegel des Meerbuſens blinken und an ſeinem Rande im Hintergrunde den weißen Schmuck der neuen Caſernen. Etwas mehr nach Oſten hob ſich der Thiergarten mit ſeinen Felſen, Eichen und Landhäuſern. Zwiſchen dem Thiergarten und den Caſernen hindurch ſah man endlich im fernſten Hintergrunde die unzähligen ſchimmernden Zelte des damals bei Stockholm verſammelten Armeecorps, die weit ausgedehnt, im Glanze der Morgenſonne, wie ein leichtes Schneegebirge, den Horizont begrenzten.

Fünftes Kapitel.

Auf einem Dampfſchiff hatte ich mich nach der Inſel Gothland eingeſchifft. Während meine Blicke noch auf dem Mälarſee umherſchweiften, bemerkte ich auf der Spitze eines Felſens, der wie ein rieſiger Pfahl ſenkrecht zugehauen war,

einen schwarzen Gegenstand. Als ich näher kam, überraschte es mich nicht wenig, daß es nichts Anderes war, als ein ungeheurer dreieckiger Hut, den man auf einer hohen eisernen Stange befestigt hatte. Man fragt verwundert, was das bedeuten solle. Schweden, so lautet die Antwort, hatte vor Zeiten einen König Erich mit dem Beinamen Wäderhatt d. i. Windhut; denn jedesmal, wenn er zur See ging, drehte sich der Wind sogleich und fing an, aus der Richtung zu blasen, welche die vordere Spitze seines Hutes andeutete. Einst wurde er von den Seinigen getrennt und von den Feinden hart verfolgt. Er kam an jenen Fels und stürzte mit dem Rosse in den Abgrund; sein Hut aber war auf dem Felsen liegen geblieben. In der Erwartung, daß dieser noch ferner seinen glücklichen Einfluß auf die Winde ausüben werde, welche die See beruhigen, pflanzte man ihn dort auf der Spitze auf. Da der Filz jedoch der rauhen Witterung nicht lange widerstand, so machte man einen Hut von Eisen und vergrößerte ihn dergestalt, daß er mehr einem Denkmale ähnlich wurde.

Unser Weg führte uns auf dem südlichsten Arme des Mälarsees bis zu seinem Ende hin, wo ein schmaler Canal ihn mit einer langen Bucht des baltischen Meeres verbindet. In diesem Arme des Mälarsees wurde der heilige Olaf, als er noch Seeräuber war, auf einem seiner Züge im elften Jahrhundert von der vereinigten Flotte der Schweden und Dänen eingeschlossen und mittelst einer eisernen Kette abgesperrt; sie wollten ihn aushungern oder zu einem nachtheiligen Gefecht zwingen. Er aber grub einen Graben aus dem See ins Meer, führte seine Schiffe durch denselben ab und ließ die Feinde den Eingang des Seearms fruchtlos gesperrt halten. Der Graben ist jetzt der schöne Canal von Södertelge. Der Uebergang aus dem See in das Meer geschieht ganz unmerklich, und ich ward erst gewahr, daß wir das Süßwasser verlassen hatten, als ich Seegras und Medusen neben unserm Schiffe schwimmen sah. Diese Medusen (Aurellia) gehören zu den sogenannten Hut-Quallen mit gallertartigem, durchsichtigem Leibe. Man erhält davon ein Bild, wenn man sich eine durchgeschnittene Citrone oder einen großen Pilz ohne Stiel umherschwimmend vorstellt.

Der Hut dieses lebenden Pilzes kann sich auf alle mögliche Weise biegen und wenden, so daß er auch die Gestalt eines Klingelbeutels bekommt. Bei allen diesen Quallen, welche in Gestalt eines Hutes auslaufen, herrscht die Zahl vier oder ein Product aus dieser Zahl vor. Der Magen ist viereckig, oder theilt sich in 4, 8 oder 16 kleinere Magen; es finden sich 4 Paar Saugarme, 4 Athemhöhlen, 8 Randdrüsen. Der Mund ist im Mittelpunkt der Kreisfläche, worauf der Hut steht. Die Kreisfläche hat 1 bis 5 Zoll im Durchmesser und ist mit feinen Haarfranzen besetzt. Diese Medusen nähren sich von kleinen schleimigen Thierchen, auch von jungen Fischen, die noch ganz weich sind; oft findet man Stichlinge in ihren 4 Magensäcken. Sie selber dienen wahrscheinlich der Schwalbe zur Nahrung, welche in Ostindien die eßbaren Nester baut, die einen bedeutenden Handelsartikel nach China ausmachen. Zerschneidet man eine Meduse in mehrere Stücke, so leben diejenigen fort, in denen auch nur ein Magensack zurückgeblieben ist. Wenn man sie anfaßt, verursachen sie meistentheils ein Jucken oder Brennen. Läßt man sie an der Sonne trocknen, so bleibt nichts übrig, als eine Haut, wie Pergament, durchsichtig und gefärbt wie Leim. Die Ostsee enthält sie in ungeheurer Menge. Bei heiterem Wetter sieht man sie auf der Oberfläche des Wassers, wo sie sich blitzschnell bewegen können; bei Regen und Sturm suchen sie die Tiefe. Oft werden sie von den Stürmen an den Strand geworfen. Ein Passagier erzählte, daß in der Nähe von Königsberg manchmal so viele in den Buchten todt liegen blieben, daß diese davon wie gepflastert aussähen. Bei Tage spielen sie in den schönsten Farben; bei Nacht leuchten sie.

An dem Ausflusse des Sees ins Meer steht die Stadt Södertelge. Ich bemerkte, daß in der Umgegend viel Tabak gebaut wird; vor jeder Hütte war ein Feld. Der Gebrauch des Schnupftabaks ist unter den Schweden sehr verbreitet, und das gemeine Volk schnupft auf ganz eigene Art: es legt eine starke Prise unter die Zunge. — Bei Sonnenuntergang hielten wir an und legten an dem felsigen Ufer einer kleinen Meeresbucht bei. Wir waren hier trefflich geborgen, umschloffen von weißen Felsen und beschattet von prächtigen vollbelaubten Eichen. Am Ufer

pflückten Kinder Erdbeeren, die sie uns feilboten. Ein großer Vorzug der baltischen Küstengegenden ist, daß es keine Ebbe giebt, die einen sumpfigen und nassen Raum zwischen den Bäumen des grünen Gestades und dem Rande des Meeres läßt; auch ist das Wasser in den schmalen und langen Buchten und Armen so eingezwängt, daß die Oberfläche einen ruhigen und glatten Spiegel zeigt, und die See ist dicht am Ufer so tief, daß die Schiffe an dem Felsen, wie an einem Ankerplatz beilegen können. Diese Erscheinung deutet darauf hin, daß der Boden des festen Landes sich im Laufe der Jahrhunderte mehr und mehr aus dem Meer emporgehoben. Dazu stimmt, was man mir auf der Fahrt durch den Götha-Canal erzählte, daß man nämlich beim Graben des Canals bei Söderköping auf künstlich bearbeitetes Holz gestoßen sei. Man setzte die Arbeit fort und brachte bald ein ganzes Dach zu Tage. Man grub weiter und sehr tief, und grub zuletzt bis auf den Grund ein ganzes Gebäude aus, welches man für eine Kirche hielt. Es ruhete auf einem Pfahlwerk, und die in die Erde gerammten Pfähle waren vollkommen gut erhalten. Ringsum waren Gräber, in welchen man Gebeine fand. Der Ort, wo man dies unterirdische Denkmal entdeckte, war der Fuß des Ramshäll, eines sehr hohen Berges im Norden der Stadt. Der Abhang dieses Berges auf der Südseite soll sehr jäh sein, und man hat daher geschlossen, daß sich dieser Berg vor Zeiten vom Gipfel bis zum Fuß spaltete und einen großen Theil der Stadt verschüttete. Nun ist ferner bekannt, daß Söderköping noch zur Zeit Gustav Wasa's, also im Anfange des 16. Jahrhunderts, einer der bedeutendsten schwedischen Handelshäfen war. Die Ostsee bespülte also ehedem die Häuser der Stadt; daher das Pfahlwerk unter der Kirche. Jetzt ist das Meer von der Stadt über eine Stunde entfernt. In der Nähe befindet sich der Berg Ramundershäll; dieser lag demnach ebenfalls am Meere. Man weiß nämlich, daß dieser Berg seinen Namen von dem furchtbaren Seeräuber Ramundes führte, der dort seinen Sitz aufgeschlagen hatte.

Die eigentliche Heimath der alten Seeräuber lernten wir am andern Morgen kennen, als wir zwischen einer unzählbaren Menge Inseln von jeglicher Größe, jeglicher Höhe und den

seltsamsten Gestalten hindurchfuhren: das sind die Scheeren an den Küsten von Schweden, welche sich 16 – 20 Meilen weit ins Meer erstrecken. Es wäre unmöglich, auch nur annähernd zu bestimmen, bis zu wie vielen Tausenden ihre Anzahl steigt. Einige sind von der Größe mehrerer Quadratmeilen, wie z. B. Dalarö, andere lassen sich mit einem Tonnenreif umspannen. Es sind freilich Felseninseln, aber keine schroffen wilden Klippen. Man muß sich unordentlich ausgesäete Granitblöcke vorstellen, welche sich so aneinander schieben, daß man auf einem rings umschlossenen Landsee zu fahren glaubt. Ueberall, vorn, hinten, auf jeder Seite hemmen sie den Blick und zeichnen die überraschendsten Landschaften. Hier ist ein spitzer Fels, welcher seine Stirn traurig über die Gewässer erhebt; einige Halme hängen herab, wie ein Büschel Haare von der Glatze eines alten Mannes. Weiterhin verbirgt eine grün beraste Insel ihren hellen Grund in einem Kranze von Erlen und Birken. Dann erscheint ein roher, seltsam geformter Block, der wie das unförmliche Haupt eines im Hinterhalt lauernden Riesen aussieht. Auf einmal kommt eine hübsche Meierei mit einem Garten, einem angebauten Felde und einem lachenden Wiesengrunde, welcher sich verirrt zu haben scheint in diese leere, gespenstische Einöde, wo man stundenlang weder Vieh am Ufer, noch einen Menschen sieht, noch das Gebell eines Hundes hört; nur zuweilen bemerkt man den Flug eines Adlers, der einsam auf den Felsenspitzen horstet. Hinter jener Tannengruppe kommt die breite Seite eines ungeheuren Steines zum Vorschein, welcher der Bastei einer Festung ähnelt. Bald stehen die Tannen einzeln, wie aufgestellte Wahrzeichen, bald stehen sie in dichten Massen, Stamm bei Stamm, und verflechten ihre Zweige zu einem undurchdringlichen Dickicht; bald erscheinen die Bäume wiederum gesondert von einander, gleich Säulen, welche ein finsteres Gewölbe tragen. Im Herbst hält man Hasenjagden auf den Scheeren. Auf einigen derselben soll es merkwürdige Grotten und Spuren von heidnischen Grabmälern und Opferplätzen geben. Das Fahrwasser bleibt zwischen diesen Inseln tief genug für die größten Schiffe; allein zwischen diesen zahllosen Massen führen südlich von Stockholm nur zwei Wege, da die übrigen Durch-

fahrten wegen verborgener Klippen unsicher sind. Der Weg ist durch dünne Stangen bezeichnet, die am Ende so eingeankert sind, daß sie aufrecht im Wasser stehen. Zur Deckung des Eingangs in die Scheeren dient die Scheerenflotte, welche aus Fahrzeugen besteht, die im seichten Wasser sicher fortkommen. Bei der Durchfahrt durch dieses Inselmeer, womit Schwedens Küsten gespickt sind, leuchtet ein, wie dieses Land so recht eigentlich für jene seeräuberischen Normänner oder Wikinger geschaffen war, welche die Völker des Nordens mit Furcht und Schrecken erfüllten und den Grund zu großen Reichen in fremden, weitentlegenen Ländern legten. Nach Island gingen sie und nach Sicilien, die Normannen nach Frankreich, die Waringer nach Rußland; sogar das unbekannte Amerika und Grönlands Küsten entdeckten sie. Dort an der pommerschen Küste, man weiß nicht genau, wo? hat Jomsburg gelegen, einer der stärksten und gefürchtetsten Sitze der Wikinger, wohin sie ihre Schätze heimbrachten und voll Uebermuth in Lust und Jubel schwelgten, bis es zu einem neuen Eroberungszug von dannen ging.

Vor uns sprützte und rauschte das Wasser ganz eigenthümlich. Der Steuermann stieß mich an und sagte, ich solle Acht geben, das seien Seehunde. Es mochte eine Heerde von 18 bis 20 sein. Sie ließen uns ruhig herankommen, steckten neugierig die Köpfe aus der Fluth und glotzten unser Räderschiff verwundert an. Es war eine graue Art, von der Größe eines Kalbes (Phoca vitulina, die gemeine Robbe, Meerkalb). Aus dem dicken glatten Kopfe ohne bemerkbare Ohren funkelten die großen schwarzen Luchsaugen, und der dichte Bart, der sich ums Maul zieht, giebt ihnen einen kecken, trotzigen Anstrich. Ein gedrungener Hals verbindet den Kopf mit dem spitzzulaufenden Leibe. Vorn, ganz nahe am Kopf, sitzen die kurzen Ruderbeine, während die Hinterfüße sich beinahe ganz mit dem Schwanze vereinen. Die Robben zeigten nicht die mindeste Furcht, so nahe wir ihnen auch vorüberrauschten. Man schießt sie hier an der schwedischen Küste gewöhnlich mit Flinten, und das Schrot muß ihnen durch die Augen gehen. Werden sie von einer Büchsenkugel getroffen, so sinken sie damit unter und werden nicht wieder gefunden. Uebrigens lassen sich diese Thiere auch fangen und

können dann gezähmt, und gleich einem Pudel abgerichtet werden, so daß sie auf Commando allerhand Späße machen, sich hin und her kollern, Futter aus der Hand nehmen, dieselbe lecken und ihre heisere Stimme hören lassen.

Der Tag war bereits vergangen und immer noch schwammen wir auf dieser schweigsamen Wüste der Gewässer, Felsen und Tannen. Graue Dämmerung spielte um uns mit allen ihren gespenstischen Erscheinungen. Ich fühlte mich auf einmal, wie durch einen Zauber, zurückversetzt in die wunderlichen Traumbilder, welche eine lebhafte Einbildungskraft mir in den Jahren der Kindheit vormalte, und war oft so ganz darin versunken, daß es mich schreckhaft berührte, wenn bei dem Geräusch unserer Räder ein schwarzer Rabe krächzend von seinem Gezweig aufflog, oder eine von ihrem Neste aufgestörte Meerschwalbe, wie ein weißes Kreuz, über den dunklen Abgrund des Meeres pfeilschnell dahinschoß. — Endlich kamen wir an eine gegen die See geöffnete Küstenstrecke und langten bei der wohlhabenden kleinen Stadt Westerwik an. Sie zählt gegen 3000 Einwohner, besitzt mehrere große, aus Eichen gebaute Schiffe, die für die besten in Schweden gelten, und treibt Handel, über dessen Abnahme jedoch geklagt wird. Der Grund liegt darin, daß die Regierung nicht erlaubt, tüchtige, sondern bevorrechtete Leute zu Steuermännern zu nehmen, und sich in die Verpflegung der Seeleute einmischt.

Am nächsten Morgen verließen wir die Küste, fuhren gen Osten, verloren das Land aus dem Gesichte, steuerten nach der Insel Gothland und landeten nach einer Fahrt von 14 Seemeilen an seiner Hauptstadt Wisby. Diese alte Stadt ist vielleicht der merkwürdigste Ort im nördlichen Europa: eine mittelalterliche Stadt, die bis auf den heutigen Tag größtentheils unverändert blieb. Der Anblick dieser Mutter der Hansestädte von der Seeseite aus ist überraschend: ich zählte 35 Thürme an den Mauern und Kirchen oder überhaupt hervorragende Trümmer. Nicht weniger fremdartig ist der Anblick bei der Landung. Alte, gut gepflasterte Wege durchkreuzen sich in allen Richtungen, und

in den Fahrstraßen sehen die Streifen von größeren Pflastersteinen, die in zwei oder drei parallelen Linien die Straßen der Länge nach durchziehen, wie regelmäßige Verzierungen aus. Die Häuser zu beiden Seiten dieser alten Straßen sind meist ärmliche, unordentliche, zusammengeworfene Hütten mit Gärten, Kartoffelland und Getreidefeldern, mitten unter den Trümmern zahlreicher Kirchen von außerordentlicher Schönheit und Arbeit. Die ganze Stadt ist noch von ihren alten Mauern umgeben, mit wenig beschädigten, viereckigen, achteckigen und runden Thürmen. Einige sind ohne Dach und dienen zu Magazinen, Werkstätten und Gefängnissen. Die noch ganz erhaltene, meistens gegen 30 Fuß hohe Mauer, die mit ihren 15 Thürmen auf fast nackten Fels gebaut ist, folgt im Kreise den Unebenheiten des Bodens, hier vom Meere beginnend und dort am Meere endigend. Die Thore führen durch die Ringmauer, die früher noch durch andere innere oder äußere Mauerwerke verstärkt war. Die Stadt, die innerhalb ihres Weichbildes 30 bis 40,000 Einwohner beherbergen könnte, zählt gegenwärtig nur etwas über 4000 Einwohner, die schlecht in kleinen Hütten, mitten unter den Ueberresten von großen und prachtvollen Gebäuden wohnen, welche die früheren Bewohner vom Ueberflusse ihres Reichthums aufbauten. Selten begegnet man einem menschlichen Wesen in den Straßen, wo einst die reichsten Kaufleute aller Länder sich sammelten. In der ersten Hälfte des Mittelalters, ehe noch die Hansestädte bekannt waren, war Wisby schon lange Zeit der große Stapelplatz für das nördliche Europa, der Markt, wo die Erzeugnisse des Ostens auf den Handelsstraßen über Nowgorod und das baltische Meer mit den Pelzwaaren und Metallen des Nordens zusammentrafen. Der Reichthum Skandinaviens an Kupfer und Eisen, das fast auf der Oberfläche der Erde lag und auf den Ebenen des nordöstlichen Europa nicht so leicht zur Anfertigung von Waffen und Werkzeugen zu finden war, lockte die Völker auf einen Punkt hin, der, mitten im Meere, sicher und passend zum Betrieb eines lebhaften Tauschhandels gelegen war. Wisby war im 10. und 11. Jahrhundert eine der wichtigsten Handelsstädte in Europa. Seine Handelsgesetze wurden als die vollkommensten angesehen und nach Frankreich durch den

heiligen Ludwig gebracht. Sie enthalten die unter uns jetzt allgemein angenommenen Grundsätze des Seehandels und Völkerrechtes. Im 13. Jahrhundert hatte die Stadt eine Bevölkerung von 12,000 Bürgern, ohne die Arbeiter, Handwerker, Weiber und Kinder. Im 11. Jahrhundert waren die Fremden in Wisby so zahlreich, daß jede Nation ihre eigene Kirche und ihr eigenes Versammlungshaus hatte. Es sollen 18 Kirchen da gewesen sein, und man findet noch die Ueberreste von 12, die beinahe sämmtlich ein bis zwei Jahrhunderte älter sind als die Entstehung der Hansa (1241); sie zeigen an ihren Fenstern sowohl runde, als spitze Bogen, die ohne Unterschied an Gebäuden des 11. Jahrhunderts angebracht sind. Die zahlreichen Ruinen prächtiger Gebäude berechtigen zu dem Schluß, daß Wisby zu seiner Zeit wichtiger war, als später Lübeck. Die nächste Ursache seines Verfalles war eine Erstürmung und Plünderung durch Waldemar von Dänemark im Jahre 1361. Seitdem wurde die Stadt oft von Dänen und Lübeckern geplündert, und im Jahre 1438 ward es 10 Jahre lang eine Art Raubnest für den vertriebenen schwedischen König Erich von Pommern.

Die menschenleere Stadt mit ihren Gärten, Getreideäckern und großen unbebauten Plätzen inmitten der Ringmauern, ohne Vorstädte und Wohnungen in der umliegenden Ebene, erinnert an die Beschreibung untergegangener morgenländischer Städte. Zur Vollendung der Aehnlichkeit fehlt allein die Wüste umher. Die Landschaft ist jedoch angebaut und fruchtbar, daher der Name Gothland, d. h. gutes Land. Die Insel ist eine große Hochebene von Kalkstein mit ungeheuren Massen versteinerter Schaalthiere, als Schnecken, Muscheln, Krebse u. dergl. Auch hat man hier die Wirbelbeine der riesigen Fisch-Eidere (Ichthyosaurus) entdeckt, die sich in einer Länge von 30 Fuß nur noch versteinert findet. Der höchste Punkt liegt etwa 200 Fuß über dem Meeresspiegel. An vielen Stellen öffnet sich der Kalkstein und nimmt, wie ein Trichter, eine beträchtliche Wassermenge in sich auf, die oft erst in einer Entfernung von 2 bis 3 Meilen

wieder zum Vorſchein kommt. Die obere Kalkſchicht liegt an manchen Stellen zu Tage, oder iſt nur leicht bedeckt; andere weite Strecken der Oberfläche dagegen beſtehen aus feinem Lehm und haben tiefen, fruchtbaren Boden. Man baut Weizen, Roggen, Hafer, Gerſte, Wicken und Kartoffeln. Seegras wird als Dünger benutzt; das Hornvieh iſt armſelig, die Pferde klein, aber nicht ſchlecht. Die Weiden ſind gut, aber hier und da zu ſehr mit Bäumen und Sträuchern verwachſen. Das Gras bedeckt den Boden mit dichtem, feinem Raſen. Die gewöhnliche Maßliebe (Bellis perennis, auch Gänſeblümchen oder Tauſendſchönchen genannt) blüht hier weit und breit, obgleich dieſe Blume ſonſt nirgends in Schweden und Norwegen gefunden wird. Der Himmel von Gothland iſt außerordentlich mild; im Winter kann man ſelten mehr als 11 Tage Schlitten fahren, und bei günſtiger Lage reifen in heißen Sommern Trauben, Maulbeeren und Wallnüſſe. — Das Material zu den alten Bauwerken der Stadt beſteht aus einem grauen oder gelben Kalkſtein. Die Grabſteine ſind aus einem feſten weißen Kalkſtein gehauen, der ſo weiß wie Marmor, aber nicht ſo hart iſt. Von den Kirchen beſuchte ich zuerſt die Räume der heiligen Geiſtkirche, die im Jahr 1046 erbaut wurde. Es iſt ein merkwürdiges, achteckiges, kleines Gebäude, etwa 100 Fuß hoch und im Innern 52 Fuß lang. Es enthält zwei Kirchen. Das Gewölbe der unteren Kirche wird von vier achteckigen Pfeilern getragen; das Gewölbe der oberen Kirche ſtützt ſich auf vier runde Pfeiler. Das Chor für beide Kirchen war gemeinſchaftlich und beſteht aus einem rechtwinkeligen Viereck, die innere öſtliche Seite, wo der Altar ſtand, hat jedoch die Form eines Halbkreiſes. Die Bogen der Fenſter und des Haupteinganges ſind rund. Die untere Kirche oder Krypta in dem Gewölbe unter dem Hauptheile eines Domes iſt ſonſt nichts Ungewöhnliches, und pflegt von untergeordneter Bedeutung zu ſein, dient auch wohl als Behauſung der Todten; hier aber iſt die untere Kirche der oberen ganz entſprechend gebaut, ja ſie ſcheint die obere ſogar noch in Bezug auf Arbeit und Verzierungen zu übertreffen. Im Mittelpunkte des unteren Gewölbes und im Fußboden der oberen Kirche befindet ſich eine achteckige Oeffnung. Dieſe ſcheint in

keiner Art mit dem christlichen Gottesdienste zusammenzuhängen, und man möchte fast vermuthen, dieses achteckige Gebäude sei ursprünglich ein heidnischer Tempel gewesen, den man erst später, als man ihn zu einer christlichen Kirche weihte, das Chor für den Altar anbaute. Wisby soll vor der Einführung des Christenthums einen berühmten Tempel Odins gehabt haben. Die achteckige Form, der große Unterschied zwischen der Höhe und Breite, die schöne Steinarbeit und der reine Styl machen diese Kirche jedenfalls zu einem merkwürdigen Denkmal der Baukunst des 11. Jahrhunderts. — Die älteste Kirche, in welcher man spitze und runde Bogen neben einander sieht, ist die St. Lorenzkirche *), die ebenfalls im Jahre 1046 erbaut wurde. — An der Vorderseite der St. Nicolaikirche sieht man zwei Rosen oder Kreise, in deren Mitte zwei Karfunkel gewesen sein sollen, von so strahlendem Glanze, daß diese den Seefahrern als Leuchten dienten. König Waldemar von Dänemark, der im Juli 1361 mit großen Streitkräften landete, 1800 Bürger tödtete und zwei Schiffe mit den von der Stadt erpreßten und geraubten Schätzen belud, nahm auch jene kostbaren Steine mit sich, aber die Schiffe, die alle diese Schätze nach Dänemark bringen sollten, gingen bei den südlich von Gothland gelegenen Karls-Inseln unter.

Ein mit Korn beladenes Dampfschiff ging nach Gefle. Ich bin auf meinen Reisen kein Liebhaber von Planen und Marschrouten, worin Alles angegeben ist, wohin man gehen, was man sehen, wo man speisen, wo man schlafen soll, und was dergleichen mehr ist. Der Reisende raubt sich dadurch das größte Vergnügen, nämlich die Unabhängigkeit und Freiheit. Ich entschloß mich daher augenblicklich, in Gefle das Stockholmer Dampfboot zu erwarten und mit demselben eine Fahrt nach dem höheren Norden zu machen. — Am zweiten Tage kamen uns wieder die schwedischen Küsten mit ihrem breiten Klippengürtel zu Gesicht. Die Schweden finden in diesem Labyrinth von Inseln und Felsen eine Hauptschutzwehr des Landes. Innerhalb derselben bewegt sich die Scheerenflotte. Diese besteht aus ungefähr

*) Die St. Lorenzkirche in der altmärkischen Stadt Salzwedel, die aus derselben Zeit herstammt, zeigt ähnliche Verhältnisse.

300 Kanonenböten, welche ein ſchweres Geſchütz und ein kleines führen, 18 Ruder haben, ganz niedrig und flach im Waſſer gehen und vortrefflich für ihren Zweck gebaut ſind. Der Punkt der ſchwediſchen Küſtenſtrecke zwiſchen Hogskarkumle und Griffle-hamm, gerade den Alandsinſeln gegenüber, kehrt indeß die offene Stirn gegen das Meer hin, ohne durch jenes natürliche Netzwerk der Klippen geſchützt zu ſein, und doch drohen grade von den Alandsinſeln aus die Feuerſchlünde der ruſſiſchen Seemacht.

Wohlbehalten gingen wir in Gefle vor Anker. Dies iſt eine anſehnliche Stadt mit zwei Kirchen, guten breiten Straßen und 8000 Einwohnern. Der breite und reißende Gefleſtrom theilt ſie in zwei Hälften und bildet mitten in der Stadt kleine Waſſerfälle. An den Ufern ſind Gärten angelegt, in welchen ich Erbſen und Bohnen blühen ſah. Die Platane, die Berg-eſche, der Bohnenbaum und die Pappel gerathen hier wohl, aber ſie ſind in dem Boden nicht heimiſch, ſondern angepflanzt. Ein hochgelegenes Schloß beherrſcht die Stadt und die flache, aber wieſenreiche Umgegend. Das Rathhaus am großen Markt iſt eines der ſchönſten im Reiche. Auf einer ſchmalen Landzunge am Hafen ſind ſchattige Baumgänge, und ein Kai mit eiſernem Geländer faßt das Ufer ein, wo die Schiffe anlegen. Gefle iſt die älteſte Stadt der Provinz Norrland und nach Stockholm und Gothenburg der wichtigſte Handelsplatz. Die zahlreichen und großen Schiffe im Hafen beweiſen den Flor des Handels.

Glücklicher Weiſe erſchien das Stockholmer Dampfboot ſchon am folgenden Tage, und nachdem daſſelbe in Gefle einen großen Theil ſeiner Fracht ausgeladen und mehrere neue Paſſagiere an Bord genommen hatte, ſetzten wir unſere Fahrt durch das Labyrinth der zahlreichen Inſeln fort, ſegelten durch einen lang-geſtreckten Meerbuſen und hielten während der Nacht bei der kleinen Stadt Söderhamm. Die ganze Küſte iſt hier flach; ſie zeigt nur niedrige Steinblöcke; nirgends ſteigt ein Berg am fernen Himmelsrande auf. Auch die Felſen und Inſeln, durch welche wir fuhren, waren nur niedrig. Den ganzen Abend hatten wir ſehr heißes Wetter. Ein dicker Höhenrauch bedeckte den Himmel und verdunkelte die Sonne, ſo daß ich meine Pfeife mit einem guten Brennglaſe nicht anzünden konnte. Ich ſchlief

auf dem Verdecke: die Muskitofliegen hätten mich aus meinem Quartier in der Cajüte vertrieben. Am Morgen kamen wir nach Huddiksvall. Dies iſt ein kleines Städtchen von 2000 Einwohnern, die ſich hauptſächlich mit dem Fang von Strömingen beſchäftigen. Der Fang der Ströminge iſt die Heringsfiſcherei an dieſer Küſte. Gefle und die übrigen Küſtenſtädte verdanken ihm einen großen Theil ihres Wohlſtandes. Der Ströming wird mit Streichnetzen gefangen, nicht, wie die Heringe, mit aushängenden Netzen, gegen welche die Fiſche ſchwimmen und ſich in den Maſchen fangen; die glatten, ſich tief in das Waſſer ſenkenden Felſen geſtatten die Anwendung des Streichnetzes. Der Fiſch iſt etwa 4 Zoll lang und zu klein, als daß man ihn in den Maſchen eines Heringsnetzes fangen könnte. Er iſt ſehr ſchmackhaft und wird gleich den Heringen eingepökelt.

Eine Tonne geſalzener Ströminge iſt auf dieſer Seite der Halbinſel in jeder Haushaltung ſo nothwendig, als auf der weſtlichen Seite eine Tonne Heringe. Auch in ganz Finnland und im nördlichen Rußland werden ſie ſehr gebraucht. Salz iſt im Innern dieſer Länder ſelten und geſalzene Fiſche ſcheinen die wohlfeilſte Form zu ſein, um ihnen das Salz zuzuführen, und da man ein natürliches Verlangen nach Salz, als der Würze von Speiſen hat, ſo labt ſich hier Jedermann wöchentlich ein oder zwei Mal an geſalzenen Strömingen. Der Ströming, wenn er friſch aus der Tonne kommt, und dazu Brot mit einer Milch- oder Bierſuppe, giebt ſelbſt in den vornehmeren Familien eine Lieblingsmahlzeit ab. Die Fiſche im baltiſchen Meere, der Dorſch, der Ströming, der Lachs, ſcheinen Uebergänge von den Seefiſchen zu den Süßwaſſerfiſchen zu ſein. Der Bewohner des Salzmeeres wird in kleinerer Geſtalt und mit feinerem Fleiſche im Brackwaſſer*) wieder gefunden.

Von Huddiksvall fuhren wir während des Abends längs der Küſte bis nach Sundsvall, von wo aus eine große Straße über das Kjölengebirge nach Drontheim führt. Zwiſchen zwei Inſeln, die Ballsinſeln genannt, war eine Strömung zu be-

*) Bracke, von brechen, bedeutet einen Deichbruch, und Brackwaſſer, engliſch brackishwater, das durch einen ſolchen Bruch eingebrochene Seewaſſer.

merken. Der Capitain ſagte mir, im Sommer gebe es eine Strömung nach Nord-Oſt längs dieſer Küſte und in der entgegengeſetzten Richtung an der Küſte von Finnland hinab. Er ſchreibt dieſe Erſcheinung dem Schmelzen des Schnees auf den Fjellen zu, wodurch die zahlreichen Flüſſe, die in den Meerbuſen fließen, angeſchwellt werden.

Bei großer Hitze kamen wir um 10 Uhr Vormittags in der kleinen Stadt Hernoſand an, nachdem wir früh um 3 Uhr Sundsvall verlaſſen hatten. In dieſer Jahreszeit machen Tag und Nacht hier für den Seefahrer keinen Unterſchied; nur wenn der Himmel von Wolken oder Nachtnebeln verdunkelt wird, iſt es nöthig auf den Tag zu warten. — Der Biſchof der Diöceſe Hernoſand, welche den ganzen Norden Schwedens umfaßt, hat in Hernoſand ſeinen Sitz; er ſelbſt befand ſich als Paſſagier auf unſerem Dampfſchiff. Die übrigen Paſſagiere waren ein paar Studenten aus Upſala und zwei Hamburger Schiffsherren, welche ein Schiff kaufen wollten. Der Schiffbau und der Handel damit hat ſich neuerlich in allen dieſen Städten ſehr gehoben. Wir haben wenigſtens 16 Schiffe von 3—400 Tonnen während unſerer Reiſe auf den Werften geſehen. Die Schiffe ſind ganz aus Fichtenholz gebaut, wohlfeil, wenn auch nicht dauerhaft, und werden von Kaufleuten aus Hamburg, Lübeck und Bremen gekauft. Dieſer Handel dehnt ſich bis nach Lulea und Pitea aus und iſt eine Quelle des glücklichen Wohlſtandes, den man in anderen Theilen Schwedens vergebens ſucht. Die geiſtlichen und weltlichen Beamten haben anſehnliche Wohngebäude, die kleinen Häuſer der mittleren und unteren Volksclaſſe haben den Anſtrich der Wirthſchaftlichkeit und Behaglichkeit: jedes mit einem Hof, Hintergebäuden und einem Stück Gartenland. — In Hernoſand befindet ſich ein Gymnaſium, wo die Jugend für die Univerſität vorbereitet wird. Weiter gegen Norden giebt's keine höhere, ſchwediſche Lehranſtalt mehr. — Das Ufer hier iſt flach und ſchmal, ſelten ſieht man einen Strand: die rundlichen Felſen ſenken ſich in der Regel ſchroff ins Meer. Am Abend ſaßen wir auf dem Verdeck, eine junge, ſchöne Dame ſpielte Guitarre und ſang italieniſche Arien dazu, während wir in den Strahlen der Abendſonne über das glatte Meer hin-

fuhren. Kann dies der Weg nach Lappland sein, dachte ich, oder sind wir an den Küsten des adriatischen Meeres? —

Umeå war das Ziel unserer Seereise. Die Einfahrt in den Umeåfluß ist mit vielen Schwierigkeiten verbunden; der Fluß ist sehr breit und fließt mit einer starken Strömung über Untiefen und Felsen. Die Stadt zählt 1100 Einwohner. Ungeachtet dieser geringen Bevölkerung vereinigt sie doch Alles, was das Leben unter dem 64. Grade nördlicher Breite angenehm und behaglich machen kann. Die Straßen sind offen und luftig, gut gepflastert und sauber gehalten; die Häuser sind geräumig, im Aeußern hübsch angestrichen, im Innern nett eingerichtet, selbst die geringsten haben Fenstervorhänge oder Läden und sind mit Blumentöpfen vor den Fenstern versehen. Ich wohne hier freundlich und bequem. Ich finde in diesem kleinen Städtchen sogar zwei Buchhandlungen mit einem guten Vorrath neuerer Werke, und wenn den höheren Ständen die Zierde einer gewissen feinern Bildung nicht mangelt, so bemerkt man auch in dem äußeren Auftreten und in den Gewohnheiten des Volkes keine Unwissenheit und Roheit. Man wird hier durch Nichts an Lappland erinnert, als etwa durch die Speisen. Ich hatte in Stockholm auf der Karte meines Speisewirthes rohen Lachs gesehen, und da ich bemerkte, daß ihn auch andere Leute mit Vergnügen aßen, verlangte ich ebenfalls eine Portion, konnte aber von dem rohen Fleische auch nicht ein Stückchen hinunterbringen. Hier in Umeå setzte man uns denselben ebenfalls vor. Die beiden Hamburger Schiffsherren wußten nichts damit anzufangen. Ich entschloß mich, es zu versuchen, um des Volkes Lebensweise kennen zu lernen, und in der That schmeckt dieser rohe Lachs, Graflax genannt, mit Oel, Essig und englischem Gewürz, dessen man sich statt des Pfeffers bedient, gar nicht so übel, zumal er ein sehr zartes Fleisch hat. Auch geräuchertes Rennthierfleisch war aufgetragen, dieses, zumal die Zunge, hat einen angenehmen feinen Geschmack, fast wie der beste, saftigste westphälische Schinken, doch ziehe ich die Rennthierzunge vor. Zu diesem Frühstück hatten wir Bier nebst Franzwein und Madeira. Das Mittagsessen war von dem in Stockholm nicht verschieden und gut zubereitet, abgesehen davon, daß Rahm-

törtchen auf Spinat eine etwas ungewöhnliche Speiſe ſind. Tiſchzeug, Betten, kurz Alles in der Haushaltung war reinlich, nett und ordentlich; die Hausmädchen hübſch gekleidet, die Küche aufgeputzt und ſauber. Die überaus erleichterte Verbindung mit der Hauptſtadt des Landes konnte nicht ohne wohlthätigen Einfluß bleiben. Wenn früher ein Schiff von Umeå in der Zeit, wo das Meer ſchiffbar iſt, drei Fahrten nach Stockholm machte, ſo wurde das als ein ſehr glücklicher Umſtand betrachtet: jetzt kann man durch ein Dampfſchiff alle Bedürfniſſe regelmäßig in 14 Tagen erhalten. Der Hofſtutzer und der Lappländer ſind nun einander nahe gebracht, ſie ſind nur ſechs Tagereiſen von einander entfernt. —

Umeå hat viele kleine Gärten. Wir aßen Radieschen; die Zuckererbſen hatten ſchon abgeblüht; auch Gurken und andere Gemüſearten werden gebaut. Fruchtbäume fehlen; hie und da hat man wohl einen Verſuch gemacht mit dem Anpflanzen eines Apfelbaumes. Ich bemerkte den ſchwarzen Vogelkirſchbaum (Prunus Padus) und den Sperberbaum (Sorbus aucuparia). Das Korn reift in 11 bis 12 Wochen nach der Frühlingsſaat. Am 11., 12. und 13. Auguſt treten Nachtfröſte ein, man nennt dieſe Nächte Eiſennächte. Dann bleibt es wieder ſchönes Wetter bis Ende September. Am Ufer des Umeå befindet ſich ein Geſundbrunnen. Die Quelle iſt wenig eiſenhaltig, doch wird ſie benutzt. Nach ſchwediſcher Brunnenſitte begiebt ſich die Geſellſchaft an jedem Morgen nach vollendetem Trinken in die Kirche. Der Geiſtliche ſpricht ein Morgengebet und dann das in der Liturgie verzeichnete ſchöne Brunnengebet. Man beginnt und ſchließt mit Geſang. — Aus der Ferne betrachtet, ſcheint die Umgegend von Umeå ſehr dicht bevölkert zu ſein, weil ſie mit einer großen Anzahl kleiner Häuſer bedeckt iſt: da aber aus denſelben kein Rauch aufſtieg und aus den Hütten ſich auch nicht Ein Ton hören ließ, ſo unterſuchte ich ſie und fand, daß es nur Scheunen waren; eine auf jedem Felde, um die Ernte zu faſſen.

Ein Mal im Jahr, um Johannis, geht das Dampfſchiff von Stockholm bis Torneå, um den Reiſenden den Genuß der Anſchauung zu verſchaffen, wie die Sonne um Mitternacht über dem Horizonte ſteht. In Torneå ſelbſt, unter dem 66. Grade der Breite, bekommt man dieſes Schauſpiel nicht zu ſehen, ſondern auf einem in der Nähe liegenden Berg Avaſara. Hier können ſich die Ungläubigen von der Wahrheit der Thatſache überzeugen. Bei der vorgerückten Jahreszeit mußte ich auf das Vergnügen einer ſolchen Beobachtung verzichten. Einer der Hamburger Schiffsherren erzählte davon. Das Folgende iſt der Bericht eines andern Augenzeugen.

»Der Berg Avaſara liegt völlig frei und eignet ſich daher auch ganz vorzüglich zur Beobachtung der Mitternachtsſonne. Auf Avaſara iſt die Sonne, etwa eine Woche vor und nach Johannis, ohne die mindeſte Unterbrechung ſichtbar, während ſie am Fuße des Berges auf einige Minuten verſchwindet; in der Stadt Torneå aber, welche um einen halben Grad ſüdlicher liegt, finden die Schatten der Nacht ſchon auf ein Viertelſtündchen Quartier; hier fließt Abend- und Morgenroth in einander. Auch ich hatte den Avaſara zu meinem Standpunkt in der Johannisnacht gewählt. Nach dem Abendeſſen beſtieg ich gegen neun Uhr ein Boot, um in Begleitung einiger andern Fremden ans jenſeitige Ufer des Torneå-Fluſſes zu fahren. Waldberge ſchließen die Ufer ein; zu beiden Seiten liegen in den ſchönen Niederungen am Fuß derſelben zahlreiche Dörfer und Höfe; mitten im Fluß liegt eine bewohnte Inſel. Ueberhaupt iſt die Gegend am rechten Ufer der Torneå von Haparanda bis zur Kirche Oever-Torneå, eine Strecke von 7 Meilen Weges, eine der fruchtbarſten, anmuthigſten und bevölkertſten Gegenden Schwedens. Da wechſeln Kornfelder mit Gebüſch und lieblichen Wieſen, auf denen dicht ſtehendes Gras ellenhoch wächſt; ein großes Dorf reiht ſich an das andere, alle ſind von Finnen bewohnt, die ſich trefflich auf die Viehzucht verſtehen; Roggen und Gerſte geben oft dreißigfältigen Ertrag. — Die Böte, deren man ſich zur Ueberfahrt bedient, ſind lang und ſehr ſchmal, faſt halbmondförmig an beiden Seiten nach oben gebogen und ſchlagen leicht um; kein Jahr ſoll ohne ein Unglück ver-

gehen; die größte Gefahr iſt an den Stromfällen, wo Lootſen das Boot führen. Indeß kann dieſe Gefahr doch nichts mit der Fahrt auf den faſt meilenlangen Stromſchnellen des Muonio verglichen werden, den die Torneå aufnimmt. Da heften die Ruderer ihre Augen in tiefem Stillſchweigen blos auf den Steuermann und befolgen ſeine Befehle und Winke mit der größten Genauigkeit. Der Steuermann aber ſteht beſtändig aufrecht und beobachtet die Bewegung des Waſſers mit der ſchärfſten Aufmerkſamkeit; den Lauf des Nachens richtet er mittelſt eines breiten Steuerruders, das mit Weiden an das Fahrzeug befeſtigt iſt. Furchtbar brauſen und toben die Wellen des reißenden Stromes; bald ſchwebt das Fahrzeug auf der Spitze einer Welle in der Luft, bald iſt es unter ſchäumenden Wogen begraben, während deſſen die Ruderer alle Kräfte anſtrengen, das Fahrzeug ſchneller fortzutreiben, als das Waſſer ſtrömt, und je reißender der Strom iſt, deſto mehr arbeiten ſie mit den Rudern vorwärts, weil darauf Alles ankommt, damit das Fahrzeug dem Steuerruder folge. Der Steuermann hingegen richtet ſeine ſcharfen Blicke auf die Felſen; bald weicht er ſchon von weitem einen aus, bald ſteuert er gerade auf einen andern zu, um ihn in dem Augenblick, wo der bangende Paſſagier das unvermeidliche Verderben fürchtet, zu umfahren und verborgenen Klippen auszuweichen. So macht man in einer Viertelſtunde eine ſchwediſche Meile, und Alles kömmt Einem wie ein furchtbarer Traum vor, da Geräuſch und Gefahr Sinn und Geiſt betäuben. — Der Wind, der am Tage ziemlich heftig gewehet hatte, war ſchwächer geworden, und ſorglos fuhren wir auf den theilweis vergoldeten waldigen Avaſara zu, bald aber bemerkten wir, daß das Boot leck ward und ſich immer mehr füllte. Wir landeten daher an einer ruſſiſchen Inſel, um zu ſchöpfen; dann fuhren wir weiter und erreichten gegen 10 Uhr das jenſeitige Ufer. Wolken hatten ſich am Horizont gelagert; aber noch blickte die Sonne hervor und voll Hoffnung traten wir die Wanderſchaft an. Auf mühſamen Pfaden zwiſchen Birken und Tannen, über Steingerölle und Felſentrümmer erſtiegen wir in einer halben Stunde den platten kahlen Gipfel des Avaſara. Aber die Sonne war hinter Wolken verſchwunden, und ein heftiger Nordwind

wehete. Nichtsdeſtoweniger freuten wir uns der herrlichen Ausſicht. Von Norden her kommt die Torneå, wendet ſich um den hochgipfligen Särkiwara, ſchlängelt ſich zwiſchen dieſem Berge und dem Avaſara in breitem, von kleineren Eilanden unterbrochenen Laufe, und geht dann weiter ſüdlich zum Meere hin. Ringsum zeigen ſich zwiſchen waldbewachſenen dunkelen Höhen grüne Wieſenthäler mit Heuſchennen und Dörfern, hier die Kirche von Dever-Torneå, dort die Sägemühle von Chriſtineſtrom, am Becken des Sees Portimojervi, deſſen Gewäſſer der Panjeliſluß der Torneå zuführt. Auch im Norden erſcheint ein See und weiterhin der Berg Horrilawara. Dieſer Berg war einer der Beobachtungspunkte der Geſellſchaft franzöſiſcher Aſtronomen, welche im Jahr 1736 zum Behuf der Gradmeſſung einen Bogen zwiſchen Torneå und dem jenſeits des Polarkreiſes gelegenen Berge Kittis maßen, und die Größe eines Grades unter dem Polarkreiſe zu 57,437 Toiſen *) fanden, während die Meſſung eines Grades von Paris bis an die ſüdliche Grenze des Reiches nur 57,097 Toiſen ergab, woraus dann die größere Abplattung der Erdkugel nach den Polen zu gefolgert wurde. Zum Gedächtniß dieſer merkwürdigen Meſſung war früher eine Tafel auf dem Horrilawara und dem Avaſara errichtet; jetzt ſind beide verſchwunden. Den beſten Standpunkt für die Ausſicht vom Avaſara hat man übrigens unterhalb des Gipfels, wo man die ſchroffen Felsmaſſen auf der nordweſtlichen Seite des Berges in der Nähe überblickt. **) Aber nicht blos des großartigen Rundgemäldes der Natur konnte ich mich freuen, auch fröhliche Menſchen umgaben mich. Eine große Zahl der finniſchen Bewohner waren zur Feier der Johannisnacht auf dem Avaſara verſammelt. Man hatte ein großes Feuer auf der Platte des Gipfels angezündet und um das Feuer einen weiten Kreis gebildet. Die diesmal fehlende Muſik erſetzte Scherz und frohe Laune. Unter Andern warfen die finniſchen Männer Wachholderſträuche ins Feuer, alſo daß den Mädchen die Funken ins Auge ſprangen, dieſe aber kämpften, die funkenſprühenden

*) Eine Toiſe (Klafter) iſt gleich 6 pariſer Fuß oder 3 Ellen.

**) Siehe das Titelkupfer.

Büſche herauszuziehen. Die Tracht der letzteren war wenig von der ſchwediſchen abweichend, und über den Rücken hing das Haar in Flechten herab. Mein Fernrohr war Allen ein Gegenſtand der größten Neugierde, und Keiner ruhete eher, als bis er durch das Wunderding hindurchgeſchaut. — So ſaßen wir und harrten. Mitternacht nahete; aber nur ein leichtes Roth zeigte ſich am Horizont. Die Sonnenſcheibe war mit einem dünnen Schleier verdeckt und blieb nur in ſchwachen Umriſſen ſichtbar. Jetzt lüftete der Wind den Schleier: ein bleicher Strahl zuckte auf wenige Augenblicke durch den Nebel und warf einen matten geiſterhaften Schein über die Landſchaft. Es war der Blick eines Todeskranken, der das halberloſchene Auge kaum öffnet und den Umſtehenden zulächelt; aber es iſt nicht der vermeinte Scheidegruß, es iſt der heilbringende Wendepunkt, es iſt der Durchbruch des neuen Lebens, das alsbald wiederum aufglühet in voller Kraft. Der Sonntagsmorgen war angebrochen; noch nie war mir ſeine Feier, als Auferſtehungsmorgen des Herrn, ſo bedeutungsvoll entgegengetreten. — Etwa eine Stunde nachher traten wir den Rückweg an.«

Von Stockholm aus geht nur eine Hauptſtraße über Umeå nach Haparanda, Torneå gegenüber. Torneå wurde, wie man ſagt, durch die Unwiſſenheit der ſchwediſchen Unterhändler, an Rußland abgetreten, da ſie vorausſetzten, daß es auf dem nördlichen Ufer des Fluſſes gelegen ſei, während es doch auf dem ſüdlichen liegt. Der einzige Seitenzweig jener Hauptſtraße iſt eine Straße, welche nordweſtlich von Umeå etwa 12 bis 15 Meilen in das Innere des Landes führt. Ich beſchloß, einen Ausflug dahin zu machen und dieſe Straße bis ans Ende zu verfolgen.

Hat man die Stadt verlaſſen, ſo kommt man in den Wald, der die ganze Oberfläche des Landes bedeckt. Der Boden beſteht aus trockenem Sand und Kies; die Straße ſelbſt hat keine andere Mühe gekoſtet, als einen Durchgang durch die Bäume zu hauen und dieſe da umzulegen, wo man Wege und Stege über die vielen Teiche und Sümpfe haben mußte. Hisjö, ungefähr 3 Meilen in dem Walde, iſt der erſte, von etwa 20 Familien bewohnte Ort. Ich erhielt in einem netten und ſauberen

Häuschen ein friſches Pferd. Jenſeits Hisjö folgt wieder Baum hinter Baum, ſo weit das Auge durch die Stämme ſehen kann; immer Fichten und Fichten, dazwiſchen hin und wieder verloren eine dicke, runde Birke, nirgends Strauchholz. Der Boden unter den Bäumen iſt ſeltſam mit weißem Rennthiermoos und mit Streifen von kurzem, braunem Haidekraut bedeckt. Der Gegenſatz des Weißen und Braunen macht eine angenehme Wirkung. An ein paar Feldern einzelner Anſiedler vorüber, gelangte ich an den See Tafvelsjö, um welchen mehrere ſolche Anſiedelungen liegen. Befände man ſich in einem Luftſchiff, ſo würde man dieſe kleinen Anſiedelungen, in dem Mantel des dichten Fichtenwaldes, welcher das ganze Land einhüllt, gar nicht bemerken; es ſind nur kleine Inſelchen in dem Ocean des Waldes. Das Land wird vom Holz gelichtet, gerade wie in Amerika: die Bäume werden gefällt und verbrannt; unter die Stümpfe ſäet man Roggen; ſind die Stümpfe dann allmählig ausgerottet, ſo legt man Kartoffeln. Das Blockhaus wird von Jahr zu Jahr vergrößert. Kühe und Ziegen weiden des Sommers in dem Walde; während des Winters werden ſie mit Birkenblättern und dem groben Heu gefüttert, welches man auf den Mooren ſammelt. Die Fiſche in den Flüſſen und Seen ſind die hauptſächlichſte Nahrung; bei kargen Ernten muß man ſich mit Rindenbrot behelfen. In anderen Gegenden vermiſchen die Aermeren das Mehl mit Spreu. Die Zahl der Anſiedler ſchätzt man auf 10,000, während alle Lappen in Schweden nur 4 bis 6000 zählen. — Nach einem Wege von 9 bis 10 Meilen kam ich nach Degerfors. Dieſer Ort liegt an dem Fluſſe Vindel, der ſich in den Umeå ergießt, und hat eine Kirche mit eigenem Geiſtlichen. Alle in einem weiten Kreiſe zerſtreut umher liegenden Anſiedelungen gehören zu dieſem einzigen Kirchſpiel. Ich entſchloß mich, hier einige Zeit zu verweilen.

Ich wohne hier in dem Hauſe eines Landmanns, habe ein hübſches Zimmerchen, ein reinliches Bette und lebe im Uebrigen ganz von Milch und Fiſchen. Die Fiſche ſind ausgezeichnet und werden im Vindel ſehr reichlich gefangen; auch die Milch

iſt vorzüglich. Man hat die dünnhäutige, feinhaarige und zart gebaute Alderneikuh; die Farbe iſt gewöhnlich milchweiß, oder ſchwarzbraun und weiß. In Lappland iſt es Sitte, daß die Reiſenden im Pfarrhauſe einkehren, wo man eines herzlichen Willkommen gewiß ſein darf; da ich jedoch Belehrungen über das Volk und dieſe Anſiedelungen in der Wildniß ſammeln will, ſo habe ich es vorgezogen, bei einem Anſiedler ſelbſt zu wohnen. — Die Bewohner dieſer vereinzelten angebauten Flecken im Binnenlande können dem Boden in der Regel nur einen kärglichen Ertrag abgewinnen. Daher müſſen ihnen Fiſche, Schneehühner, die man in Schlingen fängt, und Mehl aus Baumrinden zu Hülfe kommen. Um die Grundſteuer und andere nothwendige Bedürfniſſe zu beſtreiten, haben ſie einige Nebenerwerbszweige. Dazu gehört die Bereitung von Salpeter. Dies hat eine ſonderbare Gewohnheit der Hausthiere zur Folge. Um den Harn des Viehes für die Salpeterbereitung zu ſammeln, folgen kleine Kinder und alte Weiber den Thieren mit einem Eimer. In Folge deſſen laſſen die Thiere den Harn nicht nur zu beſtimmten Tageszeiten, ſondern harnen auch, wenn ſie auf der Weide ſind, nicht eher, als bis ſie das Kind oder die Frau mit dem Gefäße ſehen. Ferner bereitet man Potaſche von Birken, Eſpen, wilden Kirſchbäumen und Erlen. Ein dritter Erwerbszweig iſt der Theer. Dazu benutzt man Wurzeln, verfaulte Klötze, verdorrte Baumſtümpfe. Außerdem werden verkrüppelte Kiefern (Pinus silvestris) ein paar Klaftern hoch von der Rinde entblößt. Dies geſchieht nach und nach, ſo daß der Baum nicht auf einmal abſtirbt, ſondern 5 bis 6 Jahre Leben behält, ohne jedoch zu wachſen. Dadurch, daß der Saftumlauf ſtockt, wird der Baum reicher an Theer, und wenn er nach ſechs Jahren gefällt wird, beſteht er faſt ganz aus dem Stoffe, aus welchem man Theer bereitet. Die Theerfäſſer ſind ſehr dick und ſtark, weil ſie auf dem Wege nach dem Markte häufig grabezu in den Fluß geworfen werden, um ſie über Strudel und Waſſerfälle zu bringen. — In allen Hütten des nördlichen Schwedens ſind Männer und Weiber am Webſtuhl beſchäftigt. Wollwaaren und Leinwand verfertigt jede Familie für ſich; ein großer Theil derſelben wird nach den Städten zum Verkauf

gebracht. Hanf und Flachs wird auf den meiſten Gütern gebaut. Jede Familie in Schweden, vornehme wie niedere, hält als Regel feſt, ſoviel als möglich durch eigene Arbeit zu verdienen, ohne auf den Markt zu gehen. Da werden nur ſolche Dinge gekauft, die man unmöglich entbehren und nicht ſelbſt verfertigen kann.

Heute früh ging ich zu den Strudeln des Fluſſes hinab, um Fiſche zu fangen. Ganz unerwartet fand ich da eine Geſellſchaft von 6 bis 8 Männern, Weibern und jungen Leuten, die ſich an einem einſamen Plätzchen am Ufer des Fluſſes verſammelt hatten. Einer von den Männern las mit entblößtem Haupte den Anderen aus der Bibel vor, er war eben fertig und ſchloß das Buch. Sie ſchienen ſich in einiger Verlegenheit zu befinden, bis ſie ſahen, daß ich fiſchen wollte, und nicht weiter auf ſie achtete. Sie waren hieher gekommen, um das Waſſer einer heilſamen Quelle zu trinken. Wie ich höre, hat ſich in Schweden, beſonders unter den Anſiedlern, eine religiöſe Schwärmerei verbreitet. Man nennt die Leute Leſer (Läsare). Dieſer Name kommt daher, weil ſie fleißig in der Bibel leſen. In ihrer Lehre haben ſie nichts Abweichendes; wohl aber haben ſie eigenthümliche Anſichten über die Art und Weiſe, wie ſich das Gold und Silber des Glaubens im Leben als klingende Münze ausprägen müſſe. Der Chriſt ſoll in ſeiner reinen Geſtalt überall auch äußerlich ſichtbar werden und ſoll ſich nicht verbergen unter den Mantel der Weltlichkeit. Daher halten ſie auf kindlich fromme Rührungen des Gemüthes durch tägliche Morgen- und Abend-Andachten, auf Ehrbarkeit und ſtrenge Tugendhaftigkeit, auf Einfachheit in der Lebensart und Sitte, ſo daß Viele von ihnen allen Schmuck und namentlich die rothe Farbe in der Kleidung vermeiden. Die Urſachen dieſer Richtung gehen aus den natürlichen Verhältniſſen des Landes hervor. Die Bewohner der zerſtreuten, einſam gelegenen Gehöfte ſind wegen ihrer Abgeſchiedenheit genöthigt, viel mehr für den Unterricht ihrer Kinder zu thun, als unſere Landleute. Dies bewirkt bei den Eltern eine beſtändig rege Theilnahme an allen

geistigen und namentlich religiösen Dingen. Familien-Andachten gehören daher zum Hausbedarf, und das um so mehr, als an Sonntagen ältere und schwächere Leute, die den weiten Weg zur Kirche nicht machen können, oder Diener, die zur Wartung für Kind und Vieh zurückbleiben, einen Ersatz für den kirchlichen Gottesdienst suchen und sich wohl in einem Gehöfte versammeln, um aus der Bibel, aus Gesang- oder Gebet- oder Predigtbüchern vorzulesen. Dabei findet es sich ganz von selbst, daß Einer einmal ein freies Gebet oder eine kurze Anwendung einer Bibelstelle hinzufügt. Wenn aber nun manche Geistlichen sich gegen ein solches eigenes Predigen erklärten, wodurch man der religiösen Stimmung des Gemüthes Nahrung geben wollte, so hatte dieses Eifern der Geistlichen hie und da grade den entgegengesetzten Erfolg. Man sah darin eine Beschränkung der religiösen Freiheit, und so kam es, daß sich bei einzelnen Lesern eine krankhafte Sucht zum Predigen ausbildete. Dies ist der Ursprung der sogenannten Predigt-Krankheit in Schweden. Man erzählt davon allerhand merkwürdige Erscheinungen, die vom Volk ins Reich des Wunderbaren erhoben wurden. Um so mehr bedürfen solche Angaben einer gründlichen Prüfung.

Viele von den Ansiedlern kamen an den Fluß und bewunderten meinen glücklichen Fang. Der Fischfang ist für den Unterhalt der Ansiedler von großer Wichtigkeit, und doch ist ihr Fischergeräthe nur roh und schlecht. Ich gab ihnen daher Unterricht im Gebrauche des Angelhakens und der Fliegen und sie waren über den Erfolg höchlich erfreut.

Birkenbrot ist in diesem Theile des Landes allgemein gebräuchlich. Die neuen Ansiedler haben kein anderes Mahl und backen es sehr. Es ist herb und trocken, aber wenn man es reichlich mit Butter bestreicht, wohl eßbar. Die älteren Ansiedler haben Roggenmehl, welches sie zur Hälfte mit dem Rindemehl der Fichte oder der Birke vermischen. Daraus backen sie dünne Kuchen, und die rothen Wangen der Landmädchen beweisen, daß es keine ungesunde Nahrung ist, zumal wenn es gehörig mit Butter bestrichen, Milch dazu genossen und tüchtige

Arbeit damit verbunden wird. Es schmeckt jedoch stark nach Holz und wenn es lange liegt, wird es hart, wie ein Brett. — Als Ersatz für das Kornmehl gebraucht man in dem Kirchspiel von Degerfors auch eine Art Erde, welche man im Gebirge entdeckt hat. Ein armer Mann aus dem Kirchspiele, welcher etwa 8 Meilen weiter aufwärts im Walde wohnte, fällte nämlich vor mehreren Jahren einen Baum. Der Baum riß durch seinen Sturz einen Theil des ihn umgebenden Mooses auf und entblößte eine sehr weiße, mehlartige Masse. Der Mann vermischte die Masse mit Roggenmehl und verbackte es zu Brot, das er nicht übel fand. Alsbald strömte Alles in den Wald, um zu einer Zeit, wo man auf Birkenbrot beschränkt war, seinen Theil von diesem außerordentlichen Segen des Erdenmehles zu bekommen. Die Beamten sandten eine Probe davon nach Stockholm, um es zu untersuchen. Man fand außer Theilen von gepulverter Kieselerde, Feldspath, Kalk, Thon und zersetztem Eisen auch Ueberreste von irgend einem thierischen Stoff, welcher Salzsäure und Oel enthielt. Man rieth den Gebrauch des Erdmehles ab, weil es schwer im Magen liege und unverdaulich sei; doch haben die Leute, welche es zu Brei und Brot benutzten, weiter keinen Nachtheil davon verspürt und der Genuß desselben ist noch immer gebräuchlich. In Südamerika, an den Ufern des Orinoco, genießen eingeborene Stämme ebenfalls eine fette Thonerde. Auch im nordöstlichen Sibirien am daurischen Gebirge und in Thüringen am Kyffhäuser findet sich ein eßbares Erdmehl; am Kyffhäuser nennt man es wegen seiner Fettigkeit Steinbutter.

Die Ansiedler haben die schwedische Grenze der ganzen Landseite inne. Ueberall, wo nur ein Stückchen Boden in der unfruchtbaren Wildniß Lebensunterhalt zu versprechen schien, haben sie ihre Blockhäuser errichtet. Weit entfernt von menschlicher Hülfe und menschlichem Verkehr, ziehen sie ihre Nahrung von dem See oder Fluß, an dem sie wohnen, von den Kühen oder Ziegen, welche sie im Walde halten, und von der Hand voll Roggen, welchen sie zwischen den schwarzen Stümpfen der

niedergebrannten Bäume ausgesäet haben. Häufig sind sie 12 bis 15 Meilen von der Kirche entfernt. In diesen ungeheuren Kirchspielen ist der Kirchenbesuch aber doch sehr regelmäßig, selbst von Seiten Derjenigen, die schon am Freitag vom Hause aufbrechen müssen, um in die Kirche zu kommen. Es giebt gewisse Sonntage, an welchen ein Hauptgottesdienst gehalten wird, dessen Feier zuvor Allen bekannt gemacht wird. Dies ist in der Regel der je dritte Sonntag. Dann treffen Alle ein, auch wenn sie noch so entfernt wohnen; denn außer der Pflicht, welche die Religion ihnen vorschreibt, werden sie zu dieser Versammlung noch durch andere Geschäfte gerufen, welche Jeder entweder vor oder nach der Kirche abzumachen hat. Die Aermsten und Entferntesten haben irgend ein Bedürfniß einzukaufen, als Salz, Pulver, Mehl; oder sie haben einen Ueberfluß zu verkaufen und einzutauschen, als Häute, Butter, Wildpret, gefrorene und gedörrte Fische oder Theer. An solchen Hauptsonntagen werden ferner die Zehnten und Abgaben bezahlt. Auch findet an diesen Tagen die Feier von Taufen, Hochzeiten und Begräbnissen statt. In diesen weitläufigen Kirchspielen finden sich um die Kirche her mehrere leere Gebäude, zuweilen bloße Schoppen oder Scheunen, manchmal auch Häuser mit einem oder zwei Zimmern. Hier kehren die entlegenen Kirchspielgenossen ein; Lebensmittel für sich und Futter für ihre Pferde bringen sie mit, und im Fall schlechtes Wetter eintritt, haben sie doch ein Obdach. Wenn sie passend an der Straße gelegen sind, dienen diese Hütten, welche unbewohnt und gewöhnlich verschlossen sind, auch als vorübergehende Jahrmarktsplätze, und werden gelegentlich an Kaufleute zur Miethe gegeben.

Es läßt sich erwarten, daß es in diesen armen entfernten Ansiedelungen mit dem Unterricht der Kinder schlecht bestellt sein wird. Doch sei es zur Ehre der unteren Klassen des schwedischen Volkes gesagt, daß sie es allein unter allen europäischen Nationen sind, welche die Schulmeister hinter sich gelassen, und ohne ihre Beihülfe in der Regel lesen und selbst schreiben gelernt haben, so daß Eltern, welche in den dürftigsten Umständen leben, so wenig eines Schulmeisters zum Unterricht bedürfen, als sie einen Bäcker zum Brotbacken, oder einen Schneider zum

Ausbessern ihrer Kleider nöthig haben. Man nimmt an, daß von 1000 Menschen in Schweden nur Einer nicht lesen kann, und doch haben mehr als die Hälfte aller Kirchspiele in Schweden keine Schulen, und die Kinder derselben werden nur zu Hause von ihren Eltern unterrichtet. — Ein Missionär in Lappland, der in der einsamen Wildniß dieser Wälder aufgewachsen, sagt darüber Folgendes: »Trotz aller ihrer Armuth, trotz aller ihrer Sorgen, um auch nur die dringendsten Lebensbedürfnisse anzuschaffen, vergaßen oder vernachlässigten es unsere Eltern doch nie, uns im Lesen zu unterweisen. Ehe wir noch recht sprechen konnten, lehrte uns unser Vater beten; das erste Geschäft des Morgens und das letzte Geschäft der Nacht war das Gebet. Unsere Mutter sparte keine Mühe, uns aus einem Buche lesen zu lehren. In meinem fünften Jahre konnte ich jedes schwedische Buch lesen, und in meinem sechsten auf Fragen über die Hauptpunkte der christlichen Religion gehörige Antwort geben.“ — Aus den Nachrichten jenes Missionärs lernen wir auch die hohe Achtung kennen, die man in Norrland vor Kenntnissen hat. Zöglinge des Gymnasiums zu Hernosand, welche zu arm sind, ihre Bildung auf der Universität zu vollenden, erhalten nämlich oft von der geistlichen Oberbehörde die Erlaubniß, sich in gewissen Kirchspielen ein Stipendium zu sammeln: dann sieht es jeder Bauer für seine Pflicht an, dem armen Studenten Etwas zu geben, so daß dieser 3 bis 700 Reichsthaler zusammen bringt.

In Degerfors kam ein alter Lappe zu mir heran und bettelte. Er sang mir ein Lied vor und tanzte dabei. Die Farbe seines Gesichtes war schmutzig gelb.*) Dies veranlaßte mich, einige nähere Erkundigungen wegen der Lappen einzuziehen. Man sagte mir, daß weiter landeinwärts, in Tärnä, Lappen mit ihren Heerden versammelt wären. Daher entschloß ich mich,

*) Diese Farbe bringt der Aufenthalt in den Rauchhütten mit sich; im Sommer, wenn die Lappen auf den hohen Bergflächen oder Fjellen umherziehen, zeigt sich wenig von der gelben Farbe. Eine junge Weidelappin, die ich später sah und die in der Lappenschule gebildet wurde, war freundlich, sanft und schön.

dorthin zu reiſen, um einige Tage in der Mitte derſelben zuzubringen. Ich hatte einen Weg von etwa vier Tagereiſen vor mir. Das Ziel der erſten Tagereiſe war Lyckſele, nordweſtlich von Degerfors.

Vom Pfarrhof zu Degerfors hat man nur eine kleine Strecke bis an das Ufer des Vindel. Des heftigen Stromes wegen fuhren wir ſchräg hinüber. In geringer Entfernung zeigte ſich der brauſende Fall des Vindel. Am jenſeitigen Ufer ſtanden die Roſſe, und ich ritt nun auf einem ſchmalen halsbrechenden Waldweg. Bald ſperren ihn gewaltige Steine, bald Baumwurzeln, bald gehts von der Höhe in die Tiefe durch breite Bäche, durch Moräſte und ſumpfige Wieſen. Hohe Berge durchziehen den Wald, in welchem man eine Menge abgerindeter Baumſtämme erblickt, welche für die Theerbrennereien beſtimmt ſind. Die tiefſte Stille herrſchte im Walde, nicht einmal das Zwitſchern eines Vogels war hörbar. Mit Freuden erblickten wir die erſte Menſchenwohnung, eine Sennhütte, die blos 3 Wochen im Jahr, während der Heuernte, bewohnt wird. Die Sennhütte war offen, aber kein Menſch war darin zu finden. Wir riefen in den Wald: das Echo wiederholte unſern Ruf. Mittlerweile labten wir uns an der Milch, die wir vorfanden. Der Senne kam, gab uns ein Pferd, reichte uns Brot und Butter, und das einzige Stückchen Lachs, was er hatte; letzteres nahmen wir nicht an. Bezahlung wollte er nicht annehmen. Nach 5 Stunden erreichten wir das Dorf Tägsnäs. Hier beginnt der Bootweg auf dem Umeå. Wir beſtiegen alſo einen Kahn. Die Ufer des Umeå ſind bewaldet; nur ſelten erblickt man Wieſen und Felder. Das Flußbette iſt anfangs eng, dann erweitert es ſich und liebliche Waldanſichten bilden den Hintergrund. Mitten im Fluß wird die Fahrt oft durch große Waldbäume gehemmt, die vom Ufer hinabgeſpült ſind; zuweilen kommt man an einer niedrigen Sandinſel vorbei. Es war völlige Windſtille und die Sonnenhitze zwiſchen den Ufern drückend. Hie und da überfielen uns läſtige Schwärme der Mücken. Einigen Schutz dagegen gewährte indeß die grüne Florkappe, womit ich mich verſehen hatte. Die Mücken ſind in Norrbotten und Lappland größer als im übrigen Norrland und verfinſtern oft bei ſtillem

Wetter die Luft. Schwaches Vieh ſollen ſie bisweilen ſogar tödten, indem ſie das Blut bis auf den letzten Tropfen ausſaugen, ſo daß man das Fleiſch ganz weiß gefunden hat. In Lappland ſucht man die Mücken durch angezündete Kohlenfeuer aus den Schlafzimmern zu verſcheuchen. Am meiſten haben die Mäher auf den Wieſen davon zu leiden, indem der Schweiß den Theer, womit ſie das Geſicht beſtreichen, bald auflöſt. — Nackte Felſen zeigen ſich. Der Wald iſt gemiſcht aus Fichten, Birken und Eſpen. Vom andern Ufer ertönt das Geſchrei der Taucher, deren Eier, etwas größer als Gänſeeier, eßbar ſind. Jetzt wird das Ufer ſchöner durch ſeine Krümmungen. Eine Meile iſt zurückgelegt. Man kommt an eine heftige Strömung. Wir landen, klimmen an einem ſteilen Hügel hinan und gehen am Fluß entlang, während das Boot vom Ufer aus gezogen wird. Dies wiederholt ſich bei einer neuen Brandung. Bald ſetzen wir die Bootfahrt ungeſtört fort. Hohe Waldwege bilden nun die Ufer; Wieſen mit Heuſcheunen zeigen ſich und im Hintergrunde ein hoher Berg. Gebüſche, auf welchen ſich wilde Enten ſonnen, ſenken ſich in den Fluß, und ſpiegeln ſich darin. Der Fluß erweitert ſich bis zu 1200 Ellen; ein Bach ſtürzt mit lautem Fall über Steine herein; ein Adler fliegt über unſeren Häuptern. Bald kommt man an eine fette Wieſeninſel, die mit Heuſcheunen bedeckt iſt. Wir landen und ſtrecken uns im Schatten einer Hütte aus; aber wie uns bisher der Sonnenſtich geplagt hatte, ſo plagt uns nun tauſendfacher Mückenſtich. Nach einer halben Stunde ruderten wir weiter. Ein günſtiger Wind hatte ſich eingeſtellt und förderte die Fahrt. Um 3 Uhr Nachmittags landeten wir bei einem einzelnen Gehöft. Der Bewohner, ein rüſtiger 70jähriger Greis, lud uns trotz ſeiner Armuth zu friſchen Eiern und Fiſchen ein. Als ich es verbat, brachte eine ſeiner Töchter eine Schale Milch. Als Nahrung für Kühe und Schafe ſah ich hier Birken- und Espenlaub trocknen. Um 5 Uhr fuhren wir weiter. Die Ufer ſind bald Sandhügel, bald Felſen. Stromſchnellen nöthigten uns bald, eine Stunde lang durch den Wald zu gehen. Steinblöcke wechſelten mit Blaubeer- und Preißelbeer-Feldern und zuletzt mit Rennthiermoos. Auf dem Wege ſprang eine Birkhenne (Tetrao tetrix),

ſchwarz und gelb geſprenkelt, vor uns auf. Auch der Auerhahn (Tetrao aurogallus) hauſt hier auf den Moräſten der dichten Fichtenwälder. Ermattet langten wir in Tuggenſele, dem erſten Ort in der eigentlichen Lappmark, an. Hier ſtärkten wir uns durch ein Mahl, das aus Forellen mit einer Brühe von Sahne, Gerſtenmehl und Butter beſtand. Dann beſtiegen wir das Boot aufs Neue. Immer häufiger und höher werden die dichtbewaldeten Berge. Ein ſchöner Abend erhöhte die Reize der Gegend. Still und mild war die Luft, ruhig das Waſſer; der Talktraſt, die nordiſche Nachtigall (Motacilla Suevica), welche man wegen ihrer melodiſchen Stimme die Hundertzüngige genannt, flötete. Das Weibchen iſt grau, das Männchen hat auf der Bruſt einen blauen glänzenden Fleck. Um 10½ Uhr trafen wir bei der Anſiedlung Tandſele, wo ich übernachtete, ein.

Am andern Morgen ſetzte ich die Reiſe bis zu dem noch eine Meile entfernten Lyckſele fort. Der Wald geht noch immer fort, der Fluß macht aber viele Buchten. Mühevoll mußten wir uns durch heftige Strömungen hindurcharbeiten; das Boot wurde von den brandenden Wogen oft hoch emporgehoben, oft tief geſenkt, und die Leitung des Bootes erforderte Muth und Beſonnenheit. Eine kleine Strecke unterhalb des großen Waſſerfalles Hellefors ſtiegen wir aus. Wir gingen durch den Wald auf nackten Felſenplatten. Plötzlich ſtanden wir am Ufer im Angeſicht des Hellefors. Es war ein prachtvolles Schauſpiel. Der oberſte Rand iſt eine wellenförmige Felſenkette, über welche die Kirchthurmſpitze von Lyckſele hervorragt. Von da herab ſtürzt ſich der Fluß unter furchtbarem Getöſe in langen ununterbrochenen Fällen zwiſchen bewaldeten Felſeninſeln. Himmelan wirbeln die Staubwolken einzelner Fälle, während andere in mächtigen Schaumwogen emporſteigen und wieder zurückgeworfen werden, andere mit furchtbarem Toſen durch einander brauſen: es iſt das Donnern und Krachen der Feldſchlacht. Die Ufer deckt Wald, den Hintergrund bilden blauende Gebirge. — Eine Meile oberhalb Lyckſele bildet der Umeå einen noch größeren Fall. — Am Hellefors bewillkommte mich ein Geiſtlicher aus Lyckſele. An dieſem Orte brachte ich in Erfahrung, daß die Lappen nur bis zum nächſten Montag

in Tärnä beiſammen blieben und dann wieder mit ihren Heerden auf den Gebirgen umherzögen. Es war Freitag; Tärnä war aber wenigſtens noch drei Tagereiſen oder 30 Meilen von Lyckſele entfernt. Unter ſolchen Umſtänden mußte ich meinen Plan aufgeben und verweilte nun noch einige Tage in Lyckſele.

Die Zeit verfloß mir hier ſehr angenehm in der lieblichen Gegend, unter freundlichen, einfachen, biederen Menſchen. Ich wohnte in hübſchen Zimmern, wo es an keiner Bequemlichkeit fehlte. Die Vornehmen des Ortes gaben mir zu Ehren Gaſtmähler, wobei die herrlichen Schnäpel (Salmo Thymallus), Forellen und Rennthierzungen meine Leckerbiſſen waren. — Lyckſele, der Hauptort von Lyckſele-Lappmark, enthält die Kirche, die Lappenſchule, den Pfarrhof, das Gerichtshaus, die Küſterei, die Wohnungen des Kronbevollmächtigten über Lyckſele-, Pitea- und Lulea-Lappmark, des dieſem untergeordneten Hauptmanns über Lyckſele-Lappmark, ſowie mehrerer vornehmeren Familien, insbeſondere der Wittwen lappiſcher Geiſtlichen. Alle Gebäude ſind von Holz. Die Wände der Wohnzimmer ſind nicht ſelten mit Kupferſtichen und Gemälden geſchmückt, unter denen mich vorzüglich die Gemälde auf Marienglas anzogen, welche Gegenſtände aus der heiligen Geſchichte darſtellen. Abgeſchieden von der Welt iſt man hier keineswegs. Man lieſt Stockholmer Zeitungen und hat Leſebücher aus der Leihbibliothek zu Umeå. — In der Lappenſchule werden eine Anzahl Lappenkinder (in der Regel ſechs) unterrichtet und erzogen. Sie wohnen im Hauſe unter Aufſicht des Schulmeiſters und werden ganz auf öffentliche Koſten erhalten. Nach einem Aufenthalte von etwa 2 Jahren werden die Knaben entlaſſen und dann ſehr häufig als Hülfslehrer unter ihrem Volke angeſtellt. Eine ſolche Lappenſchule giebt es in jedem Paſtorat bei der Mutterkirche. Die Schulſtube iſt zugleich Speiſeſaal und im Winter auch Schlafſtätte. Im Sommer ſchlafen die Kinder in Ställen auf Heu über Rennthierfellen. Um 5 Uhr ſtehen ſie auf, um 6 Uhr wird Gebet gehalten und die erſten zwei Frühſtunden dann zum Auswendiglernen angewandt. Um 8 Uhr wird gefrühſtückt: Milchgrütze oder Brei, Strömling und Brot; Butter giebts nur an Feſttagen. Von 9 bis 12 Uhr wird unterrichtet: Leſen, Her-

ſagen und Erklärung des Auswendiggelernten. Von 12 bis 1 Uhr wird zu Mittag geſpeiſt: Suppe, Kartoffeln und Rennthierfleiſch mit Brot. Von 1 bis 2 Uhr iſt Freiſtunde. Der Nachmittagsunterricht dauert von 2 bis 5 Uhr, wo er mit einem Abendgebet geſchloſſen wird. Von 5 bis 7 Uhr haben die Kinder Freiſtunden. Dann wird zu Abend gegeſſen: Milchgrütze oder Brei mit Brot. Die Speiſen ſind gut zubereitet und nahrhaft. An hohen Feſttagen giebts Kuchen. Der Lehrer wohnt neben der Schule. — Die Kirche liegt auf einer Anhöhe und iſt eine Kreuzkirche von Holz, im Innern hell und freundlich. Die Kanzel iſt, wie gewöhnlich, zur Seite angebracht; ſie iſt einfach mit einem vergoldeten Kreuz über den Geſetztafeln verziert. Die Hauptthüre führt grade auf den Altar zu, über welchem ein wohlgelungenes Bild ſteht: der Erlöſer am Kreuz. Am Sonntag-Morgen beſuchte ich den Gottesdienſt. Sanft und lieblich ward geſungen, und große Andacht malte ſich auf jedem Antlitz. Am Schluß ward das heilige Abendmahl gefeiert. Die theilnehmenden Frauenzimmer gingen in ſchwarzwollenen Kleidern; einige der übrigen waren in Kattun gekleidet; an hohen Feſttagen trägt man ſchwarzſeidene Kleider. Die Mützen waren geſtickt, vorn ausgeſchnitten und darüber ein Tuch gebunden. Auch die Kirchſtuben und Kirchhütten nahm ich in Augenſchein. In den Kirchſtuben iſt Alles ganz häuslich eingerichtet, wie in den Wohngebäuden: die Bettſtellen ſind mit Schränken verſehen, die Sonn- und Feſttagskleider hängen an den Wänden. Zwiſchen den Kirchſtuben ſind Pferdeſtälle und Buden für Lebensmittel errichtet, die in Marktzeiten auch zu Waarenlagern dienen. Die Kirchſtuben ſind ziemlich zahlreich und bilden ordentliche Gaſſen, an welchen man Brunnen findet. Die Lappiſchen Kirchhütten oder Koten, die von den Lappen bewohnt werden, wenn ſie zur Kirche oder zum Jahrmarkt kommen, ſtehen in drei Abtheilungen wenig vom Kirchplatz entfernt. Alle haben in der Spitze ein offenes Rauchloch, grade über dem in der Mitte befindlichen und von Steinen umgebenen Feuerherd. Ueber dem Herd iſt ein Stock befeſtigt, an welchen man den Keſſel hängt; um den Herd herum ſind Reiſer ausgebreitet, auf welchen die Lappen am Tage und in der Nacht über Renn-

thierfellen liegen. Durch kleine, mit Thüren verſehene Löcher ſteigt man in die durchräucherten Kegelhütten. Dieſe lappiſchen Kirchhütten ſind von Schweden aus Brettern zuſammengefügt: die Lappen bauen in der Regel nur mit Stäben von Birken oder Fichten. In der Nähe der Kirche, im Südweſt, iſt der Finnenhügel (Finnbacke), wo einſt Finnen wohnten. Jetzt haben ſich dieſe vor den ſchwediſchen Anſiedlern mehr nach Norden zurückgezogen.

Die Witterung begünſtigte mich ſehr in Lyckſele. Während des Tages war die Hitze drückend; aber der ſpäte Abend und der frühe Morgen gaben Erſatz dafür. Dann ſpazierte ich in lieber Geſellſchaft umher, freute mich der ſchönen Gegend, wo zahlloſe Vögel in den ſtillen Lüften ſangen, und horchte dem Donner der Waſſerfälle. Vergißmeinnicht, Veilchen, Tauſendſchönchen, Ranunkeln und andere Blumen ſchmückten die Wieſen, und fröhlich reiften die Saaten der nahen Ernte entgegen; nur einzelne Acker- und Wieſenſtriche waren von der Hitze verſengt. Die trefflichen Weiden erhöhen den Ertrag der Milchwirthſchaft gar ſehr, und die mancherlei Speiſen, die man hier mit Sahne bereitet, haben einen vorzüglichen Geſchmack. Die Gewäſſer enthalten eine große Mannigfaltigkeit an Fiſchen, unter denen die Löja (Cyprinus alburnus: Bliethe, Weidenblatt, Maibleke, Alben) an Milde und Lieblichkeit des Fleiſches ſelbſt die Forelle übertrifft. Jeder fiſcht, ſo viel er bedarf, auch die Vornehmen zum Vergnügen. Die ſchönſten Beeren hat man im Ueberfluß: die Heidelbeere, die Himbeere, die liebliche Ackerbeere (Rubus arcticus) und die Preißelbeere. Die Ackerbeere, Åkerbär, wächſt meiſtens auf Wieſen, die vorher Acker waren. Die Blume iſt wohlriechend, hochroth und tellerförmig; die Frucht hat an Farbe und Geſtalt Aehnlichkeit mit der Brombeere oder Himbeere und einen würzigen Geſchmack. Man ſpeiſt ſie friſch mit Sahne, macht ſie mit Zucker ein und bereitet daraus einen wohlſchmeckenden Wein. Getrocknete Åkerbär laſſen ſich in verſchloſſenen hölzernen oder gläſernen Gefäßen Jahre lang aufbewahren. Die Wachholderbeeren ißt man als durſtſtillend. — Von Gartengewächſen aß ich Spinat, Salat, Radieschen; die Erbſen blühten noch. Åkerbär war noch nicht reif.

Nach einem herzlichen Abſchied von den lieben Leuten in

Lycksele trat ich die Rückreise auf dem Umeå an. Da wir mit dem Strome ruderten, so brauchten wir der Strömungen wegen nicht auszusteigen; sie förderten vielmehr unsere Fahrt: in einer Stunde ward eine Meile zurückgelegt. Beim Eintritt in das Pastorat Degerfors war ich ans Land gestiegen, um einer heftigen Brandung auszuweichen. Meine kräftige, sechzigjährige Ruderin fuhr mittlerweile am entgegengesetzten Ufer, wo das Wasser still war, und lenkte dann, um mir einen längeren Fußweg zu ersparen, zwischen zwei kleinen Wasserfällen hindurch, zum andern Ufer hinüber. Aber ihre Gutmüthigkeit brachte sie in große Gefahr: der untere Strudel riß das Boot fort und es war vom Lande aus ängstlich zu sehen, wie das kleine Fahrzeug, theilweis von Wasser bedeckt, bald hoch in die Luft emporgehoben, bald in die Tiefe zurückgeschleudert wurde. Doch einer, beim Befahren von Strömungen und Wasserfällen bewährten Regel gemäß, hielt die Ruderin das Ruder fest, und so stieß das Boot endlich zu den stilleren Gewässern fort. — In Tägsnäs endete die Wasserfahrt; der übrige Weg nach Degerfors ward zu Pferde gemacht. Der Abend war herrlich; die Hitze hatte nachgelassen und in unnennbarer Klarheit, wie man sie in Deutschland nicht kennt, wölbte sich der Himmel über uns. Von den Wiesen duftete das Heu, mit dessen Ernte jetzt Alles beschäftigt war. Auf den Steinfeldern, durch welche nun der enge Waldpfad führt, ragen oft ziemlich hohe Felsenwände hervor, über deren niedere Absätze man hinweg muß. Mein Pferd hatte eine unersättliche Begierde nach Grashalmen und jungen Birkenzweigen. Ich ließ es im Gehen fressen nach Herzenslust, scheute keine Gefahr und achtete mehr auf die schönen Aussichten, als auf den Weg. Ehe ich es bemerkte, war das Pferd von einem niederen Felsenabsatz aus eine schroffe Felsenwand hinangeklettert, und ging nun an einem glatten schmalen Rande in der Nähe von Abgründen einher. Mein Schrecken war nicht gering, denn ein einziger Fehltritt hätte das Leben kosten können; aber es war nichts zu thun, als dem Pferde ganz seinen Willen zu lassen und mit Ergebung dem Ausgange entgegen zu sehen. Das edle Thier bewährte sich als echter Berggänger: behende stieg es die glatte Höhe hinab, und die Gefahr war glücklich überstanden.

— Am Ende einer Moorwiese, über welche eine lange Knüppelbrücke führte, sprang eine Zahl gelbgrau gesprenkelter Auerhähner aus dem Gebüsch hervor. Die Thiere leben also keinesweges einsam, wie man behauptet hat. Ich war ohne Feuergewehr, sonst hätte ich meinem Wirth in Degerfors einige schöne Braten mitbringen können. — Der Wald öffnete sich, und am jenseitigen Ufer breitete sich das große Dorf Degerfors mit seiner Kreuzkirche aus. Ein Boot lag bereit und brachte mich zu meinem Wirth. In der heißen Nacht ward ich von Wanzen geplagt. Ich flüchtete mich in ein Nebengebäude; fand aber auch hier keine Ruhe. Diese bösen Thiere schwärzen sich mit dem Moose ein, womit man die Fugen zwischen den Balken ausstopft.

Die Rückreise nach Umeå machte ich diesmal ebenfalls theilweis zu Wasser. Der Fluß zeigt an vielen Stellen höchst malerische Ufer; nur die Burgruinen fehlen, um an die Ufer des Rheins und der Donau zu erinnern; überdies ist der Umeå meistens breiter, als jene Ströme. Eine halbe Viertelmeile unterhalb Wännäs fällt der Vindel in den Umeå. Beide Flüsse bilden hier einen Busen. Die Stelle hat viel Aehnlichkeit mit der Elbe bei Dessau, wo sie die Mulde aufnimmt. — Von Wännäs aus machte ich einen Abstecher zum Fällfors. Dies ist einer der merkwürdigsten Wasserfälle in ganz Schweden. In der Mitte des Umeå erhebt sich eine hohe Felswand, über und neben welcher der Strom sich zwischen Riffen und Zacken und kleinen bewaldeten Inseln sein Bette bricht. Der östlichste Fall ist der mächtigste; die Wassermasse ist größer als die des Rheinfalls bei Schaffhausen. Da wird man unwillkürlich an des großen Dichters Worte erinnert:

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt;
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Fluth auf Fluth sich ohn' Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Mit Donnern stürzt sich die wilde Gewalt,
Und schwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos als ging's in den Höllenraum, —

Und reißend ſieht man die brandenden Wogen
Hinab in den ſtrudelnden Trichter gezogen.

Aus dem Chaos der Tiefe ſteigt majeſtätiſch eine weiße Wolke gen Himmel und über der Wolke ſchwebt ruhig ein Regenbogen:

Der Waſſerſturz, das Felſenriff durchbrauſend,
Ihn ſchau' ich an mit wachſendem Entzücken.
Von Sturz zu Sturzen wälzt er jetzt in tauſend,
Dann aber tauſend Strömen ſich ergießend,
Hoch in die Lüfte Schaum an Schäume ſauſend.
Allein wie herrlich, dieſem Sturm entſprießend,
Wölbt ſich des bunten Bogens Wechſel-Dauer,
Bald rein gezeichnet, bald in Luft zerfließend,
Umher verbreitend duftig kühle Schauer.

Staunend und bewundernd ſteht der Menſch. Der Sturz der Wogen zieht ihn hinab in den vernichtenden Abgrund, aber die ſteigende Wolke hebt ihn wieder: nach dem verſüngenden Bade ruhet die neugeborne Pſyche hoch oben, wie auf einem bunten Triumphbogen und fühlt ſich Dem nahe, »aus deſſen Hand der Thau der Morgenröthe und dieſer Katarakt entquoll.«

Sechſtes Kapitel.

Von Umeå wandte ich mich wieder dem Süden zu, und reiſte auf der Straße von Stockholm nach Torneå. Die Gegend iſt eine flache, unfruchtbare, mit Sand, Kies und niedrigen Bäumen bedeckte Ebene. Man baut Roggen, Gerſte, Erbſen, Flachs und Kartoffeln; Gerſte iſt die vorherrſchende Frucht. Mit dem Eintritt in Angermannland wird das Land ſchöner und angebauter. Waldberge und Thäler wechſeln; ein Bauerngehöft reiht ſich an das andere. Die Männer beſorgen die Feldgeſchäfte; die Weiber und Kinder ſind im Hauſe mit Weben und Spinnen beſchäftigt. Aus den Zimmern aller Häuſer hört man den Webſtuhl; an dem Rand eines jeden Baches liegt Leinwand auf der Bleiche. Alle Gebäude haben den Anſtrich der Wohlhabenheit. Das Tiſchzeug, auf welchem man ſelbſt nur ein Glas Milch und Brot vorſetzt, iſt immer ſauber, die Betten

und die Bettwäsche immer reinlich und weiß. Ueberall findet man sehr gute Tische und Stühle, Fenstervorhänge und Fensterschirme, Wanduhren, selbst tapezirte Zimmer, auch wohl Bücher. Jedermann ist gut gekleidet. Auffallend waren mir Flechtschuhe aus Birkenrinde, die zwar nicht wasserdicht aber sehr warm sind. Die Viehzucht wird im Sommer als Sennenwirthschaft von Mädchen betrieben. Jeder Hof schickt ein 20- bis 30jähriges Mädchen. Jede Sennhütte hat eine Kammer für Milch, Butter und Käse, dann eine Küche, in welcher ein Kessel an einer Stange über dem Herd hängt, und außerdem einen Bretterverschlag zur Schlafstätte. Neben den Sennhütten bleiben die Kuh- und Ziegenheerden Tag und Nacht im Freien; am Abend werden sie in eine Umzäunung getrieben. Weiter nach den Alpen zu übernachtet das Vieh in Ställen, da man dort Bären und Wölfe zu fürchten hat. Gegen die Bären bewaffnen sich einzelne Sennenmädchen mit Gewehren, die sie öfters abschießen, um dadurch die etwa in der Nähe hausenden Unholde zu verscheuchen.

Von Docksta bis Fjal, am Ufer des Indal, geht der Weg durch eine reizende Gegend; Wald und Wasser geben den vorherrschenden Charakter. Das Meer dringt tief landeinwärts in langen, schmalen, gewundenen Armen, welche auf allen Seiten von waldigen Landspitzen begrenzt sind. Die Kirchen sind hier sehr auffallende Punkte in der Landschaft: große Gebäude von Ziegeln mit blendendweißem Anstrich; auf einem Giebel steht ein viereckiger Thurm, oben mit einer Pfefferbüchse auf vier Pfeilern, worin die Glocke hängt.

In allen jenen Seearmen fand ich die Leute sehr mit Strömingfischerei beschäftigt. Ich trat in ein einzelnes Haus, wo man eben den Ertrag des nächtlichen Fischzuges theilte. Die Leute hatten 8 bis 10 Tonnen mit dem Streichnetz gefangen. Ich frühstückte hier und zahlte für gebratene Ströminge, Eier, Brot und Butter, Käse, Bier, Erdbeeren, Milch, rohen Lachs und geräuchertes Rennthierfleisch nicht mehr als etwa zwei Groschen. Das Bier wurde mir in einer silbernen Kanne ge-

reicht. Auch sonst findet man in den Bauerhöfen Angermannlands und selbst in den kleinen Gasthöfen silberne Geräthe, besonders Becher und Kannen. — Den Eingang zu einem Gemeindehause fand ich mit einem Elennshorn geziert. Medelpad und Jemteland haben noch Elennthiere. Dies Thier ist der größte von allen Hirschen; es liebt die Einöde und hält sich nur in Waldgegenden auf. Immer nur ihrer zwei oder drei gehen auf die Weide, welche aus Sumpfkräutern und Baumrinden besteht. Es giebt Thiere, welche 12 Centner wiegen, ein einziges Horn ½ Centner. Das Horn ist kurz und schaufelförmig. Wegen ihrer hohen Beine laufen sie so schnell, daß ihnen weder Jäger, noch Hunde oder Wölfe nachkommen können, sie setzen selbst durch Moräste und schwimmen über die größten Flüsse und Seen. In Jemteland hatte ein Officier ein solches Elennthier gezähmt und fuhr damit, aber er fuhr es todt.

Auf der Weiterreise kam ich an einen Platz, wo man geschwendet hatte. Das Feuer war dem Erlöschen nahe, es rauchte nur noch stark; Gestrüppe, Moos und Wurzeln waren verbrannt, die Bäume nur verkohlt. Dieses Schwenden geschieht auf folgende Weise: man fällt die Bäume, haut die Zweige und Wurzeln ab, breitet sie aus, läßt sie oft ein paar Jahre zum Trocknen liegen und zündet sie an; die Stämme werden zu Brettern, Bau- oder Brennholz verwandt oder zu Kohlen verbrannt. Wo es an Absatz auch für Kohlen fehlt, verbrennt man die ganzen Bäume. Ein solcher Waldbrand dauert oft mehrere Wochen, und kann so schnell um sich greifen, daß selbst Die, welche den Wald angezündet, der Flamme nicht mehr entfliehen können; auf diese Weise haben schon mehrere Menschen das Leben verloren. Indeß sucht man der zu starken Verbreitung des Feuers durch Verhaue Schranken zu setzen. Beim Schwenden hält man das Ausbrennen der obersten Schicht mit ihren Pflanzenwurzeln, Samenkörnern, Insecteneiern ꝛc. für besonders wesentlich; an einigen Orten läßt man zur Vermehrung der Fruchtbarkeit etwas Moos zurück. In das so ausgebrannte Land säet man sehr dünn Roggen, der eine reiche Ernte giebt, die Aussaat kann jedoch nicht wiederholt werden. Nach einigen Jahren findet sich an solchen Stellen Wiesewachs

ein und allmählig erzeugt ſich wieder Wald. Oft ſieht man auf Schwendeäckern mitten zwiſchen der Roggenſaat verkohlte Baumſtämme, die das Feuer übrig gelaſſen hat. Am häufigſten wird in Småland und im oberen Schweden geſchwendet. — Bald nachher ging ich über den größten Fluß in Schweden, den Angerman. Er kommt aus Jemtland und bringt eine ungeheure Waſſermenge mit ſich. An ſeiner Mündung iſt er faſt eine Viertelmeile breit und ſehr tief; aufwärts iſt er nicht ſo breit, kann aber 8 bis 10 Meilen von den größten Schiffen befahren werden, dann hemmen Stromfälle die weitere Fahrt.

Die Waldkette zwiſchen dem Umeå und Angerman ſetzt ſich fort, aber die Zeichen von Gedeihen und Wohlſtand nehmen hinter Sundsvall ab. Zwiſchen verkrüppelten Fichten blicken hie und da Ackerfelder hervor, welche mit grauen, hölzernen, gebrechlichen Häuſern bebaut ſind. Hier ſind nicht Webſtühle in jedem Hauſe, keine guten Behauſungen, kein Ueberfluß an häuslichem Beſitzthum. Boden und Volk erſcheinen ärmer. Die Häuſer folgen hier ohne Ordnung aufeinander, ſchmutzige oder ſtaubige Wege gehen dazwiſchen, zerriſſene Zäune laufen um ſie herum, und Steingeſchiebe ragen an allen Orten hervor. Fünf regelmäßige Mahlzeiten halten ſelbſt Diejenigen, welche Brot und Rindenmehl eſſen. Fiſche, Fleiſch, Käſe und Mehlbrei, d. i. Mehl in Milch oder Fleiſchbrühe gekocht, ſind die gewöhnlichen Speiſen. Die beſſeren Nahrungsmittel ſind gedörrtes Rennthierfleiſch, geräucherter Lachs, Hammelfleiſch und Wildpret. Käſe und Butter werden ſeltener genoſſen, da man ſie hier verkaufen kann. Ein Mittagsſchläfchen iſt hier unter allen Claſſen ſo gewöhnlich wie in Spanien oder Italien. Walderdbeeren mit fetter Alpenſahne ſind jetzt eine wahre Ergötzung; auch aß ich zum erſten Mal Åkerbär, die mir mein Skjutsbonde pflückte; der Geſchmack der dunkelbraunen brombeerartigen Frucht iſt etwas ſüß, lieblich und würzig.

Die Eſche, die Pappel und die Maßholder beginnen nun die Landſchaft einigermaßen zu heben, und man ſieht nicht mehr allein die Spitzen der Kiefern ſich nach den Wolken ſtrecken,

obwohl dieser letztere Baum in allen schwedischen Landschaften einen eigenthümlichen Zug ausmacht. Dieser besteht in der langen und ausgezackten Linie der Kieferwipfel an den Wolken. Dazu füge man einen kleinen umwaldeten See und Thalgrund, und an dem einen Ende desselben ein grünes Wiesenfeld, das mit grauen Felsmassen und grauen Häusern bedeckt ist: und man hat das Gepräge der Landschaft.

Beim Eintritt in Helsingland beobachtete ich zuerst ein starkes Nordlicht, ohne jedoch das mindeste Geräusch dabei wahrzunehmen. Der Nordhimmel war von lichten, auf- und niederfahrenden, schillernden Strahlen glänzend erleuchtet. Diese wechselten, ähnlich den Farben des Regenbogens, mit Weiß, Gelb, Grün und Roth; bald fuhren sie in schräger Richtung neben einander her, bald flossen sie mit hellem Schimmer in einander, bald trennten sie sich wieder feindselig, bald stand der Schein ganz friedlich still. Am schönsten war der Anblick, wenn dunkle Wolken hinter die Strahlen traten, oder die Sterne, wie Augen hinter einem dünnen Schleier, hindurch blinkten. Das dauerte etwa eine halbe Stunde lang.

Ich befinde mich jetzt in Dalekarlien, oder, wie man hier spricht, Dalarne, auf geschichtlichem Grund und Boden. Bei Mo verließ ich die große Straße und fuhr an den malerischen Ufern des Ljusnan bis Bollnäs; das Pfarrhaus ist ein prächtiges Gebäude mit drei Sälen und vielen Zimmern. Von da aus hat man eine herrliche Aussicht: ein weites Thal dehnt sich zu beiden Seiten des Ljusnan aus, der hier den See Warpan bildet, und ist mit Dörfern besäet. Getreide- und Flachsbau ist sehr ansehnlich; Fruchtbarkeit des Bodens und Wohlhabenheit gehen Hand in Hand. Von Bollnäs ging meine Reise weiter westlich durch zahlreiche Dörfer und anmuthige Thäler im Angesicht des Wärsees und über den Wärnafluß nach Alfta, wo ich bei dem dortigen Pfarrer übernachtete, der mich herzlich willkommen hieß. Die Wohnung desselben ist ein wahres Herrenhaus: Alles ist groß und schön; der Fußboden meines Schlafzimmer war getäfelt und gemalt. Ich besichtigte den größten

Bauernhof des Dorfes: er hatte 13 Zimmer, eine besondere Wohnung für den Winter und für den Sommer. Einige Zimmer dienten, wie überall in Helsingland und Dalarne, zur Aufbewahrung der Kleider; da hing Alles, von den Röcken und Westen bis zu den Strümpfen und Handschuhen herab, an den Wänden und mitten im Zimmer in größter Ordnung neben einander. Alle Zimmer waren nett und reinlich, mit aufgemachten Betten und gescheuertem Fußboden. Zunächst dem Wohnhof liegt der Draußenhof (Utanhus), d. h. die Pferdeställe, Vorrathshäuser ꝛc., weiterhin die Scheunen und Viehställe. Die Aalfischerei ist sehr beträchtlich. Man ißt auch Erlenbrot und mischt unter das Brot die Hülse des Leinsamens. Sennhütten hat man viel. Ich bemerkte ein paar Mädchen aus Dalarne, die unter dem Klang der Hirtenflöte die Heerde austrieben. Der eigenthümliche Ton lockte mich; ich trat näher: es war ein Kuhhorn mit drei runden kleinen Löchern und ward ganz wie eine gewöhnliche Flöte geblasen. Auf meine Bitte spielten die Mädchen mehrere hübsche Weisen, auch ein geistliches Lied: Alles mit großer Fertigkeit und Innigkeit. Die Helsingerinnen führen lange Flöten aus Fichtenholz mit Birkenrinde überkleidet. Die Flöten werden in den Waldbergen geblasen, um die Bären zu schrecken. Die Heerde läßt sich durch die Stimme der Hirtin leiten.

Von Alfta geht der Weg bis zu dem großen Dorfe Edsbya, theils im Flußthal des vielfach gekrümmten Wärna, theils über Hügel durch eine reiche, dicht bevölkerte Landschaft fort. Die Berge sind bis zum Gipfel, auf welchem man geschwendet hat, angebaut. Die Bauernhäuser haben zum Theil zwei Stockwerke mit weißbemalten Fensterrahmen, die sich recht hübsch ausnehmen. Hinter Edsbya fährt man durch einen großen Wald neben mehreren Köhlerhütten vorbei. In einer derselben übernachtete ich. Die Köhlerhütten sind über den ganzen Wald zerstreut und gehören zum Eisenwerk Wärna. Die Köhler haben Vieh und Acker, halten zwei Pferde und stehen sich meistens recht gut. Hinter dem Köhlerdorf Finyran überschreitet man die Grenze von Helsingland. Dalfors ist der erste Ort in Dalekarlien. Von da fährt man durch dichten, einsamen Fichtenwald, wo man nur selten eine Menschenwohnung erblickt,

paſſirt hin und wieder einige überbrückte Arme des Oreſees, erblickt in einiger Entfernung die kleine thurmloſe Kirche von Ore und erreicht ſo den erſten Gaſthof in dem großen, aber armen Bauerndorf Dalby. Von Dalby fuhr ich über Boda und Rättvik nach dem Dorfe Mora. Der Weg zeigt einen mannigfaltigen Wechſel von Berg, Thal und Wald. Die Dörfer liegen auf den luftigen Höhen, wo der Dalkarl am liebſten ſeine Wohnung bauſ. Die Häuſer erſcheinen, im Vergleich mit den Helſingſchen Bauerhäuſern, als Hütten. Ueber dem hölzernen Dach dieſer niedrigen Gebäude ſtehen hohe ſteinerne Schornſteine, in Mora bis 4 Ellen hoch. In der Nähe von Boda brauſt der Waſſerfall Styggforſſen. In einer weiten Schlucht, die mehrere Hundert Ellen tief iſt, ſtürzt der Fluß auf Stufen von hohen und ſchmalen Klippen. Der bedeutendſte Fall iſt wohl 60 Fuß hoch; aber die Waſſermaſſe iſt gering. Der Fluß ergießt ſich durch den Gärſjön in den großen See Siljan, der 5 Meilen lang und 3 Meilen breit iſt. Bei Rättvik erblickt man den Spiegel; die alte ſteinerne Kirche dieſes Ortes liegt auf einer Landzunge des Siljan. Man fährt über Waldhöhen längs des Sees, der oft durchſchimmert. Nach trüber und regniger Witterung brach jetzt die Sonne durch das graue Gewölk und erleuchtete einen Theil der freundlichen Ufer mit ihren Buchten, Wieſen und Hainen, zwiſchen denen Dörfer hervorguckten. Von da fährt man meiſt durch dichten Nadelwald bis zum Dorfe Färnäs, dann geht's wieder am Geſtade des Siljan entlang und endlich gelangt man über eine Floßbrücke nach Mora. Solche Brücken beſtehen aus Tannenſtämmen, welche der Länge nach nebeneinander ſchwimmen von einem Ufer zum andern. Quer über dieſe liegen noch dünnere Baumſtämme. An beiden Uferſeiten ſchwimmen Gerüſte von vielen untereinander verbundenen Stämmen, die ſchräg auf die Brücke auslaufen, um dem Ganzen Halt zu geben. Dicht an dem Geländer zu beiden Seiten ſind höher hervorragende Stämme für die Fußgänger gelegt. Wenn man über eine ſolche Brücke fährt, dann geben die unteren Stämme ſo ſtark nach, daß an den Stellen, wo das Pferd auftritt und die Räder gehen, das Waſſer die oberſte Schicht wohl einen Fuß hoch bedeckt. Selbſt die Fußgänger kommen oft bis

über die Knöchel ins Wasser. Diese Floßbrücken steigen und sinken mit dem Strom; häufig sind sie auch durch Ketten am Ufer befestigt.

In Mora sah ich die Leute aus der Kirche kommen. Die Dalekarlier, d. i. Thalmänner, nehmen in der schwedischen Bevölkerung dieselbe Stelle ein, wie in anderen Ländern die Gebirgsbewohner oder Hochländer. Sie sind hager, aber von starkem Knochenbau; die Stirn ist hochgewölbt, das blonde oder schwarze Haar wallt bei Männern und Weibern bis über die Schultern, oft in langen Locken, herab. In den breiten Gesichtszügen prägt sich eine derbe Natur aus; aus den großen blauen Augen leuchtet ein offenes keckes Wesen hervor. Die Männer tragen den niedrigen runden Dalkarshut von schwarzem Filz mit breiter herabhängender Krempe und hübscher Litze, auch wohl mit rothen Quasten verziert. Ueber eine Art Wamms ziehen sie das Wadmalscamisol, d. i. ein kurzer Ueberrock von weißem oder blauem Flanell. Die mit großen Knöpfen versehenen Beinkleider und die blauen Strümpfe werden unter dem Knie mit Schnallen oder rothen Troddelschnüren gehalten. Man trägt auch Pelze, an welchen das Rauhe nach innen gekehrt ist. Alltäglich bei der Arbeit tragen Männer und Weiber ein langes ledernes Schurzfell. An einem Leibgürtel führen sie in einem mit Leder überzogenen Holzfutteral ein kurzes Messer mit breiter dicker Klinge. Die Tracht der Frauen und Mädchen besteht aus einer eng anschließenden, farbigen Mütze, einem rothen Mieder und einem sehr krausen Faltenrock; dazu kommen farbige wollene Schürzen und scharlachrothe Strümpfe. Des Sonntags erscheinen sie in weiten weißen Hemdsärmeln, stehenden Halskragen und Mützen mit breiten Haubenstrichen; das Mieder wird dann durch zinnerne Ringe und Spangen zusammengehalten. Die Schuhe sind grob und plump, vom dicksten Leder und mit rothen Troddeln geschmückt. Unter den Sohlen sind, etwas vom Hacken-Ende entfernt, hohe nägelbeschlagene Absätze; zuweilen werden die Sohlen aus Birkenrinde gefertigt. Die Weiber haben auch eigenthümliche silberne Trauringe: unten sehr schmal, oben auf dem Finger sehr breit; auf der breiten vergoldeten Fläche hängen 9 kleine, sich bewegende silberne Ring-

lein, wie Küchlein um die Henne. Neben den Häusern sieht man Vorrathshäuser auf Pfählen. Die Hauptthäler, welche die Thalmänner bewohnen, sind die beiden großen Flußbetten der östlichen und westlichen Dal-Elf mit ihren vielen Seitenarmen, welche sich in der Nähe von Falun vereinigen und den Strom Dal bilden. Ihre Lebensweise ist höchst einfach, und auf die alten Sitten wird streng gehalten. Unter einem solchen unverdorbenen, kräftigen Menschenschlag trat Gustav Wasa auf. Dort drüben in der Kirche zu Rättvik redete er zum ersten Male zum Volk. Hier in Mora hielt er seine zweite Rede. Es war in den Weihnachtstagen; die Mittagssonne schien hell auf die Schneeberge; die Bauern kamen aus der Kirche, und Gustav stand auf einem Hügel des Kirchhofes. Da schilderte er der versammelten Menge mit lebhaften Farben das Stockholmer Blutbad, und das gab nachher den Ausschlag. Mit scharfem Blick hatte Gustav die geheimen Pläne des Dänenkönigs durchschaut und hielt sich daher auf einem seiner Güter unweit Mariefred, im Süden des Mälar, fern von den Krönungsfeierlichkeiten Christians II. in Stockholm. Ein Landbauer brachte ihm die Nachricht von dem schrecklichen Blutbade. Schnell raffte er zusammen, was er an Gold und Silber haben konnte, und ritt, von einem Knechte begleitet, gegen Norden. Als Gustav auf einer Fähre allein über den Kohlsund übergesetzt war, da entwich der Knecht am jenseitigen Ufer mit dem Pferde. Aber Jener ließ sich sogleich wieder über den Sund zurückrudern und verfolgte den Knecht so eifrig und geschickt, daß dieser endlich in der Angst vom Pferde sprang und in den Wald lief. Es war schon in schlimmer Jahreszeit, Ende Novembers, als Gustav an die Dal-Elf kam. Hier vertauschte er die Herrenkleidung mit dem Wadmalscamisol, dem runden Hut und dem Schurzfell eines Dalarner Bauern. So trat er in ein Gehöft unweit des Faluner Kupferberges ein, um seine Dienste als Knecht anzubieten. Rankhütte hieß der Hof und gehörte dem reichen Bergmann Andres Persson, der mit ihm als Freund in Upsala studirt hatte. Hier drosch der vorgebliche Knecht mit Knechten und Mägden auf der Scheune, die noch heutiges Tages dort zu sehen ist. Ein Mädchen entdeckte, daß er unter

dem Wadmalscamiſol etwas Seidenes trüge. Sie ſagte es Herrn Perſſon. Dieſer nahm den neuen Dreſcher bei Seite; Guſtav gab ſich zu erkennen, verließ den furchtſamen Andres Perſſon und ging drüben nach der andern Seite des Runnſees, wo noch ein anderer Univerſitätsfreund Arendt Perſſon Dernſtykt auf ſeinem Hofe Ornäs ſaß. Der See und ſein Abfluß Lillelf war gefroren. Haſtig eilte er gegen Abend über den Strom; aber die Eisdecke brach, und nur ſeine jugendliche Rüſtigkeit rettete ihn. Am Herde des Fährmanns trocknete er ſich, und kam am folgenden Tage glücklich in Ornäs an. Er offenbarte dem Freunde ſeine Pläne. Dieſer hielt es mit den Dänen. Unter dem Vorwand, Bundesgenoſſen zu werben, fuhr er mit dem Schlitten aus, und hatte ihm während dem die obere Kammer angewieſen; den Knechten gab er Anweiſung, auf den Fremden aufzupaſſen. Er ſelbſt eilte zu Herrn Nilsſon Swinhufwud; der ſollte Guſtav Eriksſon fangen helfen. Nilsſon nannte das Niederträchtigkeit. Von da fuhr Jener zum däniſchen Vogt im Städtchen Säter; auf dem Wege dahin mußte er abermals vor Ornäs vorbei. Seine Frau bemerkte den Schlitten und ahnte Schlimmes für den Gaſt. Mittels eines langen Handtuches, wie man ſolche noch jetzt von außerordentlicher Länge in Schweden findet, ließ ihn Frau Barbara aus dem Fenſter herab. Unten ſtand ein Schlitten bereit und förderte die ſchleunige Flucht über den gefrorenen Runnſee. Guſtav floh weiter nach Norden. Bei einem Pfarrer fand er vorläufig Herberge. Aber der Sicherheit wegen ſandte ihn dieſer nach Iſala zu einem Forſtmann. Kaum war er dort eingetreten und aufgenommen, ſo traten auch die däniſchen Verfolger hinter ihm ein. Er ſtand grade am Ofen und wärmte ſich, während die Hausfrau mit Brotbacken beſchäftigt war. Jene fragten nach ihm, die kluge Frau aber, ſtatt ſogleich Antwort zu geben, ſchlug nach Guſtav mit dem Brotſchieber und ſchalt ihn, daß er hier Maulaffen feil halte, ſtatt in der Scheune zu dreſchen. Der Verkappte ſenkte den Kopf in den Schatten der Hutkrempe und ſchlurrte hinaus. Der Forſtmann verſteckte ihn darauf in ein großes Fuder Stroh und fuhr ihn durch einſame Wälder weiter hinauf in die Berge. Die Dänen hielten den Wagen an, ſtachen mit

Spießen ins Stroh und verwundeten Gustav am Beine. Es war grade eine Ader getroffen, und als die Dänen fort waren, sah der Forstmann mit Schrecken, daß Blut aus dem Stroh auf den Schnee herabfloß. Sogleich verwundete er ein Pferd am Bein, damit die Blutstropfen erklärt werden könnten. Glücklich brachte er den Flüchtling bis an den Finnenwald nach Marnäs zu einem andern Förster. Dieser verbarg ihn im Walde unter einer umgestürzten Fichte. Hier lag er drei Tage lang in der Winterkälte. Dann vertauschte er diesen Ort mit einem andern, der kaum besser war. Auf einem kleinen, rings von Sumpf umgebenen Hügel stand eine hohe Fichte, deren Zweige tief auf den Boden herab hingen und ein natürliches Dach bildeten. Hier brachte er die nächsten Tage zu, bis die dänischen Späher aus der Gegend entwichen waren. Jener Hügel im Kirchspiel von Leksand wird noch heute gezeigt und heißt der Königshügel. Darauf trat Gustav offen hervor und sprach in der Kirche zu Rättvik zu den zahlreich versammelten Bauern. Von da ging er nach Mora, mußte sich aber vor den Dänen eine Zeitlang in einem Keller zu Utmeland verbergen. Das Dorf Utmeland liegt eine Viertelmeile von Mora. Dahin fuhr ich über den Siljan. Jetzt ist dort ein neues Haus über dem alterthümlichen Keller aufgebaut. In jenem Keller ist noch das Loch sichtbar, durch welches man dem nachherigen Könige Speise reichte. Auch hieher kamen die Späher; aber die Hausfrau, welche grade das Weihnachtsbier braute, verdeckte das Loch schnell mit einem Gefäß voll Würze. Aus diesem Keller ging Gustav in den Weihnachten hervor und redete abermals auf dem Kirchhof zu Mora. Seine Worte waren Funken, welche in Zunder fielen; aber die Flamme des Aufstandes wurde erst durch hinzukommende neue Umstände zum Ausbruch gebracht. Die Bauern konnten sich nicht gleich entschließen. Gustav mußte aufs Neue flüchten. Unter der eine Viertelmeile von Mora gelegenen Mokarleby-Brücke, über welche die dänischen Reiter hin und wieder trabten, mußte er in strenger Winterkälte mehrere Tage zubringen und entwich dann in die Wildnisse der Schneeberge an der norwegischen Grenze. Als nun ein dänischer Untervogt in Mora sich mit hitzigen Worten und Drohungen

gegen einen Dalarner vergaß, da wurde der Voigt erschlagen, die Sturmglocke ertönte und Gustav durch den besten Skidläufer, d. h. Läufer auf Schneeschuhen, von der norwegischen Grenze geholt. So bekamen die Bauern an ihm ein kluges Haupt, das nach einigen Jahren die schwedische Krone trug.

Nachdem ich alle geschichtlich merkwürdigen Stellen, nämlich den Kirchhof, die Mokarleby-Brücke und den oben erwähnten Keller in Augenschein genommen, kehrte ich von Utmeland nach Mora zurück. Es war ein herrlicher Abend; die untergehende Sonne vergoldete die von lichtem Blau umhüllten Berge; kein Lüftchen bewegte den See, auf dem ein Schwan majestätisch dahin ruderte; ernst hob sich am Ufer die alte ehrwürdige Kirche von Mora, während die Fenster der friedlichen Hütten im Abendroth glänzten.

Auf dem Wege von Mora nach Fälun liegt rechts auf einer Landzunge des großen Sees Runn der Edelhof Ornäs: eine schöne Allee führt dahin. Das hölzerne Gebäude, welches einst Arendt Persson Oernflykt bewohnte, wird noch im alten Stand erhalten. Es hat zwei Stockwerke und ganz kleine Fenster. Eine Treppe führt, wie bei den schweizerischen Bauernhütten, außerhalb des Hauses auf eine Gallerie, die auf der Seite des Eingangs an dem obern Stocke hinläuft. Von dieser aus führen einige Thüren in die verschiedenen Stuben. Die Kleiderkammer, in welcher Gustav verborgen war, ist ein Saal mit ganz kleinen Fenstern. Da steht der König in Holz, mit königlicher Kleidung behangen, auf einem thronartigen Gerüst. Auf einem Tische vor ihm liegt die Bibel, daneben die ledernen Unterhandschuhe und eisernen Oberhandschuhe, der eiserne Ringkragen und der eiserne Helm. Auf dem Fenstergesimse liegt seine messingene Uhr; an der Wand hängt sein Hemde aus Messingdraht, sein Degen und seine Armbrust. Das Bett, worin er schlief, ist, eben so wie das thronartige Gerüst, mit blauem Tuch bedeckt, worauf große, gelbe Kronen ausgesäet sind. Dieser Schmuck macht sammt der hölzernen Königspuppe einen widerlichen Eindruck. An der Thür stehen, als treue Waffengenossen Gustavs

zwei ausgestopfte dalekarlische Bauern, gerüstet mit Armbrust und Köcher in weißer Kleidung. Man zeigt auch noch einen gewissen geheimen Canal, durch welchen Gustav entkommen sein soll; die Geschichte lehrt indeß, daß es ein Fenster gewesen.

Von Ornäs nach Fälun sind wiederum Birken und Fichten die gewohnten dicht gedrängten Begleiter. Die Schlacken am Wege, Ueberbleibsel alter Werke, zeigen, daß man sich einer Bergstadt nähert. Auf einer Höhe öffnet sich die Aussicht auf den Runn-See, an welchem Dalarne's Hauptstadt liegt und von der man einen Theil sieht. Davor liegt die große, jetzt bearbeitete Grube. Auf dem Wege bis dahin ist Alles wüst und todt. Man sieht nichts als braune Schlacken, neben welchen kaum ein Grashalm hervorkeimt. Dunkle Rauchwolken ziehen einen kaum durchsichtigen Flor über die Einöde. Hier und dort erscheinen dampfende Erdhaufen, während eine Anzahl größerer und kleinerer Kupferschmelzen Feuer ausspeiet. Es war mir, als sähe ich die Trümmer einer gänzlich zerstörten, noch rauchenden Stadt. Die Gebäude der Werke und alle sie umgebenden Hütten der Arbeiter sind vom immerwährenden Qualm und Rauch so geschwärzt, daß kein Schimmer einer anderen Farbe sichtbar wird. Aus der Mitte der Stadt erhebt sich auf einer kleinen Anhöhe eine bedeutende, mit Kupfer gedeckte Kirche. Nach einer Karrenfahrt auf steinigen, holprigen Wegen gewährte mir ein guter Gasthof alle mögliche Bequemlichkeit.

Fälun liegt in einem ziemlich engen Thale zwischen dem Warpen- und Runn-See. Die Stadt hat etwa 4500 Einwohner. Mitten hindurch fließt ein kleiner Fluß. Die Straßen sind größtentheils gerade, die Häuser theils von Stein, theils rothe Blockhäuser. Eine unter dem Volke verbreitete Sage leitet die Entstehung der Kupfergruben von den Zeiten Salomonis her; nachweislich haben sie allerdings schon vor 500 Jahren bestanden. Gegenwärtig werden die Minen auf Rechnung von Privatpersonen bebaut.

Nachdem man sich durch den erstickenden Schwefeldampf der erwähnten Erdhäuser hindurchgearbeitet, wo das rohe Erz zum ersten Male durch Ausbrennen gereinigt wird, gelangt man an die Tagöffnung der Grube, welche man die große Pinge

nennt. Dieser mächtige Schlund von 1200 Fuß Länge, 600 Fuß Breite und 180 Fuß Tiefe, mit vollkommen schroffen Wänden, entstand durch mehrere Grubeneinstürze. Fünf große, von Wasser getriebene Winden umgeben den Rand des Schlundes und fördern das Erz aus verschiedenen Schachten zu Tage. Von diesen Schachten ist der über 1000 Fuß messende Adolph-Friedrichs-Schacht der tiefste. Dicht an dem Abhang steht ein kleines Haus, wo immer mehrere Arbeiter mit den Kienfackeln beschäftigt sind. Diese bestehen aus einem armlangen Bündel von dünnen, gespaltenen, dürren Tannenholz-Spänen, welche durch eiserne Reifen zusammengehalten werden. Aus jenem Hause steigt man im Grubenkittel bei Fackelschein die ersten 180 Fuß auf Treppen hinab, und befindet sich nun auf dem Boden der großen Einsenkung. Hier sind nur wenige Arbeiter damit beschäftigt, Schwefelkies von dem frei liegenden Gesteine abzusprengen. An einigen Stellen führen unterirdische Gänge oder Stollen in den Berg. Nachdem man die ganze Breite des Schlundes durchwandert, steht man an dem Haupteingange zu den Minen. An die Stelle der Treppen kommen bald Leitern, auf denen man bis zum Boden der oberen Gruben-Abtheilung niedersteigt. Tiefe Stille herrschte in den mit Fackeln- und Pulverdampf angefüllten Gängen; nur das Geheul der Aufförderungsmaschinen ertönte, und hie und da hallten die auf den Ambos fallenden Hammerschläge einer funkensprühenden Schmiede. Oft wurde die Dunkelheit eines langen Ganges durch die entfernte Fackel von Arbeitern mit flackerndem Lichte erhellt. Die Luft war drückend warm; zuweilen wehte Zugwind. Bis in diese Tiefe von 336 Fuß sind Carl Johann und Oskar gestiegen; das zeigen ihre mit Kreide an die Wand geschriebenen, dann eingehauenen und mit Glasrahmen umgebenen Namenszüge. Nach einer halbstündigen Wanderung gelangten wir an den bis in die unterste Tiefe gehenden Adolph-Friedrichs-Schacht. Hier, an dem Abgrunde des viereckigen Schachtes stehend, der wohl 30 Fuß im Durchmesser hat, sollte mir ein seltenes, schönes Schauspiel zu Theil werden. Auf den Ruf des Obersteigers wurden auf die um den Rand des Schachtes laufende Gallerie einige 20 brennende Fackeln gelegt, deren Schein

den oberen Theil des finſteren Schlundes hell erleuchtete. Allmählig trennten ſich brennende Kohlen von den Fackeln und ſenkten ſich im leichten Feuerregen. Auf einen abermaligen Ruf des Oberſteigers ſchleuderten die Arbeiter die Fackeln nach einander in den Abgrund, nachdem ſie zuvor einen Schlag gegen die Gallerie gethan. Dadurch ergoß ſich nun ein Strom von tauſend Kohlen und Funken, mit dazwiſchen flammenden Spänen und Brandwirbeln, und erleuchtete ſo den ſchaurigen Rieſenſchlund in ſeiner ganzen, über 1000 Fuß meſſenden Tiefe. Gleichzeitig dröhnte durch die Minen der dumpfe Donner der Sprengungen. Allmählig verſiegte der Feuerſtrom; einzelne Funken ſchwebten noch hinab, dann wurde es oben wieder finſtere Nacht, während unten am Boden, bergetief, wenige brennende Späne, wie entfernte Lichter, verglühten. — Ich fuhr noch in eine andere Grube, deren unterſte Gänge ſchmaler und ſehr naß ſind. Hier ſetzt ſich der Vitriol in einer verhärteten, beinahe durchſichtig grünen Maſſe an und wird alle 14 Tage abgebrochen. — »Es freue ſich, wer da oben athmet im roſigen Licht!« Das war mein Gedanke, als ich wieder an der Oberfläche der Erde auftauchte und die balſamiſche, von der Sonne erwärmte Luft einathmete.

Am Abend wurde ich zu einer Geſellſchaft als Gaſt gebeten. Einige der Gäſte ſprachen recht gut deutſch. Das Geſpräch wurde nicht lebhaft und ſo leiſe geführt, daß man faſt nie ein lautes Wort hörte. Vor Tiſch wurde Thee und Punſch herum gegeben, während des Eſſens aber nach Landesſitte nur Waſſer gereicht. Auf einem Nebentiſche ſtand eine Flaſche Bier, deren ſich Jeder nach aufgehobenem Mahle beliebig bedienen konnte. Das Eſſen beſtand größtentheils aus ſüßen Schüſſeln. Während dem wurde die Unterhaltung von den Schweden unter ſich ſehr lau und faſt nur flüſternd geführt. Gleich nach Tiſch empfahl man ſich. Jeder nahm, ſo wie er aufgeſtanden war, ſeinen Hut, und nach ein paar Minuten hatte die ganze Geſellſchaft das Zimmer verlaſſen.

Von einem der anweſenden Gäſte, einem Arzte, erhielt ich nähern Aufſchluß über die ſogenannte Predigt-Krankheit. Er hatte, um die Krankheit zu ſtudiren, eine Reiſe in diejenigen

Gegenden gemacht, wo dieſe eigenthümliche Erſcheinung am ſtärkſten hervortrat. Dies gilt namentlich vom Stifte Skara in der Provinz Weſtgothland, zwiſchen dem Wenern- und Wetternſee. Die Krankheit in Schweden iſt lediglich eine Folge religiöſer Ueberſpannung und hat viel Aehnlichkeit mit dem magnetiſchen Zuſtande des Hellſehens. Sie begann mit krampfhaften Zuckungen in den Gliedern, wunderlichen Verdrehungen der Augen und mit dem Hervorſtoßen unbeſtimmter Laute. Der zweite Grad war eine fieberhafte Betäubung, ſo daß der Kranke weder hört, noch ſieht, noch Nadelſtiche fühlt, ſondern nur, wie ein Schlafender im Traum, allerhand Geſichte ſieht, als Schlangen, die ſich um böſe Menſchen winden, Engel mit grünen Zweigen oder hellglänzenden Kronen. Der höchſte Grad des Ergriffenſeins war das Singen von weltlichen oder geiſtlichen Liedern, und das Predigen oder »Rufen« nach Matth. 3, 3, wo im Schwediſchen nach der Urſchrift überſetzt iſt: »Stimme eines Rufenden« ſtatt »Stimme eines Predigers«, wie Luther es gegeben hat. Dieſes Predigen war etwas durchaus Unfreiwilliges, ſo daß Kranke, die den andringenden Sturm der Töne mit Gewalt unterdrücken wollten, doch der inneren Macht, die eine halbe Bewußtloſigkeit herbeiführte, weichen mußten. Die Kranken waren in dieſem Zuſtande für das Benehmen oder die Beſchaffenheit Gegenwärtiger oder Eintretender empfänglich, und zwar ohne die Augen zu öffnen oder den Blick auf ſie zu richten. Der Ausbruch des Singens oder Rufens war mit einem Gefühl ſeliger Wonne und Erhebung verbunden, während vorher das Gefühl der Unruhe und peinlichen Spannung vorherrſchte. Der Inhalt der Predigten zeigte wohl einen gewiſſen Aufſchwung des Geiſtes, aber Nichts, was über den Geſichtskreis der Bildung deſſelben hinausgegangen wäre. Es wurde darin vor Trunk, Spiel, Hoffart und dergleichen gewarnt und zur Bekehrung ermahnt. Auch kamen Weiſſagungen vom Untergang der Welt und dem Eintritt des tauſendjährigen Reiches vor. Das Volk ſah darin etwas Wunderbares; und Viele meinten, der jüngſte Tag ſei nahe; ſie ſparten daher nicht mit dem Saatkorn und gaben dem Vieh, ſoviel es freſſen wollte. Manche Weiber warfen ihren Putz ins Feuer und verbargen

ihre rothen Kleider im Walde. In einigen Gegenden, wie im Stifte Skara, wurden Tausende von der Krankheit angesteckt, wobei es nicht an Betrügerei fehlte. Der Anblick vieler gaffenden Personen und schonungslose Behandlung von Seiten der Obrigkeit steigerte die Erregung; die Einsamkeit der Krankenhäuser, unter weiser Behandlung der Aerzte, bewirkte die Heilung am schnellsten. Bei Einigen hatten die Erscheinungen Aehnlichkeit mit dem sogenannten Veitstanz: sie bellten wie die Hunde, heulten wie die Wölfe, sprangen, tanzten, und rollten sich auf dem Boden. Sehr selten kam es vor, daß etwas Anderes, als Religiöses gesprochen wurde. So bei einem Säufer, der ein bitterer Feind der rufenden Stimmen war, und als er nun selbst von Zuckungen ergriffen wurde, in gräuliche Flüche ausbrach. Bei Vielen hatten die Predigten die Färbung einer durchaus reinen Frömmigkeit, z. B.: »Das sind falsche Stimmen, die nur von Kleidern reden, von Metallen, Farben und Perlen. Der Bettler in seinen Lumpen kann in die Hölle geworfen werden, und der, welcher in Seide gekleidet ist, kann wohl in den Himmel kommen. Zerreißet eure Herzen und nicht eure Kleider; darf nur Jesus in das Herz kommen, so verschwindet außen die Pracht.« Von einem andern Falle berichtet ein Dr. Sköldberg unter Anderm Folgendes: »Der Anfall begann mit einer drückenden Unruhe in der Brust und einem unbehaglichen Gefühl in Armen, Schultern, Hals und Nacken. Bald entstand ein schnaufender, heftig stoßender Athemzug; die Gesichtszüge veränderten sich, und nahmen den Ausdruck eines tiefen, innerlichen Leidens an, als ob sich ein herzzerfressender Schmerz darin malte. Dann begann ein mächtiger Krampf; einzelne unarticulirte Laute wurden hervorgebracht, und vergebens strebte die Kranke, den innern Trieb zu bewältigen; denn noch hatte sie volle Besinnung. Plötzlich veränderte sich die Scene. Die Augen wurden klar, glänzend und lebhaft, alle Gesichtszüge gingen, wie durch einen Zauberblitz, von dem Ausdrucke des schmerzhaften Leidens in den der Entzückung über. Die zuvor unregelmäßig herausgestoßenen Töne wurden gleichmäßig, lang und voll, wie wenn nach einzelnen auf einer Orgel prüfend angeschlagenen Tönen auf einmal eine tiefe, andachtsvolle Choral-

melodie im Heiligthum erbrauſt, gleich einem Strom, der über einen durchbrochenen Damm mächtig und vollwogig dahinrollt. In dem Uebergange von der Qual und dem inneren Streit zum ſeligen Gefühl des Entzückens lag wirklich etwas Zauberiſches, und wer dieſe Verklärung auf dem von himmliſchem Frieden durchleuchteten Antlitz einmal geſehen hat, der vergißt das Bild wohl niemals. Nach einem Choralvers brach die Predigt durch, die mit hoher, auf- und abſteigender Stimme declamirt wurde.« Dies erinnert an die Camiſarden, oder die franzöſiſchen Reformirten in den Cevennen, bei welchen zu Anfange des 18. Jahrhunderts in Folge religiöſer Bedrückungen ganz ähnliche Erſcheinungen vorkamen. — Jetzt ſcheint dieſe Krankheit in Schweden ausregiert zu haben.

Von Dalekarlien warf ich meine Blicke nach Wärmeland, um von da aus Norwegens Hauptſtadt Chriſtiania zu erreichen. Der Weg dahin ging von Falun aus über Philippſtad und Carlſtad. — Man ſtellt ſich Schweden gewöhnlich als ein ſehr gebirgiges Land vor, mit himmelanſteigenden Höhen, undurchdringlichen Waldungen, wilden romantiſchen Schluchten, durch die ſich reißende Bäche und Flüſſe ſtürzen. In der Wirklichkeit trifft man das aber ganz anders. Starrer Fels bildet überall die Unterlage. Je nach der größeren oder geringeren Bedeckung mit fruchtbarer Erde iſt der Boden hier nackt und kahl, dort zeigt er Wieſen, Getreidefluren und Wälder. Als Auswüchſe des Felsbodens erſcheinen bald einzelne kuppelförmige Berge, bald Hügelketten, bald zerſtreute Klippen und Riffe, die oft wunderlich aus dem wogenden Meer der Kornfelder hervorgucken, oder der Boden iſt mit Gerölle und mächtigen Blöcken, als den Ueberbleibſeln einer großen Gebirgszertrümmerung beſäet. Die Flüſſe fließen über Steinbetten, bilden zuweilen mitten in weiter Ebene bedeutende Stromſchnellen und Waſſerfälle, und erweitern ſich häufig zu großen klippenumſtarrten Landſeen. Die Zahl der Seen wächſt, wie überall auf der ganzen Erde, mit dem Fortſchritt nach Norden. Der Norden Schwedens iſt mit einer dichten Walddecke bekleidet, worin hie und da, gleich Oaſen,

einzelne gelichtete Culturflächen liegen. Mit dem Fortschritt nach Süden kehrt sich das Verhältniß um, so daß die Aecker und Wiesen mit Wald begrenzt oder durchwachsen sind. An der Südwestgrenze des Landes bildet ein breiter Gürtel von Hügeln und Vorbergen den Uebergang vom norwegischen Hochlande zum östlichen Flachlande. Diesen Uebergang zeigen die Landschaften im südlichen Dalekarlien, im nördlichen Oerebro-Län und im östlichen Wärmeland. Ist man auf der Höhe eines Berges, dann breiten sich in allen Richtungen bis in die weiteste Ferne Bergrücken an Bergrücken und zusammenhängende, unabsehbare Waldungen aus. An unzähligen Punkten steigen aus den dunkelen Tannen- und Fichtenwäldern hohe Rauchsäulen von dampfenden Kohlenmeilern empor. Durch die schmalen Thäler ziehen sich, wie blaue Bänder und Fäden, kleine Flüsse und Bäche, oder sie werden in ihrer ganzen Breite durch langgestreckte Seen ausgefüllt, so daß man auf der Höhe oft längere Zeit an den Ufern eines größeren Flusses zu fahren glaubt. Hier und dort liegen in den Thalschluchten Eisenhütten und Pochwerke, aus denen am Abend rothe Feuersäulen emporwirbeln, während der dumpfe Schlag des Hammers weithin durch die Berge schallt. Da fast alle Bewohner jener Gegenden mit diesem Erwerbszweig beschäftigt werden, so sieht man überall vom Kohlenstaub geschwärzte Menschen. Unter solchen Erscheinungen kam ich in Smedjeback an, das eine große Schmelze und mehrere Pochwerke hat. Ein warmer Gewitterregen hatte die Erde erfrischt und die unangenehmen Staubwolken des Weges niedergeschlagen. Der ruhigste, herrlichste Sommerabend lag über die ganze Natur verbreitet. — Auf der nächsten Station verkündete mir eine feine Stimme, daß angespannt sei. Ich erblickte zu meiner Verwunderung eine junge Dalekarlierin, die sich mit der Peitsche in der Hand auf den Karren schwang und frisch von dannen fuhr. Dazu gesellte sich ein vierzehntägiges Füllen, das während anderthalb Meilen im vollsten Trabe und Galopp bergauf und bergab neben seiner Mutter herlief und durch seine muntern unermüdeten Sprünge das große Vergnügen meiner redseligen Begleiterin ausmachte. Uebrigens ist es in Schweden etwas sehr Gewöhnliches, Frauenzimmer fahren zu sehen. Sehr häufig

begegnete ich fein angezogenen Damen, die an der Seite eines Bauerjungen in einem kleinen Wägelchen saßen, die Zügel selbst führten und mit der schwedischen Peitsche sehr scharf auf die Pferde einhieben, wenn diese ihre Kräfte nicht nach Wunsch anstrengten. Oft verrieth ein kleiner Koffer und anderes Gepäck, daß die so allein fahrende Dame auf einer weiten Reise begriffen war.

Als ich in der Frühe von Hällsjo nach Högfors weiter fuhr, ward mir eine eigenthümliche Ansicht zu Theil. Ich befand mich auf der Höhe eines Gebirges und hatte daher freien Blick in die Ferne. Die Hochebene war nicht von lang ausgedehnten Bergrücken durchzogen, sondern mit abgerundeten Kuppen besetzt, so daß man in einer Viertelstunde wohl vier bis sechs Mal Berg auf und Berg ab fahren mußte. Die unzähligen kleinen Gründe und die in weiter Entfernung tiefer liegenden Thäler hatten sich durch den frischen Morgenthau mit Nebel angefüllt, während die Höhen unter dem blauen Himmel mit klarster Luft umgeben waren. War ich nun auf einem Gipfel, so schien das Auge auf einer großen Wasserfläche zu ruhen, aus der die vielen kleinen Kuppen wie bewachsene Inseln emportauchten, während in der Ferne die bald höher, bald tiefer liegenden Nebelflächen einem weißen, brandenden Meere glichen. Hatte ich diesen Anblick einige Minuten genossen, so wurde ich wieder in die Tiefe gesenkt, wo mich eine Nebelwolke mit ihrem feuchtkalten Schleier umhüllte. Auf diese Weise fand ein fortgesetztes Versteckspielen mit dem Bilde der Landschaft statt. Rings umher herrschte die vollkommenste Ruhe; nur aus der Ferne tönte das dumpfe Pochen der Eisenhämmer. Zahlreiche Schnepfen durchzogen mit pfeifendem Ruf die klare Luft; ein paar junge Hasen liefen über den Weg, aber kein Bär, kein Wolf kam zum Vorschein, wie ich gehofft hatte. — Hinter Onshyttan überzog sich am Nachmittag der Himmel mit Wolken und der Regen goß in Strömen. Schnell spannte ich meinen Regenschirm auf, aber kaum hatte mein muthiges Roß diesen ungewöhnlichen Gegenstand hinter sich entdeckt, als es sich unaufhaltsam, im vollsten Laufe mit dem Karren einen steilen Berg hinabstürzte. Nur durch rasches Wegnehmen des Schirmes wurde es wieder

zur Vernunft gebracht. So geschah es, daß ich in Philippstad ganz durchnäßt anlangte und froh war, mich in dem freundlichen Orte wieder zu erwärmen und meine von einem oft steinigen Wege ganz zerschlagenen Glieder auszuruhen. — Auf der Weiterreise bemerkte ich in einem öden Tannenwalde hinter Brattfors einen Wolfshof. Dies ist eine so eingerichtete Verzäunung, daß ein Thier leicht hinein, aber nicht wieder herauskommen kann. In den inneren Raum hatte man todte Pferde geschleppt, durch welche der Wolf gelockt wird. In einer Hütte neben den Aesern liegt ein Hund, auf dessen Gebelle die nahe wohnenden Bauern kommen und den eingegangenen Wolf tödten. In anderen Gegenden Wärmelands stellt man Fallen aus Balken auf, die mit Steinen belastet sind und unter welche man todte Pferde wirft. Nach der Berührung der Falle stürzt die gewaltige Last zusammen und erdrückt das Thier. — Anmuthig ist der Weg von Nolkom nach Prästgården. Von da fährt man neben schön gelegenen Landsitzen, durch eine fruchtbare Ebene, durch Gehölz und an den Ufern des Wenern; auf einer prächtigen steinernen Brücke gelangt man endlich über die breite Clara-Elf, die sich hier in den Wenernsee ergießt, nach Carlstad.

Als ich an den Ufern der Clara-Elf spazieren ging, bemerkte ich zu meinem Erstaunen einen Mann, der über den Spiegel des Wassers schnell dahin eilte. Ich traute meinen Augen kaum, aber in der That, er stand mit seinen Füßen auf den Wellen, und indem er von Zeit zu Zeit, bald rechts, bald links, mit einem langen Stabe ins Wasser schlug, glitt er dahin, als habe er eine feste Eisfläche unter sich. Es war ein Wasserschid-Läufer. Die erst neuerlich von einem Lieutenant Söderberg erfundenen Wasserschiden sind zwei lange, flache, sehr schmale und leichte bedeckte Böte, von dünnem Tannenholz*), die an beiden Seiten durch eine eiserne Stange mit einander verbunden sind. Mitten auf der Decke eines jeden Bootes befindet sich ein mit einer erhöhten Einfassung versehenes Viereck. Darauf steht man und

*) Die Länge beträgt 12—13 Fuß, die Breite 8—9 Zoll oben, unten 6—7 Zoll, die Höhe 7—8 Zoll. Das Ruder ist 7 Fuß lang.

bewegt ſich mittels einer Art Ruder vorwärts, das an beiden Enden eine flache runde Scheibe hat. Die Böte haben an jedem Ende in der Decke ein Loch, das zugekorkt wird. Auch füllt man ſie häufig mit aufgepuſteten Ochſenblaſen, um ihre Schwimmkraft zu vermehren. Es bedarf nur einiger Uebung in der Handhabung des Ruders und in der Haltung des Gleichgewichts, um auf dieſe Weiſe blitzſchnell dahinzugleiten.

Der Weg von Carlſtad nach Högboda läuft anfangs an der breiten, reißenden Clara-Elf, dann wird das Land eben und zuletzt bergig. Högboda gehört zum Jöſſe-Härad, deſſen Bewohner ſich durch ihre geſchmackvolle Tracht auszeichnen; ſie hat einige Aehnlichkeit mit der polniſchen Tracht. Das Volk von Jöſſe iſt von ſchönem, kräftigem Wuchs, gefällig und arbeitſam, treu und bieder, dabei immer luſtig und guter Dinge, aber auch dem Spiel und Tanz ergeben. In dieſer Gegend fand ich zuerſt einen Hållkarl, der mir freundlich entgegen kam, mich bat abzuſteigen, mich in eine Stube führte, mich fragte, ob ich nichts zu eſſen befehle und überhaupt den dienſtfertigen Kellner unſerer Gaſthöfe machte. Hinter Högboda ſetzt man auf Kähnen über den langen Wärmſee, der ſich unabſehbar rechts und links vor der Straße hinzieht. — In einem der folgenden Gaſthöfe überraſchte es mich ſehr angenehm, daß Knäckebrot auch einmal weich ſein könne: man hatte eben erſt gebacken, und ich aß die runden Kuchen mit friſcher Butter, wie man in Schleſien einen Brotkuchen, welcher »Platz« heißt, zu genießen pflegt. Von da führte der Weg durch ausgedehnte Obſtgärten nach Strand. Die Zimmer des Stationshauſes waren mit modernen Möbeln ausſtaffirt; unter den Fenſtern lag ein breiter See, deſſen Spiegel von weichem Ufergrün eingerahmt war. Engländer haben dieſe anmuthige Gegend aufgefunden und mit Kaffee, Thee, gebratenem Fleiſch, Möbeln und Betten ausgerüſtet.

Norwegen.

Siebentes Kapitel.

Von Strand hatten wir noch zwei ſchwediſche Meilen bis zur Grenze von Norwegen. Bald aufwärts, bald abwärts geht's an hübſchen Seekeſſeln vorüber und durch bewaldete Hügel bis Eda. Dann verflacht ſich das Land und die Kiefernwaldung auf Sand- und leichtem Sumpfboden erinnert an Norddeutſchland. Unter Heimathsgedanken rollte ich hinter Moräſt, dem letzten ſchwediſchen Dorfe, über die Grenze und war nun in Norwegen. Die Landſtraße war bis dahin durchgehends vortrefflich geweſen. Wohlfeiles und ſchönes Geſtein erleichtert dies, aber Verwaltung und Bauernſchaft müſſen doch auch gewiſſenhaft dazu beiſteuern. Wie ſehr dies Letztere nöthig iſt, bemerkt man auf der norwegiſchen Straße nach Chriſtiania, ſie unterſcheidet ſich ſehr unvortheilhaft von der ſchwediſchen. Magnor heißt die erſte norwegiſche Poſt: da mußte ich gleich mehrere Stunden auf ein Fuhrwerk warten, und als es endlich ankam, mußte ich den Karren wieder fortſchicken, weil er nothdürftig zuſammengeflickte Räder hatte, die dem Zerbrechen jeden Augenblick ausgeſetzt waren. Gute Räder erwieſen ſich um ſo nothwendiger, als der Boden ſich allmählig hob und bald ein beſchwerliches Auf- und Abſteigen wurde, über Bergrücken in tiefe Schluchten, während der Weg grundſchlecht war. Zuweilen be-

gegneten uns lange Züge von zweirädrigen, hochbeladenen Fuhrmannskarren, eine Erscheinung des Verkehrs, welche uns in Wärmeland gefehlt hatte. Das Wetter war trübe, die Berge in grauen Nebeldunst gehüllt. Jetzt lag das Thal des düstern Glommen vor uns: das ist Norwegens Hauptstrom. Von hoch oben herab, von der Grenze des Drontheimstiftes, kommt dieser Strom durch Osterdalen und Hedemarken. Hier, bei dem Flecken Kongswinger, macht er eine starke Biegung nach Westen, erweitert dann seine große Wassermasse zu Seen, theilt sich in mehrere Arme und mündet endlich nach der Wiedervereinigung derselben in einem breiten Bette zwischen Frederiksstadt und Frederikshald in die Nordsee. Zwischen steilen, rund geformten Bergen kam der Glommen rechts, wie durch ein Thor, herab und warf sich jählings herum grade vor unseren Weg. Auf offenem Prahm setzten wir über und fuhren in den Flecken hinein. Dieser besteht aus ein paar dürftigen Straßen, die an einem Berge hängen: hoch darüber auf einer Steinklippe liegt eine kleine Festung. Die Bauart hat in dieser Gegend viel Schwedisches: die Häuser sind von Holz mit Birkenrinde und Erde, oder mit Birkenrinde und Brettern gedeckt, jenseits Kongswinger sieht man auch Ziegeldächer. Die Gallerien oder bedeckten Gänge vor dem obern Stockwerk, die man hie und da in Schweden findet, werden häufiger. Dem aus Schweden kommenden Fremden fällt es sogleich auf, daß ihn hier Niemand mehr grüßt: der Mensch erscheint hier mehr herb und trotzig. Aber seine durchaus gesunde und kräftige Natur verschmäht nur die feinere Artigkeit als falsche Schminke oder künstlichen Glanzüberzug: an die Stelle der Höflichkeitsbezeigungen tritt der biedere Händedruck. Die Sprache klingt dem Ohr rauher: sie trägt das Gepräge der rauhen Berge, in Schweden hat die Sprache mehr die hochdeutsche, hier mehr die plattdeutsche Färbung. Daß der Norweger noch den steifen Frack als Volkstracht beibehalten hat, mag mit seinem haushälterischen Sinne zusammenhängen. Die Bäuerinnen, welche uns begegneten, trugen runde Tuchmützen mit einem Lederschirm, wie solche bei uns in Deutschland die Männer tragen.

Von Kongswinger ging's am Glommen hinab. Der Nebel

war inzwiſchen als feiner Sprühregen niedergekommen, und die Sonne ſtrahlte durch leichte Dünſte. Der Strom ſchimmerte nun im prächtigen Stahlblau zwiſchen bewachſenen Ufern. Sein Thal iſt hier breit; rechts und links ſteigt es auf zu ſanften Hügeln, vor uns nach Weſten ſchließt ein blauender Bergzug die Ausſicht. Aus dem Mjöſenſee kommt ein Zufluß zum Glommen: der Vorniſund. Auch über dieſen ſetzt man auf einer Fähre, da Brücken in Norwegen zu den Seltenheiten gehören. Dann wird das Land kahl, ſandig und ſteinig. — Bei ſchlechten Wegen und ſchlechten Pferden, unter Sonnenhitze und Staub kam endlich der Abend heran. Nun folgte ein ſteiler, ſteiniger Waldberg dem andern. Mitten in dieſen Waldhöhen holte uns ein junger Norweger ein, welcher auf einem ſchönen Carriol fuhr. Er belehrte mich trefflich über ſein Land, und zwar in deutſcher Sprache; denn viel verbreiteter als in Schweden iſt hier unter den Gebildeten die deutſche Sprache, ſowie auch eine der deutſchen ähnliche Bildung: alle jungen Norweger dieſes Standes haben eine würdige Einfachheit und Kernhaftigkeit in ihrem Weſen. Der uns begleitende Carriolreiſende verſchaffte mir im letzten Poſthauſe durch einen Karren, der ſich auf Federn ſchaukelte, eine wahre Wohlthat. Dazu kam ein großes, kluges Roß, das mit dem verſtändigſten Eifer lief und in Ausſuchung des Gleiſes und Vermeidung der Steine eine vollkommen durchgeſchulte Meiſterſchaft bewies.

Der Waldberg zur Linken lichtete ſich; jenſeits erſchien ein hoher maleriſcher Höhenzug; das Thal zwiſchen ihm und uns war baumreich und vom gelben Abendſchein beleuchtet. Plötzlich trat ein Waſſerſpiegel in das Thal hinein; der Wald zur Rechten verſchwand; wohl angebautes Land mit Alleen und Fruchtbäumen zeigte ſich; ſtattliche Gehöfte bedeckten die ſanft geneigte Senkung der Hochebene, auf der wir uns befanden und deren Höhen hinter uns mit Wald gekrönt waren. Endlich kamen wir an den letzten Abhang, und vor uns lag auf breiter Landſpitze, eng zuſammen gedrängt, Chriſtiania. Rings um die Stadt ſchimmerte im matten Goldglanz der Meeresgolf, der Fjord. Eine weiche Hügelkette ſperrte den Buſen, ſo daß er einem See glich. Die einſchließenden Höhen und Waldberge waren mit dunkelem

Violett bekleidet, nur gegen den hellen Abendhimmel lagen sie als schwarze Massen. Kein Lüftchen regte sich: Alles erinnerte an Italien, und ich hielt verwundert still.

Breite, freundliche Straßen, mittelgroße bürgerliche Häuser, keinerlei Gedränge in den Straßen, wohl aber mitunter sehr friedliche Stille, Nichts von ausgezeichneten Plätzen oder Gebäuden oder Denkmälern — Alles das bezeichnet dem eintretenden Fremden Christiania als eine Mittelstadt. Auch mein Gasthof, das Hôtel de Scandinavie, hatte dasselbe Gepräge. Den Hintergrund des schmalen Hofes bildeten unter einem leichten Schuppendache an die zwanzig Karren, welche ihre Gabeln, wie eine Soldatenlinie mit Gewehren, in die Höhe streckten. Einfach bürgerlich zeigte sich die Einrichtung und Bewirthung des Hauses, aber Alles erschien tüchtig, wohlgefällig und gemüthlich. Bürgerliche Tüchtigkeit und Gemüthlichkeit bilden den Grundton dieser Hauptstadt des freien Bauernlandes, und ich fühlte mich hier, wie mir lange nicht begegnet war, von heimathlichem Hauche umwehet. Christiania hat an sich sehr viel Deutsches. Der Sohn unseres Gastwirthes, ein gebildeter und liebenswürdiger junger Mann, sprach vollkommen deutsch und behandelte den unbekannten Fremdling wie einen längst erwarteten Freund. Mit zuvorkommender Bereitwilligkeit fuhr er mich selber durch die Stadt und zu ihren Umgebungen. Christiania liegt auf einer Landzunge, welche sich in Gestalt eines Dreiecks in den Fjord hinab streckt. Auf der Spitze dieser Landzunge, also auf dem südlichsten Punkte derselben, liegt die Feste der Stadt, genannt Aggerhuus. Dieser Landspitze und Feste gegenüber befindet sich eine große grüne Insel des Golfes, der sich nordöstlich von der Stadt und an dem Hafen vorüber bis zu dem Thale von Opslo fortzieht. Opslo ist der etwas entfernt liegende, uralte Königssitz der Normänner, jetzt die Altstadt genannt. Erst Christian der Vierte ließ die Neustadt regelmäßig anlegen, welche von ihm den Namen trägt. Seit Norwegen selbstständig geworden, ist Christiania als Landeshauptstadt im raschen Aufblühen begriffen. Im Jahre 1814 zählte es 12,000,

jetzt 30,000 Einwohner. Die Universität, die Versammlungen der Landstände, der Handel, die Staatsregierung: Alles vereinigt sich, die Wohlfahrt und den geistigen Aufschwung derselben zu fördern. Damit Christiania auch als Königssitz erscheine, hat Karl Johann auf einem Felsenhügel in der Nähe der Stadt auch ein Schloß gebaut; es bildet ein längliches Viereck und ist ein großes, starkes, aber geschmackloses Gebäude. Die Umgebungen Christiania's sind schön und haben für die Aussicht einige berühmte Punkte. Dazu gehört der Eggeberg, der jenseit des Hafens grade im Osten der Stadt mit seiner nackten Felswand schroff in den Fjord stürzt. Ein jeder begüterte junge Mann in Christiania hält sich ein Segelboot, wie man sich bei uns ein Reitpferd hält, und weiß es zu führen. Mein Gönner zog das Segel auf und mit einem leichten Windhauche glitten wir über die Wasserfläche. Bald waren wir auf dem 500 Fuß hohen Gipfel des Berges. Hier ist die Hand der Kunst noch fern geblieben, und man sucht sich unter den Bäumen ein paar Granitsteine als Sessel. Grade vor dem Beschauer gen Westen liegt über dem Wasser drüben hinter den Schiffsmasten die Stadt in ihrer größten Breite, von dem bescheidenen Kirchthurme Opslo's zur Rechten bis links zur Spitze der Feste Aggerhuus, welche hinter Bäumen ein weißes, altmodig gebautes Thürmchenhaus zeigt. Sanft erhebt sich die gleichmäßige Häusermasse der Stadt, und ihr hinterster höchster Punkt ist das Schloß auf hohem Hügel. Dahinter hebt sich das Land hier mit schwarzen Wäldern, dort mit Gärten und einzeln schimmernden Landhäusern immer höher und höher bis zu den Wolken, wo der Horizont im blauen Gebirgsduft verschwimmt. Zur Rechten senkt sich der Bergkreis sanft hernieder in das Thal von Opslo. Zur Linken, im Süden, schwelgt das Auge in dem reichen Wasserblicke des Golfes, dessen Aufblitzen zwischen und hinter dem Grün der Landzunge sehr schön ist. Der Golf zieht sich achtzehn Meilen tief ins Land hinein, in zahllosen Seitenbuchten abspringend, die sich wie Arme mit tausend Fingern im Labyrinthe von Felsenwindungen verlieren.

Christiania ist, wie alle Städte in Norwegen, eine Stadt von Holz. Wenn so ein aus Balken zusammengefügtes, mit Planken und Brettern von außen und innen bekleidetes Haus fertig ist, außen mit Oelfarbe angestrichen, innen die Zimmerwände tapezirt, Alles neu und wohl aufgeputzt, mit hohen Fenstern und hellen Scheiben versehen, so giebt das ein ganz stattliches Gebäude, in dem sich warm und gut wohnen läßt. Wenn aber einmal Feuer ausbricht, ist es um alle Herrlichkeit geschehen, und daß ein schweres Unglück daraus für das ganze Land erwachsen kann, beweist Drontheims Beispiel, wo zwei große Brände im Zeitraum weniger Jahre zwei Drittheile der Stadt in Schutthaufen verwandelten, wofür Alle büßen mußten, weil der Schadenersatz aus gemeinsamer Landesfeuerkasse kommt. Holz ist aber billiger als Steinbau, darum hat es bis jetzt den Vorzug behalten, und erst ganz neuerlich ist für Christiania das Gesetz erlassen, innerhalb der Stadt nur Stein anzuwenden. — Ein ziemlich unscheinbares Gebäude mitten in der Stadt ist das Storthinghaus. Hier erscheint alle drei Jahre in 70 bis 100 Abgeordneten der Storthing oder die gesetzgebende Versammlung, welche zu zwei Drittheilen aus Landleuten gewählt wird. Alle die stolzen Städte, wie Christiania, Bergen, Drontheim, Christiansand, Drammen, Frederikshald, Stavanger, welche die Bildung des Landes in sich vereinigen, machen nur ein Drittel des Storthings aus. Der König hat zu bestätigen, was der Storthing beschließt; aber es bedarf auch der königlichen Bestätigung nicht, wenn der Beschluß des Storthing drei Mal gefaßt wird. Auf diese Weise hat Norwegen die freieste Verfassung von der Welt und bildet eigentlich einen freien Bauernstaat. Anfangs ließ sich der Bauer vielfach durch Beamte, namentlich durch Geistliche, auf dem Storthing vertreten; jetzt hat diese Vormundschaft meistentheils aufgehört, da des Volkes dunkele Masse mehr und mehr von den wohlthätigen Strahlen einer fortschreitenden Bildung erleuchtet und durchdrungen wird. Der eigentliche Brennpunkt dieser Bildung und Aufklärung ist die Landesuniversität zu Christiania. Kein Volk hat wohl je mit solcher Theilnahme und solchem edlen, gemeinsamen Eifer für die Errichtung einer Hochschule gewirkt, als die Nor-

weger. Das Land seufzte unter dem Druck des Krieges, aller Handel stockte, Hungersnoth bedrängte die Einwohner; trotz dessen wurden zu diesem schönen Zwecke durch freiwille Unterschriften nicht weniger als 769,611 Reichsbankthaler, außer 3960 Species (zu 1½ Thaler preußisch), zusammengebracht, an jährlich fortzusetzenden Beiträgen aber 13,352 Thaler und nahe an tausend Tonnen Getreide. So wurde die Hochschule im Jahre 1811 begründet. Die Professoren sind gut besoldet und halten ihre Vorlesungen ohne noch ein besonderes Honorar von Seiten der Studenten zu empfangen. Die Zahl der Studenten beträgt etwa 600. Auch hier, wie in Schweden, bringt der Sommer wegen der weiten Reisen, welche die Studenten zu machen haben, eine lange Ferienzeit von 4 bis 5 Monaten mit sich. Die Bibliothek der Universität zählt jetzt schon 150,000 Bände, deren Vermehrung kräftig vom Lande unterstützt wird. Es ist gewiß ein ehrenvolles Zeugniß für die Männer der Gebirge mit dem schlichten Haar und den groben selbstgesponnenen Röcken, daß sie ohne Widerrede 8000 Species für Bücherankauf bewilligen. Die Kunstsammlungen sind gering; denn es ist hier noch Alles im Werden. Der Fleiß der Studenten wird durch wiederholte Prüfungen überwacht. Streitigkeiten unter den Studenten werden durch Gerichte, aber nicht durch Zweikämpfe abgemacht. Der Zweikampf ist überhaupt in ganz Norwegen unbekannt. In alten Zeiten war auch eine Art Zweikampf üblich. Die Gegner traten nackt zusammen und wurden fast Brust an Brust in einen Riemen eingeschnallt. Sie hielten in der Rechten das Messer, und zwar einen oder einen halben Zoll von der Spitze ab so weit entblößt, als es vorher ausgemacht war. Mit der Linken wehrten sie die Stöße ab, mit der Rechten zerfleischten sie sich, was so lange währte, bis der Eine sich für überwunden gab.

Die norwegische Sprache ist mit der dänischen und schwedischen aus einem großen gemeinsamen Stamme entsprungen. Im Laufe der Zeiten haben sich diese Sprachen verschiedentlich ausgebildet. Das Norwegische steht unserm Plattdeutschen noch näher als das Schwedische und von dem Dänischen unterscheidet es sich hauptsächlich durch die Aussprache. Die Dänen sprechen

e Sprache weich, mit manchen Schleif- und Zischlauten, ge-

wöhnlich ſehr ſchnell, beſonders die Kopenhagener. Die Norweger betonen die Worte weit ſtärker, bilden ſie weniger im Vordermunde, haben dadurch mehr Kehllaute und etwas Singendes, welches dem Fremden anfangs ſehr ungewohnt und unangenehm vorkommt. In Chriſtiania ſingt man am meiſten; in Drontheim ſoll man das reinſte und beſte Norwegiſch ſprechen. In den Gebirgen trifft man aber häufig die Sprache noch vielfach abweichend von der der Städte, und dieſe Bauernſprache iſt ſelbſt für geborene Norweger ſehr ſchwer verſtändlich. Deutſch ſpricht oder verſteht der größte Theil der gebildeten Männer. Auch findet man hier viele deutſche Kaufleute und deutſche Handwerker. Wie überall in der Welt, werden ſie als die beſten und zuverläſſigſten erachtet. Die Norweger behaupten freilich, daß Alles, was hier gemacht werde, ſchlecht, plump und dabei unmäßig theuer ſei. So weit meine eigenen Erfahrungen reichen, kann ich das auch größtentheils beſtätigen. Mit wenigen Ausnahmen iſt jedes Bedürfniß theuer, und bei Weitem nicht ſo gut, als bei uns. Namentlich in Chriſtiania iſt's in Betracht der Wohnungen und einiger Lebensmittel ſelbſt theurer, als in Berlin, wo es doch am theuerſten in Deutſchland ſein ſoll. Eine Wohnung in einem guten Hauſe bezahlt man mit zweihundert Species und mehr. Dazu kommt theures und, wie die allgemeine Klage geht, unmäßig träges Geſinde, wie denn Trägheit überhaupt ein Fehler der Norweger iſt. In Haushaltungen, wo bei uns Niemand mehr als ein Dienſtmädchen haben würde, müſſen in Chriſtiania wenigſtens zwei gehalten werden, und wenn ein Arbeiter oder eine Arbeiterin genug in ihrer Weiſe für ein Tagelohn verdient haben, hält es ſehr ſchwer, ſie zu bewegen, für Geld und gute Worte noch weiter die Arme zu rühren. Die Ruhe ſteht ihnen höher als der Gewinn, ſobald die Bedürfniſſe des Tages geſichert ſind. Es iſt alſo keine Betriebſamkeit in ihnen, und da der Norweger überhaupt nichts ſelbſt durch kunſtfleißige Hand zu ſchaffen trachtet, ſo kommt's denn, daß das ganze Land eigentlich ein Abſatzplatz von Hamburg iſt. Dorther kommt Hut und Mütze, Kamm und Binde, Pantoffeln und Stiefelknecht, Hemd und Rock, kurz Alles, was zur Leibes- und Lebens-Nothdurft gehört.

Die Möbeln in den Zimmern, die Tapeten an den Wänden, die Hüte in den Städten, die rothen Mützen des Landvolkes, die Kattune und Kleidungsſtoffe, Geſchirr aller Art, Hammer und Axt, Nähnadel und Unterrock — Alles, Alles kommt von Hamburg. Jahr aus Jahr ein fahren die Muſter- und Probereiter durchs Land, von Hammerfeſt bis hinunter nach Stavanger, und von Bergen nach Frederikshald. In allen Städten trifft man ſie an, überall füllen ſie die Gaſthäuſer, und überall ſind ſie werthe, gern geſehene Gäſte, denen man die beſten Plätze aufhebt. Meiſt ſind es fröhliche, gutherzige, lebeluſtige Geſellen, die ſich die Welt um die Ohren ſchlagen, und ihre Jugendzeit, ihr luſtiges Reiſeleben möglichſt benutzen und leichten Muthes ihre Waaren an den Mann zu bringen ſuchen, wie es eben geht. Es wird der deutſche Handlungsreiſende in Norwegen und Schweden zuweilen wohl von Männern des Vaterlandes mit finſteren Blicken angeſehen und als Landplage betrachtet; aber dem Landsmanne, dem ſie begegnen, ſind ſie gewiß herzlich willkommen, denn ſie können nicht allein vielerlei Aufſchlüſſe über beſtehende Verhältniſſe geben, ſie wiſſen auch genau, wo die vorzüglichſten Nachtquartiere auf der ganzen Halbinſel zu finden ſind, und wie man am ſchnellſten und am billigſten reiſt. Sie ertheilen gern nützlichen Rath, beweiſen ſich gefällig in allen Dingen und ſind zuweilen auch wiſſenſchaftlich gebildete Männer, in deren fröhlicher Geſellſchaft man ſich um ſo wohler fühlt, weil es eben Deutſche ſind. — Wenn man ſich in Norwegen unmuthig gegen die Handlungsreiſenden zeigt, ſo iſt das wenig gerecht, ſo lange das Land ſeine Handelsverhältniſſe eben nur in dieſer Weiſe betreiben kann; denn es mangeln ihm die nöthigen Capitalien zum Betrieb des eigenen Handels, und ohne Hamburgs Hülfe wüßte ich nicht, was da geſchehen ſollte. Freilich zieht Hamburg bedeutenden Gewinn, aber kein Handel erfordert auch ſolche Wagniß. Die Urſache davon iſt, daß der norwegiſche Handel meiſt ein Kramhandel bleibt. Die Kaufleute haben in ihren Läden die fremdartigſten Dinge, wie: Kaffee, Zucker und alle Materialwaaren, kurze Waaren, Eiſenwaaren, Branntwein, Wollen- und Baumwollen-Waaren, Steingut u. ſ. w. Dies muß der Landleute wegen geſchehen, die gern

Alles, was sie brauchen, zusammen an einem Orte entnehmen, weil sie Credit nöthig haben, und ihre Schulden tilgen durch Holzverkauf, Viehverkauf u. s. w. An der Küste treiben viele Kaufleute Geschäfte mit Fischfang, versenden Heringe, Thran, Kupfer, Eisen, Holz, treiben Rhederei u. s. w., so daß sie ein wohlbegründetes Haus machen; aber sehr viele Kaufleute haben auch gar kein eigenes Vermögen, sondern handeln nur mit Hülfe des ihnen von Hamburg bewilligten Credits, der oft zwanzigtausend Thaler und mehr beträgt. Im Allgemeinen ist Redlichkeit ein Grundzug des norwegischen Kaufmanns, allein viele junge Leute beginnen ein Geschäft, scheitern damit und verlieren nichts, weil, was sie hatten, ihnen nicht gehörte. Unter einem Jahr zahlt aber kein Norweger; denn auch er muß ins Land hinein borgen. Schlechte Holzpreise, Mißwachs oder andere ungünstige Umstände, welche den Landmann zu Grunde richten, wirken natürlich auf den borgenden Kaufmann zurück, was denn leicht einen Bankbruch zur Folge hat. Daher ist der Hamburger Kaufmann gezwungen, für seinen langen Credit und bedrohliche Verluste jeden Vortheil hervorzusuchen. Er liefert die schlechtesten Waaren zu den möglichst höchsten Preisen. Was verlegen, unbrauchbar, Ausschuß oder im Ramsch gekauft ist, wandert nach Norden. Hier fließen die zur Staatserhaltung nöthigen Gold- und Silber-Quellen hauptsächlich aus der Besteuerung fremder Waaren; denn der Bauer zahlt keinen Pfennig an den Staat, und selbst die Grundsteuer ist aufgehoben. Wegen der hohen Steuersätze sucht man also das Schlechteste und Billigste aus, um noch billig verkaufen zu können, obgleich die norwegischen Kaufleute, deren Zahl groß ist, viel verdienen wollen und verdienen müssen; denn das Leben ist theuer und erfordert mancherlei Aufwand.

Der nordische Himmel macht kräftige Speise und starke Getränke nöthig, die schöne Sitte der Gastfreundschaft aber befördert den Verbrauch derselben. Daß das Landvolk sich dem übermäßigen Genusse des Branntweins hingebe, ist eine allgemeine Klage; indeß muß ich bekennen, daß ich weit mehr von der Trinklust und Trunkenheit des Landvolks gehört, als gesehen habe. Ich habe wohl zuweilen Berauschte getroffen, aber

nie ein ſolches Schauſpiel von allgemeiner Beſoffenheit geſehen, als hin und wieder in Schweden; auch wird die Liebe zum Trunk als ein Laſter betrachtet und der Trunkenbold verachtet. Damit iſt viel gewonnen, und da namentlich in Norwegen die Geiſtlichkeit in großem Anſehen ſteht, ſo iſt ihr hier ein bedeutendes Feld zur Ausübung ihres Einfluſſes gegeben, um das ſonſt ſo verſtändige Volk durch Aufklärung und ſittliche Belehrung zum Beſſeren zurückzuführen. Denn durch das norwegiſche Volk geht ein tief religiöſer Zug, der durch Natur und Sitten von alten Zeiten angeſtammt iſt. In Gebirgen, unter Schnee- und Felsſturz und bei wilden Meereswellen ſtählt ſich ein gläubiges Gottvertrauen. Deſſenungeachtet iſt von einer vorherrſchend frömmelnden Richtung in Norwegen nicht die Rede. Die allermeiſten Prediger ſind gläubige Chriſten nach den Worten der Schrift; aber ſie ſind keineswegs Kopfhänger, ſondern größtentheils genugſam aufgeklärte Männer, die, der Weltluſt nicht abgeneigt, fiſchen und jagen, dabei ſo geſtellt ſind, daß ſie Gaſtfreiheit gern üben. — Daß in den niederen Klaſſen der Städtebewohner ſich Luſt zum Trunk und zu mancherlei Laſtern findet, iſt eine Klage, welche durch die ganze Welt geht. Selten kommt hier indeß ein ſchweres Verbrechen vor. Norwegen hat aber auch ſtrenge Geſetze, die unnachſichtlich ſtrafen. Diebſtahl führt ins Spinnhaus, oder im erſchwerten Fall an die Kette in die ſogenannte Sclaverei, worunter man das verſteht, was bei uns ein Baugefangener heißt. Die Ketten tragenden Gefangenen füllen in Chriſtiania, wie in Kopenhagen, mit ihrem Geraſſel die Straßen; ſie werden hier wie dort zur Ausführung öffentlicher Arbeiten benutzt. Ich ſah ſie an der Pflaſterung einer neu errichteten Fleiſchhalle arbeiten. Manche trugen Eiſenringe um den Hals, Andere Ketten an den Beinen. Die Scham über ihre Schmach ſchien aber in allen erſtorben, und die Gewohnheit, ſowie das Familienartige im ganzen Leben des Volkes, machte, daß dieſe Gefangenen nicht allein mit den freien Arbeitern, welche ſich unter ihnen befanden, ganz vertraut umgingen, ſie ſprachen auch mit den Vorübergehenden, gaben und empfingen Grüße, unterhielten ſich und ſchienen ihre Ausſtoßung aus der Geſellſchaft ſo wenig zu empfinden, wie dieſe geringen

Anſtoß nahm, ſich ihnen zu nähern. Die Schauſtellung der Gefangenen ſtumpft die Empfindungen gegenſeitig ab, und die Folge davon iſt auf der einen Seite Verhärtung und Gleichgültigkeit, auf der anderen Seite eine Verminderung der ſittlichen Scheu gegen Verbrecher, beſonders dann, wenn etwa die Strenge des Geſetzes ſo groß iſt, daß auch Verbrechen, welche in den Augen des Volkes gar nicht ſo entſetzlich erſcheinen, zur Sclaverei führen. Man ſollte Kettenſtrafen ſo ſpärlich als möglich verhängen, die Unglücklichen aber, ſo viel es ſich thun ließe, den Blicken ihrer Mitbürger entziehen. Die Rechtspflege iſt überall öffentlich; das Verfahren iſt in den erſten beiden Rechtsgängen ſchriftlich, am höchſten Gericht aber mündlich.

Das Leben der Meiſten iſt einfach, ſtill und religiös. Selbſt in den Städten findet man hier ſo wenig als in Schweden lärmende Fröhlichkeit. Nur ſelten hört man die Töne der Muſik; doch in den beſſeren Häuſern gehören Geſang und Spiel auf dem Clavier zu den üblichen Unterhaltungen. Zur Sommerzeit leben manche Familien in Landwohnungen, andere reiſen, und die Norweger reiſen meiſt außerhalb Landes, wenn ſie Geld übrig haben. Häufige Spazierfahrten aufs Land ſind das einzige Vergnügen, das ich vorherrſchend in Chriſtiania bemerkt habe. Oeffentliche Vergnügungshäuſer vermißt man faſt ganz. Der Norweger ſucht das Lebensglück meiſt in ſeinem Hauſe und in deſſen geſelligen Familienkreiſen, wobei es nicht an Schmauſereien und den Freuden der Flaſche fehlt. Nach gaſtlicher Volksſitte ladet man gern den Fremden dazu ein. Fiſch, Fleiſch und Mehlſpeiſen wechſeln faſt in unſerer herkömmlichen Tiſchordnung. Fiſche, worunter Lachſe und Lachsforellen obenan ſtehen, hat Norwegen vortrefflich, auch gutes Fleiſch aller Art, und unter dem Wild Auer- und Birkhühner, Schneehühner, Haſelhühner und anderes Geflügel von vorzüglichem Wohlgeſchmack. Im Winter kommt Rennthierbraten dazu, und das Fleiſch der kleinen Haſenart, die im Lande heimiſch iſt. Man trinkt meiſt ſchwere Weine, als Portwein, Madeira und Xeres, daneben auch franzöſiſche Weine. Eine alte, ſchöne Sitte iſt es, daß dem Fremden in jeder Geſellſchaft, wo er erſcheint, ein »Willkommen in Norge!« mit gefülltem Glaſe zugebracht wird. Die Sitte will, daß man,

diesen Trinkspruch erwiedernd, ein Glas auf das Wohl des Hauses leert, und wenn man vielleicht einige freundliche Worte über Land, Leben und Gesellschaft hinzufügt, wird man um so größeres Wohlwollen erwecken. Es ist im ganzen Norden Gebrauch, den Namen dessen laut zu nennen, mit dem man zu trinken begehrt. Dieser erwiedert die Höflichkeit, indem er seinerseits den Namen des Auffordernden ausspricht. Beide heben dann die Gläser und leeren sie, indem sie sich begrüßen. Daher muß man sich hier, eben wie in England, hüten, nach deutscher Weise sein Glas bis an den Rand zu füllen, um den Gesundheiten Bescheid zu thun, die von allen Seiten kommen, und das um so mehr, da die Norweger gern ihre Ueberlegenheit beim Glase zeigen und den Fremden zu Boden bringen wollen, was freilich bei einem Deutschen nicht so ganz leicht ist. Ganz allgemein hörte ich indeß, daß die Sucht zu trinken, wie sie früher im Lande war, sehr abgenommen. Mit der gestiegenen Bildung schämt man sich der Trunkenheit und hält es nachgerade für unschicklich und unsittlich, mehr zu trinken, als man vertragen kann. Noch vor zehn oder funfzehn Jahren gehörte es zu den unabweisbaren Eigenschaften eines echten Normanns, unmäßig zu trinken, so lange es nur möglich war. In Drontheim, wo ich mich einst nach einem scharfen Trinken dem gastlichen Hausherrn empfahl, sagte dieser seufzend: »Wie ist doch das junge Volk jetzt ganz anders, als damals, wo ich zu ihm gehörte, ja anders, als selbst noch vor einem kurzen Jahrzehnt. Wurde eine Gesellschaft gegeben, so schloß der Wirth die Thür, steckte den Schlüssel in die Tasche und Niemand kam hinaus, ehe nicht die Masse der Getränke, die er seinen Gästen bestimmt hatte, bis auf den letzten Tropfen genossen war.« »Aber,« erwiederte ich, »bei solcher Kampfart muß die Schlacht blutig gewesen sein, und Todte wie Sterbende müssen den Boden bedeckt haben.« »Und was thut das?« rief der alte fröhliche Herr, »die Ueberlebenden nahmen sich ihrer gefallenen Brüder redlich an. Man hob sie auf, man brachte sie nach Hause. Musik zog voran, Fackeln umringten den Zug; unter Gelächter, Gesang und bachantischer Lust ging es so durch die Straßen. Das kennt jetzt Niemand mehr, ja sie schämen sich dessen. Sie sind abgefallen von

den Sitten ihrer Väter. Die Sucht nach dem Neumodischen und Fremden hat das gute Herkömmliche verdrängt und wird es immer weiter in den Winkel schieben.« So sprach der ehrenwerthe Herr, der übrigens zu den angesehensten und trefflichsten Männern der Stadt gehörte, aber ein bitterer Feind der sogenannten aristokratischen Partei in Christiania war, welche überall die Rechte der fortgeschrittenen Bildung in Verfassung und Sitte geltend zu machen strebt.

Mein Reiseplan war, über die Hardanger Gebirge nach Bergen zu gehen, d. h. also durch den wildesten Theil des Bergenstiftes. Den Weg von Christiania nach Drontheim kann man freilich auf der besten Straße des Landes in 6 Tagen zurücklegen. Wer aber Norwegen und Norwegens Naturschönheiten kennen lernen will, der muß den Westen besuchen. Er muß ins Bergenstift, ins Land der Wasserfälle und Hochgebirge, der Gletscher und Schneelagen, und zwar durch Tellemarken und über die bahnlosen Felsengebirge. Dort lernt er das Hirten- und Bauernleben kennen, das Leben eines großen Theiles der Norweger, die in den einsamen wilden Thälern wohnen, Naturkinder mit schlichten, uralten Sitten und Gebräuchen, zu denen meist in vielen Jahren kein Fremdling kommt. Das klingt verlockend; aber eine große Schwierigkeit steht solcher Reise entgegen, wenn man die Sprache wenig oder gar nicht kennt. Für mich ebnete sich dies in bester Weise. Einer der Professoren der Universität in Christiania, aufs Genaueste mit allen Verhältnissen seines Vaterlandes bekannt, wollte die Hardanger Gebirge besuchen. Die Gesellschaft eines solchen Reisegefährten mußte ich als ein Glück preisen; und so durfte ich denn gutes Muthes Christiania verlassen und nach Kongsberg aufbrechen, von wo aus wir vereint in Tellemarken, das an die Hardanger Gebirge grenzt, eindringen wollten.

Ich verließ Christiania in einem bequemen Halbwagen und in Gesellschaft mehrerer Reisenden, welche gleich mir eine Ausflucht nach der berühmten Schlucht von Krogkleven machen wollten. Die herrliche Aussicht vom Ringerige ist mit Recht

der Zielpunkt der meiſten Reiſenden. Das Wirthshaus auf Krogkleven iſt von Chriſtiania beinahe vier norwegiſche Meilen entfernt. Der Weg dahin führt Anfangs an den Ufern des Fjord; dann wendet ſich die Straße plötzlich rechts ins Land zwiſchen Tannenwäldern und ſchroffen Wänden von Kalk und Schiefer, bald ſteile Höhen hinauf, bald hinab, endlich bei dem großen Eiſenwerke Bärum vorüber, deſſen Hüttenwerke zerſtreut in dem wilden, ſchwarzen Thale liegen. Hat man Bärum im Rücken, ſo geht der Weg ſichtbar höher aufwärts, den Rücken eines Bergzuges hinan, auf deſſen Scheitelpunkt wir uns endlich befinden, um am nächſten Morgen jäh wieder hinabzuſteigen, faſt bis an den Spiegel des Meeres. Das aber iſt Norwegens eigentliche Natur. Der ungeheure Felſen, aus dem es beſteht, iſt von tiefen Spalten durchſetzt, in denen die Flüſſe und Bäche hinziehen. Dieſe Spalten ſind die Thäler; in ihnen wohnen die Menſchen mit ihren Hütten, Feldern und Heerden. Will man nun von einem Thale ins andere, ſo giebt es weiter keinen Weg, als hohe Berge zu überklettern, die zuweilen ewigen Schnee tragen. Aber alle dieſe Berge ſind nicht ſpitz zulaufend, ſondern Gebirgsrücken, welche oben große Flächen bilden; darum heißen ſie auch Felder (Fjelder). Alles iſt Feld, was ſich oben in die Länge oder in die Breite ausdehnt; und nur die einzelnen Kuppen, Zacken und Spitzen, welche aus dieſen Maſſen hervortreten, werden gewöhnlich Knoten, norwegiſch: Nuten, genannt. Daher erfordert es oft viel Zeit, um einige Meilen fortzukommen, und manche Mühe und Gefahr, den Nachbar zu beſuchen, der jenſeit des Fjeldes im nächſten Thale wohnt. Zuweilen ziehen ſich die Fjelder in ſenkrechter Steilheit hinauf und fallen eben ſo nieder. Schwindelnde Fußſteige führen dann wohl zwiſchen den Klüften hin, und ein beherzter Fuß mag ſie wandeln; aber häufig müſſen auch große Umwege gemacht werden, denn unten in der Thalſohle ſammeln ſich gewöhnlich die Waſſer in einer zahlloſen Menge größerer und kleinerer Gebirgsſeen, die ganze Ketten bilden, aus denen ſtufenweiſe von Thal zu Thal, bis zum Meere, die Flüſſe hinabſtürzen. Bei dieſer eigenthümlichen Beſchaffenheit des Landes kann man ſich denken, daß es die wahre Heimath der Waſſerfälle ſein muß. Zahlloſe Ge-

birgsbäche kommen ſtark und rauſchend von den hohen Fjeldern herab, in deren Seen ſie ihre Sammelplätze haben, und ſo hat die Natur Norwegen mit einem Element beſchenkt, deſſen nutzbare Kraft unerſchöpflich iſt und alle Dampfmaſchinen überwiegt, welche andern Ländern künſtlichen Erſatz geben müſſen. Unzählige Schneidemühlen und Mühlen werden dadurch in Bewegung geſetzt, alle Werke des Kunſtfleißes mit Hülfe des Waſſers betrieben; aber es könnten tauſend und tauſend mehr beſtehen, und wohl zu begreifen iſt das Händeringen und die Verzweiflung eines betriebſamen Engländers, der, als er in Norwegen zahlloſe Bäche unbenutzt dahin fließen ſah, von denen jeder in England ein Quell des Reichthums geworden wäre, ein Land ſofort verließ, von deſſen Einwohnern er die allerſchlechteſte Meinung mit ſich nahm.

Immer näher kam uns eine Felſenſtirn mit Tannen beſchattet, die wir bald hinter Chriſtiania hoch oben am Horizonte geſehen und auf hohen Abſätzen immer wieder geſehen, gleich einem geſpenſtiſchen Berggeiſte. Es war ſchon ſpät, als wir endlich auf der Höhe des Krogkleven am Wege das kleine Wirthshaus erblickten, aber nur einen ſchmalen Antheil davon für uns erhielten; denn die beſten Plätze waren ſchon vor uns von Reiſenden in Beſitz genommen. Ich erfreute mich hier meiner aus Chriſtiania mitgenommenen Vorräthe an Zwieback, Fleiſch, Käſe, nebſt Chokolate und Tafelbouillon. In Drammen iſt eine Anſtalt, welche die Seefahrer mit Fleiſch und friſchen Gemüſen in luftdicht verſchloſſenen Blechbüchſen verſorgt. Man bekommt dort falſche Schildkrötenſuppe, gebratene Hühner und andere Sachen, und berührt man dieſe Stadt, ſo thut man wohl, Etwas davon mitzunehmen, vorausgeſetzt, daß man mit Kochgeräthſchaften verſehen iſt. Denn in den Gebirgen findet man nichts, als den großen Milchkeſſel an der Kette, und in den verlaſſenen Sennhütten, oder im Freilager, das in irgend einer Spalte oder Höhlung der Fjellen aufgeſchlagen werden muß, natürlich nichts. Ein eiſerner Topf, etwas Salz, ein Beſteck, ein Trinkgeſchirr von Blech, das zugleich als Teller dienen kann, ſind daher preiswürdige Gegenſtände. Auch meine alte Wolldecke, die mir als Sitzkiſſen auf dem Karren diente, hat mir bei den Freilagern

im Gebirge treffliche Dienste geleistet. Bleibt man auf gebahnten Wegen, so ist dies Alles nicht nöthig.

Am frühesten Morgen ging ich hinaus, aber es lag noch Nebel auf Ringerige, der sich erst nach hartem Kampfe mit Tag und Sonne besiegen ließ. Ein Sturm fegte dabei durch die Schlucht, er brauste in den schwarzen Wäldern, die nach und nach vom rothen Frühlichte hell wurden. Es war schön, in diese wälzenden, schweren Nebelmassen zu blicken, die, wo sie plötzlich zerrissen, tief unter sich reizende, sonnenbeschienene Thäler zeigten. Man ahnet gar nicht, daß es von Krogkleven so tief hinabgeht in das reiche, große Thal des Drammen, der hier einen meilenbreiten See bildet, Tyrifjord genannt. Am Abhange eines Felsenvorsprunges, der, ungefähr 1500 Fuß hoch, steil in die Landschaft Ringerige hinabstürzt, klettert man zu einer Bank, welche sich, zwischen Bäumen eingeklemmt, an der äußersten Spitze befindet. Nun fliehen die Nebel, triumphirend läuft Sonnenschein hinter drein und zwischen den finsteren Fichten und starren Felsen des Vordergrundes leuchtet wunderbar eine bunte, lebendige Landschaft. Anfangs öffnet sich unter den Füßen nur ein Punkt, aber schnell dehnt sich der Punkt in die Breite und Tiefe, mit jedem Schritte größeres Wachsthum erringend, neue Gegenstände entfaltend. Das ganze Thal wird sichtbar mit dem funkelnden Spiegel des Tyrifjord. Auf den Dämmen der Straße, die ihn durchschneidet, auf der Brücke, die sich darüber wölbt, ziehen Wagen und Reiter, so klein und fein, wie Nürnberger Kinderwaare. Zwischen düsteren Schatten der Felsen spielt freudig helles Smaragdgrün, tausend schimmernde Gehöfte sind über den reichen, fruchtbaren Grund ausgestreut an den Hügeln und Berglehnen, auf den Inseln und in den malerischen Buchten. Drüben im fernsten Westen steigen immer höhere Spitzen auf, und ein Hochgebirge mit weißen Gipfeln bildet den Hintergrund des farbigen, wechselvollen Gemäldes. Mitten drin steht ein hoher düsterer Punkt: das ist der Gausta, dort liegt Tellemarken, dorthin willst du, und du durchmissest in Gedanken den Raum, der dich von dem wilden Hochlande trennt. Die Bergwand hinter dir schließt rechts und links die Welt gleich einer Mauer ab. Es ist die höchste Stufe, von welcher

das Land ſich abwärts ſenkt nach dem Meeresgolf der Hauptſtadt zu. — Endlich mußten wir ſcheiden von dem herrlichen Punkte und ſtiegen bald darauf die Schlucht hinab nach Sundsvolden. Der Weg in der Schlucht geht außerordentlich ſteil nieder, und der Abhang daneben ſtürzt in furchtbarer Jähe bis zur Tiefe des Tyrifjord. Der Fels beſteht in der obern Hälfte aus rothem Porphyr, deſſen dunkelgrauer Fuß auf reinem weißgelben Sandſtein ruht: eine räthſelhafte Naturmerkwürdigkeit für die Männer der Wiſſenſchaft, die das Urgeſtein der Erde, den Granit, ſonſt immer als den Träger der übrigen Felsarten finden. — Die außerordentliche Steilheit des Weges, wo es oft Mühe koſtet, auf den Beinen feſt zu ſtehen, um nicht in's Laufen zu gerathen, hindert nicht, daß man mit ſchwer belaſteten Karren hinauf- und hinabfährt. Dies iſt aber nur mit einem norwegiſchen Pferde möglich, welches das ſchwediſche noch übertrifft. Es iſt von mittlerer Größe, ſtark gebaut, mit kurzem Hals und breiter Bruſt, ein dunkler Streif von der Schwanzſpitze bis zum Kopf iſt das unterſcheidende Merkmal des ächten Norwegers. Die Farbe iſt meiſt gelblich, iſabellenfarbig, in's Graue ſtreifend oder fuchsröthlich. Mit unermüdlicher Ausdauer vereinen ſie Klugheit, Muth und Kraft. Niemals ſind ſie bösartig und tückiſch, lenkſam von jedem Kinde, und ſo abgerichtet zu Gebirgsreiſen, daß man ſich ihnen ganz und gar überlaſſen kann. Ueberall weiß das Pferd, was es zu thun hat, und kehrt ſich weder an Zerren, noch Peitſchen, wenn Gefahr vorhanden iſt. Steigt es die Berge hinauf, ſo geht es im Zickzack, von einer Seite der Straße zur andern, ſobald dieſe zu ſteil wird. Wird es ihm zu ſchwer, ſo ſteht es ſtill und erwartet, daß man es verſchnaufen läßt. So klimmt es von Abſatz zu Abſatz, immer ausruhend und neue Kraft ſammelnd, aber immer bereit zu neuen Anſtrengungen. Geht es dagegen ſteil hinab, ſo ſtemmt es ſich feſt mit den Füßen, und ſchreitet, Schritt vor Schritt, den Karren haltend, weiter. Je ſteiler es wird, um ſo größer iſt ſeine Anſtrengung, ja ich habe öfter geſehen, daß Pferde ſich ganz auf die Hinterfüße ſetzten, und ſich ein langes Stück ſchleifen ließen, um den Karren, der in Schuß gerathen wollte, aufzuhalten. Zu dieſem Zweck iſt auch ihr

Geschirr eingerichtet, das als Kumpt um Hals und Brust liegt, und an beiden Seiten durch Pflöcke mit den Armen der Karre verbunden ist, ein darüber liegender Bügel vermehrt die Festigkeit und dient zugleich als Zierrath. Von Riemen und Sielzeug ist nicht weiter die Rede, das Thier ist fest mit dem Karren vereint, und muß diesen so viel als möglich in der Gewalt haben. Ueberdies hört es auf den leisesten Ruf, steht augenblicklich still, und ist so abgerichtet und klug, daß es von selbst anhält, wenn etwas am Geschirr in Unordnung geräth. Meist sind sie gewohnt Lasten zu ziehen, auch wissen sie recht wohl, daß sie rasch laufen müssen, wenn das Fuhrwerk einmal in Gang ist. Ist nun die Höhe steil und hoch, so mag man vergebens die Peitsche brauchen. Das Thier weiß, daß es verderblich sein kann, wenn es nachgiebt, und läßt sich lieber geduldig mißhandeln. Erst wenn es die Hälfte wenigstens langsam hinunter ist, beginnt es zu laufen, und dann geht es oft im Galopp bis zur Thaltiefe. Und wie wenig Aufmerksamkeit und Zuneigung wird diesen treuen, klugen Geschöpfen meist von ihren Herren gewidmet! Vom Putzen und Pflegen und Füttern weiß man in Norwegen nichts. So lange es irgend möglich, und wenn noch Schnee liegt, werden die Pferde auf die Bergweiden getrieben. Dort leben sie von Gras und Alpenkräutern, von Knospen und Blättern der Gesträuche; Kornfutter bekommen sie nie. Im Winter werden sie mit Heu, trockenen Blättern und allerlei Abgängen durchgebracht. Der Sommer ist daher ihre goldene Zeit. Selten nimmt ein Norweger Rücksicht auf sein Pferd, selten liebt er es. Er treibt es zu den ungeheuersten Anstrengungen und lohnt seine Aufopferung mit Scheltworten. Der Reisende, welcher einem Bauer einige Schillinge Trinkgeld giebt, mag immerhin das Pferd peitschen und in tollster Weise fahren, er wird wenig Widerspruch finden. Die ausgebreitetste Pferdezucht ist in Guldbrandsdalen anzutreffen. Dort ist der größte und edelste Schlag. —

Sundsvolden liegt nur wenig Fuß über dem Wasserspiegel des Holsfjords, über welchen die Straße auf einem schönen Steindamm geführt ist. Hier schiffte ich mit einem Norweger den Tyrifjord hinab bis nach Vigersund, wo der Drammen

breit und schön aus dem See tritt. Der Wasserschüß ist eben so eingerichtet, wie die Beförderung zu Lande. Auf der Poststation Sundsvolden bestellten wir ein Boot und zwei Ruderer, welche sehr bald zur Stelle waren. Für jedes Paar Ruder, das ein Mann führt, wird zwanzig Schilling die Meile bezahlt, für das Boot acht Schilling. Uebrigens sind die Wassermeilen bedeutend kürzer, als die zu Lande. Die Boote auf diesen Seen des Innern sind nicht recht wasserdicht und schecht versehen mit Sitzen für die Reisenden. Gewöhnlich haben sie nur Ruderbänke; vorn in der Spitze werden Birkenreiser hingeworfen, auf welchen man sich, halb liegend, halb sitzend, ausstrecken mag; wenn aber das Wasser durch das grüne Polster dringt, so hat das sehr unangenehme Anfeuchtungen am eigenen natürlichen Polster zur Folge. Der Drammen schwamm ganz voll von Holzblöcken, welche in Vigersund das Bett des Stromes verstopften und dort auf Plätzen am Ufer zum Zerschneiden für die Sägemühlen aufgestapelt wurden, von wo aus sie als Bretter und Balken ins Ausland wandern. Unsere Wasserfahrt war hier beendet: mehrere bedeutende Fälle sperren den Strom. So schön diese als Naturschauspiele sind, so hemmen sie doch den Verkehr, der sich sonst bei dem Reichthum an Flüssen und Seen bis tief ins Innere ziehen könnte. Den Weg nach Hougsund, einem kleinen Flecken, machte ich im Karren, das linke Ufer des Flusses verfolgend. Jenseit lag das schöne Thal von Modum mit seinem Blaufarbenwerk, welches ein reicher Berliner Bankier besitzt. Dort liegen zwei Wasserfälle, der Höna-Fossen und der Hof-Fossen. Ich setze hier die Worte eines Freundes her, der beide Fälle besucht hat:

»Wir bogen um ein Haus, und siehe, da kam hinter allerlei Mühlen und Rädern weiß wie Schnee ein Wasserstrom an uns vorüber gebraust. Ehe wir es uns versahen, stand der Wagen auf einer schmalen Brücke mitten über dem herabstürzenden Flusse, der wie ein pfeilschnell fliegendes breites Silberband von oben herab, unter unsern Füßen durch und in eine mäßige Tiefe dergestalt hinabschoß, daß er sich aufstaute zu einem wirbelnden hohen Wasserdamm. Zu Wagen mitten in einem Stromfalle von großer Breite und Heftigkeit! das war uns ganz etwas

Neues. Die pruhstenden Pferde, welche nicht stille stehen wollten in dem Lärmen, Brausen und Spritzen, mußten von einem daher kommenden Schneidemüller festgehalten werden. Die Höhe des Wasserſturzes erſchien nicht außerordentlich, eben weil wir uns inmitten dieſer Höhe befanden; aber es war nicht ein mäßiger Gebirgsfluß, es war ein voller breiter Strom, und er ſtürzte nicht langſam, ſondern gleich einem breiten blitzenden Schwerte, das ſchnell hernieder fährt zum entſcheidenden Streiche. Und dieſes Menſchenwerk mitten im ſchäumenden Sturz! Ueberall nämlich, nicht nur an den Rändern, wo man einzelne Waſſerfälle abgezwungen, ſondern auch in der Mitte war der Norweger geklettert und hatte Pfähle gerammt und Fluthbetten und Räder und Schneidemühlen angelegt; überall ſah man über der Unruhe der Naturkraft das beſonnene Walten des thätigen Menſchengeiſtes. Dadurch erhält das Ganze mit ſeinen ſchwimmenden Mühlen eine reizende Mannigfaltigkeit und Eigenthümlichkeit. Selbſt die dürftige Umgebung ſtimmt dazu: Nach oben ſieht man kaum hinweg über die glatt abbrechende Fluth, links und rechts iſt das Dorf, unten iſt das Becken ohne Uferreiz; aber das Land erhebt ſich hinter dem Becken allmählig zu dem Höhenzuge, der zwiſchen uns und Chriſtiania liegt. Das iſt der Höna-Foſſen. Von da führt der Fußweg eine Stunde weit nordöſtlich aufwärts zum Hof-Foſſen. Die Sonne ſtand im Mittag, und es war glühend heiß, ſo daß wir uns hätten in Sicilien wähnen können. Wir wanderten neben einem bebuſchten, niedrigen Thale, begrenzt von einer Hügelkette mit vereinzelten Kiefern. Hinter uns lag ein breites Flußbett, das wenig verſprach, als wir über den Kies dahinſchritten. Hier ſollte der Hof-Foſſen kommen, dort vor uns hinter einem vorſpringenden trockenen Erdhügel. Wir hörten das Geräuſch, aber wir gaben den Leuten Recht, daß ſie nicht viel machten aus dieſem zweiten Falle neben dem Höna. Wie hatten wir uns getäuſcht! — Als wir um den Erdhügel kamen, ſahen wir den Strom in zwei großen Abſätzen herabſtürzen, und jeder Abſatz war ein großer Waſſerfall, und nach jedem Abſatze wurde der Strom reißender, und am letzten ſtürzte er ſenkrecht hinab, ſo daß er ſich von unten halb ſo hoch, als er gefallen, wieder in die Höhe

bäumt — ein prächtiges Schauſpiel! Rings wieder dürre Natur, völlige Einſamkeit, blendender Sonnenſchein! Kein Menſchenweſen, keine Menſchenwohnung! Das einzig Lebendige der Strom, aber dieſer auch in ſeiner ganzen Fülle und Haſt mit aufregender Lebendigkeit! Man hatte wohl fünf Minuten zu ſteigen von dem unterſten Sturze bis zum obern, und ich bin gewiß drei Mal hinauf und wieder herab gekrochen, ſo anziehend fand ich die verſchiedenartigen Stürze und den Ueberblick über ſie.«

»Die Waſſerfälle in Norwegen werden auf eigenthümliche Weiſe belebt durch das Floßholz, welches in ſie hinein geräth und von ihnen gleich Fangbällen weiter geworfen wird. Dies Floßholz iſt nun aber nicht etwa Scheitholz, nein, es ſind dicke Stämme, welche nur über der Wurzel und am Zopfende abgeſchnitten ſind, was die Förſter bei uns „Klötzer" nennen. Sie werden von der Rinde entblößt, mit dem Zeichen des Eigenthümers gebrannt, und ſchwimmen nun die Ströme entlang. Man ſchließe von dieſen Baumſtämmen, welche wie Zahnſtocher in den Fluthen umher tanzen, auf Breite, Höhe und Tiefe des Waſſerfalles. Es iſt ein gar unterhaltendes Schauſpiel, wie der Sturz immer wieder in neuer Wendung, bald breit, bald ſpitz den Baumſtamm empfängt und in die Tiefe ſchleudert. Dort verſchwindet er im weißen Schaume; man denkt, er iſt zerſchmettert. Er iſt aber von dickem, rundem Holz, ein harthäutiger, gleichgültiger Patron, dem keine Empfindung ans Leben geht, und auf einmal kommt er wie ein weißer Pudel jenſeits des Gebrauſes wieder zum Vorſchein; er ſchüttelt ſich im raſchen Stromzuge, und wenn er dächte, ſo würde er denken: „das iſt überſtanden!" und ehe er's ausgedacht, zieht der Strom auf einmal wieder blitzſchnell: er fliegt kopfüber in den zweiten Sturz, den ſteilſten, hinab, halb blank in der Luft und in den von unten entgegen bäumenden Schaum geſchleudert. Hier muß er Späne laſſen; denn ſelten kommt er heil um den Felſen vorbei, welcher unten in der Mitte wie ein Buckelſchild den Strom auffängt und nach allen Seiten auseinander ſprengt und ſpritzt. — Ich glaube, wir haben Stunden lang an dieſem einſamen, wenig gekannten Hof-Foſſen geſeſſen: wir hatten nirgends ſo etwas geſehen. Der Rheinfall bei Schafhauſen fällt vielleicht etwas höher,

aber nur ein Mal und durchaus ruhiger und mäßiger. Gewalt und Kraft ist hier beim Hof-Fossen viel größer.«

Der Weg von Hougsund nach Kongsberg, der silberreichen Gebirgsstadt, führt durch Tannenwälder und über einen Bergrücken, an dessen Abhängen und Seen kleine Seen und Waldleisten liegen. Lange Züge von Bauholz, die auf Karren hinabgeführt werden, zeigen, daß dieser Holzreichthum hier einen lebhaften Verkehr begründet. Das junge Fichtenholz geht namentlich nach Holland, um bei den Wasserbauten zu dienen. Viel Holz wird jedoch in Norwegen selbst, namentlich zur Feuerung der Hüttenwerke und Fabriken, verbraucht, da das Land keine Steinkohlen hat. Kongsberg liegt in einem tiefen Thale, durch welches der Louven strömt. Rings umher erhebt sich ein Kessel bewaldeter und nackter Berge, und steil geht es den Paß hinab in die rauchende Hüttenstadt. An diesen Bergen von Granit und Glimmerschiefer liegen die Silbergruben, in denen, einzig in ihrer Art, das edle Metall nur im gediegenen Zustande in Gängen gefunden wird. In der Stadt geschieht die Schmelzung, hier ist Hüttenamt und Münze. Kongsberg und sein Bergwerk ist äußerst wichtig für das Land; man gewinnt jährlich mehr als 20,000 Mark. Auch hier findet man herrliche Wasserfälle.

Mein Reisegefährte war aus Christiania eingetroffen; ein Regenwetter war vorübergegangen, und wir bestiegen an einem hellen Morgen unsere Carriole, die im Hofe des Wirthshauses hielten. An dem Ufer des Louven ging unsere Fahrt stromwärts auf dem sandigen Wege, zwischen Hütten, Ackerstücken und Waldstreifen. Bald bogen wir links ab vom Strom in ein schmales Thal hinauf. Ein kleiner Fluß, die Jondals-Elf, geschwätzig polternd und ärgerlich aufspritzend an den Felsstücken, die sein Bett beengen, war unser Begleiter. Von da führte der allmählich ansteigende Weg über Wiesen, durch Erlenbüsche, Birken und schlanke Tannen, die ihre Wurzeln um Steinmassen schlugen und sich ängstlich mit vielen schmalen Fingern daran festklammerten; abscheuliche Knütteldämme, welche Torfmoore überbrück-

ten, leiteten in felsige Hügel. Am Ende eines wilden Hohlweges lag auf der Höhe eine Schmiede. Hammerschläge fielen wetternd auf ein funkensprühendes Eisen. Der riesige Schmied trat einen Augenblick aus dem Schirmdach hervor und sah auf uns nieder, wie unser Fuhrwerk zwischen dem Steingetrümmer hin und her schwankte. Oft verlor sich jede Wagenspur, und nur mit Vorsicht gelang es, über Geröll und Wurzeln an den Gehängen der Bäche ohne Umwerfen davon zu kommen. Endlich lag ein Thal vor uns, ein See schimmerte herauf, Häuser, aus denen Rauch aufstieg, bildeten ein geräumiges Gehöft. Das war Volkesjoe, das vorläufige Ziel unserer Tagesfahrt. Mitten auf dem Holzplatze hielten wir an, und eine freundliche Frau hieß uns willkommen. Wir verlangten Pferde bis an den Tindsee nach Graver. Allein die Pferde, welche hier nicht, wie in Schweden, auf der Poststation bereit gehalten werden, waren sämmtlich auf den Alpen und unter drei bis vier Stunden unmöglich zu beschaffen. Mittag war vorüber, und Graver am Tindsee noch drei norwegische Meilen entfernt; da mußten wir uns denn schon bequemen, zu bleiben, wenn wir nicht bei Nacht reisen wollten. Aber dieser Aufenthalt in Volkesjoe hat mir niemals leid gethan. Wie schön war es hier, und welche mannigfache Eindrücke nahm ich mit mir fort! — Zuerst die Natur. Wir lagen in dem hohen welligen Grase; die Sonne funkelte stechend zwischen dunkeln Regenwolken nieder. Dort zwischen dem Gestein lag der dreieckige See, jenseit düsterer Wald. Ueber ihm zogen mächtige Alpen empor: ein weiter Kranz gewaltiger, kühner Massen, die mit glänzenden, weißschimmernden Häuptern und Spitzen in den Himmel ragten. Das Bleefjeld, das Melfjeld und, als höchstes von allen, der Gausta bildeten eine entzückende Alpenferne. In der Nähe des Auges verlor sich der wilde Gebirgscharakter; rund umher wogten die grünen Wiesen und die Saatfelder. Hier war ich nun zum ersten Male in dem Gaard eines wohlhabenden Landmannes. Mann und Haus waren gleich bemerkenswerth. — Die größeren Gehöfte bestehen in Norwegens Gebirgen stets aus mehreren getrennt von einander liegenden Häusern. Eins enthält gewöhnlich die Prunkgemächer und ist zur Aufnahme der Gäste und Fremden bestimmt. Dies ist die Stuga, und hier

in Volkesjoe war es eines jener alterthümlichen schönen Häuser, die immer seltener werden und nur noch sparsam anzutreffen sind. Sein schmaler Eingang war mit geschnitzten Pfosten versehen, die wunderliche Verzierungen bilden: Schlangenwindungen und Wolfs- oder Drachenkörper. Oben kreuzten sich die Zierrathen in einer Krönung und liefen dann hinauf bis ans Dach. Auch die Ecken des Hauses waren mit Schnörkeln versehen. Aus einem schmalen Vorraum trat man dann in ein großes Gemach. Es enthielt einen Herd, und an der Seite standen Bettstellen zwischen festen Pfosten, welche die Decke tragen halfen. Das Staatszimmer war jedoch eine Treppe hoch. Hier waren Schränke aufgestellt, mit bläulicher Oelfarbe angestrichen und mit Blumen und Zierrathen bemalt. Auch die Bettgestelle an der Wand waren bunt und sorgsam gearbeitet. Gesimse liefen um die Wände, welche Weisheit und Tugend lehrten, das Haus aber vor jeder Noth in die Hand des Allmächtigen empfahlen. Tannenreiser lagen grün und frisch auf dem Boden; der ungeheure Tisch war weiß und rein; Alles athmete Sorgfalt und Sauberkeit, und mit wahrer Freude befand ich mich in diesem stillen Raume, umgeben von dem blitzenden Zinngeschirr, das rund umher auf den Gesimsen stand, sammt Tassen und Gläsern, welche dazwischen wohl geordnet waren. Daß der Besitzer ein wohlhabender Mann sei, erwies sich aus dem Silbergeräth; ja sogar eine große silberne, einst vergoldete Schüssel oder ein Taufbecken stand oben in der Reihe der Geschirre und bildete deren Glanzpunkt und Schlußstein. — Hier in der Stuga wohnten wir, der Eigenthümer aber hatte nach der Sitte der Väter seinen Wohnsitz in seinem Vorrathshause, dem Stöplebod oder Säulenhause. Der Sohn des Besitzers, ein achtzehnjähriger junger Mann, verständig, bescheiden und unterrichtet, wie bei uns nicht leicht ein Bauer anzutreffen sein möchte, zeigte uns das Vorrathshaus. Ein solches Haus liegt auf Säulen, die hier schlank und geschnitzt waren. Man baut es hoch, damit es vor Nässe und Ungeziefer sicher sei; die Treppe, welche hinaufführt, legt man weit genug von der Schwelle ab, damit Mäuse und Ratten nicht etwa hinüberspringen. Wie erstaunte ich, als ich die Vorräthe sah, welche hier aufgehäuft lagen. An den Wänden standen

ungeheure Stöße von Fladbröt, darunter Fässer mit Butter, dann aufgethürmt eine Menge großer Käse. Getrocknetes Rindfleisch hing in ganzen Seiten an den Wänden, daneben Speck und Hammelschinken, Fässer mit Mehl und Grütze: kurz es war hier genug vorhanden, um diese Familie auf Jahr und Tag hinaus vor Hunger zu sichern. Denn in Norwegen ist man gewohnt, sich zu verproviantiren; selbst die Leute in den Städten thun es für die Winterzeit: wenn die Straßen tief eingeschneit sind, lebt man einsam, auch in den bewohnten Plätzen, und kann nicht leicht umherschicken, die Küche zu versehen. — Ueber dieser reich versorgten Vorrathskammer war noch ein Stockwerk, wo Kleidungsstücke aller Art, Pelzwerk, Pferdegeschirr, Kisten mit Linnen und Strümpfen, Schuhe, und an den Wänden aufgehängt wohl fünf oder sechs Dutzend verschiedenartiger Woll- und Pelzdecken sich befanden. Dieser Deckenvorrath ist im ganzen Gebirge ein Zeichen des Wohlstandes und der Pracht. Je mehr Decken, je reicher der Mann. Sie werden nur bei feierlichen Gelegenheiten gebraucht und wenn Fremde kommen; sonst ist ihr Besitz eben so gut Eitelkeitssache, wie Silber, Tafelgeschirr und Goldschmuck bei uns. Eine Art bunter Decken wird in Hardanger von den geschickten Bauern selbst gewebt. — In einem anderen Hause war eine Art Wohn- und Schlafgemach für den Besitzer und dessen Familie, oben die Kammern für Knechte und Mägde, welche in engen Läden schliefen, mit Stroh ausgefüllt und mit Decken belegt. Diesen Häusern gegenüber lag abgesondert das Feuerhaus, die Küche, mit breitem, niedrigem Herd und Geräthen aller Art zum Hausgebrauch.

Als wir die Besichtigung eben beendet hatten, kam der alte Hausherr mit seinen vier Knechten und einigen Mägden von den Alpen. Hatte der Sohn mir schon gefallen, mit seiner grauen, grünbesetzten kurzen Jacke, den Hemdkragen übergeschlagen und das Hemd auf der Brust mit großen Silberzierrathen genestelt, das kurze graue Beinkleid, das bis ans Knie reichte, mit grünem Streif und die Schuhe mit Buckelschnallen, so war der Vater noch weit mehr der Gegenstand meiner Theilnahme. In diesen Thälern ist die alte Landestracht fast allgemein üblich. Die

Tellemarker Jacke, grau, grün oder weißlich mit grünem oder rothem Beſatz, blieb bis jetzt vorherrſchend; dazu das kurze Beinkleid; das Meſſer an der Hüfte, das dolchartig in ſeiner Lederſcheide ſteckt; die Neſteln am Hemd, welche bei dem Geſinde von Zinn, bei den wohlhabenden Eigenthümern von Silber ſind. Dazu die kraftvollen Geſtalten, ihr lang herabfallendes Haar, die trotzigen Geſichter von großen, hellblickenden Augen beſchattet: Alles giebt ein eigenthümlich ausgeprägtes Bild. Man muß es ſich freilich für das ganze Land nicht allzu ſchön ausmalen. In vielen der hohen, wilden Alpenthäler iſt das Elend und der Schmutz der Armuth überwiegend. Ein hartes Leben, ein Ringen mit tauſend Mühſeligkeiten, eine gänzliche Abgeſchiedenheit von der Welt erzeugen rohe Kraft und rauhes, keckes Weſen, das zuweilen beläſtigend, mißtrauiſch und unfreundlich hervortritt. Dies ſind jedoch immer nur einzelne Beiſpiele. Im Allgemeinen iſt gutmüthige Neugier und eine höfliche Theilnahme für den Fremden, dem man gern dient und hilft, durchaus vorwaltend. So war es hier in Bolkesjoe. Ordnung, Wohlſtand und milde Sitten vereinten ſich mit der treuherzigen Einfachheit des Naturlebens. Und dieſer alte Mann, in ſeinem grünen, rothbeſetzten Kleide, das mit großen Knopfreihen beſetzt war, mit ſeinem ehrwürdigen, ſtill freundlichen Geſicht, und das ſilberweiße lange Haar, bedeckt von dem rothen, mit ſchwarzen Strichen gekreuzten Käppchen: war er nicht ein Bild jener uralten deutſchen Freiheit? Er beſtellte ſein Feld und ſaß zu Rathe in der Gemeinde. Seines Hauſes Frieden und Wohlfahrt bewahrte er, aber ſeine Stimme galt auch, wo es ſich um des Landes Frieden und Wohlfahrt handelte. Dieſer alte Mann, der in der Küche umringt von ſeinem Geſinde ſaß, wo er ſein einfaches Mahl verzehrte in völliger Gleichheit, der mit Weib und Kind nach vollbrachter Arbeit den Tagesreſt in ſeinem Vorrathshauſe verbrachte, der für ſeine Gäſte das Netz in den See warf, ihnen ein Abendbrot zu beſchaffen, am Morgen ihre Koffer und Bündel mit geübter Hand in die Packſättel ſeiner Pferde ſchnürte, und ihnen guten Rath und Lehre über Reiſe und Land ertheilte: er hatte vier Mal im Storthing zu Chriſtiania geſeſſen, dort geredet für das gemeinſame Wohl, war an des Königs Tafel geweſen, und

hatte dieſem eben ſo treuherzig und furchtlos ſeine rauhe, ſchwielige Hand geboten, wie er ſie uns reichte.

Der Mann hieß Gullik Bolkesjoe; denn es beſteht hier die alte Sitte, daß dem Namen des Eigenthümers der Gutsname angehängt wird. Damit hängt auch die Namensveränderung zuſammen, welche hier ſowohl wie in Schweden und Rußland gebräuchlich. Heißt der Vater Hans Gullik Bolkesjoe, ſo nennt ſich der Sohn Niels oder Olaf Gullikſon Bolkesjoe, und der Enkel heißt Gullik oder Herbrand Olafſon Bolkesjoe, worauf der Urenkel dann vielleicht wieder Hans Gullik Bolkesjoe heißen mag, nur der Gutsname bleibt Allen. — Gullik ſprach über die Angelegenheiten des Staates wie ein erfahrener, beſonnener Mann. Er las das Morgenblatt, die Hauptzeitung von Chriſtiania. Ueberhaupt leſen die norwegiſchen Bauern eifrig und unterrichten ſich aus Zeitungen und Schriften. Oefter habe ich betagte Männer, denen das Leſen etwas beſchwerlich wurde, es bitter beklagen hören, daß es damit nicht beſſer gehe, daß ſie aber ihre Jahre nicht für zu hoch hielten, um in Winterzeit die Fehler zu verbeſſern, vor allen Dingen aber ihre Kinder antrieben, das zu lernen, was ihnen nicht mehr möglich ſei.

Wir ſchliefen in der Stuga von Bolkesjoe ganz bequem unter den guten Decken, und erwachten am andern Morgen vom Gewieher der kleinen, muthigen Bergponys, welche uns tragen ſollten. Was in Norwegen dem Reiſenden ſehr willkommen, iſt, daß er meiſt überall Zucker und Kaffee vorfindet, wo auch weiter Nichts zu haben iſt. Hier bei Gullik, deſſen Hof zugleich Gäſtegivergaard war, fanden wir Beides recht gut, und vergüteten dem redlichen Manne eine Kleinigkeit. Kommt man tiefer in die Gebirgsthäler und findet Herberge bei wohlhabenden Landleuten, ſo trifft es ſich ſehr oft, daß ſie jede Vergütigung ausſchlagen, gewöhnlich aber ſagen ſie: »Gieb, was Du willſt!« und dies iſt eine ſchlimme Aufgabe, denn entweder giebt man zu viel, oder zu wenig. Hat ein Reiſender Nichts bekommen, als etwa ein wenig Fladbröt und Butter, oder ein paar Eier zum Abend, und Morgens etwas Kaffee und Brot zum Frühſtück, ſo kann er gewöhnlich dankbare und befriedigte Geſichter bewirken, wenn er ein Mark, nach unſerem Gelde

9 Silbergroſchen, giebt. Iſt er beſſer aufgenommen, ſo mag er etwas zulegen, auf keinen Fall aber mehr als 2 Mark geben.

Von Bolkesjoe aus bis an die Fjörde des Weſtens mußte unſere Reiſe nun zu Pferde gemacht werden, und was wir an Habſeligkeiten beſaßen, wurde in dem Sattel des Packpferdes feſtgeſchnürt. Dieſe Sättel, Klörſadel genannt, beſtehen aus einem Sattelkiſſen mit Haken, an welchen zu beiden Seiten Körbe von Weidengeflecht hängen, in welche die Koffer, Nachtſäcke u. ſ. w. hineingelegt und feſtgebunden werden. Es kommt nun genau darauf an, daß die Laſt auf beiden Seiten gleichmäßig abgewogen wird; wäre ſie auf einer Seite zu ſchwer, ſo würde ſie den Sattel herabreißen, der durch keinen Gurt gehalten wird, weil dieſer den Gang des Thieres auf den ſteilen Pfaden nur beläſtigen würde. Hier ſtanden nun die Reitpferde und das Packpferd, alle von der kleinen Gebirgsrace, iſabellenfarbig mit ſchwarzen Kämmen und Schweifen. Die zierlichen Thiere waren aber muthig und wild wie der Teufel. Ihre feurigen Augen funkelten unter dem langen Stirnhaare, und alle mußten getrennt von einander gehalten werden, denn es waren Hengſte, die ſogleich zu beißen und zu ſchlagen begannen. — Gullik Bolkesjoe wog unſer Gepäck genau ab, dann wurden die Körbe in die Haken gehängt; wir ſchwangen uns auf die kleinen, muthigen Renner in die Sättel, welche dicht mit gelben Nägeln beſchlagen waren, drückten den guten Leuten die Hände, Gullik nahm mit höflichem Anſtande ſein Mützchen vom weißen Haar, und dann ging es raſch über die Wieſen fort und in den Gebirgswald hinein, auf deſſen hohen Felſenlagern die Föhren dicht und düſter gereiht ſtanden.

Von Bolkesjoe bis nach Graver am Tindſee ſind drei nordiſche Meilen. Ein Weg durch das felſige, weite Waldrevier iſt meiſt kaum zu entdecken. Ungeheure, nackte Porphyrlager laufen über den Boden und vergönnen nur in ihren Spalten und Ritzen dem Baumwuchs Wurzeln einzuſchlagen. Von Zeit zu Zeit erheben ſich ſteile Bergwände; in tiefen Gerinnen laufen die Bäche nieder; in den Thalgründen haben ſich Sumpfſtellen gebildet; der Wald liegt voll zerbrochener, modernder Bäume, und unter ihnen blüht und keimt ein ſtilles Pflanzenleben, das

in Gras und Mooſen, in mannigfaltigen wilden Blumen und Blüthen aufſprießt. An manchen Stellen waren die Spuren der Axt zu ſehen; Bäume lagen gefällt und von den Aeſten befreit; ein paar Hütten ſchienen den Aufſehern zur Wohnung zu dienen. — In dieſen Bergwäldern wohnt beſonders gern der Bär, der hier zur Sommerzeit auch Nahrung an allerlei Beeren findet, unter denen eine ſchwarze, welche in größter Fülle wächſt und Krekling heißt, ſeine Lieblingsſpeiſe iſt. Er ſtreift ſie mit den Tatzen von den Sträuchen, die faſt wie Wachholderbüſche ausſehen. Indeß darf man nicht fürchten, einem ſo ſchlimmen Gaſt zu begegnen. Er iſt zwar groß und ſtark, aber er findet ſich hier viel ſeltener als in Schweden; nur zuweilen raubt er ein Pferd, oder tödtet eine Kuh. Er wird gejagt und in Fallen gefangen, ſo daß er ſich ſelbſt, vom Felſen herabſtürzend, den Tod giebt, oder man ſchießt ihn, indem man ihm nächtlich beim gelegten Fraße auflauert. Auch der Luchs kommt hin und wieder vor. Wölfe giebt es im Innern des Landes und mehr im Norden zur Winterzeit. Sie ſind kleiner als bei uns und furchtſamer; man hat von ihnen keinen Schaden zu beſorgen. — Auf dieſem Ritt lernte ich auch die Beſchwerden einer Reiſe zu Pferde durch nordiſches Gebirgsland gehörig kennen. Die Felslager waren häufig zerſpalten und die Thiere gezwungen, an glatten Stufen hinabzugleiten, oder mit den Vorderfüßen hinunterſpringend, die Hinterfüße nachzuziehen; natürlich gab das gewaltige Stöße. Die engen, kurzen Sättel mit hohen, beſchlagenen Pauſchen waren auch wenig geeignet, bequem zu ſitzen, und oft ſah es halsbrechend aus, wenn die kleinen, raſchen Thiere an ſteilen Abhängen auf und nieder kletterten. — Endlich öffnete ſich der Wald, und Felder kamen zum Vorſchein, Hütten, die zerſtreut an einer Bergwand lagen, in deren Tiefe ein wildes Waſſer ſchäumend niederſtürzte. Ich hielt mein Pferd an und ſah in eine herrliche Gebirgsferne. Düſter blaue und umnebelte Waldgebirge drängten ſich keſſelartig zuſammen; zahlloſe Schluchten liefen tief in ihren Schooß. Hier hoben ſich weißlich ſchimmernde Felſen empor, dort ſchien die dunkelſte Nacht auf engen Thälern zu brüten; aber unten lief ein Streif von Waſſer hin, von deſſen Spiegel der glänzende Schild der

Sonne aufblitzte. Das war der Tindsee, der tiefe, geheimnißvolle Zauberſee, der, zwiſchen 3000 Fuß hohen Felſen ruhend, wie ein Spalt erſcheint, den irgend einer der alten Götterrieſen einſt im Zorn mit ſeinem Schwert gehauen.

Wir ritten bis an das Gehöft Graver, das dicht am See liegt, und erhielten bald ein Boot, welches uns den See aufwärts bis an den weſtlichen Buſen bringen ſollte, in welchen der Mondfluß (Maan-Elf) fällt. Das Boot war mit drei Ruderern bemannt, alt und ſchlecht. Ein heftiger Wind regte die Fluth auf, und kaum waren wir aus dem Bereich des ſchützenden Vorgebirges, als die langen, ſchweren Wellen des tiefen Sees uns mächtig ſchaukelten. Unter dieſen Umſtänden merkten wir bald, daß ein anderes, beſſeres Boot zu beſchaffen ſei, wir fuhren daher quer über das Waſſer, und nun erſt ſah ich, daß der Tindſee gar nicht ſo ſchmal iſt, wie man meint. Die hohen Felswände, welche meiſt ſenkrecht, ſteil auf ihn niederſtürzen, laſſen ihn nur ſo erſcheinen, in Wahrheit aber iſt er meiſt über eine Viertelmeile breit. Dieſelbe Täuſchung wiederholt ſich an den Fjorden in Weſten. Man glaubt auf einem ſchmalen Waſſerſtreif zu ſchwimmen, und erkennt allein an der Verkleinerung der Gegenſtände auf der andern Seite, daß die Entfernung nur ſcheinbar gering ſei. Ganz daſſelbe iſt der Fall, wenn man die Gebirge betrachtet, welche dieſe Meer- und Seeſpalten umringen. Als man mir am Tindſee die Felſenmaſſen zeigte, von denen man behauptete, ſie ſeien 3000 Fuß und darüber hoch, war ich durchaus zweifelhaft in meiner Gläubigkeit. Ich verfolgte mit den Augen die jähen Abſätze vom Gipfel bis dahin, wo die ungeheueren Lager ſteil in den See ſanken und verſchwanden; ich maß die Waſſerfälle, welche zahlreich von den Zinnen ſtürzten, die weißen Schaumſtreifen der Bäche, welche zwiſchen dem Waldrevier erſchienen und verſchwanden, deren Leuchten ich wohl ſah, aber ihr Rauſchen nicht hörte, bis ich mich endlich überzeugte, daß vom Seeſpiegel aus Alles in der Verkürzung erſchien, und deswegen ſo nahe herantrat. Später wurde mir das erſt recht gewiß, wenn es galt, eine Höhe zu erklimmen, die eben gar nicht bedeutend ausſah; wenn man jedoch zu ſteigen begann, dann dehnte ſich der Raum wunderbar

unter den Füßen aus, und aus den Minuten, in denen man damit fertig zu werden meinte, wurden halbe und ganze mühevolle Stunden. — Mit einem neuen und besseren Boote fuhren wir unter den Felsenwänden des Tindsees hin, die oft so senkrecht glatt niederstürzten, als habe ein Messerschnitt sie zertheilt. Mächtig schäumten die dunkeln Wellen, und zuweilen mußten wir hinter Vorsprüngen Schutz suchen, weil der Wind zu heftig wurde und unsere erschöpften Ruderer Erholung bedurften; denn diese Seen sind böse Wasser. Die Stürme fallen mit rasender Gewalt auf sie nieder, und ehe man es sich versieht, ist ein Hexenaufruhr da, dem man vorsichtig entgehen muß. Fliehen, so schnell man kann, ist dann die einzige Rettung, und zuweilen ist, selbst wenn man glücklich entkommt, das Leben noch gar nicht sicher gewonnen. Wir suchten an einer Stelle Schutz, die des Priesters Höhle heißt, weil hier einst ein Prediger, der dem See entronnen war, drei Tage ohne Nahrung und Hülfe sitzen mußte, und beinahe verhungert wäre. Denn landwärts hängen die Felsen mehrere Tausend Fuß hoch unregbar über einer Höhlung, durch welche ein alter Baum sein Geäst windet, den See aber konnte kein Fahrzeug halten, und der Gottesmann würde umgekommen sein, wenn der Sturm sich nicht gelegt hätte. Kann man es bei solchen Vorgängen, solcher wilden Herrlichkeit der Ufer und solcher Tücke des schwarzen geheimnißvollen Elementes wohl der Phantasie verargen, wenn sie viel schauerliche Wunder vom Tindsee erzählt? — Nicht weit von Haakenaes, einem Gaard am See, läuft eine Rinne von einem Felsengipfel nieder, wohl tausend Fuß lang, hundert breit und fünfzig tief. Glatt und scharf, bildet sie eine lange seltsame Linie, welche sich im Dunkel des Sees verliert. Es ist als habe eine ungeheure Gewalt dies Stück aus dem Gefüge gerissen und unter ihrem Drucke zermalmt. Nach der Sage kam einst ein Riese von drüben und schritt über den See, der hier eine Viertelmeile breit sein mag, ungefähr wie wir heutzutage über eine etwas breite Gosse schreiten. Der ungeschlachte Gesell trat aber dies Mal ein wenig zu kurz; er glitt aus, der eine Fuß fuhr an der Felswand nieder und riß das Gestein mit herab, wo es jetzt noch fehlt. Erst im Grunde des Sees fand er seinen Stütz-

punkt. Unwillig sprang er auf, und sah sich das Ding an, das ihn zum Straucheln gebracht. »So bin ich doch in meinem Leben,« rief er aus, »noch niemals in eine so tiefe Pfütze gefallen; ich werde sie zuschütten, wenn mir's noch ein Mal passirt!« So erzählten unsere Ruderer, und die Stelle heißt allgemein des Riesen Fußtritt. — Als ich fragte, wie tief wohl der See sei, versicherten sie einstimmig, er sei eine Meile tief, das heißt eine alte norwegische Meile, zwanzigtausend Ellen. So tief mag er nun freilich nicht sein, obgleich gewiß mehrere Tausend Fuß tief; aber der nordischen Phantasie ist nichts zu groß, zu wunderbar und ungeheuer. Als ich fragte, ob denn der See noch nie gemessen sei, erwiederte einer der Männer ganz ernsthaft, das sei unmöglich. Man habe es versucht, habe Tau an Tau gebunden, und unten einen schweren, silbernen Krug angehängt. Nachdem man ihn viele tausend Klafter tief hinabgelassen, habe dies Senkblei Grund gefunden, als man es aber heraufgezogen, war der Krug geschmolzen und nur der Henkel saß noch an dem Tau. Wo dies geschehen, und wie es möglich sei, daß Feuer die Tiefe des Sees fülle, darüber schwieg der Mann.

Wir hatten bis Oerenaes am Westfjord gewollt, aber die Nacht kam, der Sturm hielt an, und so mußten wir uns entschließen, in Haakenaes, dem Gaard am Eingange des Fjord, unser Nachtquartier zu nehmen. Auf einer Felsenhöhe lag das Haus; schmutzig und ärmlich sah es überall darin aus. Ein riesenhafter Greis und seine eben so kräftigen Söhne schleppten unsere Sachen eine schmale Treppe hinauf in's Gastzimmer. Unten saß ein Mann, der auf einer dreisaitigen Geige, die in Hardanger gemacht wird, wimmernde Töne hervorbrachte, welche jämmerlich durch die dünne Balkenlage drangen. Das Instrument ist natürlich höchst unvollkommen, und wird gespielt, indem man es auf's Knie legt, und dann mit dem kleinen Bogen darüber hinstreicht. — Endlich kamen sie Alle, uns zu besichtigen und zu befragen. Es waren gute höfliche Menschen, die gern unsere kleinen Wünsche erfüllten, aber gar zu unreinlich aussahen, so daß ich froh war, als man uns allein ließ, und der Schlaf unsere Tagefahrt beschloß.

Als ich am andern Morgen erwachte, fielen die ersten Sonnenstrahlen durch die kleinen blinden Fensterscheiben, und auf den hohen Felsen im Osten lagerte purpur- und goldgesticktes Gewölk, das sich langsam auflöste. Ich sah vergnügt auf den schwarzen, spiegelblanken See hinab, und wünschte uns Glück zu dem heiteren Tage, den wir durchaus nothwendig hatten, wenn der Gaustagipfel erstiegen werden sollte. Unser Abschied war kurz; bald ruderten wir um die Felsenspitze in den Westfjord, der dem Thale an seinem Ufer den Namen gegeben hat. Schon lag die kleine weiße Kirche von Oerenaes vor uns, wir landeten an ihrem Gemäuer, und ritten von da aus das Thal hinauf. Ueber den Wiesengrund schießt die Maan-Elf, polternd gegen Steingerölle und Steinmassen, welche ihr flaches Bett bedrängen. Zur Rechten treten die Bergwände ziemlich weit zurück, zur Linken bilden sie eine steile, fortlaufende Reihe von Felsen mit dürftigen Tannen bewachsen und von Schuttstürzen unterbrochen, als Bild der Verwüstung. Oben über diesen Felsketten zeigt sich dann der hohe Gipfel des Gausta zum ersten Male in der Nähe als eine Pyramide, welche mit ihrer Doppelspitze in die Wolken steigt. Seine Seiten faßten glänzende Schneefelder ein; um seine Kuppe schwebte ein krauses Gewölk, und wie das Thal sich wand, wandte er sich mit und füllte den Hintergrund auf mehrere Stunden. Was wir jedoch nicht beachtet hatten, entdeckten unsere Führer bald. Der feine Rauch um den Gaustagipfel war ihnen ein sicheres Zeichen, daß bald Regen und Sturm den Sonnenschein verdrängen werde. Anfangs blieben wir ungläubig, aber nur zu bald zeigte es sich, wie Recht sie hatten. Der Nebel senkte sich schnell, Berg und Thal umwoben seine Schleier, und plötzlich fiel einer jener feinen, durchdringenden Regen nieder, welche man nur bei Gebirgsreisen kennen lernt. Unter solchen Umständen gaben wir die Besteigung des Gausta auf. An der Brücke über die Maan-Elf war der Scheidepunkt gekommen, und nach einigem unentschlossenen Zögern ritten wir vorüber, das Thal hinauf, dem Riukan-Foß zu, der heute noch erreicht und gesehen werden mußte.

Unser Weg führte zu einem Bauer in Westfjordalen, Ei-

ſtein Hanſen von Ingolfsland, in ſeinen guten Jahren ein Muſterbild altnordiſcher Kraft und Tüchtigkeit. Man erzählt ſich gern, wie er einſt einen fürchterlich ſtarken Soldaten, der alle Bauern geprügelt hatte, mit einem Schlage zu Boden ſtreckte, ſo daß er auf immer dienſtunfähig blieb, oder wie er eine Arbeit, zu welcher drei rüſtige Männer eine ganze Woche brauchten, in einer einzigen Nacht allein vollbrachte. Noch jetzt, da er nun alt geworden iſt und mit grauem Haar keuchend umhergeht, ſieht man es dieſen rieſenhaften Schultern und der gewaltigen Bruſt an, daß der Ruf ſeiner Kraft wohl begründet war. Auch iſt er ein wohlhabender Mann, und weiß das Geld zu ſchätzen. Seltſam iſt die Sitte in dieſem Gebirgslande, daß Keiner den Augen der Menſchen verbirgt, was er beſitzt. In Tellemarken hängt man in der Vorhalle des Hauſes einen Keſſel auf, für jedes Tauſend Speciesthaler, die man geſammelt, und in der Halle von Ingolfsland hingen deren vier oder fünf. — Bei Eiſteins Hauſe gab es lebhaften Handel und Streit mit unſern Führern, welche eine übermäßige Summe Geldes forderten, um uns mit ihren Pferden etwa eine Meile über Riukan-Voß hinaus, in das hohe Tellemarken, bis zu den Sennhütten zu geleiten; denn die Poſteinrichtung geht nur bis zum Riukan, wo die bewohnten Stätten ein Ende nehmen, wer alſo weiter hinaus will in die Hochebenen, der muß vorher über Führer und Thiere handeln. Der alte Herkules von Tellemarken ſchlug ſich auf unſere Seite, und erklärte die Forderung übermäßig hoch; aber er trat doch keineswegs kräftig zu unſerem Schutze auf, und man ſah ihm wohl an, daß er nicht weniger genommen, wären die Pferde ſein geweſen; und daß er uns ſchäkernd anwies, uns nach ſeiner Senn- oder Seterhütte begleiten zu laſſen, wo ſein Sohn Torkel zu finden ſei, der uns mit ſeinem Pferde bis an den Miösvand, den Gebirgsſee, begleiten ſolle; das erklärten unſere Führer nachher lachend als eine Kriegsliſt des Alten, um auch Etwas von unſerem Gelde zu bekommen. So ging es denn den hohen Felſenſtirnen entgegen, auf welchen Torkel die Heerde von Ingolfsland hütete. Immer mühſamer wurde der Weg, den wir verfolgten. Die Felſen traten eng und hoch zuſammen; rauſchend ſtürzten die Bäche durch Spalten, über welche Brücken

und Bohlen geworfen waren. Dann und wann lagen Hütten am Wege; ein Mühlrad drehte sich reißend schnell unter dem Schaum eines Wasserſturzes; endlich wurde der Pfad so schmal, daß nur ein Pferd darauf gehen konnte, und aus dem Abgrunde zur Linken brauste die Maan-Elf herauf, welche sich bald ganz unter der dicht bewaldeten Tiefe versteckte, bald an helleren Stellen ihr schaumzerpeitschtes oder tiefblaues Gletscherwasser zeigte, das ungeheure Felsentrümmer umspülte. In der Ferne lief das Thal hoch oben in eine Kluft aus, deren Wände schwarz und nackt bis an die Wolken zu steigen schienen, und plötzlich, bei einer Biegung, sah ich eine Rauchwolke aufsteigen, die sich aus dem Schooße des Gebirges hoch über jenen Gipfel erhob. Wer wohnt dort? fragte ich verwundert, und sah nach der feinen, krausen Wolke. »Der Geist des Gerge, der seine Esse dort ewig in Arbeit hält«, lautete die Antwort. Es ist der Riukan, der nicht umsonst den Namen des Rauchenden trägt. — Hier ist das Land der Wasserfälle. Von allen Seiten sieht man sie niederstürzen, bald als Sturzwasser, bald als Bogenfälle, bald von Absatz zu Absatz eilend, bald wie ungeheure Polypengewächse mit tausend weißen Fingern an den steilen Wänden wachsend, und als flüssiges Silber niederrollend, ganz in glänzenden Schaum gehüllt. Aber Riukan ist die Krone von allen. Man ist wohl eine halbe Stunde vom Falle entfernt, wenn man dessen Rauchsäulen zuerst erblickt. Vergebens strengt sich das Ohr an, ein Rauschen zu vernehmen: der Strom in der Tiefe antwortet allein mit einem dumpfen Murren, und immer steiler und höher klettert dein keuchendes Pferd mit dir den Felsen hinauf. Jetzt liegen einige Hütten zur Linken am Abhang. Dies ist der Ort, wo eigentlich der Weg und die Welt aufhört, in welcher sich der Mensch ein festes Haus gebaut hat. Hier hat die Postbeförderung ein Ende. Die Rosse werden zur Seite gezogen, ihr Gepäck wird abgeworfen, und man überläßt es dir, deinen Weg weiter durch die Wildniß zu suchen.

Wir traten in eines der kleinen Häuser, um uns Raths zu holen. Es war so niedrig, daß ich mich bücken mußte. Schmutzig, düster sah es darin aus. Der feine Regen schlug

an die zerbrochenen Fenster, ein rothgelber Streif der Abendsonne verbreitete ein melancholisches Dämmerlicht. Es war ein alter Mann darin, im langen, grauen Rock. Sein silberweißes Haar fiel in breiten Locken auf seinen Nacken. So saß er am Herde und quirlte in einem großen Topfe die Suppe von Mehl und Milch, die ihn wohl seit langer, langer Zeit, Jahr aus Jahr ein ernährte. Er hatte eine Hornbrille auf der Nase, und sah vor sich hin ins Feuer, ohne uns zu bemerken. Erst als wir ihm laut zuriefen, blickte er auf, und als er sah, daß es Fremde waren, erhob er sich und hieß uns freundlich willkommen. Seit siebenzig Jahren hatte er hier gewohnt, auf dem kleinen Fleck Erde, zwischen den Wasserfällen, unter sich die kochende Maan-Elf, über sich das nackte Gebirg mit seinem langen schrecklichen Winter. So war er Greis geworden und hatte Nichts vom bunten Menschenleben kennen gelernt. Er machte kleine Holzarbeiten, Löffel und Geschirr, das er verkaufte. Arm und alt, wie er war, sah er mild und friedlich aus, ganz zufrieden mit sich und dem still verbrachten Leben. Er nahm uns die Hoffnung, hier irgend Pferde zu finden, und fand es mit verständigem Sinne recht, wenn wir allein unser Saumroß bis zu den Seterhütten behielten, wohin der Weg freilich beschwerlich sei. Wir machten uns daher um so schneller auf zum Riukan; einer unserer bisherigen Führer schritt voran. Gleich hinter der Hütte des alten Mannes senkte sich der Weg in die Tiefe. Dort ging es hinab, dann am Rande eines jähen Absturzes hin und bei ein paar Wasserfällen vorüber, die aus der Felswand in Spalten stürzten, über welche glatte, vom Wasser bespülte Balken und Stämme eine Art Brücke bildeten. Solche kleine Gefahren aber lernt man bei Bergwanderungen schnell verachten, und hier trieb das Verlangen zu größerer Anstrengung, denn schon hörte man in der Ferne ein dumpfes Gebraus, das immer stärker wurde, bis wir endlich, um eine Felsenecke biegend, wo noch eine kleine bewohnte Hütte steht, den Fall vor uns sahen. Lange stand ich und lehnte mich an den Büschen von Ellern und Birken, welche dicht gedrängt an der Senkung wachsen; dann setzten wir uns am Vorsprunge nieder, um das Bild des Ganzen in uns aufzunehmen.

Die Felsen bilden einen Kessel. Vor uns, links und rechts steigen hohe, glatte Wände auf, welche fast senkrecht in eine schwindelnde Tiefe stürzen. Mit scharfen Graten treten diese Wände zusammen, als wollten sie den schwarzen Spalt zuschließen, aber hoch von Oben fällt ein langer, glänzendweißer Streif herunter, eine rauschende, kochende, zischende Masse, die klingend an die schwarzen Felsen schlägt, dort abprallt, dort aufspritzt, und unten, zu Staub zerschmettert, in Dampfwolken wieder emporwirbelt. Da hat das Auge keinen Ruhepunkt. Fast magnetisch angezogen folgt es dem Sturz der Wasser, und sieht in den engen, finsteren Zauberkreis, den das mächtige »Werde« gebildet. Darin braust und brandet es, da kocht es auf und schäumt und donnert hervor, wie aus einer großen, geheimnißvollen Geburtsstätte der Natur. In diesem Augenblicke läuft ein Sonnenstrahl über den ganzen Fall hin, und siehe — plötzlich öffnet sich ein silbernes Meer zwischen den schwarzen Felsen der Tiefe: da leuchtet Alles in tausend weißen Blitzen, und Myriaden sprühender Funken umglänzen Alles in Regenbogenfarben, welche auf und ab ziehen, schnell wechseln, sich bilden und verschwinden. Unauslöschlich wird mir diese Erinnerung bleiben, und es bedurfte der Nothwendigkeit, um mich loszureißen, Auge und Ohr abzuziehen von diesem schönen, glänzenden Wunder, das ewig neu und herrlich, eine Offenbarung der allmächtigen Schöpferkraft ist. — Wir folgten unserm Führer nun den steilen Pfad durch das Gebüsch nieder, wo ein Felsenstück, wie ein luftiger Altan, über den Abgrund hinausspringt. Auf deinen Stock gestützt, schaust du hinab, und unter dir, fünfhundert Fuß tief, bricht der Strom hervor. Der schäumige Schnee schmilzt von seiner Brust; er sieht zu dir auf mit großen hellen Augen und rauscht in seinen prächtigen blaugrünen Gewändern dahin, erlöst und neu geboren, ein edler, freier Geist, den keine tyrannische Gewalt unterjochen kann. — Wie schön das Alles ist, läßt sich nur unvollkommen beschreiben. Man schreitet zurück und eilt von Neuem vorwärts; der Blick hängt sich an diese Zacken und Kanten, an jeden wilden Busch in der Tiefe, an den Vogel, der ängstlich entflieht, er folgt dem Steine oder Baumstamm, den der Führer in den Abgrund schleudert,

wo er nach langem Falle tausendfach zersplittert. Man möchte selbst hinunter, und es geht ein Pfad in die Tiefe, aber er ist sehr gefährlich; ein geringes Ausgleiten hat den Tod zur Folge. Auch den engen innern Kessel kann Niemand betreten, ohne zerschmettert zu werden. Die Höhe des Falles beträgt 480 Fuß; aber die Felsenwände, welche diesen umgeben, ragen um das Dreifache empor.

Es blieb uns noch übrig, an einem dieser Wände den berühmten Marysteg zu betreten, einen schwindelnden Fußpfad, der neben dem Abgrunde führt und für den Wanderer, der ins hohe Tellemarken will, den Weg bedeutend abkürzt. Der Pfad ist kaum einen Fuß breit, und wer sich zum Schwindel neigt, darf ihn nicht gehen. Er führt ab- und aufwärts, immer zur Linken die gefährliche Tiefe, in welcher man nur den weißwirbelnden, brausenden Sturz erblickt. Zur Rechten liegt der tausend Fuß hohe Felsen, glatt und fast senkrecht aufsteigend. An einer Stelle ist aus einer Steinritze eine schöne Tanne aufgewachsen, darum sagt man: Der ist auch an der Tanne gewesen, wenn man andeuten will, es sei Einer den Marysteg gegangen. Das ist eine Ehre, deren die Meisten theilhaftig sind; denn im Grunde giebt es nur eine schlimme Stelle, wo der Weg fast ganz am Felsen verschwindet. Den Namen hat er von einem Unglücksfall, wie die Sage erzählt. Ein armes Hirtenmädchen liebte eines reichen Mannes Sohn. Die Eltern waren dagegen; die Liebenden aber hielten dennoch fest aneinander. Abends, wenn die Sonne hinter den schneeschimmernden Fjellen versunken war und die müden Heerden um die Steinhütten der Hochweiden lagerten, eilte das Setermädchen hinab zu der Tanne an der brausenden Maan-Elf. Hier saß sie und wartete, bis ein dunkler Schatten an der Felswand hinaufflog und ihr geliebter Olaf endlich in ihren Armen lag. Das war ein sicheres Plätzchen. Einstmals aber war der Himmel schwarz und stürmisch; um den Gausta donnerte es, und aus den Klüften stiegen die wilden Berggeister auf, die mit ihren Riesenarmen Felsstücke von den Gipfeln reißen und in Wolken niederfahren, um in Wirbeln und Lawinen alles Leben zu vernichten. Mary saß unter der rauschenden Tanne. Die Nebel umringten sie, die Berggeister

fuhren in langen grauen Gewändern heulend an ihr vorüber. Plötzlich ſprang ſie auf und horchte: durch Sturm und Regen klang es; eine Stimme rief ihren Namen; ſie antwortete, hörte Olafs nahenden Schritt und ſprang ihm entgegen. Da fuhr ein entſetzlicher Windſtoß durch die Schlucht. Die alten Felſen wankten, von oben donnerten Blöcke herab; ſie hielt ſich zitternd an dem Geſtrüpp und hörte Nichts mehr. Als die Morgenſonne kam, lag unten in der Tiefe der zerſchmetterte Körper des Jünglings. Auf dem Stege aber irrte nun allnächtlich die arme Mary und horchte auf den Schritt deſſen, der niemals wiederkehrte. Lange Jahre ſaß ſie ſtill wartend unter der Tanne, bis man endlich nach einer wilden Sturmnacht ihre Leiche unten aufhob, an derſelben Stelle, und mitleidige Hände ſie neben Olaf betteten.

Es begann zu dämmern, als wir vom Riukan zurückkehrten. Mit dem Packpferde begannen wir nun den ſteilen Paß hinaufzuſteigen; unſere Reitpferde gingen ins Thal zurück. Dagegen hatten wir doch von einem jungen Gebirgsbewohner ein anderes Pferd gemiethet, das uns abwechſelnd tragen ſollte. Von Zeit zu Zeit trafen wir auf Seterhütten, aber ſie waren verlaſſen, und Heerden und Hirten weiter gezogen. — Wenn zur Frühlingszeit das Vieh in die Alpen getrieben wird, werden zuerſt dieſe niederen Grasplätze abgeweidet; je mehr der Sommer ſteigt, um ſo weiter hinauf zieht der Seter, und oft iſt das Vieh viele Meilen von den bewohnten Thälern entfernt. Daher kommt auch der Uebelſtand, daß man häufig dort weder ſüße Milch, noch friſche Butter findet und beides erſt erhalten kann, wenn man oben auf den Hochweiden iſt. Dieſe haben eine ungeheure Ausdehnung. Sie reichen in Tellemarken bis an die Hardanger Gebirge. Dahin ſehnt ſich Alles, wenn die Sonne kommt und der Schnee ſchmilzt. Es iſt ein Feſttag, wenn die Thüren der Menſchen- und Thierwohnungen in den Thälern geöffnet werden, und nun Alle fröhlich die Päſſe hinauf, dem Grün der Alpen zueilen. Die Pferde werden dann mit allerlei Geräth beladen, vornehmlich mit dem, was zur

Butter- und Käsebereitung gehört: mit Milchgefäßen und Fässern, Kesseln und Pfannen; aber auch mit Decken und Geschirr, mit dem, was zur Lebenserhaltung nöthig, mit Holz zum Bau und zur Ausbesserung der Hütten; denn die Bergweiden liegen über dem Gürtel des Baumwuchses. So ist das Leben auf den Alpen ein müh- und arbeitsames. Es giebt dort viel zu schaffen: das Vieh zu behüten und zu versorgen, das Heu zu sammeln in guter Zeit, Butter und Käse zu bereiten, die Vorräthe hinabzuschaffen in die Thäler und was dergleichen mehr. Dennoch aber ist es so anziehend und wird so hoch geachtet, daß Knechte und besonders Mägde sich gewiß nicht anders vermiethen, als mit der Zusicherung, im Sommer auf den Alpen zu leben. Die Hofbesitzer schicken auch ihre Kinder hinauf, ihre Söhne und Töchter, und ein Mädchen würde untröstlich sein, wenn die Eltern es ihr nicht gestatteten, in der schmutzigen Sennhütte zu wohnen. Diese Hütten sind auf dem hohen Gebirg meist aus losen Steinen zusammengesetzt, seltener sind sie ganz aus Bohlenwerk erbaut: Räume von zehn bis zwölf Fuß im Geviert. Oben werden sie mit einer Bakkenlage geschlossen, Erde wird darauf geschüttet und so ein Dach gebildet, durch dessen Fugen und Ritzen der Rauch seinen Weg findet, wenn in der Ecke auf dem Herdstein das Feuer brennt. Fenster giebt es meist nicht, in einem Winkel aber ist ein Lager von Heu, das mit Fellen belegt wird, und den Eingang schließt eine Thüre ohne Schloß, oder von Weiden geflochten. Solcher Hütten stehen dann gewöhnlich mehrere neben einander, und die größte und beste bildet das Vorrathshaus. Wohlhabende Leute bauen auch festere und geräumigere Hütten, mit einer Art Vorhalle zum Feuerplatz und zum Holzvorrath, und im Innern mit Bettgestellen geschmückt, welche zuweilen hoch an der Wand angebracht sind. Für gewöhnlich sind die Weiber und Mädchen allein die Wärterinnen der Thiere, während die Männer in den Thälern den Acker bestellen und die Feldwirthschaft besorgen. Von Zeit zu Zeit aber kommen sie hinauf, theils der Arbeiten des Heuens und anderer Dinge wegen, theils um die Producte der Melkerei in Empfang zu nehmen, endlich aber auch um ihren Liebsten Besuche zu machen. Wenn die jungen Burschen am Sonnabend

Feierabend gemacht haben, dann steigen sie oft mehrere Meilen weit in die Berge hinauf und feiern den Sonntag in Gesellschaft ihrer Schätzchen, so daß sie oft wohl erst Montags in der Frühe zur Arbeit zurückkehren. Diese Sitte herrscht in Norwegen, wie in anderen Gebirgsländern, in Schottland oder in Tyrol, ohne daß die gute Zucht darunter litte. — An leiblicher Nahrung giebt es auf diesen Höhen Nichts, als was die Viehzucht bringt. Haferbrot und etwas Mehl schickt man aus den Thälern hinauf. Milch, besonders Buttermilch und saure Milch, in welche Mehlklöße geschüttet werden, sammt Käse und Butter ist die Nahrung dieser einfachen Menschen den ganzen Sommer über, und sie befinden sich kräftig und wohl dabei.

Torkels Sennhütte auf diesen Hochflächen zu entdecken, war nicht so leicht, als man denken mag. Die Nacht kam, und der Sprühregen begann von Neuem. Dabei hatten wir Sümpfe zu passiren, Schlammlöcher, in die mein Pferd einmal bis an den Hals einbrach und sich mühsam auf den Beinen erhielt. Vor uns lag das unermeßliche Weideland, eine wellenförmige Ebene mit kleinen Hügeln durchzogen, von denen das dumpfe Gebrüll lagernder Heerden uns begrüßte. Im Halbdunkel des Abends sahen wir das große buntgefleckte Vieh, wie es sich auf den felsigen Klippen über unseren Köpfen emporrichtete und dem ungewohnten Fremdlinge neugierig nachstarrte. Wir waren im Seterlande und klopften auch bald an verschiedene Hütten, mußten aber weiter wandern; denn Torkel wohnte noch höher hinauf, so daß wir erst ganz spät seine Wohnung erreichten. Rund umher lagerte die Heerde von Ingolfsland, die einen kaum zu durchwatenden Schmutz und Sumpf da umher verbreitet hatte. Die Kühe erhoben sich brummend, die Kälber, groß und klein, ließen ihr lautes Geschrei erschallen und drängten sich sammt blökenden Schafen und Ziegen hinter den Pferden her, welche uns bis an den Hütteneingang trugen. Es währte einige Zeit, ehe die Menschen in den Betten erwachten; bald hatten wir uns verständigt, und nun wurden die späten Wanderer gastfreundlich aufgenommen. Man hörte theilnehmend unsere Erzählung vom schlechten Weg und Regenwetter, ließ uns ein-

treten, und verſprach, was man hatte: warme Milch und Haferbrot. Nach wenigen Minuten loderte ein Kienbrand in der Vorhalle, eine Bank ward herbeigezogen und zum Sitzen angeboten, der Keſſel an der Kette über dem Herdſtein ward mit Milch gefüllt, und zwei Seterinnen, eine alte Frau und ein hübſches Mädchen mit langen blonden Flechten, kamen zum Vorſchein, und begannen ein tüchtiges Feuer anzufachen. Torkel war ein wohlgebildeter junger Mann, der meinen Gruß freundlich erwiederte, indem er mir nach Landesſitte die Hand ſchüttelte und mich willkommen hieß. Nun ging es an ein Berathen, wo wir das Nachtlager aufſchlagen ſollten; gern wählten wir den Heuſtall. Jetzt ſorgte man auch für das Unterbringen der Pferde und Führer. Beim Straucheln des Pferdes im Sumpfe war mein Regenmantel übel fortgekommen, allein Torkel nahm ihn ſogleich, lief nach irgend einer Quelle und brachte ihn gewaſchen und rein zurück, damit er bis zum Morgen am Feuer trockne. Dies glänzte vor uns in voller Herrlichkeit, und nimmer werde ich das nächtliche Bild aus dem Hochlande vergeſſen. Die ſchwarzberauchte, niedere Vorhalle war vom Flammenſchein ganz hell und warm; an den Wänden umher hing Geräth aller Art zum Hausbedarf. Wir in unſeren dampfenden, naſſen Kleidern ſaßen dicht vor dem brodelnden Keſſel, zur Seite die anderen Männer, uns betrachtend und neugierig fragend über woher und wohin, weß Landes ich ſei, und was mich zu ihnen geführt? An der Thüre lehnte die blonde, hübſche Seterin in ärmlicher Bekleidung, und auf dem Feuerſteine, dicht an der Flamme, drehte ſich ein ſchwarzes, kaum gebornes Böckchen umher, das man hier am warmen Platze behütete. Die alte Frau in ihren grauſchwarzen Lumpen und langem, verwettertem Geſicht, am Keſſel kauernd und darin rührend, ſtieß das kleine Thier zuweilen zurück, aber es drehte ſich nur luſtiger, und gab der Hexenküche das rechte Anſehn. Als die Milch kochte, reichte man uns ſo viel wir trinken mochten, ſo auch unſern Führern. Wir ſuchten dazu unſern Mundvorrath hervor, und hielten ein herrliches Mahl zur nicht geringen Verwunderung der Seter, welche das Roggenbrot, die Wurſt und dergleichen Koſtbarkeiten mehr mit lebhafter Theilnahme betrach-

teten. Nicht weniger erregten meine Cigarren und meine Streichzündschwämme bei diesen Naturkindern große Verwunderung.

Als das Feuer unter mancherlei Gesprächen niedergebrannt war, geleitete Torkel uns zum Heuschauer. Unter unseren Füßen, im Bauche des Hügels, auf dem das Gebäude stand, lagerte Vieh; es bedurfte daher vielfacher Vorsicht, um nicht durch die Stangen auf brummende Köpfe zu fallen. Ich begrub mich in das duftige Bett, schlug Mantel und Decke um mich, und fragte wenig nach dem Sturm, der in Stößen durch die Ritzen pfiff. So schliefen wir gut und fest, nur zuweilen durch große Ratten aufgeweckt, welche um unsere Köpfe sprangen, bis der dämmernde Tag uns auftrieb. Aber dieser war nicht freundlicher als der vergangene. Regen und Nebel liefen über das Land, als wir hinaustraten. Die Gräser beugten sich zitternd unter dem kalten Winde, der die Haide fegte, und das Birken- und Weidengesträuch an den Hügeln schüttelte die schweren Tropfen ab. Vor den Hütten wurde die Heerde gemolken. Die Mägde saßen auf den kleinen Melkschemeln; die Thiere traten, als wüßten sie, daß es so nöthig, wie von selbst heran. Milchgefäße wurden gebracht und voll davon getragen; Kühe, Schafe und Kälber drängten sich durcheinander, und wurden durch Ruf und Scheltworte gelockt und verjagt, bis endlich alle blökend und mit Schellengekling in die nebelnde Wildniß eilten, von Hirten getrieben, die in ihren Lederkragen und Kappen, lange Stäbe schwingend, mit lautem Geschrei den Zug ordneten. Von den Hügeln in der Nachbarschaft zogen andere Schaaren; der Regen fiel und umschleierte alle Ferne; schweres Gewölk streifte niedrig über den Bergen hin. Es meckerte und blökte daraus hervor; die Böcklein sprangen voran, aber die graue Nässe lähmte ihre Fröhlichkeit, wie die unsere. Wir sahen sie langsam in den Gründen verschwinden; der Himmel schloß sich hinter ihnen zu, und mit unheimlichen Gedanken betrachtete ich ihn und das große Pferd unten an der Lagerstatt, dem soeben der Packsattel aufgelegt wurde. In solchem Wetter zu reisen, gewährte keine erheiternde Aussicht, aber die Nothwendigkeit warf die Bedenken nieder, und behaglich glänzte uns im Vorrathsraume das Feuer entgegen, an welchem unser Frühstück

bereitet ward. Wir hatten die heiße Milch mit einer Menge Thee gewürzt, der darin kochte und ein anregendes und, mit Zucker versüßt, wohlschmeckendes Getränk lieferte. Torkel, der uns mit dem Pferde in Person begleiten wollte, sah mit Erstaunen, was wir thaten. Als wir getrunken, konnte er die Begier nicht unterdrücken, es uns nachzumachen. Er ließ auf den Thee, der im Gefäß geblieben, neue Milch gießen, und trank diese nicht allein unter vielen Versicherungen seines Beifalls, sondern er aß hierauf auch die ganze Masse der Theeblätter zu unserem großen Vergnügen, und unter seinem eigenen herzlichen Gelächter. Dann brachen wir auf, um durch die bahnlose Wildniß den See Miösvand zu erreichen; bis dahin aber waren mehrere Gebirgsflüsse zu durchwaten, und noch immer fiel der Regen dicht.

Bis zum Miösvand wurden von Torkels Sennhütte ein und eine halbe norwegische Meile gerechnet; dort sollten wir ein Boot finden und mit diesem den See an drei Meilen hinunter fahren. Zwei Meilen gehen, ist eben keine große Sache, in dieser bahnlosen Wildniß aber dehnen sich die Entfernungen unermeßlich aus; jede Meile scheint ohne Ende zu sein. Wir hatten Sumpf zu durchwaten, oder über reißende Gebirgsbäche zu setzen, in welchen wir nach langem Hin- und Herwandern, um die beste Uebergangsstelle zu finden, doch gewöhnlich die Stiefel voll Wasser füllten, oder wir klommen Bergrücken auf und nieder, die, mit Getrümmer dicht besäet, mühselig zu gewinnen waren; endlich aber hatten wir mit dem dichten Birkengestrüpp zu kämpfen, welches die Abhänge der Höhen besetzt hält. Der Gürtel des Birkenwuchses macht dem Wanderer im Hochlande oft ganz unglaubliche Beschwerden. Wenn man aus Westfjordalen aufsteigt, sieht man nach und nach Tannen und Fichten am Wege verschwinden. Schlank und grün, wie sie in den Thälern und an den Bergzügen oft so zierlich wachsen, luftigen, kühnen Federbüschen gleich, entarten und verkrüppeln sie in den hohen Regionen, senken fahl und greisig die Häupter, und scheinen den nahen Tod gebeugten Muthes zu erwarten. Die Fichte geht einige Fuß höher als die Tanne, aber über

3000 Fuß kommt ſie ſchwerlich in Norwegen fort. In den ſüdlichen Theilen des Landes giebt es nun auch wohl hohe Eichen, Buchen, Ahorn und Linden, aber ſie ſind meiſt nur vereinzelt und in geringer Ausdehnung vorhanden; dagegen iſt die Birke der echte Baum des Nordens, der, allen Stürmen und aller Kälte trotzend, hinaufreicht bis an den ewigen Schnee und als Geſtrüpp noch das ſchwarze Geſtein des Nordkaps umwuchert. Aus dem harten, zähen Holz der Birke werden in Norwegen die meiſten Möbeln gefertigt, und der ſchön geflammte Maſer wird nach England und Frankreich ausgeführt. Wenn man auf den Berghöhen ſteht und zu ſeinen Füßen die Wälder ſich wiegen ſieht, aus denen ſich die weiß leuchtenden Birken emporringen, ſo iſt dies ein gar ſchöner Anblick; hier oben aber auf den hohen Gebirgsrevieren darf man unſere ſtolze heimiſche Birke (betula alba) nicht erwarten. Sie verkümmert ebenfalls bei 3000 Fuß Höhe; allein ſie hört nicht auf, wie Tanne und Fichte, ſondern ſetzt ſich als Buſch- und Strauchwerk fort, bis ſie endlich als Zwergbirke (betula nana) am Boden hinkriecht, und ſpannenhoch, ängſtlichzitternd, ſich an die letzten Markſteine des Pflanzenwuchſes feſtklammert. Am ſchlimmſten für den Reiſenden iſt ſie aber da, wo ſie mannshohes Gebüſch und Stämme bildet, welche ihr hartes und verworrenes Geäſt oft ſo dicht verflechten, daß es faſt unmöglich iſt, ſich einen Weg zu bahnen, ohne Geſicht und Kleider zu zerreißen. Der Gebirgsbewohner achtet freilich das Hinderniß nicht groß, gewandt drängt und windet er ſich durch das Gewirr von Zweigen und Zacken, oder reißt es mit harten Händen zur Seite. Dies Beiſpiel gab uns unſer Führer, dem wir folgten wie es ging; aber unſer Packpferd mußte oft aus den Ranken gelöſt werden, und unſere Koffer und Nachtſäcke trugen arge Schrammen davon.

Von der Höhe eines Bergzuges ſahen wir endlich einen weiten, wellenſchlagenden See, ſchwarz und düſter zwiſchen nackten baumloſen Fjellen. Es war der Miösvand. In den Senkungen zwiſchen jähen Ufern floſſen ihm wilde Bäche zu, umringt von dichtem Weidengebüſch; die Waſſer ſtürzten ſchäumend an vielen Stellen von den Felswänden in mächtigen Sprüngen nieder; Hügel, Wieſen und Sümpfe wechſelten, bis ſich endlich

ein paar Sennhütten und Weideplätze zeigten, von denen uns ein Pfad zu einem Hofe am See führte. Der Hof hieß Vaage und sein Besitzer Sven. Das Eigenthum war gering, aber der Mann war verständig und wohlunterrichtet. Rund um das Haus lagen kleine Ackerstücken, die Gerste stand grün und dicht darauf, buntes Vieh graste in der Ferne, und der Miösvand ist reich an guten Fischen. Dieser See nimmt die Wasser auf, welche vom Hardanger Gebirge niederströmen, und liefert sie mittelst der Maan-Elf dem Tindsee ab; aber welch ein Unterschied ist zwischen dem reizenden Tindsee und diesem nackten Becken, umringt von zerklüfteten Felsen, an denen Schneefelder hängen und denen überall der Stempel der Verödung aufgeprägt ist! Der Miösvand liegt an der äußersten Grenze der Welt, welcher der Mensch sich bemächtigen konnte, weil kein Fleiß mehr diesem traurigen Boden einen nährenden Halm entlockt. Doch selbst mitten in der Steinwüste hat von Zeit zu Zeit die Natur Raum gegeben für ein kleines Thal, für eine Hütte, für einen Weideplatz, für ein winziges Feld, das, mit unsäglichem Fleiß gereinigt, meist in Schnee und Eis versinkt, ehe seine Früchte reifen konnten. — Zu der wilden Verödung des Landes und der geringen Zahl seiner Bewohner stimmt auch die Thierwelt. Es ist als müßten die Geschöpfe mit rothem warmen Blut diese riesigen Berge fliehen, welche nicht für ein geselliges Leben gemacht sind. Viele Tage lang kannst du reisen, und kein Vogel fliegt über dir an der Sonne hin, kein Gesang steigt aus diesen Feldern und Fluren auf, keiner dieser vielen, großen Seen ist belebt durch Schwärme wilden Geflügels. Selten oder nie wird ein Wild aufspringen, nicht wie bei uns die Schaaren der Hasen, Rehe und Hirsche, die an den Rändern der Forsten weiden und dich anblicken: Alles ist hier nur vereinzelt zu finden. Die Thierwelt ist hier so wenig zahlreich zu finden, wie der Mensch, und selbst der Hund fehlt, der treue, wachsame Gefährte und Freund. Hier giebt es wenig zu bewachen; der unnütze Fresser ist aber allzu kostbar in einem Lande, wo die Menschen oft nicht des harten Haferbrotes genug haben; überdies sind auch die Kuhheerden auf den Gebirgen so wenig an Bewachung der Hunde gewöhnt, daß

ſie mit geſenktem Gehörn auf jeden los rennen, und es gefährlich iſt, in Begleitung eines Hundes ins Gebirge zu gehen. — Nur in den Seen und in der Meerestiefe wimmelt es von den kaltblütigen Geſchöpfen, die das roſige Licht der Sonne nicht athmen dürfen. Fiſche giebt es in großer Fülle, aber ſie gehören in den Gebirgsſeen und den ſchnell ſtrömenden Flüſſen und Bächen faſt nur allein der Gattung der Forellen an. Lachs und Forelle, und beſonders die Lachsforelle, iſt von außerordentlicher Größe und Schönheit, der Meerfiſche nicht zu gedenken. Aber ſie können dem Reiſenden keinen Erſatz geben für die Oede der Natur, in der keine Stimme erſchallt, als der Klageruf und das höhniſche Lachen des Schneehuhnes. Hier am Miösvand ſah ich es zum erſten Male; mit dem nahenden Winter wechſelt es die braune Farbe und wird ſchneeweiß. Es iſt nicht ſcheu, leicht zu ſchießen und giebt einen wohlſchmeckenden Braten. Zur Herbſt- und Winterzeit macht man Jagd darauf; auch Bären- und Rennthierjagd wird dann mit Erfolg getrieben. In Svens Hütte lagen fünf oder ſechs Büchſen, ungeſchickt geſchäftet zwar, weil dies die Bauern ſelbſt thun, aber mit gezogenen Läufen. Solchen Waffenvorrath hat jeder Bewohner des Hochgebirges. Die Büchſen ſchießen kleines Blei und die Männer ſind alle geübte Schützen, lieben die Jagd und holen häufig einen Braten für die Küche, ein fettes Rennthier oder einen feiſten Bär. Da wandern ſie zu zwei und drei, Schneeſchuhe an den Füßen, die Büchſe auf der Schulter, und in den Ledertaſchen bei Kugeln und Pulverhorn den Mundvorrath, zuweilen wohl lange Tage an den Felſen umher, beſtehen manche Gefahr und Beſchwerden, ſchlafen in Höhlen oder in Steinhütten, und kommen zum Tode hungrig und müde, ohne ein Wild geſehen zu haben, zurück. Zuweilen aber iſt die Jagd gelungen. Dann hat man die Beute im Schnee verſcharrt, und zieht nun mit Pferden hinauf, die das Fleiſch in die Hütte tragen. Manchmal gelingt es ſo, ſich einen Wintervorrath zu verſchaffen.

Dem alten Sven kamen wir mit dem Antrag, uns den See hinabzufahren, ſehr ungelegen. Man war hier oben noch mit der Heuernte beſchäftigt, und das Wetter blieb ſchlecht; aber es mag wohl als ein Beweis wackeren Sinnes gelten, daß er,

ohne sich viel zu besinnen, sagte: »Reisende Leute müssen fort; darum will ich euch fahren, auch wüßte ich nicht, wie ihr sonst weiter kommen solltet. Allein mein Boot ist schlecht, der See schlägt hohe Wellen, und ich weiß nicht, wo ich einen zweiten Mann finden soll, der beim Rudern hilft.« Torkel bot sich zur Hülfe an, und so ging es denn bald hinab an's Seeufer, wo der Kahn bereit stand, der wirklich ein so elendes, gebrechliches Fahrzeug war, daß viel Glück dazu gehörte, um kein Unglück darin zu bestehen. Denn kaum waren wir eingestiegen, als das Wasser durch alle Fugen des Bodens, wie auch an den Seiten hereindrang, und uns nöthigte, fast beständig beim Ausschöpfen zu bleiben. Denkt man sich dazu den tiefen, meilenbreiten See, seine schäumenden Wellen, den Regen, der in Strömen niederstürzte, und den eisig kalten Wind, welcher vom Gebirge herabwehete: so wird man diese Wasserfahrt nicht beneidenswerth finden. Belustigend war sie aber doch, als Torkel ein eigenthümliches Mittel anwandte, die zunehmenden Lecke unserer Arche zu verstopfen. Er schnitt nämlich von seinen langen, dickwollenen Beinkleidern ein Stück nach dem andern ab, und klemmte mit Hülfe seines Messers die Fetzen in die morschen Risse; aber sein Material verkleinerte sich sichtlich, und wenn es lange gedauert hätte, so würde aus dem Normann ein Bergschotte geworden sein. Bald jedoch erwies sich alle Mühe fruchtlos, es half auch nichts, daß der günstiger gewordene Wind uns unsere Regenschirme als Segel benutzen ließ: als wir in den östlichen Busen des Sees einliefen, war es offenbar nöthig, unsern Zustand durch andere Mittel zu ändern, und glücklicher Weise lag dort ein Hof und am Ufer ein Boot, dem wir uns so rasch als möglich näherten. Der Hof hieß Kaaresand; doch erst nach langen Verhandlungen war der Besitzer zu bewegen, uns zwei andere Ruderer und sein Boot zu geben, was er auch nur unter der Bedingung that, daß der alte Sven und Torkel dafür bei ihm bleiben und ihm beim Heumachen helfen müßten. — Unser neues Boot war ein wenig besser als jenes, das wir verlassen, aber die Ruderer waren schlechter. Langsam fuhren wir zwischen den Felsen hin, die sich immer mehr zusammendrängten. Zuweilen brachen heftige Regenschauer auf uns ein,

zuweilen zog Sonnenglanz über die hohen Alpen, deren Schneefelder und Abhänge dann wunderbar herrlich erglänzten. Wilde Querthäler öffneten sich zu beiden Seiten, nackte Gebirgsmassen von abenteuerlicher Form sprangen in den See hinaus und bildeten tiefe, finstere Einschnitte, aber nirgends war eine Spur von Menschenleben. Ein Kranz von Möven zeigte sich in einer Bucht des Sees, auf dem Schaum seiner Wellen schwebend. Dann fuhren wir zwischen Inseln hin, und endlich wirbelte uns ein reißender Strom entgegen und endete unsere Schifffahrt. Der See läuft in diesen Strom aus, oder vielmehr dieser Strom, die Quenna, fällt in die äußerste schmale Zunge des Sees und führt ihm den größten Theil seiner Wasser zu. Hier, wo der Strom brausend in den See stürzt, liegt das Thal von Lie, die letzte bewohnte Stätte; hier mußten wir Pferde finden, welche uns über die Eisfelder des Hardanger Gebirges bis an dessen bewohnte Westthäler bringen sollten. Den Nachrichten unserer Ruderer zufolge waren im ganzen Thale nur drei Pferde, gerade so viel also, wie wir nöthig hatten; aber die Leute ernteten auch hier noch Heu und brauchten ihre Thiere.

Am Landungsplatze ging es aufwärts wohl eine Viertelstunde durch Birkenbüsche, deren freundliches Grün, verbunden mit kleinen Grasplätzen, dem Thale ein mildes und wohnliches Ansehen gaben. Endlich fanden wir ein Gehöft an den Rand eines Hügels gelehnt, aber die Thür war verschlossen, die Bewohner bei ihren Thieren in den Bergen. So mußten wir denn geduldig ihre Rückkehr erwarten. Unser Gepäck wurde auf eine Vorbank geworfen, unsere Ruderer erhielten ihren Lohn und traten sogleich ihre Rückreise an. Mein Gefährte, der hier schon ein Mal gewesen, ging ins Thal zu einer Hütte, in der ein Mann lebte, den er kannte, und der unser Führer sein sollte. Ich aber blieb allein, sitzend auf einem mächtigen Felsblock, allein bei dem sanften Murmeln des Baches, der durch die Blumen und Halme eines schmalen, grünen Wiesenufers lief. Ein weiter, baumbesetzter Grund zog sich gegen den Fluß hinab, dessen dumpfes Rauschen zu mir drang, und jenseit öffnete sich ein Querthal voll hoher, gewaltiger Bergmassen, eine lange, endlose Gasse von Felsenhäuptern, welche im letzten

Abendſtrahl glühten und ſich in die dämmernde Ferne verloren. Da verſank ich in ſüße Träumereien, der Heimath gedenkend und aller Lieben, die dort weilten. — Es war dunkel geworden, als Menſchenſtimmen und nahende Schritte mich aufweckten. Mein Reiſegefährte kam mit dem Beſitzer des Hofes. Man hatte mit dem alten Chriſtopher, dem Führer, lange unterhandelt. Erſt am nächſten Morgen wurde Alles auf's Reine gebracht, und ſo erſchienen denn endlich, begleitet vom unvermeidlichen Regen, die drei Pferde des Thales vor unſerer Thür, nebſt zwei Führern, welche uns bis Röldal, jenſeit der Hardanger Gebirge bringen ſollten.

Nachdem wir die reißende Quenna im Kahne überſchifft hatten, während unſere Pferde nebenher ſchwammen, ordnete ſich unſer Zug jenſeits, und wir ſtiegen nun in das Hochland aufwärts, ganz ähnlich einer Caravane, welche durch die Wüſte wandert. An der Spitze neben dem Packpferde ging ein rüſtiger Burſch aus Argehovd, die Büchſe auf der Schulter, Ledertaſche und Meſſer an der Seite. Dann folgte mein Reiſegefährte auf einem ſchönen, weißen, aber ungeſattelten Pferde, dann ich auf einem großen mausfahlen Wallach, der zwar einen Sattel, aber keine Steigbügel hatte, und neben uns ſchritt der alte Chriſtopher, ein hoher, dürrer, verwitterter alter Kerl, auf dem Kopfe einen Hut mit kaum ſichtbarer Krämpe, unter dem das lange, ſchaale, zänkiſche Geſicht noch fataler und länger wurde. Dieſer alte Mann rühmte ſich aber, das Hochgebirge wie ſeine Hand zu kennen. Er war von Jugend auf als Bären- nnd Rennthierjäger darin umhergewandert, und hatte ſich jetzt in Lie zur Ruhe geſetzt, doch war er Reiſenden als Führer dienſtlich. Als ein erfahrener Mann ſagte er uns voraus, daß wir ſchlechtes Wetter bekommen würden, und trieb zur möglichſten Eile, damit wir vielleicht noch vor Nacht die einzige menſchliche Wohnung erreichen möchten, welche in der Nähe unſers Weges lag. Indeß zweifelte er ſelbſt daran, rechnete aber auf irgend eine Sennhütte oder eine Höhle. — Unſer Weg ging an den Thalränderk der Quenna hin, die wir zuweilen

verließen, um quer über die Fjelder zu reiten, ſpäter aber den Strom wiederfanden, der die Bäche in dieſem Hochlande ſammelt. Das ſeltſame Gepräge der norwegiſchen Alpen zeigte ſich hier in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit. Nirgend war eine maſſenhafte Verbindung zu einer Hauptkette oder zu einzelnen mächtigen Spitzen. Langgeſtreckt liefen die Felſen in mäßigen Wölbungen und Senkungen auf und nieder, bildeten oben breite Flächen, ließen in den Tiefen die Waſſer ſich zu kleinen Seen ſammeln, und fielen dann und wann in jähen, nackten Wänden nieder, die von allen Seiten größere Waſſerbecken und Thalbildungen mit oft wildromantiſchem Anblick umkränzten. Die ſteilen Ränder dieſer Thäler waren mit dichtem Weidengebüſch beſetzt, unter welchem zahlloſe Quellen fortrauſchten. Der Boden beſtand aus Trümmergeſtein und Sumpf. Oft ging es in Spalten nieder bis zur Thalſohle, und dann wieder eben ſo ſchroff hinauf, wo Schuttſtürze oder Bäche ein Erklimmen möglich machten. Dann waren wohl die Felsabhänge, ſo weit das Auge reichte, mit einem dichten Teppich gelb, roth und weiß blühender Mooſe bedeckt. Die Pferde gingen darüber hin, wie auf Polſtern, bis von Neuem eine Tiefe hinab-, oder ein Felſen hinaufgeſtiegen werden mußte, durch einen reißenden Bergſtrom die Furth geſucht, oder ein halsbrechender Thalrand umgangen war. Ich ſpreche nicht von den Gefahren einer ſolchen Reiſe, hier iſt entweder Alles gefährlich oder Nichts. An den Abgründen hin, zwiſchen dichtem Gebüſch, das weder Thier noch Reiter erlaubte, einen Blick auf die Beſchaffenheit des Weges zu werfen, über Felſenblöcke klimmend, bald niedergleitend über das Gerölle, bald ſtrauchelnd zwiſchen deren Fugen, die ſteilen Ränder der Bäche hinabſetzend und am jenſeitigen Ufer ſich emporarbeitend, gehören norwegiſche Pferde dazu, um überhaupt zu glauben, daß dies Alles möglich ſei. Ein einziges Mal nur konnte mein Reiſegefährte, beim Aufklimmen aus einem wilden Bache, ſich auf ſeinem ſattelloſen Pferde nicht halten; er ſtürzte rückwärts nieder, und es ſah gefährlich aus, wie er in den Wellen verſchwand. Er kam jedoch bald wieder zum Vorſchein, triefend zwar vom Kopf bis zu den Füßen, was bei dem Regenwetter und kaltem Winde ſchlimme Folgen haben konnte,

aber nicht hatte; denn ſeltſamer Weiſe erträgt man auf ſolchen Reiſen Vieles ohne Schaden, wovon man zu Hauſe ſicher todtkrank werden würde. — Mitten in der Wildniß und dem tiefen Schweigen trafen wir plötzlich einen Menſchen an, der wie ein Geſpenſt aus einer niederen Steinhütte kroch, die wenige Fuß hoch und ſo lang war, daß er ſich, wenn er hineingeſchlüpft, darin ausſtrecken konnte. Das Leben des armen Burſchen war gewiß eines der traurigſten, die es geben kann. Die Bauern aus den Thälern ſchicken während des Sommers auf die ärmlichen Grasplätze des Hochgebirges den Theil ihres Viehes, der zum Schlachten oder zum Verkauf im Herbſt beſtimmt iſt. Dies wird einem Wärter übergeben, welcher die Erlaubniß hat, die Milch ſeiner Pfleglinge zu benutzen, ſie zu verzehren, oder Butter und Käſe daraus zu gewinnen. Dafür muß er hier, ganz getrennt von jeder menſchlichen Geſellſchaft, ausharren, bis der Winter eintritt. Als wir über den Strom geſetzt waren und hinter dem Hügel verſchwanden, ſah ich den armen Burſchen noch an derſelben Stelle uns nachſtarrend. — Ohne Raſt zogen wir weiter. Der Regen fiel dichter, und vor uns öffnete ſich beim nahenden Dunkel des Abends ein weites Thal, deſſen Mitte ein bedeutender See einnahm. Das war der See, in den die Biörna ſtürzt, aus welchem am andern Ende die Waſſer ausfließen, welche dem Miösvand zuſtrömen. Wir waren an dieſen neuen Behälter der Hochwaſſer gelangt und mußten ihn ganz umwandern und über die Biörna ſetzen, wenn wir zu der einzigen bewohnten Stätte gelangen wollten. Aber das war noch eine harte Meile! Dieſe nächtliche Wanderung wird mir unvergeßlich bleiben. Vergebens ſuchten wir nach einem Zufluchtsort. Das Gebirge trat weit zurück: nur niedere Felslager, weilenweite Sümpfe mit dichtem Weidengebüſch überwuchert, keine Höhle, kein trockenes, geſchütztes Fleckchen! Wir mußten fort durch den gebrochenen, zerklüfteten Boden, bald hinab an's Seeufer, bald zwanzig oder dreißig Fuß hinaufklimmend, dann durch Waſſer und Sumpf, in immerwährender Beſorgniß, zu verſinken, oder durch einen einzigen Fehltritt des Pferdes mit zerbrochenen Gliedern in die Tiefe geſchleudert zu werden. Ich bewunderte im Geheimen die Ausdauer unſerer Führer. Der alte Chriſtopher zumal, ein Mann

von faſt ſiebenzig Jahren, ächzte und ſeufzte zwar kläglich, aber er war mehr zornig über unſere Lage, als muthlos und entkräftet. Sein jüngerer Gefährte ſchritt ſchweigend voran ohne ein Zeichen des Unmuthes. Seine Aufmerkſamkeit richtete ſich allein auf das Packpferd, das den Weg bahnte. Durch die naſſen Weiden fuhr der kalte Wind; die Sturmvögel des Gebirges, eine große braune Schnepfenart, flogen aufgeſcheucht mit gellendem Geſchrei um uns her. Endlich wurden die Mühſeligkeiten geringer, der Mond zeigte ſich durch das zerriſſene Gewölk und warf einen matten Blick auf die brauſende Fluth der Biörna, die ſich im breiten Bett dem See zuwälzte. Nach mehreren vergeblichen Verſuchen gelang es uns, eine Furth zu finden, faſt aber hätten wir unſer Packpferd verloren, das die reißenden Waſſer fortriſſen. Jenſeit war derſelbe Sumpf, dieſelbe entſetzliche Weidenregion, und endlich, als wir im Schatten einer finſtern Gebirgswand aufſtiegen, gab es zum Schluß noch einen Kampf mit fremden Pferden, auf deren Weide wir plötzlich geriethen. In ſolcher Nacht zu reiten, ſchien uns länger unmöglich. Wir überließen die Thiere ihrem Schickſal und klommen ſtrauchelnd und fallend aufwärts, wo uns jetzt Lichtſchein entgegenſchimmerte. Unſere Führer hatten die Menſchen aus dem Schlafe gepocht, welche hier oben wohnten; ſie kamen uns mit Kienſpänen entgegen und erleichterten Herzens traten wir in die Hütte ein.

Es war Mitternacht, und wie wohl that uns nach ſolchen Anſtrengungen die freundliche Aufnahme des wackern Ehepaares, das hier wohnte! Wir baten um warme Milch und Feuer; alsbald erhielten wir beides und nahmen dann das nach norwegiſcher Sitte uns angebotene eigene Lager der Wirthe ein. Ein erquickender Schlaf ließ uns geſtärkt erwachen. Bald trat ich hinaus in die friſche Morgenluft, und nun erſt konnte ich ſehen, wo ich mich befand. Das weite Thal, durch welches wir in der Nacht geritten, See und Sumpf waren nicht mehr zu entdecken. Auf dem Abſatze einer Felswand, die ſich tief bis an die Biörna fortſetzte, ſtand dies arme Haus, Laagefjeld genannt, ohne Zweifel einer der höchſten feſten Wohnplätze in ganz Norwegen, denn es muß nahe an 4000 Fuß

hoch liegen. Das niedere Dach dieſes Blockhauſes war mit Rennthiergeweihen beſetzt, die Siegeszeichen des Eigenthümers, der ein Jäger von Ruf war. Nach allen Seiten hin erhoben hohe Fjellen ihre Häupter, mit weißglänzenden Schneeflecken umkränzt, als einziges Zeichen aber, daß der Menſch auch in die ödeſte Wildniß den Trieb mitbringt, die Natur zur Dienſtbarkeit zu zwingen, war hinter der Hütte ein kleiner mit Steinen umfriedeter Fleck, den man mit weißen Rüben bepflanzt hatte. Als wir dieſe merkwürdige Rübenpflanzung betrachteten und unſern Blick über Berg und Thal ſchweifen ließen, in deſſen grünender Tiefe einige Pferde und Kühe weideten, trat die Frau des Anſiedlers zu uns hin. Sie war noch jung und hatte ein gutes, offenes Geſicht mit freundlichen Augen und ſchönen weißen Zahnreihen. »Iſt es nicht ſchön hier bei uns?« ſagte ſie, und ſprach dieſe Worte mit ſolchem Liebreiz und ſolcher Zuverſicht, daß Niemand anderer Meinung geweſen wäre. O, wie wenig braucht der Menſch, um ſchön zu finden, wo er lebt!

Der Bewohner von Laagefjeld tadelte den Reiſeweg, den der alte Chriſtopher mit uns einzuſchlagen dachte, indem er die Thalränder der Flüſſe weiter verfolgen wollte. »Es giebt,« ſagte er, »einen Weg, um eine ganze Tagereiſe kürzer, als der iſt, den Ihr nehmen wollt: er führt mitten durch die großen Schneefelder des Gebirges.« Zum großen Aerger des alten Chriſtopher, der ſich in ſeiner Weltkunde beleidigt ſah, brachte es mein Reiſegefährte, der Profeſſor, dahin, daß der gebirgskundige Mann von Laagefjeld ſich entſchloß, mit uns zu ziehen. Eins unſerer in Argehovd gemietheten Pferde ging mit dem jungen Führer zurück, dafür erhielten wir nun hier ein anderes, und außer unſerm Wirth noch einen jungen Bergbewohner, Olaf, zur Bedeckung, da jener uns nur ſo weit begleiten wollte, bis wir unſern Weg ſelbſt zu finden vermöchten. So brachen wir denn auf, ſetzten über die Biörna und drei ihrer Nebenflüſſe, erklommen darauf einen hohen Bergzug und gelangten nach einem Ritt von ſechs Stunden auf den hohen Rücken der Hardanger Fjellen. Hier that ſich eine Ausſicht auf, die wenige

ihres Gleichen findet. Wir erklommen einen Hügel, der einige Hundert Fuß hoch mitten aus einer fürchterlichen Zertrümmerung aufstieg, und übersahen nach allen Richtungen hin ein Gebiet von acht bis zehn Meilen, dessen grauenhafte Wildniß und Erhabenheit Entsetzen und Entzücken erregte. Vor uns lag eine Reihe von Gebirgsgipfeln mit weiten, großen Schneefeldern bedeckt, und zwischen ihnen ragten schwarze verwitterte Felsen empor. Tiefe und jähe Spalten und Schluchten stürzten in Abgründe. Hieher kommen Wenige, am wenigsten die Norweger selbst. Hier oben hat die Natur in ihrer Oede und Erstarrung gelegen seit dem ersten Schöpfungstage, hier haben die Stürme von langen Jahrtausenden gewüthet und ein Chaos zertrümmerter Felsen über einander gestürzt, wie kaum irgend auf Erden. In der Tiefe dicht vor uns lag das Thal des Todes: moosbedeckte Gräber, auf denen riesige Spitzen und Pyramiden standen. Um ungeheure Trümmerhaufen floß ein schwarzer See: hier ist der höchste Sammelplatz der Gewässer. An den Schneefeldern nach beiden Seiten hin dehnte sich die Ferne aus, aus deren Duft grau nebelnde Gipfel traten. Tief im Norden lag eine hohe vierkantige Masse: der Grimsteinfelsen des Horteigen. Am südlichen klaren Himmelssaum traten andere unbekannte Alpen hervor, und über dieser ganzen unermeßlichen Wildniß ruhte ein starres Schweigen, das nicht einmal durch das Plätschern des Wassers unterbrochen wurde. — Aber diese Wüste der Schneefelder ist doch nicht so ganz unbewohnt. Denn hier ist die wahre Heimath jenes wilden, schnellfüßigen Geschöpfes, das seltsamer Weise nur dort zu leben vermag. Vom äußersten Norden bis zum Süden der großen Halbinsel irren über die höchsten Gebirge des Landes Heerden von Rennthieren und suchen unter dem hohen Schnee die Moose und Kräuter auf, von welchen sie sich nähren. Hier ist das unermeßliche Jagdrevier, das, von Quinheien Fjeldern aufwärts, über Hardanger und Fillefjellen, Folgefonden und Justedals Eisbräen, über Jötun und Fortunfjeld, unter hundert verschiedenen Namen, zu den Doverfjellen, Kiölen und Nordlandsfjellen, bis in die Lapp- und Finnmarken laufend, eine Ausdehnung von vier- bis fünfhundert Meilen hat. Das Rennthier

iſt das eigentliche Hausgeſchöpf des ſkandinaviſchen Nordens, gezähmt und wild ein Schatz für ſeine Bewohner, eine Beute, die den kühnen Jäger locken kann, welche er aber nicht ohne Gefahr und Geduld erwerben mag. — Als wir durch die ſchreckliche Zertrümmerung an dem ſchwarzen Waſſer dahin ſchritten, das bezeichnend »Urevand«, das Steintrümmer-Meer, genannt wird, erzählte der Bewohner von Laageſjeld Manches von ſeinen Jagdfahrten in dieſer Wildniß. Das Rennthier hält ſich immer in Heerden zuſammen und zuweilen ſind dieſe ſo zahlreich, daß ein Thal ein Gewimmel von Gehörn darbietet. Heerden von zwei- bis dreitauſend Thieren ſind keine Seltenheit. Das Rennthier hat eine äußerſt ſcharfe Witterung, und erräth es die Nähe des Jägers, ſo iſt jede Mühe umſonſt: der ganze Haufe entflieht mit Windesſchnelle und vergebens würde es ſein, ihn zu verfolgen. Das Rennthier ſpringt leicht und ſicher über das Geſtein, es jagt die ſchroffen Höhen hinan, ſtürzt in die ſteilſten Tiefen, und verſchwindet in den Schnee- und Eisfeldern, während der Menſch nur Schritt für Schritt vorſichtig auf dieſem Boden fortkommen kann. Man muß das Thier daher beſchleichen und immer vorſichtig gegen den Wind angehen. Dies thun auch die weidenden Heerden. So wandert der Jäger mit ihnen, bis er ſich unbemerkt nähern kann, von Felsblock zu Felsblock ſchlüpfend und ſich dahinter verbergend. Hat er den günſtigen Standpunkt, ſo ſucht er ſich das beſte, ſtärkſte Thier, zielt und drückt los. Bei dem Knall erfolgt die allgemeine Flucht, und zuweilen iſt dieſe ſo überhaſtig von der Angſt, daß einzelne verunglücken, oder die weidenden Heerden ſtanden ſo dicht, daß die Kugel des Jägers mehr als Eines tödtet. Solcher Zufall vermehrt das Siegesglück. Zuweilen kommt es auch vor, daß Rennthiere zur Winterzeit von den Felszinnen in die Thäler ſtürzen und zerſchmettert den Bewohnern anheimfallen, oder von Lawinen mit hinabgeriſſen werden, namentlich an den ſchmalen ſteilen Fjorden; aber es kommt doch ſelten vor, denn das Thier iſt klug und vorſichtig. — Je mehr wir dem Schnee naheten, je häufiger fanden wir die Spuren ihrer Heerden. Man konnte ſehen, in wie großer Zahl ſie in einzelnen Thälern zuſammen geweſen, und bei mehreren derſelben bemerkte der erfahrene Jäger, daß es erſt geſtern geſchehen ſei.

Als wir das Urevand durchklettert hatten, beſtiegen wir die Pferde wieder, welche uns bald in ſchneereiche Schluchten brachten. Einzelne Schneewände ließen ſchmelzende Waſſer über das Geſtein rieſeln. Zerſtreut über die weiten Flächen, blitzten uns tauſend Schneeflecke entgegen, die, weich und waſſerhaltig, unter den Hufen unſerer Thiere zerſprützten. Endlich ging es ſteilere Kämme hinauf, durch Schluchten, an deren ſchwindelndem Rande ein Pfad geſucht werden mußte, und Thäler hinab, wo ich zum erſten Male auf dieſer Reiſe an der Möglichkeit eines glücklichen Erfolges verzweifelte. Ein Abgrund von drei- oder vierhundert Fuß Tiefe, an deſſen jäher Wand mein Pferd mit mir niederkletterte, machte mir die größte Beſorgniß. Ich war ſchon daran gewöhnt, bald auf dem Nacken des Thieres zu liegen und die Hand in deſſen Mähne zu klammern, um beim ſteileren Aufſteigen nicht hinunter zu gleiten, gewöhnt auch, mich tief zur Seite oder rückwärts zu beugen, um beim Hinunterſpringen und Gleiten das nöthige Gleichgewicht zu halten. Man gewinnt Vertrauen zu dieſen klugen, vorſichtigen Geſchöpfen, welche jeden Stein prüfen, ehe ſie ihn betreten, und jedes Straucheln ſogleich gut zu machen wiſſen; hier aber, an dieſer faſt ſenkrecht abfallenden Wand, vor der auch anfangs das Thier zurückſchauderte, gab ich mich verloren und befahl Gott meine Seele. Vergebens machte ich den Verſuch einer Umkehr: mein Pferd wollte ſich nicht dazu verſtehen. Abzuſteigen war eben ſo unmöglich, und ſo überließ ich es dem Thiere, uns wohl oder übel aus der Verlegenheit zu ziehen, und rathe dies jedem Reiſenden an gefährlichen Stellen. Das Pferd wendete ſich immer im Zickzack, benutzte jeden Stein und jeden Vorſprung und wieherte, als wir glücklich die Thalſohle erreicht hatten, hell auf, als wollte es ſagen: »Siehſt du wohl, daß ich meine Sache verſtehe!« Auch Olaf war entzückt über die Heldenthaten ſeines Pfleglings. Er war ein ehrlicher, treuherziger Burſche, die Gefälligkeit ſelbſt, immer bereit zu helfen, wo es ſtockte. Jetzt ſtrahlten ſeine Augen vor Luſt; er klopfte den Hals ſeines Pferdes und ſagte ſtolz: »Das war wacker gemacht! Deutſcher Mann, hätteſt Du wohl geglaubt, daß ein kleines Thier ſolche große Dinge thun könnte?« — Er hatte

Recht. Als ich ſpäter mit einem Schweizer zuſammentraf, der über die Fortunfjellen gegangen war, ſagte dieſer: »Wenn ich zu Haus erzähle, wie ich hinaufgeſtiegen bin an den jähen Klippen, werden ſie es nicht glauben; wenn ich aber ſage, ein Pferd hat mich hinaufgetragen, werden ſie den Lügner auslachen!« Und was ſind die Fortunfjellen gegen dieſe pfadloſe Zerriſſenheit der Hardangergebirge. — Am meiſten ärgerte es mich, daß dies gefährliche Hinabſteigen ganz unnöthig geweſen. Der alte Chriſtopher war voller Zorn und Haß gegen den Jäger von Laagefjeld; er verhehlte nicht, uns dringend zu warnen, dieſem zu folgen, denn hier gehe kein Weg über die Eisgefilde, in denen wir ſehr wahrſcheinlich verunglücken würden. Als er nun aber ſah, es nütze ihm Nichts, meinte er trotzig, daß er den Weg ſo gut wiſſe, als Jener, und hörte auf keinen Zuruf. So gingen denn der Laagefjelder und der Profeſſor, welche auf einem Schneefelde zurückgeblieben waren, an den Bergrändern hin, während mich nur die Sicherheit meines Pferdes vor dem Halsbrechen bewahrte.

Endlich ſtiegen wir die höchſten Kuppen des Hardangergebirges hinan, auf deren Rücken die großen Schneegefilde ausgebreitet lagen. Alle dieſe Kuppen beſtehen aus blauem Thonſchiefer, deſſen Verwitterung an den Abhängen ſo vollſtändig iſt, daß er ſich in Splittern und Spänen von Gliedlänge auflöſt, in welche Pferde und Menſchen knietief verſanken. Es war eine ſchweißvolle Arbeit für ſie, in dieſem Schutt emporzuklimmen, um endlich auf dem ewigen Schnee feſten Fuß zu faſſen. Dies ſind die eigentlichen Schneeſäcke, die Quellen aller ſtrömenden Waſſer der Hardangergebirge. Wir ritten ſtundenlang durch dieſe weiße, blendende Wüſte, aus der ſich nur da und dort zerbrochene Schieferſchichten ſteil erhoben. Ungeheure Blöcke dieſer Gebirgsart lagen wie faulende Baumſtämme am Wege. Ein eiſiger Wind fegte von den Spitzen nieder. Zuweilen öffneten ſich zwiſchen Schneelagern Spalten, und man konnte auf den Schnee zahlloſer Winter blicken, der hier in Schichten aufgelagert wurde. Dieſe Schichten füllten an vielen

Orten die Tiefe der Thäler auf funfzig und hundert Fuß aus, an anderen waren sie den Hochsommer über abgeschmolzen und verdünnt. Blaugrünes Eiswasser hatte sich auf unterhöhlten Stellen gesammelt und häufig ward es nöthig, Vorsicht zu üben; denn zuweilen bricht der Schnee, und wie im Flugsand verschwindet das Lebendige und Todte darin auf immer. Einmal brach unser Packpferd ein, und versank bis an den Leib; aber wir kamen mit dem Schrecken davon, und es war bald wieder auf den Beinen. — Man sollte denken, daß hier in diesem Schneemeere alles Leben ausgelöscht sei, und doch sah ich kleine Insecten flattern, leichte, mottenartige Wesen, die in den Sonnenstrahlen Schutz suchten für ihr armes kleines Leben. Vielleicht hatte sie der Luftzug aus den tiefern Thälern heraufgeführt und keine Rückkehr war für sie aus diesem Sibirien; vielleicht flatterten sie so ängstlich auf und nieder und verkrochen sich an uns, damit wir sie vom nahen Tode retten möchten. — Merkwürdig ist es, daß bei so ungeheuren Schneemassen keine Gletscherbildung entsteht. Den Hardanger Fjellen gegenüber liegen die niedrigeren Folgefonden, welche gewaltige Gletscher tragen. Die einzige Eisbildung hier oben bemerkten wir in einem Thale. Es war ganz umringt von steilen zerbrochenen Schieferschichten; diese tauchten düster aus dem Schnee, der Haupt und Fuß umhüllte. Die Mitte dieses Thales füllte ein See. Schneelager stürzten in seine Tiefe und schienen nicht darin zu zerschmelzen; schwarze Felsenspitzen starrten aus seiner blaugrünen Fluth, und mitten darinnen schwammen mächtige Eisblöcke.

Durch diese Thäler stiegen wir zu dem westlichen Norwegen nieder. Wir hatten die Wasserscheide überschritten, ehe die großen Schneefelder begannen; jetzt senkten sich diese westlich nieder, und Wegzeichen, von Schieferstücken aufgesetzt, erhoben sich von Zeit zu Zeit: ein Beweis, daß wir uns bewohnten und zugänglichen Gegenden, den Weideplätzen des Westens, näherten. Als wir diese Wegzeichen erreicht hatten, war der Pfad nicht mehr zu verfehlen; der rüstige Jäger von Laagefjeld sagte uns daher Lebewohl. Es war fast Abend geworden; schwarze Regen- und Schneewolken hingen am Himmel, und ich

schauderte, wenn ich daran dachte, wie er allein in der Wüste sei. »Wo bleibt er über Nacht?« fragte ich. »Er wird in einer Höhle schlafen,« sagte Olaf gleichgiltig, »oder in einer Steinhütte, die er weiß.« — Durch Höhlungen und Hohlwege voll der wildesten Zerklüftung drangen wir inzwischen vor, begleitet von einem großen Bache, der jung geboren aus einem Schneelager hervorschoß. Plötzlich standen wir an einem jähen Gebirgsabsatz, über den sich der Bach 250 bis 300 Fuß hoch in ein Thal hinabstürzte, dessen Sohle mit frischem Grün bedeckt war, während an beiden Seiten die schneeigen Berge eine weiße Einfassung bildeten. Lange versuchten wir umsonst ein Niedersteigen, ein Jeder in seiner Weise. Unsere Pferde fanden jenseit des Baches die Möglichkeit dazu; ich machte es kürzer. Als ich sah, daß der steile Abhang nicht hinabgeklommen werden konnte, fuhr ich an ihm nieder, wohl vierzig bis funfzig Fuß tief, wo besser fortzukommen war. Alles war mit dem überreichsten Alpenflor bedeckt, welcher die ganze Felswand bis zur Tiefe des Thales einnahm. Ich glitt daher schnell und sanft über ein weiches beblümtes Bett. Dies Thal heißt Bivatsdalen und der Fall des Baches: der Brukevoß. Kaum waren wir hinab, so begann der Regen. Die Nacht brach finster und schnell herein; halb durchnäßt gelang es uns, einige verlassene Felshütten zu entdecken und dort unser Hauptquartier aufzuschlagen. Die Pferde wurden abgepackt und abgesattelt, und dann mit gefesselten Füßen in die Regennacht hinausgestoßen, eine Behandlung, in deren Folge jedes deutsche Pferd sterben würde. Die Hütten, in welchen wir Obdach fanden, waren von losem Felsgestein aufgebaut. Ein mit Steinen eingefaßtes Lager von Erde enthielt etwas Heu, in der Ecke war ein Herdstein. Ein kleiner Holzvorrath, den ein mitleidiger Senner zurückgelassen, gab uns Feuermaterial, und bald fiel der Schein der lustigen Flamme auf die traurigen, in Nässe träufelnden Wände. In kurzer Zeit hatten wir eine wärmende, nährende Suppe aus Tafelbouillon und Maccaroni bereitet. Olaf betrachtete mit Neugier und Lüsternheit die fremdartige Speise, aber nie werde ich das Entzücken vergessen, mit dem er den Topf von seinen Lippen zog, als er eine gute Portion empfangen hatte. »O du

großer Gott!« rief er aus und klammerte die Hände über dem Gefäß zusammen, »allmächtiger Vater im Himmel, ist es denn möglich, daß es so schöne Dinge auf Erden geben kann!« — Einen Augenblick lachte ich, ja ich lachte auch, als der arme Wilde die ausgepreßte Schale einer Citrone vom Boden aufnahm, deren Saft zur Limonade gedient hatte, und sie sammt ihrer gelben Rinde mit Haut und Haar verzehrte. Es erschien ihm Alles wunderbar und schön, er kannte es nicht, er hatte nie von solcher Herrlichkeit gehört, und ein Gefühl des tiefsten Mitleids und Schmerzes erwachte in mir.

Am nächsten Tage ritten wir durch Vivatsdalen, Valdalen und Röldalen, drei Thäler, die stufenweis über einander liegen und durch Gebirgsabsätze getrennt sind. Vivatsdalen ist das höchste und hat noch keine festen Wohnungen, nur Sennhütten und Weiden. Heute war Sonntag. Wir trafen die Seter und Seterinnen in ihrem besten Staate. Die großen hübschen Mädchen sahen gar stattlich aus in ihrer Landestracht. Ihre rothen Mieder waren mit grünen oder gelben Streifen besetzt, hellfarbige Gürtel umschlossen den Leib, das Hemd war mit Zinn- oder Silberschnallen genestelt, an denen Denkmünzen befestigt waren; die langen blonden Flechten hingen reich mit Bändern durchzogen auf den Rücken nieder. Dazu trugen sie dunkle, faltige Wollröcke und Schürzen. Einige hatten auch weiße feine Lederjacken über das Mieder gezogen und viele blanke Knöpfe daran. So kamen sie aus den Sennhütten hervor, grüßten freundlich, fragten erstaunt: »Woher des Weges?« und boten uns Milch und Sahne zum Trinken an. Verwundert waren sie sehr über unsere Erscheinung; denn wir kamen einen Weg, der sonst, wie man uns auch in Röldalen sagte, nur von den Rennthierjägern des Gebirges betreten wird. Deshalb wurden wir auch, als seltene Wesen, scheu und neugierig betrachtet, durchmustert und mit Glückwünschen entlassen. Daß aber die steigende Cultur des Landes auch in diese fernen Thäler fortschreitet, zeigte uns ein neues Haus auf einem Hügel am rauschenden Bache: kein altes düsteres Blockhaus mehr, sondern

ſtattlich anzuſchauen, mit Latten übernagelt, mit weißer Farbe angeſtrichen, mit einem ordentlichen Dache und hellen Fenſtern, wohlgebaut und gezimmert, ein wahres Prachtgebäude in dieſer Einſamkeit. Wieſengrün umringte es mit tauſend Blumen, der Birkwald zog an den Höhen und im Thale hin, es ſah ſo mild und reizend aus, als läge es an den Abhängen der Alpen von Italien. Dazu war der Himmel blau und rein, die Sonne ſpiegelte ſich in den klaren Seen, wo ſich das Gletſcherwaſſer in herrlicher Färbung tief vom Felſengrunde ablöſte. Blumiger Raſen war überall, und von allen Seiten ſtürzten die Waſſerfälle nieder. Nie habe ich ſo viele irgendwo vereint gefunden, als hier. Wir ritten ſtundenlang unter ihrem melodiſchen Rauſchen. Dies Valdalen iſt ein liebliches Thal, lieblicher durch den Gegenſatz zur nahen Schneewüſte, aber Eins fehlt ihm, wie allen dieſen Thälern in Norwegen: es fehlen die Menſchen! Es fehlt das Leben, es fehlt der Boden, auf dem es ſich entwickeln könnte, der Boden zu reichen Ernten; es fehlen die Vögel, die ſingend über Kornfelder ſchweben. Valdalen hat nur Gras, es hat kein Haus, als das freundliche dort auf der Höhe; einige ärmliche Hütten nur lehnen ſich vereinzelt an den Fels; armſelige Geſtalten, alte Weiber von furchtbarer Häßlichkeit, machten ihren Sonntagsſpaziergang oder ſaßen ſchwatzend am Wege.

Je tiefer wir hinabzogen, je mehr erwachten die Zeichen des menſchlichen Verbandes zu gemeinſamen Zwecken. Brücken waren über den Strom geworfen und ein breiter, erſt neuerlich abgeſtochener Weg führte an deſſen Ufer hin. Dieſe Brücken und Wege gehören ſchon zu Röldalen, das breit und reich an Weideland und Naturſchönheiten ſich vor uns ausdehnte. Auch hier fielen die Waſſer in ungemeiner Fülle von den Bergen. Einer der ſchönſten darunter iſt der Ravlo-Voß, der dem Riukan wohl wenig an Höhe nachgeben wird, aber von ganz anderer Art iſt. Von oben ſinkt er in einem mächtig durch das Thal donnernden Sturze herab; unten breitet er ſich wie ein ungeheures Korallengewächs aus. Wolken von Waſſerſtaub umflimmern die ewig neuen Aeſte und Zweige des wundervollen Silberbaumes, und darinnen zuckt es, wie Blitze; weiße Schlangen

von grauenhafter Geschwindigkeit ringeln in einen schwarzen Abgrund. — Röldalen senkt sich tief nieder, bis an den See in seinem Schooße. Ein Haufen Hütten und Häuschen liegt an den Berglehnen ausgestreut; unten hat die Christenheit ihr Panier aufgesteckt: ein kleiner Thurm ragt von dem Dache eines Gebäudes auf. Es ist die Kirche. So haben wir denn das erste Kirchspiel an der Westseite erreicht, und hier beginnt das geordnete Staatsleben wieder, hier finden wir ein Wirthshaus, einen Posthalter, den Schüß. Unsere Begleiter kehrten sofort zu ihren Gebirgshöhen zurück. — Man empfing uns freundlich, und ich fand es besser, als ich gedacht hatte. Ein eigenes Häuschen war für den Aufenthalt der Fremden bestimmt, das, nach der Sitte in Tellemarken und Hardanger, grobe Malereien an der Thür, an Bettstellen, Kasten und Geräthen enthielt. Ein gewisser Kunsttrieb scheint dem Volke eigen zu sein. Sie lassen gern, was sie besitzen, mit Farben beklecksen, oder thun es selbst, wenn sie es können. Da findet man denn in mancher Hütte des Gebirges Simson, wie er den Löwen bezwingt. Simson hat die Tellemarker Jacke an, er trägt Lederhosen und die rothe Mütze, der Löwe aber sieht allen möglichen vierbeinigen Ungeheuern ähnlich. Wie soll das anders sein? Wer weiß hier, wie Simson gemalt werden muß, und wie ein Löwe aussieht? Man schreibt es darunter, was das Bild bedeuten soll, und dies ist eine allgemeine sehr zweckmäßige Aushülfe. Bei ein paar fratzenhaften menschlichen Gesichtern, die roh an eine Art Schrank gemalt waren, sah ich darunter geschrieben: Dies soll mein Bruder Niels sein, oder: Dies ist mein Vater Olaf Larsson.

Ich war entzückt, mich in Röldalen reinigen zu können. Solche Macht hat für den verwöhnten Cultur-Menschen ein Stück Seife, ein Kamm und einige Wäsche. Zehnmal war ich mit dem Pferde bis an den Bauch in Sumpflöcher gefallen und vom Kopf bis zur Sohle mit Koth bedeckt worden: hier endlich war der Platz für eine, wenn auch nur dürftige Säuberung. — Hier in Röldalen trat das Naturleben der Menschen und die Folgen der Abgeschiedenheit noch weit stärker hervor, als oben im Hochgebirge. Hier lebten wohl hundert Menschen zusammen, und unsere Ankunft war für Jeden ein Ereigniß. Sie strömten

aus dem ganzen Thale herbei, um uns zu sehen, füllten unsere Zimmer, nahmen Stühle und Tische ein, betasteten, was ihnen irgend auffällig erschien, und unterhielten sich über uns in der ungezwungensten Weise. Einige Versuche, sie fortzubringen, weil wir uns umkleiden wollten, hatte nur die Wirkung, daß sie hinausgingen und in der nächsten Minute wieder da waren. Dem Schüßbuche nach waren in sieben Jahren zwölf Menschen hier gewesen, die Schüß verlangt hatten, und da meist Mehrere zusammen reisen, so kann man annehmen, daß höchstens ein Mal im Jahre ein Besuch hier vorkam. Später erzählte mir ein norwegischer Arzt, der Röldalen besucht hatte, daß es ihm ganz eben so gegangen sei, wie uns. Sein Zimmer war immer gefüllt. Er ging in's Thal, Alle folgten ihm; er lief, Alle liefen mit; er kletterte die Felsen hinauf, sie hinterher: kurz er konnte sich in keiner Weise seines Gefolges entledigen. So erging es auch uns. Der Professor hatte nach der Kirche gefragt, ob sie alt sei. Sie hatten versichert: uralt, und die Malerei gerühmt, und nun plagten sie uns so lange, bis wir endlich mit ihnen zur Kirche in's Thal hinab zogen. War diese nicht malerisch, so waren wir es wenigstens; denn wir hielten unseren Kirchgang im nachlässigsten Anzuge, und von allen Seiten stürzten die Burschen und Dirnen, die Männer, Weiber und Kinder dem Gotteshause zu. Nun brachte man uns ein altes Taufbecken aus dem 17. Jahrhundert und ein altes Räucherfaß, die einzigen Alterthümer in Röldalen, mit Ausnahme der Felsen, deren schneeige Häupter vier- bis fünftausend Fuß hoch das Thal im engen Halbkreis schließen. Die Kirche war von einem deutschen Sudelmaler angepinselt, der auch ein schlechtes Bild der Gottesmutter als Andenken zurückgelassen. Auf dem Rückwege begleitete uns die ganze Thalbewohnerschaft abermals, und konnte sich an dem Anblick der fremden Menschen nicht sättigen. — Röldalen liegt noch zu hoch, um dem Waldgürtel ein günstiges Verbreiten zu gestatten. Die Birke allein rankt sich aus dem tiefen Thalkessel aufwärts, dessen Grund mit kleinen fruchtbaren Gersten- und Haferfeldern bedeckt war.

Zwiſchen uns und dem Syrfjord lag noch ein jäher hoher Bergzug, an welchen ſich ein Gewirr von Thälern ſchloß, welche am nächſten Tage durchzogen werden mußten. Auf friſchen Pferden ritten wir über einen furchtbaren Paß, der uns von Röldalen nach Saelgeſtad brachte. Dieſe zwei Meilen ſind ein beſtändiges Auf- und Niederſteigen. Weil es keinen andern Uebergangspunkt giebt, ſo will man hier eine neue Straße über das Joch führen. Jetzt führte der Weg durch Schluchten von Eis und Schnee und über Klippen an Abgründen hin. Oft iſt er nur wenige Fuß breit; zu Zeiten iſt er treppenartig, zu Zeiten nichts als wildes Geröll. An einer der höchſten und böſeſten Stellen, wo es allzu grauenhaft war, das Pferd über das Getrümmer klettern zu ſehen und von ſeinem Rücken in die Abgründe zu blicken, an deren äußerſten Rand es ſeinen Fuß ſetzte, wollte ich abſteigen und fiel. Der Sattelgurt riß: ich lag unter dem Thiere. Glücklicher Weiſe blieb mein Mantel hängen, und das Pferd, als fühle es meine gefährliche Lage, regte ſich nicht. Ein einziges Straucheln, ein Fuß weiter nach vorn, und ich wäre in eine unermeßliche Tiefe geſtürzt. — Der Granit in Röldalen wird höher hinauf vom Glimmerſchiefer verdrängt. Im Sonnenſchein funkelten unter unſern Füßen Millionen kleiner Brillanten, und ſo ſtiegen wir nach Saelgeſtad nieder. — Von Saelgeſtad über Skare nach Hildal am Sandvevand geht es anderthalb norwegiſche Meilen durch viele aneinander gereihte kleine Thäler. Die nordiſche Tanne tritt hier in ihrer vollen Majeſtät auf und wiegt ihre zahlloſen ſchlanken Säulen mit prächtigen Federbüſchen von den Gipfeln der Felſen bis in das dunkle Labyrinth tiefer Schluchten, in denen die wilden Waſſer brauſend niedergehen. Eine Brücke iſt über einen finſtern Felſenſpalt geworfen; in dieſen ſtürzt dreißig bis vierzig Fuß tief eine weiß ſchäumende Maſſe, ſo daß man im dicht aufwirbelnden Sprühregen darüber hin wandelt. Aus tiefer Waldesnacht taucht der Wanderer auf und ſteht auf einer vorſpringenden ſchroffen Klippe zwiſchen den mächtigen Felswänden zweier Fjellen, die vom Gipfel bis zum Fuß zerſpalten ſind. Das Auge ruht in der Tiefe auf einer langen ſchmalen Waſſerfläche. Schmal führt der Weg am Abgrunde hin; über ungeheure

Felsenstufen senkt er sich steil in die Tiefe. Schaudernd und bangend steigst du von deinem Pferde und hältst dich an des Thieres Schweif fest, um dies und dich selbst vor einem zerschmetternden Sturze zu bewahren. Die tausend Fuß hohe Felswand hängt dicht über deinem Kopfe. Plötzlich dringt in dein Ohr ein Murmeln, ein Rauschen, ein Donnern. Welch wunderbares Schauspiel! Vom höchsten Rande der Wand ringelt sich eine silberhelle Riesenschlange: jetzt springt sie hoch über die zitternden Blöcke, jetzt schießt sie durch die Lüfte fort, jetzt peitscht sie mit gewaltigen Schlägen die Rippen der Felsen, daß sie dumpf wiedertönen. Ich schätzte die Höhe des Falles auf mindestens 800 Fuß. Er wird Tilinge-Voß genannt.

Endlich waren wir in Hildal, einigen Häusern, die an einem See liegen, der die tiefe, schmale Thalsohle ausfüllt, und statt des an schwindelnder Felswand kletternden Rosses glitt nun das Boot des Fischers mit uns durch die Fluthen der Fjorde. Dieser kleine Süßwassersee, der Sammelplatz der Bergflüsse, hatte nur noch einen Vorwall zu durchbrechen, um seinen Ueberschuß in das salzige Element abfließen zu lassen. So findet man es überall; überall findet man an den Enden und Buchten der Fjorde, da wo die Flüsse sich in sie ergießen, einen Wall, und hinter demselben einen Süßwassersee. Eide werden diese Kessel genannt, worin sich die Alpenwasser zuerst sammelten und kleine Seen von Viertelmeilen Länge, aber großer Tiefe bildeten. Waren sie nun bis zum Ueberlaufen angefüllt, dann sprengte der Druck der Wasser die Wand, und das Süßwasser bahnte sich seinen Weg in den Fjord. Zwanzig, dreißig Meilen tief dringen die zahllosen Meeresarme zwischen die hohen, Schnee tragenden Felsen. Der Wanderer irrt durch Klippen, Sumpf und Wildniß. So weit sein Auge reicht, erkennt er nichts als die Oede eines Alpenhochlandes. Plötzlich stockt sein Fuß, schaudernd springt er zurück: er steht an einem gähnenden, schwindelnden Abgrunde, an einem Spalt, der, drei-, viertausend Fuß tief senkrecht eingeschnitten, ihn auf viele Meilen Länge von dem jenseitigen Ufer trennt. Und was er unten erblickt, der schmale

Wasserstreif, welcher zu ihm heraufblitzt, es ist das Meer, von dessen Nähe er keine Ahnung hatte. Das ist die Natur der Fjorde. Hier entwickelt sich ein höherer Grad von Culturfähigkeit. An den Fjorden liegen die Handelsstädte des Landes, an ihnen grünt und blüht es in den Thälern; hier öffnen sich Gärten voll der eigenthümlichsten Reize, hier wohnt auch ein kräftiger schöner Menschenstamm, der schon vor Jahrhunderten die Welt mit seinen muthvollen Thaten erfüllte und auf lang geschnäbelten Schiffen Beute und Sclaven in die Heimath brachte. Von Hildal nach Otte ruderten uns zwei Männer, die als Musterbilder männlicher Schönheit dienen konnten: schwarze Augen, die feurig und stolz blickten, schwarz glänzende Locken über der hohen Stirn, breite Schultern bei schlankem Wuchs und mittler Größe, aber überall die Muskeln weit vorspringend, was auf mehr als gewöhnliche Körperkraft deutete.

In Otte rannen die Wellen des Syrfjord über den Muschelsand fast bis an den Fuß der Kirche und der kleinen Häuser, die den Strand umgaben. Im Wirthshause lehrte uns frischer Dorsch, daß wir an einem Meeresarme waren. Es war ein eigenthümlicher Anblick, hier den langen Wasserspalt zu überblicken, wie er zwischen den drei- bis viertausend Fuß hohen Wänden hinlief. Zur Rechten stürzten die Hardanger Fjellen in seinen Schooß, zur Linken hingen die grünblauen Gletscher des Folgefonde herunter. Die obere Fläche dieses Gebirges bildet eine ungeheure Schneekuppe, deren Säulen und Schluchten sich bis auf 4000 Fuß gegen den Syrfjord hinabsenken; die höchste Spitze, der Regna-Knut, ist 5200 Fuß hoch. — An einem lieblichen sonnigen Tage fuhren wir den Syrfjord weiter hinauf. Es ging mir hier wie am Tindsee und an anderen Orten. Ich konnte gar nicht begreifen, daß diese Felsen wirklich so hoch waren. Die Fernsicht vom Wasserspiegel aus nach oben verkürzte Alles so sehr, daß es aussah, als müsse man in wenigen Minuten oben sein, wenn man nur rasch von Klippe zu Klippe steige. Zwischen diesen Klippen lagen freilich große Räume, sie schienen jedoch nur

wenige Schritte breit zu ſein. Eben ſo ging es mit den Thälern. Ein Bauerhof unter den Gletſchern war nach der Ausſage der Ruderer eine Meile entfernt; er ſah jedoch aus, als läge er dicht am Ufer. — Aber wie ſchön iſt dieſer Fjord! Je weiter wir fuhren, um ſo größer wurde die Pracht ſeines Pflanzenwuchſes und ſeine Wohnbarkeit. Häuſer, Gehöfte oder ganze Colonien hingen an den abſchüſſigen Ufern, Bäche, welche Mühlen trieben, rauſchten aus den vielen Thälern hervor und ſtürzten dann brauſend in das Alles verſchlingende Meer; neben dem Grün der Wieſen leuchtete die gelbe Farbe der kleinen Gerſtenfelder uns entgegen; große Gärten und Pflanzungen von Fruchtbäumen zogen ſich bis dicht an den Strand. Eine Fülle edler Obſtbäume wächſt hier beiſammen; und wie wunderbar ſchön iſt dieſer Wechſel! Das ewige Eis über unſern Köpfen, und hier die reifſten, ſaftigſten Früchte. Man ſteigt ſo jäh hinab vom Folgefonden, daß man in weniger als einer Stunde vom Schnee unter goldbeladenen Bäumen und Blumen iſt, ja noch mehr: dem Pfarrhofe von Ullensvang gegenüber ſteht ein Kirſchbaum hoch oben und ſo geſchützt von der Felswand, daß man die reifen Kirſchen von ſeinen Zweigen pflücken, und wenn man ſie gegeſſen, die Steine in ein ewiges Schneefeld werfen kann, das unter dem Standpunkte des Baumes liegt. Dieſe herrlichen Umgebungen werden zur Sommerzeit vorzüglich des Sonntags durch ein lebendiges Treiben gehoben. Dann fahren die Einwohner in großen Böten von allen Seiten nach den kleinen Kirchen an den Geſtaden, um den Gottesdienſt zu begehen, und man ſchaut mit Luſt von den Höhen auf die Wettfahrten der zwölf- und ſechzehnrudrigen Fahrzeuge, wo in langen Reihen die Männer, Weiber und Mädchen ſitzen in ihrem beſten Staate, in blauen Jacken mit blanken Knöpfen, in rothen Röcken mit grünen Säumen, während die langen flatternden Bänder in heiterer Morgenluft wehen, und luſtiges Rufen und Lachen an den Gebirgsabhängen widerhallt, welche im Feiergewande der Natur prangen mit ihrem Schnee und Eis, ihren Felſen und Waſſerfällen, ihren Blumen und Früchten. — Ich habe ſchon einige Trachten beſchrieben; aber eine der hübſcheſten iſt noch in Hardanger üblich, wo die Männer weite enge Beinkleider

tragen, an denen Knie und Seiten mit bunter Stickerei besetzt sind. Eine weiße, lange Jacke, oder vielmehr ein kurzer Rock, umschließt mit dichten Knopfreihen den Leib, und die rothe Mütze giebt dazu einen schönen Gegensatz. Denkt man sich dabei schlanke und kraftvolle Gestalten mit lebhaften dunkeln Augen und ausdrucksvollen Gesichtern, das Messer an der Seite, Hemd und Schuhe mit großen Schnallen genestelt, so giebt dies gewiß ein vortheilhaftes Bild des norwegischen Landmanns.

Abends kamen wir nach Utne, wo ein Arm des Fjord sich abbeugt, um eine Verbindung mit dem großen Hardangerfjord einzugehen. Hier in Utne ist ein gutes, freilich nicht gerade billiges Gasthaus, aber es hat die schönste Aussicht auf den Fjord und liegt bequem, um es zum Mittelpunkt aller Abstecher zu machen. Auf dem Gebirge über Utne sind Rennthierheerden, welche man besuchen kann; ihm gegenüber liegt eine der höchsten Fjellen, der Ochs (Oxen), den zu ersteigen dem Reisenden wohl zu rathen ist, weil sie von seinem Gipfel einen Ueberblick des ganzen Gebirges und der Fjorde erhalten; endlich kann man von Utne aus viele andere anziehende Punkte besuchen: Ulvig, den Eidfjord, den Böringer-Voß. Auch dem Fischfang ist diese Gegend günstig. Wie merkwürdig ist es doch, daß die Natur einem ihrer Geschöpfe den Trieb und die Kraft ertheilt hat, weder Felsen noch Wasserfälle, noch die wildesten Strudel zu achten, um sich aus dem Meere hinauf in die höheren Seen zu arbeiten und abwechselnd bald in Salz- bald in Süßwasser zu leben. Dies merkwürdige Thier ist der Lachs, in Norwegen der häufigste aller Fische während der Sommerzeit. In ungeheuren Schaaren dringt er im Frühjahre in alle Flüsse, und geht so weit darin hinauf, als möglich, um den besten Platz zur Ablegung seines Laichs auszuwählen. Wie viele Tausende und aber Tausende nun auch gefangen werden, wie viele die Raubfische auch vertilgen, wie viel Brut verunglücken mag: er ist immer wieder in derselben Zahl vorhanden. Schön ist es, zu sehen, mit welcher Anstrengung der Lachs alle Hindernisse überwindet, um die Flüsse hinauf zu kommen, und unglaublich fast, daß er sich mit Hülfe einer Schwanzbewegung funfzehn bis zwanzig Fuß, ja noch höher, emporschnellen kann. Er springt in seinem silber-

weißen Kleide wie ein Pfeil aus der brandenden Fluth unter Wasserfällen auf, stürzt hundert Mal zurück und versucht es immer wieder, bis es zuletzt gelingt. Ein Trieb, der in ihn gelegt ist, läßt ihn nicht ruhen und rasten, und, was noch seltsamer ist, er kehrt immer wieder, und so auch seine Brut, in denselben Fluß und zu demselben Laichplatz zurück, ohne sich durch Gefahren und Mühen schrecken zu lassen. — Die Engländer fangen den Lachs mit der Angelruthe und Fliege. An einem Bambusrohr mit Fischbeinansätzen hängt eine feine Schnur, an deren Ende Libellen und künstliche Fliegen von Metall, unter denen der verrätherische Haken versteckt ist, befestigt werden können. Die Fliegen sind der Natur sehr täuschend nachgebildet. Sitzt nun der Angler so, daß die Ruthe im Schatten der Ufer versteckt ist, und läßt er die feine Schnur mit der Fliege dicht über den Wasserspiegel im Sonnenschein umhertanzen, so macht der Lachs bald Jagd auf das spielende Insect. Plötzlich schnellt er sich aus dem Wasser auf, ergreift die Libelle und verschluckt mit ihr den Haken. In diesem Augenblick muß der Fischer wohl gefaßt auf Alles sein; er muß die Schnur ganz von der Rolle ablaufen lassen, welche oben an der Angel sitzt und einige Hundert Fuß lang ist; denn kaum empfindet das Thier den Haken, so schießt es mit Gewalt fort und sucht sich von ihm zu befreien. Es kommt nun darauf an, daß die Angelruthe nicht bricht, was im Allgemeinen selten geschieht, sofern man darauf hält, daß das Boot so schnell wie möglich dem Fische folgt, wenn dieser sehr groß und kräftig ist, bis er endlich, erschöpft und dem Tode nahe, nach oben kommt, und nun mittelst der Schnur herangezogen wird. Diese Art, den Lachs zu fangen, ist jetzt in Norwegen ganz allgemein. Die Bauern haben es von den Engländern gelernt, und verstehen sich so gut und besser darauf, wie diese. In den Flüssen, bei Strudeln und Wasserfällen findet man auch die üblichen Lachsfänge, gegitterte Kasten, in welche der Lachs stürzt, wenn er sich über die Klippen schnellt.

Mein Weg ging nach Bergen. Der Himmel sah drohend aus; aber in diesem nördlichen Berglande ist das Wetter zur

Sommerzeit dem schnellsten Wechsel unterworfen; hier unten giebt es Hitze und oben hinauf empfindliche Kühlung, dort am See tägliche Regengüsse und über den Bergen im nächsten Thale ist heller Sonnenschein und blauer Himmel. Damit tröstete ich mich, als ich in's Boot stieg, um nach dem Graverfjord zu fahren, einer tiefen Bucht am Samlenfjord. Der Weg von einer Meile war bald zurückgelegt. Ich landete wieder in einem Eide an einem Wall, der die Wasser scheidet, gelangte jenseits desselben an den See Graver und überschiffte diesen eine halbe Meile weit bis Vasend, ein bezeichnender Name, denn das Wasser endet dort wirklich. Dieser See und das Thal von Graver wird mir unvergeßlich bleiben. Ueberall ist es eingeschlossen von hohen Bergen und größtentheils ausgefüllt mit dem See, der wohl eine halbe Meile lang und breit ist. Sammetgrüne Flächen laufen von den Höhen nieder und regelmäßige Baumreihen durchschneiden die leuchtenden Felder. Oben liegt mit zerstreuten Hütten umher der kleine Flecken Graver. Die rothen Holzwände mit den weißen Fensterkreuzen sehen gar freundlich einladend aus. Buntgeflecktes Vieh weidete in großen Heerden auf den Bergen und am Gestade. Da lagen sie wiederkäuend unter tiefgesenkten Weidenbäumen, und hinten an den Klippen liefen Hirten hin, mit fern hallendem Geschrei ihre Stäbe schwingend. Auf der nördlichen Seite des Thales aber stand mit nackten, schroffen Wänden ein majestätischer Fels. Ganz in der Tiefe ruhete der See im Halbschatten, und durch diesen schiffte ich, von leisen, kaum merklichen Ruderschlägen fortgetrieben, und schaute still zu dem himmelhohen Riesen hinauf, um dessen schwarzes, düsteres Haupt die scheidende Sonne einen mattglühenden Feuerkranz legte, der sich im regungslosen See abspiegelte.

Dicht unter dem Felsen ward gelandet. Ein Haus lag in der Schlucht; davor stand mein Karren, mich erwartend, denn ich hatte Vorbotenzettel gesandt. Einzelne Regenschauer begleiteten mich bis Vossevangen. Von hier aus fährt man auf der großen Straße nach Bergen, aber dies ist nur wenig an den gastlichen Einrichtungen der Gaards sichtbar. In Evanger fand ich zwar ein Bett als Nachtlager, und Spegekiöd nebst

Flabbrod und Kornbranntwein als Abendbrot, aber es war so entſetzlich ſchmutzig in dieſer Herberge, daß ich ſchon beim erſten Morgengrauen aufbrach. — Das Spegekiöd iſt geräucherter Hammelſchinken, der eine Art Verſteinerung angenommen hat. Ein Engländer bemerkt darüber: »Die Norweger ernähren ſich von einer gewiſſen hornartigen Subſtanz, welche ſie Spegekiöd nennen. Sie raſpeln dieſelbe zu langen Spänen, ſtecken dieſe dann in den Mund, wo ſie dieſelben auf wunderbare Weiſe zerbeißen und verſchlucken, ohne den geringſten Schaden davon zu haben.« Dies erzählt man in Norwegen und lacht darüber; nichtsdeſtoweniger iſt ſelten Einer, der nicht vom Spegekiöd mit Entzücken ſpräche, und ſehr erſtaunt thut, wenn man dem treffenden Urtheile des Engländers beiſtimmt. — Ein Boot mußte mich über den See von Evanger führen. Als wir drüben zur Landungsſtelle kamen, war weder ein Pferd, noch ein Mann vorhanden. Meine Bootsführer machten mir den Vorſchlag, mich gegen eine Extrazahlung durch die Strudel der Bolſta-Elf bis an's Gaſthaus hinunter zu fahren. Als ich dies angenommen, ſchoß das kleine Fahrzeug, ſicher gelenkt, mitten durch die Wirbel mit reißender Schnelligkeit hinab. Einige Male ſchlugen die Wellen über den Bord, aber wir waren durch die Brandung geſchlüpft, ehe dieſe uns recht faſſen konnte, und hatten in fünf Minuten beinahe eine halbe deutſche Meile zurückgelegt. Bei dem heiterſten Wetter fuhr ich von Bolſtadören über den Fjord nach Dalſei zwiſchen Klippen, Inſeln und Vorgebirgen, die oft nur eine einzige ſchmale Waſſerſtraße offen laſſen. An einer dieſer ſchmalen Stellen kam uns plötzlich eine Yacht mit ſchwellendem Segel entgegen. Welch ein Anblick! Ein Seeſchiff mitten zwiſchen dieſer wunderlichen Felſengaſſe, wo ſeine Raaen an dem Geſtein ſtreifen, ſeine Maſtſpitze die Blätter von dem überhangenden Birkengebüſch abſtreift. Aber dieſe Gewäſſer ſind tief genug für das größte Linienſchiff der Erde, und die Seeleute an den Ufern kennen jedes Riff, jede Ecke, jeden Stein. — Hat man Dalſei erreicht, ſo muß man von Neuem landeinwärts ¾ Meilen nach Dahle, um dort im Boot abermals 2¼ Meilen den Oſtfjord hinauf zu fahren bis Garnaes.

Es war ſchon Abend, als wir Garnaes, eine Art Dorf,

erreichten. Hier wurde eben eine Hochzeit im Gasthaus gefeiert. Der rasch und wild fortrauschende Tonwirrwarr des Bauerntanzes, Halling genannt, schallte uns entgegen. Rund um die Tanzenden drängte sich ein dichter Knäul von Zuschauern. Als wir eintraten, ward Alles unterbrochen. Meine Aussprache verrieth den Ausländer; sogleich verdoppelte Aufmerksamkeit und Fragen von allen Seiten: »Wer ist der Kerl? wo bist Du her?« — »Aus Deutschland.« — »Aus Deutschland? — da ist wohl sehr weit hin? — O, für den müßt ihr noch ein Mal den Halling tanzen, gewiß ist es etwas Neues für den Kerl!« Und alsbald schloß sich der Kreis, und beim Kreischen einer einzigen Geige sprangen die geputzten Bursche mit außerordentlicher Kraft und Gewandtheit; die Tänzerinnen drehten sich, und alle Röcke flogen. Es war ein Stampfen und Hüpfen und eine Freude, die Alle theilten. — Eine Hochzeit ist ein Ehrentag, wo es den Gästen an Nichts fehlen darf; das ist Gesetz bei allen zahmen und wilden Völkern. In Norwegen hält man es natürlich auch so, und hat sehr verschiedentliche Gebräuche. Meist geht der Zug mit Blumen geschmückt, und so prächtig als möglich ausstaffirt, paarweis in die Kirche. Braut und Bräutigam voran; Musikanten, wo möglich wenigstens einer mit der schrecklich kreischenden Geige, dürfen nicht fehlen; ganz an der Spitze aber zieht eine Art lustige Person, ein Spaßmacher und Hochzeitbitter, ausgeputzt und einen vollen Bierkrug schwenkend. Dieser ladet Alles ein, was sich auf dem Wege zeigt, den Ehrentag mitzufeiern und dem neuen Paare ein Geschenk darzubringen. Kommt ein Fremder, ein Reisender etwa dem Zuge nahe, so wird er nicht minder dringend gebeten, bei der Hochzeit zu sein, wenigstens mit zur Kirche zu gehen; man erwartet dagegen auch von ihm, nach Gebrauch und Sitte, ein anständiges Geschenk, nimmt es aber auch nicht übel, wenn er sich entschuldigt und seine Straße weiter zieht. — Ich hatte von dieser Hochzeit weiter keine Unbequemlichkeit, als daß mein Begleiter, der Postbauer, sich stark betrunken erwies und sein Pferd zur wüthendsten Eile antrieb. Wir fuhren die Hügel auf und ab im rasenden Galopp, und da in ganz Norwegen, eben so wie in Schweden, die Straße von Zeit zu Zeit mit Zäunen und Thüren

verſperrt iſt, damit das Vieh der verſchiedenen Gehöfte zuſammengehalten werde, ſo fürchtete ich entweder an einem Schlagbaum zu ſcheitern, oder von irgend einem jähen Abhange ein plötzliches Ende zu nehmen. Das junge hübſche Thier war bald mit Schaum bedeckt. Vergebens ſtellte ich dem Manne vor, er fahre zu ſchnell; er behauptete aber, das Thier gehöre ihm und ich habe ihm daher keine Vorſchriften zu machen. Als ich ſah, es fruchte Nichts, ließ ich ihn gewähren, und bald waren wir die beſten Freunde; denn ich unterzog mich der Mühe abzuſteigen und die Thüren an der Straße zu öffnen, was er in ſeinem Zuſtande nicht gut konnte. Er rief mir jedes Mal vielen Dank zu, wenn ich abgeſtiegen war, und zuletzt vertraute er mir, daß er ſo ſchnell fahre, weil er ſobald als möglich wieder im Hochzeithauſe ſein wolle, wo noch ein ganzes Faß voll Bier und eine Menge Branntwein zu finden ſei. Beim Abſchied reichte er mir die Hand und ſagte: »Du mußt uns heut Nichts übel nehmen, reiſe glücklich nach Bergen.« Denn der norwegiſche Bauer redet Jeden nach alter Sitte mit »Du« an. — Er hatte gut ſagen; er fuhr davon zum vollen Bierfaß. Meine Habſeligkeiten lagen an der Landſtraße. Der Schüßſkaffer hatte nach Pferd und Karren geſchickt; doch ſollte beides erſt in einer Stunde kommen. Da ſaß ich denn auf einem Stein, Cigarren rauchend, während die Sonne hinter die Fjellen ſank. Kinder ſammelten ſich um mich, die alle meine Bewegungen genau beobachteten. Dann kam eine Schafheerde, welche wohl auch den Fremden witterte, denn ſie umzingelte mich blökend voller Verwunderung. Endlich vertrieb ſie ein Hund, und ſtatt ihrer plagte mich ein alter Mann von grauſamer Häßlichkeit mit allerlei geographiſchen Fragen über Deutſchland, von dem er nicht glauben wollte, daß es weiter ſei, als Chriſtiania. Ganz zuletzt, als es ſchon finſter wurde, kam endlich der Karren mit einem Schimmel und einem Knaben als Führer. Der erlöſte mich, aber leider ſah ich bald, daß ich ſpät nach Bergen kommen würde. — Das Pferd war ein altes, abgetriebenes Thier. »Du mußt nicht ſchlagen,« ſagte das Kind, »es iſt ſonſt ein gutes Pferd, aber es hat heut ſchon die Poſt befördert, da iſt es nicht friſch.« Was war zu machen? Schlagen oder nicht

ſchlagen: der Schimmel kletterte mühſam die ſteilen Hügel hinauf und ſtolperte ſie hinunter. Ich ergab mich in mein Schickſal, und dies beſtimmte, daß wir meiſt im Schritt vorwärts kamen. — Endlich, als Mitternacht heran war, lag Bergen vor uns. Im bleichen Mondglanz ſtiegen die Kirchen auf, Maſtenſpitzen überragten die Häuſerreihen, die Waſſer des Fjord blitzten zu mir empor. Man hatte mir geſagt, daß es nur Ein Gaſthaus in Bergen gäbe, das ſei das Hôtel d'Angleterre. Der Junge kannte es nicht. Auf ſeinen Vorſchlag fuhren wir durch die lautloſen Gaſſen zur deutſchen Brücke. Jetzt waren wir da. Eine Häuſerreihe zur Rechten, zur Linken ein breiter Damm, der an den Hafen ſtieß. Ein fauliger Fiſchgeruch wehte mir entgegen. Hier ankerte die ganze Nordlandsflotte. Da lagen die ſchweren, ſchwarzen Yachten, und hoch aufgeſtapelt bis zur halben Maſthöhe der Stockfiſch, der Rundfiſch und Klippfiſch. Aber kein Menſch war zu ſehen, keine Stimme erſcholl, kein Wächter ſchritt hier auf und ab. Die Häuſer lagen ſtill und dunkel, die Wellen ſchaukelten leiſe mit den Booten an den Ufertreppen. Plötzlich hielt der Knabe den Karren an, in der Nähe eines Thores. »Hier iſt die deutſche Brücke zu Ende,« ſagte er furchtſam. »»Wo aber in aller Welt ſoll ich bleiben?«« »Ich weiß es nicht,« erwiederte er. Iſt es möglich, rief ich mir ſelbſt zu, in der erſten Handelsſtadt Norwegens kann es einem Fremden begegnen, daß er im ſchönſten Mondſchein auf der Straße übernachten muß, weil er keinen Menſchen findet, der ihm ein Gaſthaus nachweiſt! Und dieſe Stadt, mit 30,000 Einwohnern, mit Flotten in ihrem Hafen, hat nur ein einziges, unbekanntes Gaſthaus, das, Gott weiß wo, liegt! — Es fiel mir ein, daß Bergen, ſowohl wie Drontheim, vor einigen Jahren noch gar kein Gaſthaus gehabt, und daß die Fremden daher immer genöthigt geweſen, ſich gleich nach ihrer Ankunft eine Privatwohnung zu miethen. Da erblickten wir einen Lichtſchimmer in einem entfernten Hauſe. Wir klopften an, wir fragten. Es war das Haus eines deutſchen Kaufmanns. Die Dame des Hauſes ließ uns freundlich durch ein paar Mädchen bis an das andere Ende der Stadt geleiten, wo das geſuchte Gaſthaus lag, und bald vergaß ich auf weichem Pfühl alle Abenteuer und Mühſeligkeiten.

Achtes Kapitel.

Unter allen norwegiſchen Städten hat keine ein ſo deutſches Gepräge, als Bergen. Machen es die Giebelhäuſer mit den Erkern, machen es die reinlichen Straßen voller Lebendigkeit, die Plätze mit Bäumen bepflanzt, macht es auch, daß hier die meiſten Einwohner deutſch ſprechen, daß noch eine deutſche Kirche beſteht: genug, überall ſteht es deutlich geſchrieben, daß es eine deutſche Pflanzſtadt jener meerbeherrſchenden, ſtolzen Hanſa war, welche einſt Königen Geſetze vorſchrieb und deren Freundſchaft die mächtigſten Fürſten ihrer Zeit ſuchten. Bergen führt ſeinen Namen ſo recht mit der That, denn es liegt mitten zwiſchen ſieben hohen Fjellen, die es von allen Seiten einſchließen. Nackte Maſſen von Glimmerſchiefer und Granit ſteigen wohl zweitauſend Fuß hoch auf und ſtürzen in den Fjord, der ſeine Arme zwiſchen felſige Landzungen in die Stadt ſchickt und den ſchönen ſichern Hafen bildet. Rund umher liegt ein Thal mit Wieſen und Gärten, aus denen ſich nah und fern die hübſchen Landhäuſer der reichen Kaufleute erheben. Das breite Waſſerbecken des Fjord, der maſtenvolle Hafen, die Feſtungswerke mit den hohen, alten Geſchützthürmen daran, die Forts Bergenhaus und Frederiksberg, welche mit ihrem weißen Gemäuer niederſchauen auf die weiße, geſchäftige Stadt mit hellen, großen Fenſtern und rothen Dächern: das Alles macht den Anblick der Stadt ſo anziehend, und iſt ſo lieblich und traulich dabei, daß es zu längerem Verweilen einladet. — Bergen iſt auch eine Stadt von Holz, aber ſie ſieht neuerer und zierlicher aus, als die andern. Das Balkengebäu iſt von außen mit einer Bekleidung bedeckt, und dieſe dann meiſt mit grauweißer Oelfarbe überſtrichen, was ein Anſehen von Nettigkeit und Wohnlichkeit giebt, welches man ſonſt nicht wiederfindet. So geht man lange Straßen hinab. Viele Häuſer haben Vortreppen von Steinſtufen, Bänke ſtehen an den Thüren zu abendlichen Zuſammenkünften nach deutſcher Sitte, und die großen Glasſcheiben in den Fenſtern tragen nicht wenig dazu bei, Alles ſauber und Wohlſtand verkündend zu finden. — Die lebhafte Stadt iſt der Mittelpunkt des ganzen norwegiſchen

Handels; dennoch kennt man in Bergen keine öffentlichen Vergnügungsörter. Das einzige merkliche Vergnügen der Herren und Damen ist zur Sommerzeit ein Landhaus und Sonntags eine Spazierfahrt. Den belebenden Mittelpunkt für die geselligen Kreise giebt eine reich besetzte Tafel mit einer Fülle des edlen Traubensaftes. Adel ist gar nicht vorhanden, Beamte in geringer Zahl; der stattliche Handelsherr aber liebt die Stille des Hauses, Ehrbarkeit, Ordnung, Pünktlichkeit und überhaupt das Gediegene, Gewichtige, Kostbare ohne Prunk- und Schausucht. Als ich an einem heitern Abend die Spaziergänge in der Umgegend durchstrich, auf denen sich überall geputzte Menschen ergingen, heimkehrend und still wandelnd, während auf den Armen des Fjord Nachen hinzogen, von denen bunte Farben der Kleider mit flatternden Bändern sichtbar wurden, sowie Gesänge in einzelnen Tönen herüberwehten, und doch überall Ruhe und sonntägliche kleinbürgerliche Beschaulichkeit vorherrschte: da kam es mir fast vor wie das Leben in einer alten deutschen Reichsstadt, so eng begrenzt, die Menschen so ernst und schüchtern, und mit dem Abendroth alle bedacht, das Haus zu erreichen und in dessen Frieden auszuruhen. In den Straßen der Stadt aber sah man noch spät Seeleute aller Nationen in ihren Glanzhüten und braunen oder blauen Jacken mit Ankerknöpfen. Schwarzbärtige Spanier aus Cadix und Männer mit dunkelrollenden Augen vom Kap Vincent, Römer und Neapolitaner, gingen hier durch die Stadt; denn nach jenen katholischen Ländern geht der größte Theil der getrockneten Fische, um als Fastenspeise fürs Volk zu dienen. Und mit diesen wildblickenden Söhnen des Südens geht der Seemann von den Inseln und Felsenküsten des Polarmeeres, dessen Hütte unter den Gletschern am Orfjord steht, oder auf einer meerumbrandeten Klippe. In diesen nordischen Naturen liegt etwas Träges, Plumpes, Erstarrtes. Sie sind wie das Eis, unter dem sie geboren wurden: gleichmüthig, unerschütterlich, kalt, abgehärtet gegen Alles, was sie treffen kann. Diese Fjorde, diese Klippen und Scheeren sind ihr Vaterland. Das Boot, auf den langen Meereswellen rollend, ist ihre Wiege und ihr Sarg. Einen Theil des Jahres sind diese Männer Fischer, einen andern Theil kommen sie in

den Yachten, die den Kaufleuten in den Fjorden gehören, vom Norden herunter nach Bergen und bringen den Thran und den Stockfisch, der auf den Lofoden gefangen und getrocknet wurde. Diese Nordlandsyachten sind plumpe, aber eigenthümlich gebaute Fahrzeuge. Sie haben einen hohen Mast in der Mitte, der ein ungeheures viereckiges Segel trägt, mit dessen Hülfe das Schiff sehr gut und schnell vorwärts kommt, so lange es vollen oder halben Wind hat. Laviren kann es jedoch nicht; bei jedem Gegenwind muß es still liegen, da aber die Fahrt mit diesen Yachten eine Küstenfahrt bleibt, so ist dies kein großer Uebelstand. Das einzige Segel macht die Bedienung leicht, und gewöhnlich sind selbst die größten dieser Schiffe nur mit sechs bis acht Seeleuten bemannt. In dem mächtigen Bauch derselben haben ganze Magazine von Fischen, drei- bis viertausend Vaage (ein Vaag ist gleich 48 Pfund), Platz. Wenn in der Blüthezeit des Fischhandels mehrere Hunderte dieser Yachten in Bergen liegen, alle hoch vollgepackt mit Stockfisch, kann man sich den lebhaften Verkehr wohl denken: das Geschrei und der Gesang der arbeitenden Matrosen, die Böte, welche den Hafen durchkreuzen, die Wagen und Karren, welche auf- und abfahren, die drängenden Menschen in verschiedenster Geschäftigkeit, und auf Allen liegt der Fischdunst, der wie eine unsichtbare Wolke über der Stadt schwebt. Die Haufen der trockenen Fische thürmen sich zu Bergen auf, was einen seltsamen Anblick gewährt. Die schnellen Bewohner der Tiefe liegen hier hart und verkrümmt wie Baumäste, und man tritt darüber hin, wie auf einem Knütteldamm. Was aber den Anblick der Nordlandsflotte noch anziehender macht, ist der Gegensatz, den sie zu den Seeschiffen bildet, welche ihr gegenüber ankern. Die hohen, schlanken Masten, der zierliche und stolze Bau, das Gitterwerk der Wandten und die zahllosen Taue, welche wie tausend leichte Linien zwischen Meer und Himmel schweben, gehören einer Anzahl Briggs, Schooner, Barkschiffen, Galeassen und Dreimastern mit voller Takelung, welche mit ihren flatternden, weißen Segeln, ihren in's Kreuz gebraßten Raaen, ihren leuchtenden Stengen und Spieren, ihrer bunten Bemalung und wehenden, farbig wechselnden Flaggen ein reiches, lebensvolles Hafenbild gewähren. Auch hier wird

gearbeitet, auch von hier aus zieht Matrosengesang, Commandoworte, Geschrei und Lärmen über die Wellen. Es wird aus- und eingeladen, Böte umringen die Schiffe und in zehn verschiedenen Sprachen lassen sich die Stimmen hören. — Bergen ist der recht eigentliche Fischplatz Europa's; denn nicht allein der Stockfischhandel wird von hier aus betrieben, es ist auch der Stapelplatz für die Heringsfischerei, welche an keinem Orte so ausgedehnte Niederlagen hat, wie hier.

Kaum giebt es ein wunderbareres Geschöpf als den Hering. Unter allen kaltblütigen Geschlechtern in beschuppter Haut ist das seine wahrscheinlich das zahlreichste; denn wer zählt die ungeheuren Schwärme, welche jährlich aus den Meerestiefen aufsteigen, an allen Küsten des nördlichen Europa erscheinen, zu Milliarden gefangen werden, zu Milliarden als Beute den Raubfischen und Vögeln erliegen, und doch immer wieder in der gleichen zahllosen Fülle zum Vorschein kommen. Der Hering erscheint und verschwindet mit bewunderungswürdiger Regelmäßigkeit. Als Anführer und Herzoge der ungeheuren Heereszüge ziehen ihnen in silberglänzenden Rüstungen die Heringskönige voran. Das sind Sensenfische, welche zehn Fuß lang werden. Im Frühjahre schwimmt das unermeßliche Hauptheer in verschiedenen Abtheilungen an die norwegische Küste, um zu laichen, und zieht wieder ab, sobald dies Geschäft beendet ist; aber auch im Sommer und Herbst erscheinen andere Schaaren; entweder von solchen, die nicht Milch noch Rogen enthalten, oder Schwärme junger Mannschaft. Zu allen Zeiten aber ziehen einzelne, große Heere aus, bald nach Schottland hinüber, bald in die Ostsee, bald an Hollands Küsten, bald in die Fjorde der Finnmarken, oder tief hinab an die norwegische und schwedische Küste, durch Kattegat und Sund. Merkwürdig ist es aber, daß eine fast regelmäßige Ab- und Zunahme der Schwärme bemerkt wird, als herrsche auch darin Ordnung und Gesetz. Zuweilen verlassen sie aus unbekannten Ursachen auf eine Zeitlang oder für immer, oft ganz plötzlich, die bisher stark besuchten Küsten und zeigen sich nicht wieder. So ist es mit

Gothenburg gegangen, wo der Hering früher in zahlloſer Menge erſchien und jetzt ſeit einer Reihe von Jahren Nichts mehr gefangen wird. Dagegen hat der Andrang des Thieres zur norwegiſchen Weſtküſte von Bergen bis zum Kap Lindesnaes außerordentlich zugenommen. Der Hering erſcheint jährlich drei Mal an der Küſte von Norwegen, aber der Hauptfang geſchieht im Februar. Es iſt die Frühlingsfiſcherei; ſie liefert die größte Menge und die fetteſte, größte Art des Fiſches, welcher Vaarſild, Frühlingshering, genannt wird. Der Fang geſchieht vornehmlich an dem Küſtenſtriche zwiſchen Bergen und Stavanger, hauptſächlich um und bei Stromöe, Selböe und den Inſeln bis Skudesnaes hinab, am Eingange des großen Bukkefjord. Auf dieſem Raume ſind im Februar wenigſtens zweitauſend Böte, die eine Bemannung von zwölftauſend Menſchen haben, mit Heringsfiſcherei beſchäftigt. Die Fiſcher begeben ſich Ende Januar auf die Inſeln hinaus, miethen Plätze und Hütten, empfangen Vorſchüſſe für ihren Fang von den Kaufleuten, die ſie mit Dem, was ſie nöthig haben, verſorgen, und erwarten dann die Heringsſchwärme, denen ſie mit Ungeduld täglich in's Meer hinaus entgegenfahren, um den lang erſehnten ſilberblauen Schein zu entdecken, welcher das Nahen der Beute anzeigt. Noch ehe jedoch dieſe Stunde ſchlägt, verkünden ſchnelle und fürchterliche Wächter den Anzug des Thieres. Einzelne Wallfiſche ſtreichen an der Küſte hin und werden mit lautem Jubel begrüßt; denn der Wallfiſch iſt der ſichere Verkündiger des Herings. Es iſt als habe er den Auftrag erhalten, den Menſchen die Botſchaft zu bringen, ſich zum Angriff bereit zu machen. Sein Schnauben, ſeine wunderbaren Springbrunnen ſind ſeine Sprache: Gebt Acht! wir liefern ſie euch, ſeid bereit und fertig! Hat der Wallfiſch ſeine Sendung vollbracht, ſo jagt er zurück zu ſeinen Gefährten, und hilft ihnen den geängſtigten Hering raſcher gegen die Küſte treiben, wo dieſer ſich in die Scheeren zwiſchen die Inſeln und Klippen drängt und, um den grimmigen Feinden draußen zu entkommen, andern, noch ſchrecklicheren in die Hände fällt. Denn hier erwarten ihn die Fiſcher mit ihren Netzen. Jedes Boot hat deren ſechsunddreißig, die meiſten zwei Faden lang und einen Faden tief. Mehrere werden an einander geknüpft

und man stellt sie in Reihen auf, mit Steinen unten beschwert, und von Holzklammern oben gehalten. Wären die Netze größer, so würden sie reißen, denn der Hering steht so dicht zusammen, daß, wenn der Fang gut ist, in jeder Masche des Netzes auch ein Fisch steckt. Dabei ist seine Menge so ungeheuer, daß er zuweilen eine Wand bildet, welche bis auf den Grund hinab reicht, und von deren Druck nach oben die Boote dann mehrere Zoll hoch aus dem Wasser gehoben werden. Sind die Boote gefüllt, dann rudern die Fischer zum Strande, wo der Kaufmann wartet. Dort werden sie gezählt und ihm überliefert. Schaluppen stehen bereit, und sobald diese gefüllt sind, eilen sie nach Stavanger oder Bergen. Dort nun öffnet sich an der deutschen Brücke ein neues Schauspiel. Arbeiter karren den Hering aus den Schiffen unter die weiten Durchgänge der Häuser. Hier sitzen, von Tonnen umringt, eine gehörige Anzahl Menschen, größtentheils alte Frauen, die, mit dem Messer in der Hand, das Werk des Auskehlens verrichten. Die Karren werden bei ihren Plätzen umgestürzt, so daß sie halb in Fischbergen vergraben sind, und sie ergreifen den einen nach dem andern, schneiden ihm die Kehle auf und reißen mit einem kunstgemäßen Zug Gedärme und Eingeweide heraus. Dann werfen sie ihn in die bereit stehenden Tubben und verfahren dabei mit solcher Gewandtheit, daß täglich viele Tausend Fische durch ihre Hände gehen. — Sobald die Tubben gefüllt sind, werden sie von anderen Arbeitern an den Platz des Einsalzens gefahren, dort in die Fässer gepackt, mit der Salzlake begossen, vom Böttcher geschlossen und nun in den Magazinen aufgestapelt, wo sie zur Ausfuhr bereit stehen. Wenn man bedenkt, daß in den letzten guten Zeiten allein von Bergen aus beinahe 300,000 Tonnen Heringe ausgeführt sind, so kann man sich wohl einen Begriff von der Lebendigkeit und Größe dieses Handels machen. — Vier Wochen lang und länger geht der Fang auf Skudesnaes ununterbrochen vor sich. Wie viel Fische auch täglich in dieser ungeheuren Anzahl von Netzen herausgezogen werden, die Masse der übrig bleibenden scheint dadurch nicht vermindert. Immer neu drängt sich das unermeßliche Heer herauf an die Oberfläche, und draußen vor den Scheeren,

oft mitten zwiſchen den Fiſcherbooten, liegen die Wale, wie abgerichtete Schäferhunde, auf der Lauer, und ſcheuchen die furchtſame Heerde zurück, wenn ſie Miene macht, ſich entfernen zu wollen. Menſch und Wallfiſch haben einen Bund zu ihrer Vernichtung geſchloſſen. Hunderte von Walen haben den Zug herangetrieben, ihn täglich angefallen, ihren gierigen Hunger geſtillt, und jetzt liegen ſie, rieſenhaften Baumſtämmen gleich, bewegungslos, dicht vor dem Fiſchwalle, der nicht mehr entgehen kann, und in ihre geöffneten Rachen ziehen ſie mit jedem Athemzuge, wie ein Strudel, eine Anzahl lebendiger Geſchöpfe hinab, deren Blut und Fleiſchſtücke, mit grünlichem, übelriechendem Waſſer vermiſcht, ihre Naslöcher in hohen Springbrunnen wieder ausſprützen. Der Wallfiſch an der norwegiſchen Küſte iſt der Heringsjäger, der Finnfiſch, welcher zwanzig bis vierzig Fuß lang auf ſeinem Rücken eine große Floſſe trägt. Das mächtige Thier ſchwimmt in ſeinem Elemente mit der Geſchwindigkeit eines Vogels. Jetzt ruhet er hier auf der Oberfläche des Meeres; im Nu iſt er verſchwunden; jetzt ſieht man ſeine hohe Rückenfloſſe weit davon wieder emportauchen und wie ein Pfeil durchs Waſſer rauſchen: immer iſt er beſchäftigt, den Raub zu verſchlingen, der ihm aufſtößt. Wie viele Tonnen Heringe täglich von dieſen Ungeheuern verbraucht werden, iſt leicht zu denken; aber die Fiſcher machen ſie ihnen nicht ſtreitig. Der Wallfiſch iſt im Gegentheil Gegenſtand ihrer Sorge, Niemand darf ihn beleidigen, Niemand ihn von ſeinem Platze treiben; er iſt ihr Gefährte, ihr Freund und Diener, den ſie lieben, und der Fiſch ſcheint dies wohl zu wiſſen; denn ſo ſcheu und empfindlich er auch ſonſt iſt: ruhig liegt er hier zwiſchen den Barken und verſpeiſt, ganz unbekümmert um alles Geſchrei und Gelärm, ſeinen Antheil an der gemeinſamen Beute. Auch ſind die Fiſcher darüber einig, daß der Wal ein ſo kluges und verſtändiges Geſchöpf ſei, wie irgend eines auf Erden, und ſie erzählen viele Beiſpiele, welche Zeugniß davon geben. Eins darunter iſt folgendes: Ein Fiſcher war bei Skudesnaes mit dem Fange beſchäftigt; rund umher lagen mehr als hundert Boote in gleicher Arbeit; dicht neben dem ſeinen aber ruhete ein ungeheurer Wal, der ſich nicht im Geringſten genirte, und beim

Heraufziehen der Netze kein Haar breit aus dem Wege ging. Er vertilgte eine Tonne Heringe zum Frühstück in völliger Gemüthsruhe, schüttete seine übelriechenden Springbrunnen in das Boot aus, und kehrte sich nicht einmal daran, daß die Ränder desselben seinen Rücken streiften. Der Fischer, als ein erfahrener Mann, ließ sich dies von dem unhöflichen Thiere in Betracht des Bündnisses und der sonstigen guten Dienste gefallen; sein Knabe aber fürchtete sich, die Hände in's Wasser zu stecken und das Netz dicht am aufgesperrten Schlunde des Ungeheuers emporzuziehen. Er nahm daher hinter dem Rücken des Vaters einen Bootshaken und gab der schwarz aufragenden Insel eine hinterlistige Erinnerung, zu verschwinden. Das wirkte wie ein Zauberschlag: mit Blitzesschnelle schoß das Thier fünfhundert Ellen weit mitten durch den Fischplatz, zwischen Booten und andern Walen dahin. Plötzlich aber kehrte es um, nahm denselben Weg zurück, und als wisse es genau, wo und an wem es die Beleidigung zu rächen habe, suchte und fand es das Boot mit dem verrätherischen Knaben, und zerschmetterte es mit einem Schlage des Schwanzes. — Der Wallfisch ist es nicht allein, der die Beute mit dem Menschen theilt. Delphine, Kabeljaue, Schellfische und Haie umschwärmen sie und machen wüthende Angriffe auf sie; aus der Luft stürzen sich unzählige Schaaren wildschreiender Möven, Seeraben, Skarfe und Fischadler auf sie herab, alle Klippen und Felsen sind davon bedeckt. — Ein besonders glückliches Ereigniß ist es für den Fischer, wenn der Hering auf der Flucht vor seinen Feinden in die Buchten der Küste tritt. Dann wird die Bucht sogleich durch große Netze abgesperrt, und auf diese Weise hat man schon acht- bis zehntausend Tonnen auf einer Stelle gewonnen. — Man kann annehmen, daß jährlich an den Küsten Norwegens, Englands, Hollands und in der Ostsee weit über tausend Millionen Heringe gefangen und wohl eine noch größere Zahl von den Raubthieren verschlungen werden. Im März senken sich die Schaaren mehr und mehr in die Tiefe und mit dem Ende des Monats verschwinden sie gewöhnlich ganz. — Der Sommerhering ist der kleine, kaum größer als Fingerlänge, die junge Brut, welche, ehe sie nach Norden schwimmt und in unermeß-

liche Tiefen verſinkt, ſich einige Wochen lang an den Felſen ſammelt. Einträglich iſt der Fang im Herbſt, wo Schaaren erſcheinen, die weder Milch noch Rogen haben; doch iſt dies Alles nur eine Zugabe zu der großen Frühlingsjagd. — Die Norweger ſind gewaltige Heringseſſer. Da iſt kaum Einer, der den Sild (Hering) nicht für eine leckere Speiſe hielte. Auch ſind die Heringe, wie alle Meerſpeiſen, dort unglaublich billig: das Pfund Lachſe kauft man für einen Groſchen, Hummern ſind nicht viel theurer, und für hundert Stück Auſtern zahlt man etwa neun Silbergroſchen. Und ſo haben denn die Fiſcher an dieſer langen, zahllos gezackten Küſte mancherlei zu thun, um die verſchiedenen Thiere des Meeres zu überliſten und zu bekämpfen. Wenn man durch dieſe Fjorde und Sunde fährt, hinauf bis Hammerfeſt und an's äußerſte Kap Europa's: überall findet man die leichten Boote wieder, überall dieſe unermüdlichen Männer beſchäftigt, den Sild, den Uer, den Schellfiſch, den Sei, den Kabeljau, den Lachs, den Krebs, die Auſter, ſo wie den Hai und die Rieſenſcholle zu fangen. Es iſt ein ewiger Krieg der Menſchen gegen alle Bewohner der Tiefe. Beute ſuchend fahren ſie umher, alle Gefahren verachtend. Die langen Angeln ſchwenken ſie an den Schnüren, die Harpune blitzt in ihrer Hand, und ſelbſt des Nachts, wenn Alles ruht, wenn Winterdunkelheit und Eis die Erde bedeckt, iſt für ſie keine Ruhe. Die Böte fahren dann leiſe über Flüſſe und Seen und Buchten, in ihrer Spitze brennt auf eiſernem Roſt ein Feuer, neben ihm ſteht der Fiſcher, den Speer mit doppelter Spitze in der Hand, und dieſer ſenkt ſich ſicher treffend pfeilſchnell und gewaltig in die Tiefe, und durchbohrt den armen bethörten Meeresbewohner, der die verrätheriſche Fackel für das Licht der Sonne hielt und ſorglos nahte. Und all dies Morden, all dies ruheloſe, oft ſo gefahrvolle Jagen, vollbringt der Menſch um zu leben und wie zu leben! Bei aller Anſtrengung gelangt der größte Theil kaum dahin ſatt zu werden. Wohl könnten dieſe armen Fiſcher ein beſſeres Loos aus der Bebauung des Landes gewinnen, denn die Küſte, welche ſie bewohnen, iſt keineswegs unfruchtbar, aber ſie laſſen ſich lieber in ihren Nußſchalen von dünnem Fichtenholz auf ſtürmiſchen Wogen wiegen, als daß

sie den Pflug treiben oder das Grabscheid rühren. Des Mannes Muth nach Glück und Gewinn treibt sie, aber auch die Noth, der Hunger, das blasse Elend. Und wahrlich, unter allen Beschwerden ist wohl keine so furchtbar, wie die des Fischfanges an diesen Küsten. Man denke sich diese Brandungen, diese eisigen Wogen, diese kalten Regengüsse, diese Schneestürme, dieses nordische Meer am Ende des Januarmonats, von Orkanen zerpeitscht, die mit rasender Wuth über nackte Klippen jagen. Kein Wunder, wenn jährlich eine bedeutende Anzahl rüstiger Männer umkommen. Entweder verschlingt sie die wüthende See, oder jähe Krankheiten machen ihrem Leben ein Ende. Frauen, welche drei und vier Männer gehabt haben, sind an dieser gefährlichen Küste nichts Seltenes. Ueberdies ist mit dem Fischerleben an der Westküste Norwegens eine Krankheit verbunden, die zu den entsetzlichsten gehört, von denen der Mensch heimgesucht werden kann. Es ist dies die Elephantiasis orientalis, der Aussatz der alten Welt, der noch an den Küsten des Mittelmeeres, auf Sicilien, in Griechenland und in der Levante vorkommt, in Norwegen aber leider seit Jahrhunderten einheimisch ist und hier auch Lepra oder Radezyge heißt. An der ganzen Küste hinauf bis Hammerfest kommen einzelne Fälle dieser fürchterlichen Krankheit vor, auffallend häufig jedoch im Bergenstift; wahrscheinlich wirken hier die Nahrung, welche fast ganz aus Fischen besteht, so wie die ungeheuren Anstrengungen während der Winterfischerei zusammen. Harte braune Flecken zeigen sich meist im Gesicht, am Halse, an den Händen und Füßen oder am Rücken herab; dann überzieht ein blutiger Grind die leidenden Stellen, und endlich ergreift die Fäulniß die tieferen Theile und das Knochengebäude. Ganze Glieder, besonders die Finger brechen ab, das Gesicht verliert alle menschliche Form, Gewüchse bilden sich und wuchern furchtbar empor, bis endlich der Tod diese gräßlichen Leiden beendet. Die Krankheit ist nicht ansteckend, aber erblich. Nicht Alter, nicht Geschlecht bleibt davon verschont. Weiber und Kinder werden davon ergriffen. Männer, die ihr Leben in rauher Arbeit vollbrachten, erreicht sie vielleicht erst im höheren Alter, Andere sind in der ersten Blüthe ihr Raub. Ist die Lepra noch nicht aus-

gebildet, so kann man noch auf Heilung hoffen; doch kehrt die Krankheit fast immer wieder, sobald die davon Ergriffenen zu ihrer Lebensart und ihrer Fischnahrung zurückkehren. Auffallend bleibt, daß beim Fischfang auf den Lofoden die Fischer dieselben Mühseligkeiten treffen und die Lebensart ziemlich dieselbe ist, die Lepra aber dort seltener und weit milder auftritt. —

Sehenswürdigkeiten hat Bergen nicht viel: ein alter Thurm am Hafen, von welchem aus der dänische Commandant die deutschen Handelsherren zwang sich zu ergeben, so daß die Herrschaft der Deutschen in Bergen gebrochen wurde; ferner ein herrlicher Spaziergang an diesem Thurme hin durch die Festung nach der Hafenbatterie, in deren Nähe einer jener alten Kampfplätze liegt, wo einst norwegische Könige und Helden häufig zusammentrafen: endlich eine Sammlung für Kunstschätze aus allen Gebieten. — In Bergen traf ich abermals mit Ole Bull zusammen. Seine ungeheure Kunstfertigkeit auf der Violine riß Alles zur Bewunderung fort; doch vermißte ich noch jene höher stehende edle Natürlichkeit des Spiels, die aus den geheimsten Tiefen der Seele quillt. Bei dem Concert fiel mir auf, daß man seine Beifallsbezeigungen durch ein furchtbares Getrampel mit den Füßen kund gab, in Folge dessen sich eine Staubwolke als Stellvertreterin einer Weihrauchwolke erhob. — Bergen hat immer das Glück gehabt, ausgezeichnete Bürger zu besitzen. Zu diesen gehört auch der Lustspieldichter und Geschichtschreiber Ludwig von Holberg (geb. 1684, gest. 1754 zu Kopenhagen).

Es ist doch sonderbar, was diese Nordländer Alles von ihren Freunden in Bergen kaufen und erhandeln. Welch ein Land, welche Wüste muß das sein, wo Nichts gemacht und gearbeitet wird, wo man Nichts hat, als Felsen und das Meer mit seinen Fischen, die den Thran liefern. Heut sah ich eine Nordlandsyacht beladen, die sogleich unter Segel gehen soll. Ballen aller Art wurden eingewunden: Kaufmannsgüter, Säcke,

Fässer, Kisten und Kasten, Mobilien der verschiedensten Art, endlich sogar Hochzeitbetten, Wiege und Särge. — Wie anders steht's dagegen mit dem norwegischen Bauer: er ist eine Art Tausendkünstler, der Alles versteht. Er schmiedet sein Gewehr, zimmert sein Boot, baut sein Haus, webt sein Kleid, macht seine Schuhe, verfertigt seine Geige, all sein Geräth und was ihm irgend nöthig ist. — Heute kamen auch ein paar nordländische Seeleute zu einer Familie, bei der ich mich befand. Es waren rüstige, kräftige Bursche mit gutmüthigen Gesichtern, in deren hellen Augen aber der scharfe Blick lag, welcher Seeleuten oft eigen ist. Wie sie hereintraten, nahmen sie freundlich ihre Hüte ab und sagten beide den nordländischen Gruß: Gottes Frieden in's Haus! Das ist ein schöner, alter Segen, der wohl aus längst entschwundenen Zeiten stammt.

Obwohl der Herbst mit seinen Regenstürmen nahte, so entschloß ich mich doch, die letzte Fahrt des Dampfschiffes, das von Bergen bis Hammerfest geht, zu benutzen, um auf diesen äußersten Norden einen flüchtigen Blick zu werfen. — Die Einrichtung einer Dampfschifffahrt um die Küsten von Nordland und Finnmarken ist die größte Wohlthat für diese fernen Gegenden. Früher war dieser Wasserweg durch zahllose Klippen und Sunde zwischen den Inseln und Fjorden unendlich langweilig und ermüdend. Er mußte im offenen Boote oder in einer Nordlandsyacht gemacht werden und man brauchte mindestens eben so viele Wochen bis Tromsöe und Hammerfest, als jetzt Tage nöthig sind. Jetzt geht Alles leicht und rasch. Ein Dampfboot von hundert Pferde Kraft, ein kleines, aber starkes Schiff, windet sich wie eine Schlange durch diese Felsen- und Wasserlabyrinthe. Ein trefflicher Officier der norwegischen Seemacht befehligt es, ausgesuchte, tüchtige Seeleute bilden seine Besatzung, zwei Lootsen, die jeden Zoll dieses gefährlichen Weges kennen, sind beständig am Bord und leiten die Bewegungen. Das Schiff selbst und seine Maschinen sind von der besten Art, und die Regierung hat durch Ausrüstung, Leuchtthürme und Nothhäfen Alles gethan, um einem Unglück vorzubeugen. Es

ist zugleich Post-, Fracht- und Reiseschiff; es führt Briefe und Waaren nach den bestimmten Stationen, wie weit diese auch von der geraden Straße ab liegen mögen, und von diesen Häusern auf den Klippen, Scheeren und Inseln werden sie dann den Eigenthümern im Lande zugestellt. Dadurch entstehen bedeutende Umwege, aber da die Sonne in diesen hohen Breiten nicht untergeht und auch wenn sie unter den Horizont tritt, noch eine starke Dämmerung bleibt, so kann der Dampfer bei Tag und Nacht fahren, und braucht daher gewöhnlich für einen Weg von drei- bis vierhundert Meilen zur Hin- und Rückfahrt mit allem Aufenthalt nur zwei bis drei Wochen. — Man hatte mir die Reise nach Hammerfest vielfach widerrathen; Ausbeute, sagte man mir, gewähre sie nicht viel; Nichts sei hier, als eine Unermeßlichkeit schwarzer Felsen und die wüthende See; überdies sei es spät im Jahre, Stürme und Regengüsse würden uns verfolgen und allen Genuß aufheben; endlich gingen über hundert Thaler an Kosten darauf. Alle diese Einwände sind wahr, und doch bedaure ich keinen Augenblick diesen Ausflug in den hohen Norden gemacht zu haben. Man hat kein vollständiges Bild von Norwegen, wenn man diesen Norden nicht besucht, und das Natur- und Menschenleben hier nicht kennen lernt, welche unvergeßliche Erinnerungen zurücklassen!

An einem heitern Morgen lichtete der Dampfer die Anker und lief den Fjord hinab. Der Wind war uns günstig und half uns frisch vorwärts. Es wimmelte auf dem Schiffe von Menschen aller Art. Im Vorderraum waren viele Land- und Seeleute, welche meist nach den nächsten Stationen wollten. Frauen und Kinder saßen dort auf den Bänken und suchten Schutz unter Segeln und Seitencajüten. Das Mittelschiff lag voll Balken, Kisten und Kasten, welche in dem Raum aufgestaut werden sollten. Das Hinterdeck war nicht minder besetzt von Passagieren der großen Cajüte. — Wie oft haben Reisende in Norwegen es beklagt, daß ihnen der Anblick des offenen Meeres niemals gewährt worden, und in der That kann man dies auch nie erblicken, denn die Fjorde dringen bis zwanzig Meilen tief

ein, und überall ist die Küste furchtbar zerrissen und mit Felsenreihen und Inseln so verpallisadirt, daß man weite Reisen machen muß, um den freien Ocean zu entdecken. Auf der Reise bis an's Nordkap ist es wenig anders. Das Dampfboot entfernt sich nicht von der Küste, es läuft zwischen den tausendfach verschlungenen Windungen der Scheeren, Inseln und Fjorde hin und nur ein paar Mal durchschneidet es die offene See und kämpft mit den Wogen des atlantischen und des nördlichen Eismeeres. Unter solchen Umständen findet alles Anziehende der Reise seinen Mittelpunkt in der Gesellschaft. Mehrere liebenswürdige Damen befanden sich am Bord, ein Geistlicher und manche andere gebildete Beamte gaben mir freundlich Aufschlüsse über Land und Leben; endlich suchte der Capitain des Schiffes selbst mir den Aufenthalt an seinem Bord in jeder Weise angenehm zu machen.

Mit den Stationsörtern wechselte die Ebbe und Fluth der Reisenden. Hier werden sie ein- und ausgeschifft in den Booten, welche vom Ufer kommen; nirgend ist der Aufenthalt länger, als dazu nöthig, und nur an einigen wichtigeren Punkten wird Rast gemacht. Solch ein Punkt war Molde. Der Fjord von Molde ist reich an erhabenen Naturschönheiten. Die Stadt ist freundlich und hat kaum mehr als eine Häuserreihe, welche hart am Ufer des Fjord liegen; sie zählt etwa tausend Einwohner. Ringsum liegen Gärten voll schwerbeladener Fruchtbäume, Felder voll wogender Halme. Hinter der Stadt erheben sich grüne Waldberge und darüber hinaus schauen im Kreis jene wundersamen Himmelsriesen mit den schneeigen Halsbändern und den zahllosen Spitzen und Hörnern. Die Landstraßen sind mit Bäumen besetzt und führen zu beiden Seiten am Meerbusen hin. Molde liegt für den Handel sehr günstig am Ausgange des Busens, nur wenige Meilen von der offenen See; dennoch ist bei dem mangelnden Unternehmungsgeiste der dortigen Kaufleute der Hafen meist leer. Nur zwei oder drei Fahrzeuge lagen damals an den Packhäusern, und ließen sich mit Stockfischen füllen, welche zu Haufen aus den Luken herabgeworfen wurden. Fische sind Haupthandel, Balken in geringerem Maße, da der Holzreichthum hier nicht groß ist. Die Fischer an der

Küſte treiben nicht unwichtigen Heringsfang, wenn die Schwärme von Bergen heraufziehen. Die Kaufleute von Molde fahren dann umher und ſchließen Contracte wegen der Lieferungen. Dies Alles iſt aber weit bedeutender in Chriſtianſund, einer nördlicher gelegenen Handelsſtadt mit etwa zweitauſend Einwohnern und einem trefflichen Hafen. — In Molde betrachtete ich die großen Quallen des atlantiſchen Meeres, welche in außerordentlicher Zahl den Fjord füllten und dicht am Ufer hinſteuerten. Als ein an den äußern Rändern durchſichtiger Kreis, der blaſenartig gewölbt iſt, ſchwammen ſie umher. Wenn ſie ſich an der Oberfläche des Waſſers im Sonnenſchein ſpiegeln, in der Mitte des glänzend weißen Kreiſes vier rothe oder lila Felder, die eine ſchöne Roſette bilden, ſehen ſie wie ein hübſches Waſſergewächs aus. Lange Fäden ſtrecken ſich von dem Körper aus, die wie Wurzeln einen Büſchel bilden, in der That aber die Arme des Thieres bilden, mit denen es kleine Waſſerinſecten ergreift und ſie in ſeinen Magen führt, das einzige Organ, das es zu beſitzen ſcheint. Es kann ſich im Waſſer auf und nieder laſſen, und wenn es ſchwimmen will, preßt es die Ränder ſeines Körpers von beiden Seiten nach unten, krümmt ſich zuſammen und dehnt ſich wieder aus; durch dieſe wellige Bewegung kommt es vorwärts. Ich nahm eine mit einer Schaufel aus dem Waſſer. Sie war wie eine Schüſſel groß und gewiß ſechs Pfund ſchwer. Außer dem Waſſer hatten die Glieder nicht die geringſte Bewegung; es zeigte ſich nur die todte ſchlüpfrige Gallertmaſſe, mehrere Zoll dick, unten mit einem Gewirr von Fäden und mit zwei ſcheerenartig gebildeten Gliedern verſehen. An der innern Fläche der Hand erhielt ich von der Berührung des Thiers keine Empfindung; kaum aber hatte ich es mit der äußern geſtreift, ſo fühlte ich ein heftiges Brennen, wie von Blaſenpflaſter, das erſt nach einer guten Weile verging. Mit dieſem ätzenden Brennen tödtet das Geſchöpf alle die kleinen Weſen, welche das Unglück haben, in ſeine Nähe zu gerathen, wohl augenblicklich, und hat dann Zeit, ſie zu faſſen und zu verſchlingen. Man muß ſich beim Baden ſehr hüten, mit ihnen in Berührung zu kommen. Ich hatte einen ganzen Tag einmal Schmerzen am Fuße, weil ich beim Schwimmen eine geſtreift

hatte. In Trondhjem erzählte mir Jemand, daß, als er einst untertauchte und wieder an die Oberfläche kam, er eine Qualle mit emporhob, die sein ganzes Gesicht bedeckte; Schmerz und Entzündung waren nachher so bedeutend, daß er mehrere Tage im Bette bleiben mußte; ja zuweilen sollen sie von so ungeheurer Größe vorkommen, daß es lebensgefährlich ist, von ihnen berührt zu werden. Bei den Lofoden-Inseln sah ich später mehrere, die ein wahrhaft furchtbares Ansehen hatten; wie ein großes Zwiebelgewächs mit unzähligen langen Wurzelfäden schwammen sie an uns hin und erregten Lust sie zu vernichten. Sie sterben leicht und selbst die, welche ich aufgefischt und ihr wenig Leid zugefügt hatte, war bald, als ich sie frei gab, eine Leiche.

Wenn man die mit Klippen bepanzerte Küste und die mächtigen Felsen dahinter betrachtet, so begreift man wohl, wie schwierig ein Angriffskrieg auf Norwegen sein muß. Als wir im Angesichte des Trondhjemfjord waren, erinnerte ich mich eines Kriegszuges aus der neueren Geschichte, der sehr unglücklich ablief. Im Jahre 1612 nämlich ließ Gustav Adolph von Schweden, im Kriege mit Dänemark begriffen, in Schottland für sich werben. Unter Anderen führte auch der Obrist Sinclair gegen funfzehnhundert Bergschotten nach Skandinavien. Aber die Dänen waren ihm zuvorgekommen und er fand alle Häfen und Zugänge im Süden besetzt, so daß es ihm nicht möglich war, zum Schwedenkönig durchzudringen. Er schiffte deshalb an der ganzen Norwegischen Küste hinauf, bis er unterhalb Drontheim eine Landung erzwang. Er gelangte glücklich bis in die Mitte des Landes, das heißt bis zur Guldbrandsdalerschlucht; an dem Orte aber, welche Kringelen genannt wird, ereilte ihn das Schicksal, von dem häufig feindliche Heere getroffen wurden, die sich unvorsichtig in wilde, unbekannte Gebirge hineingewagt. Die Bauern von Guldbrandsdalen rotteten sich zusammen und erwarteten, versteckt auf den Höhen, den heranziehenden Feind. Kinder, die auf der Wiese spielten, gaben als unverdächtige Kundschafter die Zeichen der Annäherung. Ehe Sinclair und seine Schotten es sich versahen, rollten Baumstämme und Fels-

stürzte auf sie nieder. Sinclair, der letzte Sproß dieser berühmten schottischen Familie, soll zuerst gefallen sein, und man bewahrt in Drontheim noch eine ihm angeblich abgenommene alte Donnerbüchse auf. Nur funfzig Bergschotten, die nicht zerschmettert worden, sollen sich ergeben haben, aber später doch ein Opfer der entflammten Volkswuth geworden sein. Die That ist in einem Volksliede besungen; es lautet:

Herr Zinklär zog wohl über die See,
Nach Norwegen ging es so muthig.
An Guldbrands Klippen fand er sein Grab,
Da setzte es Stirnen so blutig.

Herr Zinklär zog über das blaue Meer,
Für schwedischen Sold zu streiten:
So hilf dir Gott! der Normann wird
Dir bald ein Grab bereiten.

Der Mond schien auf die bleiche Nacht,
Die Wellen gingen so traurig;
Da stieg ein Meerweib aus der Fluth,
Die sprach zu Herrn Zinklär so schaurig:

»Wende um, wende um, Du schottischer Mann,
Was willst Du denn beginnen?
Kommst Du nach Norweg', höre mich,
Du ziehst nicht wieder von hinnen.«

»»Laß sein Deinen Sang, Du giftige Troll,
Sprichst nimmermehr vom Glücke,
Und fang' ich Dich, so glaube mir,
Ich laß Dich hauen in Stücke.««

Er segelte nun der Tage drei
Mit seinen gemietheten Schergen,
Norwegen sieht er am vierten früh,
Ich darf's euch nicht verbergen.

An Romsdals Küsten landet er,
Als Feind erscheint der Wilde.
Ihm folgen vierzehnhundert Mann,
Alle nur Böses im Schilde.

Gesengt, gebrennt, wohin sie ziehn,
Sie haben Krieg mit Allen,
Das schwache Alter rührt sie nicht
Und nicht des Kindes Lallen.

Das stille Kind in der Mutter Schooß
Verschont selbst nicht die Bande,
Bis Noth und Jammer endlich trieb
Die Männer aus dem Lande.

Nothfeuer brannten und Boten flogen aus
Von jedem Hof, jeder Höhe;
In der Schule verkroch kein Knabe sich,
Das erfuhr Herr Zinklär mit Wehe.

Der Soldat iſt fern bei des Königs Heer,
Selbſt gilt es das Land zu bewahren,
Verdammt in Ewigkeit wäre der,
Der hier ſein Blut wollte ſparen!

Aus Waage, Leſſö und aus Lom
Sieht man die Bauern in Rotten,
Die Axt auf den Schultern, nach Bredebygd gehn,
Zu ſprechen mit den Schotten.

Ein Fußſteig läuft dort unten fort,
Man nennt ihn meiſt nur Kringen;
Der Lougen ſchießt an ihm vorbei,
Da legt man dem Feinde Schlingen.

Der Fels hängt nicht mehr über den Weg,
Da ſitzen grauhaarige Schützen.
Nach Beute gierig taucht auf der Nix
Und ſeine Augen blitzen.

Herrn Zinklär traf der erſte Schuß,
Er brüllt zum Tod getroffen;
Die Schotten ſchrei'n, als ihr Oberſt todt:
»Hier ſteht die Hölle offen.«

Auf Nordens Söhne, Bauern, auf,
Schlagt ſie in ihrem Blute!
Da wünſchten ſich die Schotten heim,
Ihnen war nicht wohl zu Muthe.

Der Hohlweg war von Leichen voll,
Die Raben konnten ſich ſätt'gen;
Das Blut der Jugend, das hier floß,
Beweinten die ſchottiſchen Mädchen.

Auch keine lebende Seele kam heim,
Zu erzählen in Schottlands Wäldern,
Wie gefährlich es ſei, mit Krieg zu beziehn,
Die da wohnen auf Norweg's Fjeldern.

Wir fuhren den Fjord hinunter und legten bei **Drontheim**, norwegiſch Trondjem, vor Anker. Die Stadt hat zwar nur 12,000 Einwohner, iſt aber ſo groß und weitläufig gebaut, wie keine der norwegiſchen Städte. Die ungemein breiten Straßen bilden regelmäßige Vierecke und ſind mit gleichmäßig hohen, zweiſtöckigen Häuſern beſetzt. Zwei Drittheile dieſer alten Hauptſtadt Norwegens ſind durch große, ſich ſchnell folgende Brände vernichtet worden und der letzte, welcher erſt vor einigen Jahren ſtattfand, war noch immer nicht verwunden. Das Brandunglück hat dem Wohlſtande vieler Einwohner einen harten Stoß verſetzt. Kaum ein paar Bauten von Stein laſſen ſich

blicken, weil diese zu theuer sind. In dem Hause eines deutschen Landmanns sah ich den einzigen Schutz, den man in dieser aus Holz erbauten Stadt gegen verheerende Feuersbrünste hat, nämlich sehr tiefe, gewölbte und mit eisernen Thüren und Fensterluken wohlverwahrte Keller, welche sich unter fast jedem Hause befinden. Tritt Feuersnoth ein, so wird, was kostbar ist, in diese Sicherheitsräume gerettet, die Luken werden geschlossen, die Doppelthüren fest zugesperrt, und es kommt sehr selten vor, daß ein Gewölbe bricht und der Brand bis in die Keller dringt. — Drontheim liegt unter Hügelwänden dicht am Fjord, an dessen Seite es sich in bedeutender Länge erstreckt. Die Stadt hat einige Batterien, und vor ihr, im Busen des schönen großen Wasserbeckens, das hier über eine Meile breit ist, liegt auf einer Felsenklippe die kleine Festung Munkholm. Die Berge um die Stadt sind alle grün und wohlbebaut. Uebrigens führt von hier eine große Straße durch Verdalen über die Gebirgskette der Kjölen nach Sundsvall am bottnischen Meere und von da weiter nach Stockholm, wie schon früher bemerkt wurde. Die eigentlichen Kjölen beginnen erst unter der Breite von Drontheim, auf der Grenze zwischen Norwegen und Schweden. — Drontheim ist die älteste Stadt im Lande, und um diesen Fjord schlingt sich ein gutes Theil der alten nordischen Geschichte. Hier dicht bei wohnte einst Jarl Hakon, hier hielt Harald der Gute seinen Hof, hier bewog Olaf Tryggveson durch seine ritterliche Kraft und Kühnheit die isländischen Häuptlinge zur Annahme des Christenthums, hier begann der finstere, blutige Olaf, der Zweite die größte Kirche im Norden zur Verherrlichung des Christenthums. In dem alten Königshofe am Dome haben wohl manche Helden und Fürsten geschmauft und Ritterspiele gehalten, und rund um diesen Fjord lebten alte Geschlechter, Berserker und Kämpen, deren Namen und Thaten meist verschwunden sind, wie sie selbst. Wenn man im Fjord herunterfährt, bemerkt man auf den Klippen, die sich in Tafelform aus den Fluthen emporheben, Kreise von aufgerichteten Steinen: das sind Thingstätten und Kämpferplätze, Andenken alter Thaten und Siege: Holme werden sie genannt; auf ihnen wurden die Zweikämpfe ausgefochten, und der Ausdruck »einen

Holmgang machen« kommt oft in den alten Ueberlieferungen vor. Noch lebt das Bewußtsein einstiger Macht und Größe in den Herzen der Drontheimer, noch steht der alte Dom des heiligen Olaf, noch werden die Könige des Landes hier gekrönt und der Besitz dieser Stadt entschied stets das Schicksal des Landes. Freiheits- und Vaterlandsliebe hat von jeher diese Bürger ausgezeichnet. Daß auch die rothe Mütze der Bauern im Bergenstift darauf hindeutet, wissen diese freilich nicht; aber sie lieben diese brennend rothe wollene Zipfelmütze, von denen jährlich viele Tausend Dutzend aus Elberfeld kommen, ihrer selbst wegen. Vom Bergenstifte an verdrängt die rothe Mütze immer mehr den Hut und die Kappe, und über die höchsten Fjellen fort geht sie durch alle Thäler und Gebirge bis zum äußersten Norden. Sie ist des Bauern unzertrennliche Begleiterin. Er setzt sie auf, wenn er aus dem Bette steigt, und legt sie kaum ab, wenn er sich niederlegt. Bei Regen, Sturm und Schneetreiben zieht er sie ein paar Zoll tiefer über die Ohren; sie ist sein Schutz gegen alle Ungunst des Wetters, sie ist sein Putz an Sonn- und Festtagen; denn dann kehrt er schlau das Innere nach außen und zeigt sie von ihrer besten Seite, die er an Wochen- und Arbeitstagen verbirgt. Es soll ein gar wunderlicher und hübscher Anblick gewesen sein, als Karl der Vierzehnte in Drontheim gekrönt wurde. Zehntausend Bauern waren aus der Nähe und Ferne in die Stadt gekommen, und nun standen sie dicht gedrängt und füllten die Plätze und Straßen, durch welche der Krönungszug ging, aber auch nicht einer war ohne die rothe Mütze, so daß man von oben herab nichts sah, als die bewegten Wogen dieses rothen Menschenmeeres. — Man verehrt hier die Sitten und Satzungen der Väter. Einfache Tüchtigkeit, offene Sitten, Geradheit und ein treuherzig freundliches Entgegenkommen scheinen mehr noch, als sonst in Norwegen, hier vorzuwalten. Hier ist auch die Bank des Landes. Der Handel mit Holz und Fischen ist sehr lebhaft. In der Nähe der Stadt befinden sich verschiedentliche Kupfergruben, die aber wenig Ausbeute geben. Das einzige große Kupferwerk mit bedeutender Ausbeute, das Norwegen besitzt, ist das von Röraas, funfzehn Meilen südlich von Drontheim,

mitten im Gebirge und nicht weit von der ſchwediſchen Grenze. Das Bergwerk wurde im Jahre 1645 entdeckt und iſt das wichtigſte des Landes nach Kongsberg's Silberwerk. — Die einzige Merkwürdigkeit, die Drontheim ſonſt bietet, iſt der Dom. Auf einem großen freien Platze ſteht er in der Mitte eines ſchönen Friedhofes, wo nach alter Sitte die Grabkreuze und Blumenhügel rund umher aufgerichtet ſind, unter welchen die müden Schläfer ruhen. Eigentlich erhalten iſt nur das hohe Chor; das Schiff liegt in Trümmern, als niedergebrannte, wüſte Ruine, welche von der jetzigen Kirche durch eine vermauerte Wand ganz abgeſchieden iſt. Aber auch Das, was geblieben, iſt arg verunziert. Von außen hat man dies ehrwürdige Bauwerk des Alterthums waſſerblau, und die Säulen, ſo wie die Rundbogen ſeiner Kapellen weiß angeſtrichen. Im Innern hat man die ſchönen kühnen Bogengewölbe ganz vermauert und weiß übertüncht, zwiſchen dieſen und den ehemaligen Pfeilern aber einen Thurmbau von Gitterlogen aufgeführt. Die zertrümmerten Pfeiler ſind durch Holz erſetzt, das man mit Oelfarbe angeſtrichen. Nur auf dem Hochaltar mit ſeinen herrlichen durchbrochenen Pfeilern, ſeinen Roſettenkränzen und prächtigen Zierrathen ruht das Auge des Kunſtkenners mit ungetrübter Freude. Das Muſter des Domes in Drontheim iſt aus den Hebriden genommen, wo noch eine kleine Kirche ſtehen ſoll, welche ganz eben ſo erbaut iſt. Der Dom iſt unzweifelhaft das Werk deutſcher Steinmetzen. Als er vollendet war, wurde der Leichnam des heiligen Olaf in ſeinem goldenen und ſilbernen Sarge auf dem Hochaltar aufgeſtellt und war Jahrhunderte lang der Gegenſtand der Anbetung und großer Wallfahrten. In den ſpäteren Unruhen flüchtete der Erzbiſchof und die Prieſter mit der koſtbaren Reliquie aus der Stadt, der Leichnam gerieth in die Hände der Schweden und wurde erſt nach mancherlei Schickſalen wieder in einem ſchlichten Behälter auf dem Altar aufgeſtellt; denn der goldene und der ſilberne Sarg waren nicht wieder zum Vorſchein gekommen. Zur Zeit der Reformation verſchwand der Heilige urplötzlich, weil man bemerkte, daß trotz aller Bemühungen viele fromme Menſchen noch dem alten, unterdrückten Glauben anhingen, ſo daß ſie heimlich und nächtlich

kamen, um an dieſem Sarge zu beten. In irgend einem Winkel der Kirche oder der Kapellen ſollen ſie den großen Wunderthäter begraben haben, den man trotz aller ſpätern Nachforſchungen niemals wieder gefunden hat. — Das Gymnaſium Drontheims iſt eine Zierde des ganzen Landes. Ueberhaupt iſt das Schulweſen in Norwegen gut eingerichtet. In den Städten hat man auch Sonntagsſchulen, auf dem Lande aber ziehen viele wandernde Schulmeiſter umher, welche entweder in jedem Hofe eine Woche verweilen, oder auch die Kinder der Umgegend auf einem beſtimmten Hofe vereinigen, wo ſie von ihren Eltern in Koſt gethan werden und einen vierwöchentlichen Unterricht empfangen.

An einem trüben Morgen, der einer wilden Sturmnacht folgte, lichteten wir die Anker und liefen den Fjord wieder hinab. Ich befand mich krank an einer heftigen Erkältung, welche den Fremden in Drontheim häufig befällt, da milde Luft und Sonnenſchein hier oft plötzlich von kaltem Regen und ſchneidendem Wind verdrängt werden. Auf der See verging mein Leiden ſchnell. Hier trat uns bald die Thierwelt des nordiſchen Meeres entgegen. Ueber die ſchäumenden Wellen flatterten Schwärme von kleinen wilden Enten, welche vor dem Dampfſchiffe flohen. Das ängſtliche Geſchrei der grauen Meergänſe miſchte ſich mit dem Brauſen des Windes; ſchnelle ſchwarze Taucher verbargen ſich vor den forſchenden Augen der Menſchen, oder Schaaren großer grauer Möven ſtürzten wild und kreisförmig über die Wogen hin und ließen ſich von ihnen ſchaukeln. Am anziehendſten waren aber für mich die Eidervögel. Sie waren leicht zu erkennen an ihrem ſchwankenden Fluge und an der Art, wie ſie gleichſam über die Wellen hinhüpften, deren Spitzen ihre Füße berührten. Sie können nicht weit fliegen und thun es auch nicht, denn ihre Furcht vor den Menſchen iſt keineswegs groß. Es iſt, als wüßte das Thier, daß es ein geſchütztes ſei, weil es ein nützliches iſt. Die Eiderente iſt nicht viel größer, als unſere Ente, das Männchen weiß und ſchwarz mit ſchönen grünen Kopffedern, das Weibchen von bräunlicher Färbung. Die Federn

ſind ein wichtiger und koſtbarer Handelsartikel. Das Thier ſitzt truppweiſe in Felſenlöchern hoch über dem Meere und ſeine Jagd iſt allerdings ſehr gefährlich; denn oft muß der Jäger an glatten Felſen niedergelaſſen oder auf einem Brett über Abgründe geſchoben werden, um einen ſchmalen Felſenabſatz zu erreichen. Mit einer Stange, an der ein Haken befeſtigt iſt, wird der Vogel aus den Felsſpalten gezogen, und iſt dieſer zu tief, ſo hat man, namentlich auf den Lofoden, kleine abgerichtete, immer halb verhungerte und dünn gehaltene Hunde, welche man in die Löcher ſchickt. Der Hund packt den erſten der Vögel; die andern, welche in einer Reihe ſitzen, beißen ſich in den Schwanz ihres Vordermanns feſt, und ſo wird die ganze Kette herausgezogen, vom wartenden Jäger abgewürgt und vom Felſen nieder in das Boot geworfen. — Der Lundvogel, der Lomm und das ganze Alkengeſchlecht iſt dumm, und nur im Waſſer, beim Tauchen, meiſt ſehr behend. Die Jäger ſchlagen ſie daher auch mit Stangen im Fluge nieder. Aus den glänzenden feinen Federn macht man Tücher für Damen, Weſten, Mäntel und bezahlt ſie ſehr hoch; die Dunen werden wie die der Eidervögel geſammelt und verkauft. Auch die Möve, beſonders die große dreizehige, dient für den Federhandel. Man ſteigt zu ihren Felſenneſtern hinauf, tödtet ſie, nimmt die Eier zur Speiſe und bricht ihren Jungen die Flügel, damit ſie, ausgewachſen, bequem gefangen und gerupft werden können. — Die Vögeljagd in dieſen Felſeninſeln iſt für die Bewohner eben ſo einträglich wie nöthig; denn ſie verſchafft ihnen außer den Federn wohlſchmeckende Speiſe, aber ſie iſt auch mühevoll und nicht ſelten gehen Menſchenleben dabei verloren. Der Eidervogel dagegen niſtet wenige Fuß über dem Meere auf flachen Klippen, und Niemand darf ihn da ſtören. Das Thier hat ſeine Brütepläße, und dieſe haben ihre Eigenthümer, welche ſie beſchützen. Drei Mal im Jahre brütet es und polſtert ſein Neſt mit den beſten Dunen, die es ſich ausrupft. Zwei Mal gewöhnlich nimmt man ihm die Eier, um die Dunen ſo reinlich und gut als möglich zu erhalten; zum dritten Male läßt man ſie brüten, und der Vogel iſt ſo zahm, daß er nicht allein ſeine Jungen vertrauensvoll in die Wohnungen der Menſchen führt, ſondern ſich ſelbſt von

ſeinen Eiern aufheben und wieder darauf ſetzen läßt. — Wenn ſich nun das Schiff durch das Klippengewirr wand und namentlich, wenn es ſich von der Küſte und den Mündungen der Fjorde entfernte, um durch die äußeren Scheeren zu laufen, waren wir oft von den mächtigen Schwärmen dieſer Waſſervögel umgeben. Die Lumbe mit ihren rothen Kämmen ſaßen zu Haufen auf den niederen Felſen, welche mit ihrem Unrathe bedeckt waren, und erſt wenn wir ganz in ihrer Nähe waren, ſprangen ſie in die Wellen und ruderten darunter fort. Zuweilen, wenn ſie zu tief gehen, werden ſie dabei eine Beute der Grundhaie; unzählige kommen um, werden von den Adlern gefreſſen und von den Menſchen erſchlagen, aber in jedem Frühjahr ſind ſie ſo zahlreich da, wie früher.

Die Ufer hatten wohl meiſt ein ödes, nacktes Anſehn, aber hier herrſcht im Innern doch viel Fruchtbarkeit, ſowohl auf den Inſeln, wie in Nummedals Voigtei, die an der Küſte hinabgeht. Es iſt ein guter Boden von Lehmſand und Thon in den Thälern; der Baumwuchs gedeiht überall, und die Viehzucht iſt nicht unbedeutend. Der Himmel iſt mehr feucht als kalt, der Winter nicht hart, meiſt unterbrochen von Regengüſſen, und das Vieh leichter zu ernähren, als ſüdlicher im Lande. Man läßt es einen großen Theil des Winters im Freien. Grashalme ſprießen in milden Tagen auf, die abgeweidet werden, und auf den Inſeln nährt man die Thiere häufig mit den Fiſchabgängen, welche ſie gern freſſen. — Zuweilen ſahen wir große Fjorde tief in's Land ſetzen, und in einen derſelben, den Lyngenfjord, mündet der größte Fluß des nördlichen Norwegens, der Namſen, in welchem der reichſte Lachsfang getrieben wird. — Viele Stunden lang peitſchten die ſchnellen Räder des Schiffs die Fluth, und keine Hütte zeigte ſich am Ufer, kein Nachen ſchwankte auf den Wellen. Da gedachte ich deſſen, was mir ein Freund ſagte: »Drontheim iſt der letzte Ort im Norden, wo ein Menſch von Bildung wohnen und leben kann, ohne geiſtig zu verkümmern; darüber hinaus können nur Kaufleute aushalten, des Handels wegen, oder Beamte, der gut bezahlten Stellen wegen.« In Nordland und Finnmarken iſt der Kaufmann der Verſorger und Erhalter, der helfende Engel und der Blutausſauger des Landes. Die Kaufleute ſind meiſt vermögend

und manche ſelbſt reich zu nennen; denn hier auf den öden Klippen, umrauſcht von den Meereswogen, ohne allen Genuß ihres Geldes, haben ſie zuweilen hunderttauſend Species und mehr erworben. Oft liegen die Anſiedlungen der Kaufleute aber auch maleriſch in der Tiefe der Buchten, in einem Halbkreiſe von nackten Felſen und rothen Klippen zwiſchen dem Grün der Wieſengründe und Ackerſtücke, oder auch unter dem Schutz hoher Wände, wo Birkengebüſch dicht aufſteigt. Die Packhäuſer ſtehen auf Pfählen an der Bucht, damit Schiffe und Boote bequem laden und ausladen können, und vor ihnen wiegt ſich wohl eine Yacht, oder mehrere, oder ſie liegen am Ufer auf der Seite, um ausgebeſſert zu werden. Solche Kaufmannsſtelle iſt von Wichtigkeit, denn es gehört ein eigenes, von der Regierung beſtätigtes Vorrecht dazu, beſonders was den Kleinhandel an die Fiſcher betrifft, und es ſollen nicht mehr im Lande ſein, als nöthig iſt. — So wild und vereinſamt hier die Natur iſt, ſo fehlt es ihr doch nicht ganz an ihren freundlichſten, bunteſten Kindern, den Blumen. Es hat mich oft gerührt und gefreut, wenn das Schiff neue Gäſte erhielt und dieſe an Bord ſtiegen, große Blumenſträuße in der Hand, welche ſie fernen Verwandten und Freunden zum Geſchenk überbrachten. Mit Stolz wies man mir Nelken, Reſeda, Aſtern, Goldlack und Ritterſporn, die hier im Freien gewachſen, und in der That ſchien dies wunderbar genug, je weiter wir über den Polarkreis hinauskamen und je öder und fürchterlicher der Anblick des Landes war. Unſer Schiff mit ſeinem engen Raume bot überhaupt Stoff zu mancherlei Vergleichungen. Menſchen von Bildung und Kenntniſſen, deren Kleider drei- oder vierhundert Meilen ſüdlicher gemacht waren, bewegten ſich hier zwiſchen den Lederröcken nord- und finnländiſcher Paſtoren und Voigte, oder zwiſchen der derben Einfachheit tabakkauender Händler aus den Inſeln und Fjorden. Damen mit Hüten und Schleiern aus Chriſtiania und Bergen, welche ihren Männern in dieſe Einöden folgten, ſaßen neben den ſtarknochigen Töchtern und Frauen nordländiſcher Vornehmen, welche den modiſchen Putz der gebildeten Welt möglichſt gut nachahmten. Wenn ſich nun auf dem Hinterdeck die Unterſchiede mehr ausglichen, ſo traten auf dem überfüllten

Verdeck die verschiedenen Farben der niederen Volksclassen um so greller hervor. Nordländische stämmige Fischer in ihren Kappen und weiten Jacken standen neben den höheren, kräftigeren Seeleuten, welche zwölf Grad südlicher geboren waren; der Quäner mit seinem oft riesenhaften Wuchs und harten, bösblickenden Augen sah trotzig auf den armen Lappen im braunen, gegürteten Hemd, der ängstlich und schweigsam sich in eine Ecke des Bollwerks drückte. Denkt man sich zwischen diesen Gruppen nun hübsche Dirnen aus Helgeland, in weiten Röcken und langen blonden Flechten, dienstsuchend nach den Lofoden oder Tromsöe übers Meer fahrend, Fischweiber in schmutzigen Pelzen, Kinder, größer und kleiner, schreiend auf den Armen ihrer Mütter, endlich dänische Schauspieler und italienische Juden mit Leierkasten, welche über Nordland nach Archangel zogen: so hat man ein ungefähres Bild von den mannigfachen Gegensätzen und dem Getümmel dieses Reiseschiffes, das so viel verschieden gestaltetes Leben beherbergte. Auf der Rückfahrt besonders war es überfüllt. Ein großer Theil fand unten im Raume keinen Platz; so lagen sie auf dem Deck reihenweis hingestreckt, in der Nähe des Schornsteins, und wie sie es aushalten konnten in den langen Sturm- und Regennächten, mag der Himmel wissen.

Nordlands wilde Felsennatur kündigt sich zuerst durch das Gebirge der sieben Schwestern an, nachdem vom 63. bis zum 65. Grade ein sanfteres felsiges Hügelland Raum gewonnen hatte. Das Gebirge der sieben Schwestern auf der Insel Alsten gehört zur Voigtei Helgeland und besteht aus sieben nackten Felskuppen von der abenteuerlichsten Gestalt, welche über 3000 Fuß hoch glatt und steil aus dem Meere aufsteigen. Von Alstahang nördlich steuernd geht es durch ein unendliches Gewirr von Inseln, Fjorden und Klippen, die schwarz, spitz und unersteiglich, oft in den wunderlichsten Formen erscheinen. So erblickt man eine langhingestreckte Klippe, deren scharfer Grat in Gestalt eines Speeres kaum über die Meeresfläche tritt. Einige Meilen davon steht ein Felsen in Form einer weiblichen Gestalt, welche die Arme über die Brust kreuzt.

Nördlich davon ragt ein Fels auf, der oben ein ungeheures Loch hat, das durch und durch geht, bekannt unter dem Namen: der durchbohrte Hut. Endlich in noch größerer Entfernung taucht eine der schönsten Fjellen aus der See empor, wohl funfzehnhundert Fuß hoch: ein Reiter auf einem Riesenpferde mit vorgestrecktem Arm, so wunderbar genau geformt, daß man durch ein Fernrohr auf's Deutlichste Augen, Ohren, Nase und Bart erkennen kann. Die nordische Phantasie hat alle diese Felsen zu einer schönen Sage vereinigt. Zur Urzeit der Schöpfung wohnte ein riesiges Geschlecht in den unterirdischen Klüften und Hallen. Wenn das goldene Licht des Tages gesunken war, welches sie ewig fliehen mußten, dann stiegen die Kinder der Nacht aus ihren finstern Palästen herauf, um auf der Oberfläche der Erde zu wandeln, die ihnen nicht mehr gehörte. Da hatte nun ein schönes Meerfräulein einem Fürsten der Riesen die süßen Empfindungen der Liebe eingeflößt. Aber die unterirdische Schöne zeigte ihm ein hartes Herz und blieb taub für seine Werbung. Einst stieg er nächtlich aus den Fluthen empor. Gewappnet und schön gerüstet saß er auf seinem mächtigen Rosse und nicht fern erblickte er die Geliebte, die mit einer alten Zauberin heimliche Zwiesprache hielt. Noch ein Mal versuchte er alle Ueberredungskünste, allein er ward verschmäht. Da schleuderte er in blinder Wuth seinen furchtbaren Speer nach ihr. Die Zauberin sah die Gefahr und riß schnell den Hut vom Kopfe, um den Speer zu fangen; aber dieser durchbohrte den Hut, sauste meilenweit über die Bedrohte hin, und fiel in's Meer. Erschreckt zum Tode wollte das Mädchen in die Tiefe gleiten; aber in diesem Augenblick blühte der erste Strahl der Morgensonne auf und versteinerte sie Alle. — Mitten aus diesem Gewimmel von Steinmassen und Klippen hebt sich die Insel Traenen: vier hohe schwarze Felsenthürme, zwischen denen Menschen wohnen und wo im Thale eine Kirche steht. Traenen und diese Klippen sind der Aufenthalt zahlloser Wasservögel, besonders der Eiderente, welche in großen Schwärmen über dem Meere flatterten. An dieser Insel werden auch allein im Nordland Hummern gefangen. Merkwürdig ist diese Gegend aber auch dadurch, daß hier allein, auf der Insel Lurøe, Erdbeben vorgekommen sind.

Der Prediger des Ortes, mit dem ich auf dem Schiffe sprach, erzählte mir, daß im Jahre 1835 durch die rüttelnden Stöße ungeheure Steine von den Fjellen stürzten, und das Wasser der Quellen und Brunnen mehrere Tage untrinkbar, trübe und schwefelicht war. Auf dem Festlande im Osten breiteten die ungeheuren Gletscher von Helgeland einen blauen Schimmer am Horizonte aus. Hinter dem Kap Kunnen thürmen sie sich bis 3000 Fuß hoch empor. Dies Kap liegt genau unter dem Polarkreise, und wenn man an ihm vorüberfährt, hat man die erste Lofodengruppe. Hier beginnt auch die Voigtei Salten und tief in das zerspaltene Land hinein dringt zwischen düsteren Felsenreihen der Saltenfjord, aus dem der verrufene Saltström hervorbricht. Die Strömungen und Wirbel an diesen Küsten entstehen, wie überall, dadurch, daß Fluth und Ebbe, mit fürchterlicher Gewalt durch die engen Felsenthore brechend, das Wasser nach den innen liegenden Fjorden oder Meerestheilen treiben oder aus denselben abfließen lassen. Wenn das Wasser im Ocean sich bei der Ebbe zurückzieht, kann das in den Felsenkesseln eingeschlossene nicht mit derselben Schnelle folgen; es stürzt daher wie durch Schleusenwerke nach. In gleicher Weise bringt die Fluth den hohen Wasserschwall in jene engen Pforten, durch welche es sich mit großer Heftigkeit in Strudeln und Wirbeln drängt. So entstehen im Saltenfjord der Saltström, zwischen den Lofodeninseln der Malström und sehr viele andere. Der Malström war sonst vor allen berüchtigt, aber er so wenig, wie der Saltström, bieten eigentliche Gefahr. Wer in die Wellen und Wirbel geräth, ist freilich verloren; die Boote werden in die Tiefe gezogen und zerschmettert; allein zur Zeit der hohen Fluth und der tiefen Ebbe tritt Ruhe ein, und dann wird mitten in der Strömung gefischt und gewöhnlich reicher Fang gethan, weil die Fische sich gern in die kühle Strömung begeben. Die Fischer dürfen sich jedoch nicht verspäten, bis die Wirbel wiederkehren.

Abends am 7. September kamen wir nach Bodöe, dem Hauptorte in Nordland. An einer Bucht liegen die Häuser mit etwa 500 Einwohnern. Nach Sonnenuntergang beobachteten wir ein Nordlicht. Ein röthlicher Dunst, wie leichte Windstreifen, fuhr über den Himmel, jetzt ballte er sich kraus und

dicht zuſammen, jetzt wurde er feuriger und röther, und plötzlich war Alles verſchwunden. Bei einbrechender Dunkelheit wurde aus dem irrwiſchartigen Auf- und Niederſchlüpfen ein Leuchten und Zucken, und nun ſpannten ſich lange, rothe Streifen über das ganze Sternengewölbe aus, die bald purpurfarbener, bald bläſſer wurden, bald Blitze ausſchoſſen, bald einen ſanften grünlichblauen Schimmer zeigten. So blieb es bis tief in der Nacht. — Auf der Rückreiſe verlebte ich hier einen reizend milden Herbſttag, der es leicht machte, einige Stunden in's Land zu gehen, um Schnepfen zu ſchießen, deren es hier viele giebt. Meine Jagd war vergebens, allein das Vergnügen nicht gering, bis an die Berge zu ſtreifen. Wer ſollte es glauben, daß hier unter dem Polarkreis im letzten Drittel des September die Sonne noch ſo heiß ſchien, daß der Schweiß von der Stirn rann! Wer ſollte es glauben, daß ich von grünen Feldern, von lieblichen Birk- und Erlenwäldchen umringt war, daß die Gerſte in reichen Garben um die Ernteſtöcke ſtand, und Kartoffelfelder bedeutenden Raum bedeckten! Eine breite Fahrſtraße führt von Bodöe in's Land zu einer Kirche hinter bewaldeten Hügeln, und dort lag in der reizendſten Umgebung ein großes, ſchönes Pfarrhaus. Damen in Cariolen und junge Reiter kamen uns mit der Maſſe der Kirchgänger entgegen, die fremden, ſeltenen Gäſte höflich grüßend.

Am nächſten Tage, der ſchön war wie ein Sommertag, fuhren wir über den großen Weſtfjord nach den Lofoden. Man werfe einen Blick auf die Charte. Nordlands Küſte, die Voigtei Salten, läuft nordöſtlich auf, von zahlloſen großen und kleinen Felſeninſeln und Eilanden beſetzt. Im Norden liegen die großen Inſeln Hindöe und Tjelöe voll wild zerriſſener Felſen, durch welche Meeresſtraßen ſetzen; ſüdweſtlich aber zieht eine lange Inſelkette nieder, von ſchmalen Sunden zerriſſen. Das ſind die Lofoden-Inſeln, die übrig gebliebenen Zeugen einer furchtbaren Gebirgszertrümmerung; zwiſchen ihnen und dem Feſtlande von Salten liegt ein Meeresarm, vier bis zwölf Meilen breit, welcher Weſtfjord genannt wird. Von ihm öffnet ſich eine Rundſicht, ſo wild, ſo fürchterlich und ſeltſam, und doch ſo erhaben ſchön und groß, daß man ſich am Bewundern nicht

ſättigen kann. Die Inſelgruppe der Lofoden erſtreckt ſich auf achtzehn Meilen, und wenigſtens auf gleicher Länge überſieht man die Küſten Norwegens. Der klare, große Spiegel des Weſtfjords iſt in dieſen ungeheuren Halbkreis zahlloſer Felſen gedrängt, die in den ſonderbarſten Geſtalten in Spitzen und Hörnern, Burgen und Thürmen, 3000 Fuß hoch aus den Wellen wachſen. Zwiſchen ihren ſeltſamen Zinken und Zacken liegt ewiger Schnee; blaue Gletſcher laufen aus dieſen ſchwarzen, unerſteiglichen Mauern in die Buchten und Fjorde nieder. Alles iſt nackt; das umherirrende Auge kann keinen Baum, keinen grünenden Streif entdecken: Nichts als nur dieſe wilden großen Felſenkränze und zahlloſen Klippen, an denen die Brandung in hohen, glänzenden Waſſerſtrahlen aufſpritzt, während das Schiff ſelbſt in den gläſernen Wölbungen dieſer Wogen beim Schweigen des Windes zauberhaft auf und nieder geſchaukelt wird; im Süden endlich öffnet dem Blicke ſein endloſes Thor der Ocean, welcher den Pol umſpült und die Küſten Grönlands und Amerika's.

Auf Oſt-Vaagöe, der Hauptinſel der Lofoden, ſteht in einer Bucht, welche mit Klippen beſetzt iſt, ein Handels- und Wirthshaus, der Ortsvaag genannt. Dort landet das Dampfſchiff; vor der Bucht, aber ein paar Tauſend Ellen in's Meer hinein, liegt das Felſeneiland Skraaven. Hier und in der Bucht von Ortsvaag iſt die Hauptfiſcherei. Bei Skraaven liegen allein jeden Winter 700 fiſchende Boote, jedes mit fünf Mann beſetzt, und ſiebenzig bis achtzig Yachten, welche theils Mundvorrath und Fiſchzeug führen, theils die Fiſchlebern, den Rogen, die Köpfe u. ſ. w. aufnehmen; auch geſellen ſich zu ihnen viele kleine Fahrzeuge aus Drontheim und Bergen, die allerlei Lebensmittel und Salz bringen, um Fiſche dafür zu kaufen. An der Küſte von Oſt-Vaagöe und an den Nebeninſeln ſind aber faſt alle die 3000 Boote vertheilt, welche dem Kabeljaue auflauern, und Europa mit dem größten Theil des Stockfiſches verſorgt, den es braucht. Die ungeheure Maſſe dieſes Fiſches wird hier im Weſtfjord gefangen, und beſonders bei Skraaven kommen die Fiſche ſo dicht gedrängt, daß ſie Wände von bedeutender Höhe bilden, welche Fiſchberge genannt werden. Die Milcher ziehen unten, die Rogner einige Klafter darüber. Sind ſie auf

dem Laichplatze angelangt, so läßt der Milcher die Milch fallen; dann senkt sich der Rogner darauf nieder, legt den Rogen hinein, und das Laichen ist vollbracht, worauf die Fische das Meer wieder aufsuchen. Dies dauert mehrere Wochen, gewöhnlich bis Ende Februar, und während dieser Zeit werden sie von den Menschen gefangen. In guten Jahren werden 350,000 Vaage Stockfisch und halb so viel Klippfisch, zusammen also 500,000 Vaage Fisch, was à 48 Pfund die Vaage 24 Millionen Pfund Fisch giebt, und da 1800 Fische gewöhnlich 60 Vaage Fisch geben, so kann man die Anzahl der gefangenen mindestens jährlich auf 16 Millionen annehmen. Rechnet man Alles zusammen, was an Stockfisch, Klippfisch, Thran, Rogen, Hering, Hummer, Lachs, Scholle, Anchovis, gesalzenen Dorsch, Austern u. s. w. aus Norwegen ausgeführt wird, so kann man annehmen, daß dem Lande dadurch ein Gewinn von drei Millionen Speciesthaler und mehr erwächst.

Neuntes Kapitel.

Hat man die Lofoden passirt, so giebt es auf dem Rest der Reise, namentlich bis Tromsöe, wenig mehr zu schauen. Wer aber die wilde Erhabenheit des großen Westfjords kennen gelernt hat, wer die Tausende von schwarzen Felsen, wer die weißleuchtenden Schneefelder und Gletscher gesehen hat, im goldenen Schmuck von Morgen- und Abendroth, im magischen Schimmer des Vollmondes und in der düsteren Pracht der Nordlichtsblitze, der wird das wundervolle Schauspiel nimmer vergessen, das in allen seinen Acten unvergleichlich bleibt. — Tromsöe liegt unter 69 Grad 38 Minuten N. Br. auf einer kleinen Insel. Wenn man die sanften begrünten Abhänge sieht, zwischen denen der Ort liegt, und das Birkengebüsch, mit dem die Sunde hier umwuchert sind, so sollte man meinen, das Klima sei hier besonders günstig; aber fast an keinem Orte liegt der Schnee so lange. Vor einigen Jahren war er erst am 14. Juli aus der Stadt verschwunden, und am 5. September fiel er

schon wieder. Dennoch gewinnt man hier Gerste und Kartoffeln, selbst ein Versuch, Roggen zur Reife zu bringen, ist nicht unglücklich abgelaufen. Viel Freude gewährte es mir, ein gehegtes Gärtchen zu finden, in welchem Reseda, Goldlack und Ritterſporn blühten. In Tromsöe wohnt der Amtmann von Finnmarken, so wie der Bischof von Nordland und Finnmarken; man findet hier auch eine sehr gute Realschule. Der Handel der Stadt hat sich in neuerer Zeit sehr gehoben.

In dem Thale Tromsöe gegenüber wohnt jeden Sommer eine Familie von Lappen, welche eine Heerde von elfhundert Rennthieren besitzt und die Stadt vornehmlich mit Rennthierbraten und Zungen versorgt. Auf unserm Schiffe befand sich der Pastor, der seit Jahren zu Kautokaino unter ihnen lebt, und die folgenden Mittheilungen sind hauptsächlich aus seinem Munde hervorgegangen. —

Ob die Lappen Nachkommen der Mongolen sind, oder zu dem großen Finnenstamm an der Ostsee gehören, mag unerörtert bleiben; gewiß ist, daß sie die früheſten Einwohner in diesem Lande waren, welche nach und nach ihr altes Eigenthum verloren und von den germanischen Siegern immer nördlicher gedrängt wurden. Man zählt in Norwegen, Schweden und Rußland etwa funfzehntausend Köpfe, wovon die Hälfte vielleicht auf Norwegen kommt. Es herrschte aber unter ihnen eine große Verschiedenheit. Den eigentlichen ursprünglichen Kern und Stamm des Volkes bilden die nomadischen Lappen. Von ihnen haben sich als verkrüppelte Zweige und schwache Ausläufer diejenigen abgesondert, welche als Fischer, Bettler oder sogenannte Kirchspiels-Lappen zerstreut leben. Die Kirchspiels-Lappen haben sich hie und da den ansässigen Bewohnern des Landes angeschlossen und nähren sich unter denselben als geschickte und fleißige Leute, indem sie Körbe und Reife aus Baumwurzeln, Schachteln, Schalen, Milchkübel u. dgl. verfertigen, besonders aber als Abdecker Pferde, Hunde und Katzen schinden, oder auch als Profose dienen, so daß ihnen, gleich den indischen Paria's, das Brandmal allgemeiner Verachtung aufgedrückt ist. Ein freieres Naturleben führen dagegen die Fischer-Lappen, welche aus den nomadischen Lappen

hervorgehen, wenn sie durch Unglücksfälle oder eigene liederliche Wirthschaft und Verschwendung ihre Rennthierheerden verloren haben. Da bleibt dem verarmten Lappen Nichts übrig, als an den Küsten oder an den Flüssen und Seen zu wohnen. Hier hat er seine alte Lebensweise, obgleich unter einer anderen, schlechteren Form. Er muß zwar dann und wann frieren, Hunger leiden und mitunter viele Mühseligkeiten ausstehen, aber ebenso kann er inzwischen schlafen und sich gute Tage machen. Da es viele Fische giebt, so lebt er im Ueberfluß, aber nur von Fischen. Alles, was er fängt, thut er in's Fischfaß, denn er ißt vielleicht so viel, wie zehn Portionen in Stockholm oder anderswo betragen. Nachdem er sein Fischfaß ausgegessen, trinkt er die Brühe daraus und legt sich schlafen, da er eine ganz ungewöhnliche Schlafanlage hat, vielleicht eine Folge der Fischbrühe. Die Fische, welche man über den Bedarf des Tages fängt, werden aufgeschlitzt und in der hölzernen Hütte zum Trocknen aufgehängt. Mancher bestellt auch wohl ein kleines dürftiges Feld und schafft sich einige Ziegen an. Wenn aber irgend ein vom Glück begünstigter Seelappe die Mittel erhält, Rennthiere zu kaufen oder sich einer nomadischen Lappenfamilie einzuverleiben, so kann man sicher sein, daß er augenblicklich die Hütte am Strande verläßt und zu den spitzen Zelten im düsteren, nebelvollen Gebirge heraufsteigt, aus denen das Bellen des zottigen Rennthierhundes ihm entgegen schallt. Allein das Gewöhnlichere ist doch, daß der Fischer-Lappe tiefer in Armuth versinkt, sein Fischergeräthe veräußert, und dann als Bettler umherschweift oder sich als Hirte bei einem Bauern verdingt. An der Küste giebt es indeß auch sogenannte Boe-Lappen, welche in den Flußthälern Ackerbau treiben, in festen Hütten wohnen und gewöhnlich auch einige Rennthiere halten.

Das Leben der nomadischen Lappen hängt auf das Innigste zusammen mit dem Leben des Rennthieres. Dies ist ein schönes Thier. Die Haare sind im Anfang des Sommers schwarz oder braun, werden dann allmählig grau und endlich fast ganz weiß. Unter dem platten Horn der Fußsohle liegt ein kleiner Knochen von der Größe eines Krebssteines; dieser erregt, so oft das Thier auftritt, ein Knarren, welches man in

einer Entfernung von hundert Schritt hören kann. Dieses Knarren hält bei dichtem Nebel Heerde und Hirten beisammen; selbst die Rennthiere horchen darauf. Die wilden Thiere sind fast noch einmal so groß, als die zahmen. Der stolze Schmuck des Hauptes findet sich bei Männchen und Weibchen. Wenn sie in großen, langen Heerden dicht bei einander gehen, so glaubt man einen beweglichen Wald vor sich zu haben. Ihre Wanderzüge werden durch die Natur des Landes bestimmt, ganz wie bei den wilden afrikanischen Pferden, den Quagga's, welche in großen Heerden von Norden nach Süden wandern, um dem Sonnenbrand der heißen Jahreszeit zu entfliehen. Aus demselben Grunde ziehen die Rennthierheerden in der Richtung von Osten nach Westen und umgekehrt. Lappland zerfällt nämlich in zwei Theile, in das Berg- und Waldland. Das Bergland nimmt Norwegen ein, und es geht als ein hoher, breiter Gebirgsrücken bis an's weiße Meer. Dieser Hochrücken fällt auf der westlichen Seite steil in's Meer und bildet hier zahllose Ausläufer mit tief eingeschnittenen Thälern und Fjords zwischen den schroffen Wänden. Auf der östlichen Seite nach Schweden zu fällt der Hochrücken sanfter ab, und sendet ostwärts ebenfalls eine Menge langgestreckter Ausläufer tief in's Land hin, so daß sie, gleich den Zweigen einer Fichte, oft fast rechte Winkel mit dem vielgezackten Gebirgsstock formiren. Zwischen den Gebirgszweigen haben die Gewässer ihren Lauf. Diese Gewässer und Gebirgsausläufer sind die Wegweiser für die Wanderzüge der Rennthiere, welche sich in der Richtung desselben Breitengrades fortbewegen. Sie geschehen immer der Länge nach, nicht quer über. Die Seitenwände der Gebirgsausläufer und die Flußthäler sind sowohl in Norwegen als in Schweden bis zu einer gewissen Höhe bewaldet; aber das eigentliche lappische Waldland befindet sich auf der Ostseite des Kjölengebirges in Schweden. Hier liegt eine dreißig bis vierzig Meilen breite Wüste mit Vorbergen und sandigen Ebenen, Sümpfen und dichten Wäldern vorgelagert, wo der Boden mit weißem Rennthiermoos bekleidet ist. Daselbst hält sich das Rennthier während des Winters auf. Im Frühjahr eilt es in die höheren Gegenden der Gebirgsausläufer hinauf bis zum Waldessaum,

das heißt bis dahin, wo der Baumwuchs aufhört, und somit die Grenze zwischen Wald- und Bergland ist. Im Sommer weidet es auf dem Rücken jener hohen Fjellen, und an jenen fürchterlichen Sümpfen, wo neben Moos und Flechten die Moltebeere als einzige Frucht zur Reife kommt. Wenn die Sommergluth der längsten Tage hier oben eintritt, sieht es sich von den grauen Wolken der Mücken, Schnaken und Stechfliegen gequält. Dann wendet es sich an die kühle Meeresküste, wo die Schwärme des Ungeziefers im Winde verwehen. Aber alsbald erwacht von Neuem die Begierde nach dem Schnee des Gebirges, und der Zug wendet sich nun rückwärts. Der Aufenthalt des Herbstes entspricht dem des Frühlings, und von da geht's wiederum hinab zu den schützenden Wäldern der Winterquartiere.

Diesen Wanderungen der wilden Thiere folgt der Berg-Lappe mit seiner zahmen Heerde; vergebens würde es sein, sich dagegen zu sträuben. Die einmal daran gewöhnte Heerde würde gewaltsam entlaufen, sich in die unermeßlichen Wildnisse stürzen und dort, vereint mit anderen freien Gefährten, den Wölfen und Bären, sowie den Feuerröhren der Menschen zu entkommen suchen. Was dem Araber der Wüste das Kameel, das ist dem Berg-Lappen das Rennthier. Das Fleisch wird theils frisch verzehrt, theils geräuchert; im Herbst, wo die Thiere am fettesten sind, ist die beste Schlachtzeit. Das Blut benutzt man zu Wurst oder Suppe; aus den Sehnen macht man Zwirn; aus den Füßen bereitet man Sülze; aus den Geweihen kocht man Leim, oder verfertigt Löffel, Messerstiele und Stockknöpfe daraus; aus den Knochen macht man Nähnadeln oder gewinnt Mark daraus. Die Felle dienen zu Betten oder Pelzen. Aus dem Kopf- und Fußleder nähen die Lappenweiber die Lappenschuhe, eine Art Schnürstiefel; statt der Strümpfe stopft man Heu in den Schuh, so daß der Fuß weder von Kälte noch von Schweiß belästigt wird. Im Winter galoppirt das Rennthier mit seinem Herrn im Schlitten des Tages 15 bis 16 Meilen weit über die Schneefläche dahin. Vom Nordkap bis zum bottnischen Meere fördert es Waaren und Reisende durch die matt leuchtende Nacht sibirischer Gefilde über Sümpfe, Seen und jähe Schluchten. Auf diese Weise sind die Rennthiere den Berg-

Lappen Alles in Allem. Er hält sie versammelt und unter Schutz und Aufsicht, so daß sie sich nicht zerstreuen und in die Wildniß entlaufen. Nur im Herbste und zum Theil auch im Frühling, wenn man vor den Wölfen sicher ist, läßt er sie frei umherspringen. Bei dieser Freiheit befinden sie sich besser und werden fett. Sie entfernen sich jedoch nicht weit von den wohlbekannten Plätzen. Auf ihren unter sich parallel laufenden Zugstraßen haben die Berg-Lappen Stabur, d. i. erhöhte Speisebuden, etwa drei für den Sommer und eine für den Winter. Eine solche Bude besteht aus Birkenpfählen oder zusammengeschlagenen Brettern und ruhet in der Mitte auf einem einzigen starken Pfahle oder Balken; eine Birke mit eingekerbten Steigen dient als Leiter zum Eingang. Diese Vorrichtung geschieht des Vielfraßes wegen, der mit seinen starken, scharfen Zähnen Dach und Thüre der gewöhnlichen Buden entzwei reißt und dann Alles, was von Fleisch ist, verzehrt. An dem allein stehenden Pfahl kann er nicht emporklettern. Neben dem Stabur hat man auch oft ein Gäll, d. i. ein Dachschauer, welches auf vier Pfählen ruhet. Darin hängt man theils Kleider auf, um sie zu lüften, theils Fleisch oder Fische, um sie zu trocknen. Auf den hohen Fjellen werden keine Speisebuden gefunden; denn während der Zeit seines dortigen Aufenthaltes melkt der Lappe seine Rennthiere, macht Käse aus der Milch und hat selbst seine Nahrung.

So wie Lappland in Berg- und Waldland zerfällt, so theilt sich auch das Volk in Berg- und Wald-Lappen. Letztere bilden den cultivirteren, mehr ansässigen Theil dieses Volksstammes in Schweden. Sie halten sich während des ganzen Sommers in den höheren Waldgegenden der schwedischen Lappmark auf. Jeder Wald-Lappe hat hier einen bestimmt abgegrenzten Bezirk. Innerhalb dieses Bezirkes hat er eine Kette hölzerner Hütten, auf ¼ bis ½ Meile Abstand errichtet, wo möglich am Ufer eines Sees. Bei jeder Hütte befindet sich ein Dachschauer (Gäll) und ein umfriedetes Stück Feld. Dahinein treibt er seine Rennthiere und melkt sie im Hochsommer; unter dem Gäll trocknet er seinen Käse. An den Hauptstandorten steht auch noch eine Bude dabei. Wenn er im Frühjahr aus

dem Unterlande heraufgekommen ist, läßt er seine Rennthiere los und sie können sich frei in der Wildniß ergehen, wie es ihnen beliebt. Wenn aber der Hochsommer die Mückenschwärme bringt, fängt man an, die zerstreuten Heerden zu sammeln. Dies geschieht auf die Weise, daß Jeder die Waldungen seines Bezirkes durchstreift und die Rennthiere an gewissen lustigen Stellen, welche den Mückenschwärmen am wenigsten ausgesetzt sind, aufsucht und dem ersten derselben, dessen er habhaft geworden, eine Glocke umhängt. Auf den Klang der Glocke kommen die Thiere nun von allen Seiten herbei, und so wächst die Zahl zur Heerde. Alle Heerden der Grenznachbarn werden dann wohl auf einem allgemeinen Sammelplatze vereinigt, und Jeder scheidet die ihm gehörigen, am Ohre gezeichneten Thiere aus der großen Masse aus. — Vom Anfang des Juli bis zur Mitte des August hat nun der Wald-Lappe seine Heerde unter seiner Aufsicht. Man treibt sie täglich einige Mal in die oben erwähnte Befriedigung, macht auf verschiedenen Stellen Feuer an und legt feuchten Torf auf, so daß die Heerde ganz in Rauch eingehüllt wird und ohne von den Mücken geplagt zu sein ausruhen und gemolken werden kann. Rauch ist auch das einzige Mittel, durch welches die Mücken aus der Hütte vertrieben werden können; der Lappe selbst ergreift für seine Person den Ausweg, sich Gesicht und Hände zu betheeren, d. h. er mischt etwas Theer und süßen Rahm in einer Büchse oder Flasche zusammen und mit dieser Schminke beschmiert er sich mehrmals am Tage, so daß er hübsch bräunlich aussieht. — Um die Mitte des August, wo es anfängt kühler zu werden, wollen die Thiere nicht mehr zusammenhalten und werden abermals auf sechs Wochen der Wildniß überlassen. Dann zieht der Lappe mit der auf's Neue gesammelten Heerde in die tiefer gelegenen Waldgegenden, wo er mit seinen, vom Gebirg niederziehenden Brüdern den Winter verlebt. In der sommerlichen Mußezeit, wo die Heerde ohne Obhut frei umherirrt, beschäftigt sich der Wald-Lappe mit Fischfang und Jagd. Er fährt im Nachen auf dem See umher und wirft seine Netze aus. Er stellt Fallen auf, streift durch den Wald, schießt und fängt Vögel. Den Ertrag ihrer Jagd und Rennthierzucht bringen diese Lappen auf die Märkte an der Küste.

Sie ſind meiſtens treffliche Schützen. Sie treffen mit ihren unvollkommenen Büchſen ein weites Ziel mit Sicherheit und ſchießen kleine Vögel im Fluge mit der Kugel. Ich habe mehrmals Verſuche mit einer ſolchen Lappenbüchſe gemacht, aber der rohe, mißgeſtaltete Schaft erlaubt dem Uneingeweihten kein feſtes Anlegen und Zielen. Um ſo merkwürdiger iſt ihre Kunſt. Der Vogelfang geſchieht unter Anderm durch Eierſtämme. Es giebt nämlich eine Art Vögel, welche Baumenten genannt werden und ſich im Sommer ſehr zahlreich auf den Lappmarken einfinden. Dieſe legen ihre Eier in einen hohlen Baum oder Stamm. Man nimmt daher einen hohlen Klotz, ſetzt unten und oben einen Boden hinein, macht ein kleines Loch darauf, ſo groß, daß man die Hand bequem hineinſtecken kann, und ſtellt nun dieſen Klotz oder Stamm oben in einem Baum am Seeufer feſt, mit der Oeffnung nach dem See; dann fliegen die Baumenten hinein und legen ihre Eier. Dies iſt des Lappen Bienenkorb. Auerhähne werden zur Paarungszeit mit Schlingen gefangen. Auch die übrigen Lappen treiben hin und wieder Fiſcherei und Vogelfang, aber es iſt bei ihnen kein feſtſtehendes Nebengewerbe.

Die Wald-Lappen zählen weniger Köpfe als die Berg-Lappen; aber ſie ſtehen auf einer bei weitem höheren Stufe der Cultur, auch ſcheint ihre Lebensart viel glücklicher zu ſein. Armuth iſt überall ein beſchwerlicher Einlieger, hier iſt jedoch die Rede von einem wohlhabenden Wald-Lappen. Die alten Dichter preiſen das Hirtenleben, Jagd iſt ein Vergnügen, und Viele kennen gewiß keine angenehmere Beſchäftigung, als die Fiſcherei. Alle drei vereinigt machen nun das Leben des Wald-Lappen aus. Der Berg-Lappe führt dagegen ein Hundeleben. Auf offenem Gebirg muß er bei jedem Unwetter, Tag und Nacht ſeine Rennthiere pflegen. Der Wald giebt gegen Sturm und Regen keinen hinreichenden Schutz. Oft kann er ſich nicht einmal an einem Feuer wärmen und trocknen; denn hoch oben findet er nur ſpärlich die Reiſer der Zwergbirke. Mit ſeiner vollen Kleidung muß er ſich, ſo naß er auch iſt, in die Hütte werfen. Daher der Mangel an aller Reinlichkeit. Er kämmt ſein Haar nicht, wäſcht ſich nicht, hat wenig Kleider zu wechſeln; das Ungeziefer kann bei ihm ungeſtört Quartier nehmen. Sich ſauberer zu

kleiden, wenn er in die Kirche oder sonst nach einem fremden Ort gehen will, darum bekümmert er sich nicht. Obgleich er zum Kirchgang ein recht kostbares Festkleid anziehen kann, so ist es doch ganz ohne Geschmack. Der Rock ist mit Schmiere und Rennthierhaaren bedeckt. Obgleich er reich sein kann, so muß er doch auf seinen weiten Wanderungen oft Hunger leiden. Seine Schüssel oder seinen Trog leckt er gewöhnlich mit der Zunge ab, und wirft sie nachher auf die Seite, bis er ihrer wieder bedarf; deshalb ist sein Geschirr auch kohlschwarz. Die Winterzeit ist seine beste Periode. Dann findet er im Waldlande unter seiner Hütte beim warmen Feuer Schutz gegen Sturm und Kälte. Da kann er auch seine Schafpelze, im Fall er deren zwei hat, in Stücken aushängen, um das Ungeziefer todt frieren zu lassen, und wenn ihn der blutgierige Wolf nicht stört, kann er auch recht ruhig leben, d. h. Tag und Nacht in der Hütte liegen und schlafen, kochen und essen; er darf nur dann und wann nach seinen Rennthieren sehen. So der Berg-Lappe. Der Wald-Lappe dagegen fährt im Sommer auf dem bei der Hütte liegenden See herum und fischt, während seine Kinder oder Dienstleute mit der Heerde auf die Weide gehen. Wenn diese mit Glockengeläute heimkehrt, begiebt er sich mit seinem Fang ebenfalls nach der Wohnung hin. Dann springen die Kinder neugierig zum Ufer, um zu sehen, wie viel er gefangen, und nehmen die Fische aus. Der Herbst bringt reicheren Vogelfang. Man pflückt Beeren, um sie in die Rennthiermilch zu mischen. Frische Fische und Vögel nebst Rennthiermilch mit Molte- oder Heidelbeeren sind delikate Sachen. Diese Milch ist übrigens sehr fett, fast wie süßer Rahm. Auch der Käse ist so fett, daß er am Feuer schmilzt und wie Oel brennt. Beim Eintritt der Kälte läßt man die Rennthiermilch wohl frieren. Diese hält sich den ganzen Winter über frisch und süß, wird im gefrornen Zustande auf Reisen mitgenommen oder in den Städten verkauft. Man schneidet, wenn man essen will, Stücke ab, schmilzt sie und verwahrt den Rest zum nächsten Mahle. Gegen Regen und Unwetter ist der Wald-Lappe eben so geschützt, wie der Bauer in seiner Stube. Wohin er auch in seinen wohlbekannten Wäldern wandert, so kann er seine Woh-

nung doch immer bald erreichen. Wird er naß, so wechselt er die Kleider und hängt sie unter dem Gäll oder auch in der Hütte auf, um sie zu trocknen; denn er beobachtet in seinem ganzen Wesen viel Reinlichkeit. Er wäscht sich oft und kämmt das Haar; die Weiber flechten es in zwei Zöpfe. Die Geschirre werden gewaschen und reinlich gehalten. Wenn der Wald-Lappe zur Kirche fährt, dann putzt er sich besonders heraus. Er prahlt weniger mit Silberschmuck, als sein schmutziger Bruder auf dem Hochlande; aber seine Kleider sitzen nett und sauber am Leibe. Seine Heerden sind weniger zahlreich, als bei jenem, aber dagegen hat er mehr Hausgeräthe, namentlich kupferne Kessel. Auf den Kirchplätzen haben die Wald-Lappen, wie wir in Schweden gesehen haben, eigene Hütten mit eigenen Kesseln, Bratpfannen und hölzernen Geschirren, da hingegen die Berg-Lappen kochen, wo sie in den Kirchdorfstuben dazu kommen können. Wenn Einer von ihnen einen Topf geliehen und darin sein Kochfleisch am Feuer bereitet, so legen die Andern das ihrige sogleich der Reihe nach ebenfalls hinein, bis der Topf voll ist. Man muß sich nur wundern, wie nachher ein Jeder sein Stück Fleisch unterscheiden kann. Im Winter, wo der Berg- und der Wald-Lappe gemeinsam tiefer in's Waldland hinab ziehen, schlägt der erstere sein Wanderzelt über dem Schnee auf, der Wald-Lappe schaufelt den Schnee sorgfältig vom Boden weg, wählt den Platz mit mehr Ueberlegung und verwahrt sein Zelt besser. Dies Wanderzelt oder die Gamme besteht bei allen nomadischen Lappen aus einer Art grobem Filz oder Wadmal. — Hören wir hier den Bericht eines deutschen Reisenden, der in Gesellschaft von vier andern Begleitern eine Familie von Berg-Lappen auf der Hochfläche der Kjölen besuchte.

»Eine unermeßliche Waldverwüstung muß der Reisende durchwandern, ehe er jene nackten Felsenwüsten erreicht. Düstere Wolkenmassen hängen an den Berghäuptern, von denen einzelne Schauer auf uns niederrieselten, und zu unseren Füßen lagen Urwälder hingestreckt, die hier langsam verwesten. Faulende Tannenstämme zerstreuten ihr letztes Gefaser; ihre Nachfolger, ohne Aeste und Rinde, lagen darüber hingestreckt. Dazwischen starrten geisterhaft die grauweißen Stämme der Birken. Darüber

ſtanden die lebendigen Bäume, vereinzelt, gebeugt, halb zum Tode bereit. Nichts ſtörte die Ruhe auf dieſer Stätte der Verweſung, als das Rauſchen des Windes und der niederfallenden Regentropfen. Eine wilde Katze blieb lange das einzige Thier, das ſcheu aus einem Dickicht ſprang und ſich ſchnell verlor. Später erſchienen zahlreiche Lemminge, die am Wege auf- und niederliefen, und pfeifend um ſich biſſen, wenn man ſie aufzuhalten ſuchte. Dieſe ſeltſame Bergmaus iſt von grüngelblicher Färbung und faſt ſo groß wie eine Ratte; ſie lebt geſellſchaftlich unter Erdhaufen und nährt ſich von Wurzeln, Birkenkätzchen und Rennthierflechten. Ihre Vermehrung iſt ungeheuer und ihre Wanderungen vom Gebirge nieder nach Schweden und Norwegen eine der ſonderbarſten Erſcheinungen. Dann verſammeln ſie ſich zu großen Haufen, und jeder derſelben bildet eine Colonne, die zwei Spannen breit iſt und im Abſtande von zwei bis vier Fuß neben der anderen in gerader Richtung fortzieht, ſo daß ein Lemming dicht hinter dem andern geht. Das Ganze gewährt den Anblick eines wohlgeordneten Heeres, welches in den regelmäßigſten Abtheilungen marſchirt. Mit der bewundernswürdigſten Hartnäckigkeit verfolgen ſie immer die gerade Linie. Sie ziehen über Sümpfe und ſteile Berge, ſchwimmen über Flüſſe und Seen. Treffen ſie auf ein Fahrzeug, ſo klettern ſie auf der einen Seite hinauf und auf der andern wieder hinab. Nur ſchroffe Felſen zwingen ſie, einen Umweg zu machen; doch finden ſie alsbald die Richtung der vorigen Linie wieder. Sie wandern des Abends oder Nachts und liegen am Tage ſtill. Eine Art blinder Raſerei treibt ſie immer vorwärts in den Tod, welchen die Natur ihnen beſtimmt hat. Ihnen folgen Bären, Wölfe, Füchſe, Marder, Vielfraße und Hermeline und verſchlingen ſie haufenweiſe. Zuweilen kommen ſie bis an die Fjorde und an den bottniſchen Meerbuſen, ſtürzen ſich hinein und erſaufen in Schaaren.«

»Jetzt hatten wir die Höhe des Fjeldes erreicht, wo nur Birkengebüſch auf der ungeheuren Sumpfebene wuchert. Es regte ſich an der braunen Bergwand: zwei Rennthiere wurden ſichtbar. Plötzlich ſtieg dicht vor uns am Rande des Sees eine Rauchſäule empor, und wenige Schritte vor uns lag die Lappen-

hütte. Wir sind zur günstigen Stunde genaht. Zwei Mal des Tages wird an den Hütten gemolken. Ein vielfaches Hundegebell wird ringsum gehört, und von allen Höhen stürzen die schönen Thiere pfeilschnell in anmuthigen Sätzen nach dem See zu, wo der Lappe die Heerde auf einer Landzunge sammelt. Wenn das Rennthier auf dem Boden läuft, wie flink und leicht ist sein Schritt und seine Fahrt! Nie hören wir seinen Fußtritt auf der Erde, und nichts als das beständige Knarren seiner Kniegelenke. Sobald die ganze aus mehreren Hundert Köpfen bestehende Heerde endlich die Gamme erreicht, stehen sie still, ruhen aus, oder springen zutraulich herum, spielen mit ihren prächtigen breiten Augsprossen gegen einander oder umringen gruppenweise einen Moosfleck, um ihn abzuweiden. Während die Mädchen von einem Thiere zum andern mit ihren Milchgefäßen herumlaufen, wirft der Bruder oder der Knecht einen Strick von Bast um die Augsprossen des ihm bezeichneten Thieres und zieht es zu ihnen. Das Thier sträubt sich gewöhnlich und will der Halfter nicht folgen, das Mädchen aber lacht, freut sich über die Mühe, welche dies verursacht, und läßt es bisweilen aus Muthwillen wieder los, damit es noch ein Mal für sie eingefangen werde. Wenn die Heerde sich zuletzt hinstreckt mit den vielen Hundert zackigen Geweihen rund um die Gamme, so stellen wir uns vor, ein ganzes Lager zu sehen und den Befehlshaber, der dem Ganzen vorsteht, in der Mitte. Es schien nicht gefahrlos, sich einen Weg zu brechen durch das dichte Gedränge dieser Schaaren; doch unser französischer Reisegefährte, vertraut mit ihrem Wesen vom Stockholmer Park her, brach die Bahn, indem er die Thiere wenig sanft an ihren Geweihen bei Seite schob, oder allenfalls selbst mit ihnen spielte, indem er beide Geweihspitzen mit den Händen so fest hielt, daß sie sich nicht bewegen konnten.«

»Die Lappenfamilie bestand aus zwei Männern, drei Frauen und verschiedenen Kindern nebst den zur Rennthierheerde gehörigen Hunden. In der Kleidung zeigte die erste Frau, welche uns zu Gesicht kam, wenig Auffallendes. Sie trug einen Rock von buntem Zeug und ein rothwollenes Halstuch; nur die

vorn ſpitz und aufwärts gebogenen Halbſtiefel waren eigenthümlich. Deutlicher noch ſprach das Geſicht. Die kurze und breite Stirn, die kleine, dicke, platte Naſe, der weit aufgeriſſene Mund, das rechtwinkelig zugeſpitzte Kinn, die vorſpringenden Backenknochen, die geſchlitzten dunkeln Augen und die gelblichbraune Hautfarbe bezeugten die mongoliſche Abkunft. Die ältere Frau ging beſſer gekleidet. Sie trug zwei Röcke übereinander, von denen der obere, bis an's Knie reichende, von verſchiedener Farbe war. Ein Gürtel mit Beuteln, Meſſern, Löffeln, meſſingenen Ringen u. dgl. verrieth die Hausfrau. Die Männer trugen eben ſolche Röcke, nur waren dieſe etwas kürzer, ſo daß ſie mehr einem übergeworfenen Fuhrmannshemde ähnelten. Dies Hemd iſt im Sommer die einzige Bekleidung; zwiſchen ihm und dem nie gewaſchenen bloßen Leibe verwahrt er ſein Brot, ſeine Tabaksdoſe, ſeinen Branntwein, Fiſch, Käſe u. dgl. Das Beinkleid wird oben mit einem breiten Ledergürtel befeſtigt und geſchloſſen; darin liegt das Meſſer, die Ringe, das Geld und gewöhnlich auch einige metallene Figuren als geheime Schutzmittel oder Amulete gegen Zauberei, an welche ſie meiſt noch Alle glauben. An dieſen Gürteln hängt gewöhnlich eine Taſche, in welcher ſie ihre kleine eiſerne Tabakspfeife, nebſt Löffel und Trinkgeſchirr von Holz verwahren. Die Weiber tragen darin Scheere, Nadel, Zwirn, Fingerhut u. dgl. Ihre dunkelbraunen Mützen hatten die Form eines Zuckerhutes. Die Kinder waren in Rennthierhäute gehüllt, einige nackt. Ein deutſcher Maler, der mit den Lappen umherwanderte, fand einmal, als er in eine Gamme trat, einen großen Topf am Feuer. Als er näher kam, ſah er, daß ſich etwas Lebendiges darin bewegte und mit Schrecken erkannte er ein Kind. Dies ſollte jedoch keineswegs gekocht oder gebraten werden, ſondern man erklärte ihm, daß das kleine nackte Ding dahin nur ſeiner Erwärmung wegen geſtellt ſei und daß es ſich in dieſem Zuſtande ganz behaglich befinde. — Im Winter ſind alle Lappen in Rennthierpelze gehüllt, ſo daß die rauhe Seite nach Außen gekehrt iſt.«

»Ein Regen, der immer ſtärker wurde, trieb uns in die Gamme oder die Wanderhütte. Sie war leicht und locker gebaut; jeder Sturmwind konnte ſie umwehen. Verkrüppelte Birken-

stämme waren in einem Kreise, dessen Halbmesser kaum vier Ellen betrug, in den Boden gerammt und oben kegelförmig zusammengebunden. Dies das Gestell. Unten hatte man Rasen herumgelegt, dann folgte ein dichtes Gitterwerk von Reisern und über das Ganze waren Lumpen von braunem wollenen Zeuge ausgebreitet. Im Innern war der Feuerplatz mit Steinen umstellt, oben in der Mitte befand sich das Rauchloch; der übrige Raum war mit Laub und Birkenzweigen bedeckt; über denselben lagen Rennthierfelle. Das war die Wohn- und Schlafstätte der ganzen Familie sammt ihren Hunden. Kaum glaubten wir Fünf uns hineinschichten zu können, und doch wollten auch unsere Führer und nach beendigtem Melkgeschäft auch unsere lappländischen Wirthe darin Schutz gegen den Regen suchen. Das unmöglich Scheinende ward möglich. Einer rückte dicht an den Andern. Auf meinem linken Beine huckte die Lappenmutter mit einem ihrer Enkel und auf meiner Hüfte lagerte gesellig der zottige gelbe Spitz. Wenn ich den Kopf auf den Ellbogen des rechten Armes stützte, so konnte ich allenfalls aufrecht sitzen, ohne Gefahr zu laufen, vorn über in's Feuer zu fallen. Bei unserm Eintreten oder vielmehr Einkriechen schwelten noch einige Kohlenbrände und darüber war ein eiserner Kessel aufgehängt. Während die Männer nun draußen ein junges Rennthier schlachteten, schürte die Frau die Kohlen an und legte solche Stöße Holz darauf, daß wir fürchten mußten, die ganze Hütte ginge darüber in Flammen auf. Aber der Luftzug ist so wohl berechnet, daß die Feuersäule gerade in die Oeffnung hinaufsteigt. Die Gesichtszüge der Lappen erschienen in der hellen Beleuchtung sehr bestimmt ausgeprägt. Sanftmuth und Gutmüthigkeit sprachen sich darin aus. Anderen Lappen schreibt man wohl ein düsteres, mürrisches und kantiges Wesen zu, sowie Schlauheit und Heimtücke, welche mit heuchlerischer Freundlichkeit übertüncht ist. Das gilt aber vornehmlich von den Verarmten des Volkes, die entweder in trübseliger Zurückgezogenheit verkümmern, oder als Bettler umherschweifen und auch des unerlaubten Vortheils wahrnehmen. Rauch und Hitze wurden bald unerträglich. Mir fielen dabei des Dichters Worte ein:

In Lappland ſind ſchmutzige Leute,
Plattköpfig, breitmaulig und klein,
Sie kauern um's Feuer, und backen
Sich Fiſche, und quäken und ſchrein.

»Fiſche wurden hier zwar nicht gebacken, denn unſere Wirthe gehörten zu den Berg-Lappen; aber ſtatt der Fiſche dörrten oben im Rauch Rennthierfüße, Schinken und Rücken. Ein getrockneter Rennthiermagen vertrat die Stelle des Milchtopfes. Daraus wurde in eine hölzerne Schüſſel Rennthiermilch gegoſſen, und dieſe Schüſſel machte als Becher die Runde an den Lippen der ganzen Geſellſchaft bis zu den Lappenkindern hin. Inzwiſchen brodelte das Quellwaſſer im Keſſel munter um eine Rennthierkeule. Kaum war dieſe etwas angekocht, ſo legte die Lappin das Fleiſch auf ihre wohl nie gewaſchene Pelzſchürze und begann mundrechte Biſſen in die oben erwähnte hölzerne Schüſſel zu ſchneiden. Doch welchen Kampf hatte die gute Frau bei dieſem Geſchäft zu beſtehen! Kaum daß ein Stück abgefallen war, ſo griffen die Kinder, welche die Mutter umringten, mit ihren ſchmutzigen Fingern darnach, und der Hund benutzte den Augenblick, wo die Frau mit den kleinen Vielfraßen zu thun hatte, um ſelbſt raubend in die Schüſſel zu fahren. Die Lappin verleugnete hierbei ihre natürliche Lindigkeit nicht; Hund und Kind kamen ziemlich gut davon, bis beide ſich um einen Knochen ſtritten, an dem noch zu viel Fleiſch ſaß. Ein Junge hatte ihn gepackt, der Hund ſchnappte ihn fort, und die Mutter rang mit dem Hunde nicht ohne Gefahr, daß Hund, Mutter und Kind in's Feuer fielen. Der Sieg entſchied ſich für uns, denn was Hund und Kind ſchon halb in Maul und Mund gehabt, wurde in die Schüſſel geſchnitten, und dann bot die gute Mutter den Knochen uns, der nichtsdeſtoweniger ſeine Liebhaber fand. Die Schüſſel mit den Fleiſchbrocken wurde in den dampfenden Keſſel geſchüttet, Salz und Rennthierbutter dazu gethan, dann Alles wohl umgerührt und zugedeckt. Nachdem das Fleiſch ſo noch eine Viertelſtunde geſchmort, wurde es für gahr erklärt. In zwei hölzernen Näpfen ſtand es nun zu beiden Seiten der Kochenden und man konnte nach Belieben mit den Fingern zugreifen. Nur der Hunger und die Schüſſel würzten die ſo mühſam gewonnene Speiſe. Braten und Keule haben im

Geschmack viel Aehnlichkeit mit Hirschbraten, das Fleisch ist aber röther und noch weicher und saftiger.«

»Drei Stunden und darüber saßen wir schon mit gedrückten Gliedern und wunden Augen, und der Regen wollte immer noch nicht nachlassen. Zur Abwechselung öffnete sich die Thürklappe der Hütte, welche oben mit einer Art von Angeln befestigt ist, so daß, wenn man sie aufgehoben hat, sie von selbst wieder zufällt und dem Feuer als Blasebalg dient. Herein blickte ein feines Gesicht. Es war eine Lappendame, die aus einer benachbarten Niederlassung kam und einen Weg von mindestens zwei Meilen durch Sumpf und Moor und strömende Wolkenschauer gemacht hatte, um einen Besuch bei ihren Verwandten abzustatten. Sie erschien im vollen Putz, und Niemand war ihr dafür dankbarer, als wir, da sie uns Gelegenheit gab, den ganzen Staat der lappländischen Schönheiten zu bewundern. Sie trug nämlich einen langen, mit den Aermeln bis zur Hand reichenden Oberrock von blauem Tuch. Bis über die Brust war er aufgeschlitzt und die Schlitze mit einem breiten, rothen Saume besetzt, der in einem steifen Kragen von gleicher Farbe auslief. An den Rändern dieses Kragens und der Umsäumung des Schlitzes hingen silberne Ketten, Kreuze und andere Figürchen. Auch am Leibgurt prangten silberne Zierrathen außer den gewöhnlichen Anhängseln von Scheere, Löffel u. dgl. Eben so waren die beiden Zöpfe auf dem Rücken mit Silbergeräth verschlungen. Auf dem schwarzen Haupthaar thronte eine helmartige rothe Mütze. Das Gesicht zeigte eine frische jugendliche Farbe, und nur die groben dicken Moorschuhe störten den angenehmen Eindruck der ganzen Figur.«

So weit unser Berichterstatter. Der Hauptschmuck der lappischen Weiber ist indeß der sogenannte Silberkragen, in Form einer großen vorn geöffneten Nachtmütze von dunkelem Tuch. Darauf ist eine große Menge von Silberzierrathen angebracht: viereckige oder runde Platten, eiförmige oder runde Knöpfe, eingenähte Löcher und allerhand wunderliche Figuren, dazwischen viel Laubwerk mit angehängten Kreuzen und Ringen. Das Meiste davon ist vergoldet. Zu diesem Silberkragen gehört auch der Silbergürtel. Dieser ist etwa zwei Zoll breit,

vierkantig und an sich von Leder; die darüber liegenden vergoldeten und mit Laubwerk verzierten Silberplatten sind aber so dicht aneinander befestigt, daß Nichts von dem Leder zum Vorschein kommt. Der Silbergürtel wird auch von den Männern um den Leib geschnallt, der Silberkragen nur von den Weibern. Dies geschieht bei besonders feierlichen Gelegenheiten, als beim heiligen Abendmahl oder bei Hochzeiten. Will ein Lappe in den Ehestand treten, so versammeln sich die Eltern, Anverwandten und Freunde des Freiers zu einer großen Schaar, versehen sich gehörig mit dem so beliebten Branntwein und ziehen nach der Hütte der Braut. An der Spitze des Zuges geht ein vom Freier gewählter Wortführer, welcher Freierhauptmann genannt wird. Dieser wendet sich nun mit seiner Rede und seinem Branntwein an des Mädchens Vater und Mutter. Die Uebrigen wenden sich an die weitläufigeren Anverwandten der Braut. Nachdem man durch die freie Zeche für bessere Gedanken empfänglich gemacht ist und der Zweck des Besuches bei zunehmender Fröhlichkeit theils durch die Rede, theils durch Gesang hinreichend ausgedrückt ist, so geschieht es, daß die Eltern der Braut die Freiergeschenke zu sehen begehren, welche hauptsächlich in Silbergeräth, als Löffel und Becher, oder auch in messingenen Kesseln bestehen. Nehmen die Eltern die Geschenke entgegen, so ist der Handel geschlossen, und man geht dann entweder sogleich oder an einem der folgenden Tage zum Priester, um die öffentliche Verkündigung zu verlangen. An Markttagen oder anderen großen Festen werden die meisten Verlobungen abgeschlossen; aber ohne Branntwein will sich das nicht gern thun lassen. Daher die lappische Redensart »mit Branntwein freien« d. h. einen förmlichen Heirathsantrag machen. Wenn indessen der Freier arm und die gewünschte Braut reich ist, so geschieht es leicht, daß der erstere seinen Branntwein in ein Danaiden-Sieb ausschüttet. — Das Taufen in einer Lappenhütte ist sehr beschwerlich, weil man wegen der Niedrigkeit nicht stehen kann und die Feuerstätte den Priester von den Taufzeugen scheidet. Man muß dabei knieen und liegen, und ebenso darauf achten, daß kein Hund kommt und den Wasserkübel umstürzt oder nicht etwa ein plötzlich aufflammender Hundekrieg

den ganzen Act mit Bellen und Beißen stört. — Seltsam ist es, daß die meisten Lappen Spitznamen haben, z. B. Perücke, für Jemand mit dickem, krausem Haar; Biber, wegen der großen hervorstehenden Zähne; Eule, wegen der pfeifenden Stimme; Art, weil Jemand eine Art als Streitwaffe gebrauchte; Glaser, weil er im Schlaf oder in der Trunkenheit ein Fenster zertrümmerte.

Die Lappen sind jetzt alle Christen; doch ist das Christenthum diesen frei umherschweifenden Naturkindern mehr nur eine aufgedrungene Religion, in deren äußeren Gebräuchen sich die Meisten mit dumpfen Sinnen, gleich Blinden im Sonnenschein, bewegen. Neuerlich ist unter ihnen ein merkwürdiger Mann, Niels Stockfleth, aufgetreten. Als Capitain und Ritter des Danebrogordens begann er im Jahre 1823 das Studium der Gottesgelahrtheit, erhielt 1825 die geistlichen Weihen und wirkt seitdem in den Finnmarken mit heiligem Eifer. Ueberall sucht er zu bessern und zu bekehren. Er schifft durch das stürmende Meer, er klimmt auf die wilden Gebirge, er ruft die Verlassenen zu sich und streut unermüdlich durch Lehre, Mahnung und Trost den heilbringenden Samen des Evangeliums aus. So ist Stockfleth der reisende Prediger unter den Lappen; der festangestellte Pfarrer wohnt in der Mitte der Finnmarken zu Kautokaino. Da liegt das einsame Pfarrhaus gleich einer Oase in der Wüste. Wer sie gesehen hat, diese nackte Wildniß, ohne Baum, ohne Strauch, mit den kahlen, zertrümmerten Felsen und den braunen Sümpfen; wer bedenkt, daß jenes öde Haus während der zwei Monate langen Winternacht von aller Welt geschieden dasteht, mitten unter Sturm und Schneewehen und bei einer Kälte, welche häufig bis auf 40 Grad steigt: der wird sich nicht wundern, daß zwei Pfarrer von Kautokaino nach einander in Tiefsinn verfallen sind, weshalb die Regierung den Aufenthalt daselbst jetzt auf den Zeitraum von sechs Jahren beschränkt hat. Die größte Schwierigkeit macht die Erlernung der lappischen Sprache, insofern diese in viele Mundarten zerfällt, überdies sehr mißtönig ist und eine große Zahl von Gurgel- und Kehllauten enthält, die dem Ohre weh thun und schwer nachzusprechen sind. Die meisten Lappen

verstehen weder Norwegisch noch Schwedisch, und nur mit den Quänern können sie sich leichter verständigen, da diese eine der ihrigen stammverwandte Sprache reden. Die Quäner sind nämlich eingewanderte Finnen, welche im vorigen Jahrhundert von der Ostsee herüber gekommen sind und sich als Ackerbauer und Fischer an den Küsten festgesetzt haben. Sie sind meist große starke Menschen, fleißig und rüstig, doch streitsüchtig und zornig. Die Lappen dagegen sind klein und die meisten Männer messen nicht viel über fünf Fuß. Doch kommt es vor, daß durch eine wunderbare Laune der Natur dann und wann einzelne Riesen unter diesem Volke erstehen. Man erzählte mir von einem Lappenmädchen in der schwedischen Lappmark, die sieben Fuß hoch sei, obgleich sie erst achtzehn Jahre zählte. Aehnliches hat sich öfter begeben.

Trotz ihrer Kleinheit sind die Lappen behend, ausdauernd bei den mühseligen Wanderungen durch die Sümpfe, Klippen und Felsen ihrer Gebirge, und so gewöhnt, schwere Lasten zu tragen, daß es nicht leicht ein Normann mit ihnen aufnehmen kann. Im Winter bedarf man ihrer am nöthigsten als Führer. Dann reisen die Kaufleute von Tromsöe, Hammerfest, oder wer sonst aus den Fjorden nach dem Süden will, über Kautokaino und Tornea die Küstenstraße hinunter bis Stockholm, und so fort nach dem südlichen Schweden und nach Deutschland. Dies ist der große Winterweg und der einzige, den man hat. Man miethet Rennthiere sammt Schlitten und Lappen, welche sich auf dieser unermeßlichen, ewig gleichen weißen Fläche, in der nicht das geringste Merkmal ist, so genau zurecht zu finden wissen, als gehe eine Heerstraße mitten durch. Der Reisende sitzt in dem Schlitten, der wie ein ganz kleines Boot aussieht und lappisch Pulk heißt. Er hat die Füße vor sich hingestreckt unter der geschlossenen Hälfte des Schlittens, er ist in seine doppelten Rennthierpelze eingehüllt, seine Pelzstiefel umschließen die Füße, seine lappische Pelzmütze den ganzen Kopf. Das Rennthier ist vorn an die Spitze des Schlittens mit einem Zugstrange befestigt, der ihm zwischen den Füßen durchgeht und sich am Halse mit dem Halfter vereint, den es trägt. Von diesem geht das Lenkseil aus, dessen Ende der Reisende um seinen

rechten Arm ſchlingt. Die Lenkung iſt ſehr einfach und beſteht nur darin, daß das Thier, wenn die Leine rechts herüber geworfen wird, zu laufen beginnt, wird ſie auf ſeine linke Seite geworfen, ſo ſteht es ſtill. Durch Schläge mit dem Lenkſeil kann man das ſäumige Thier antreiben und ſtrafen, aber man muß ſich hüten, es zu erzürnen. Es dreht ſich nämlich, wenn es böſe wird, kurz um, hebt ſich auf den Hinterfüßen empor und hämmert mit ſeinen Vorderhufen auf den Reiſenden los, der natürlich dabei aus ſeinem Schlitten längſt in den Schnee geworfen wurde. Das Beſte iſt dann, es ſo zu machen, wie die Lappen, welche in dieſem Falle ruhig liegen bleiben und ſo lange auf ſich losſchlagen laſſen, wie es dem Thiere gefällt. Bei den dicken Pelzen, welche man trägt, fühlt man die Hiebe gar nicht, und erſt wenn das Rennthier ſeinen Zorn erſchöpft hat, muß man aufſtehen und es durch Streicheln und gute Worte wieder in den Gang bringen. Solche Auftritte wiederholen ſich zuweilen, doch was ſoll man machen? Das Rennthier allein kann aus dieſer Schneewüſte bringen; würde man es verletzen oder gar tödten, ſo wäre man verloren. Leicht auch könnte es von der Bahn abweichen und ſich mit dem Schlitten in irgend ein jähes Felſenthal ſtürzen; denn der Boden, über den man fährt, iſt ein wildes ununterbrochenes Gemiſch von ſteilen Abfällen und hohen Felswänden. Oft ſtürzt der Schlitten um, aber das Rennthier hört darum nicht auf zu laufen. Der Reiſende ſitzt in dem kleinen Boote dicht auf dem Schnee; er wird auf dieſem fortgeſchleift, und muß den linken Arm immer benutzen, um das Gleichgewicht zu halten. Hinausgeworfen kann er aus ſeinem Korbe ſo leicht nicht werden. Wird er geſchleift, ſo muß er ſich und ſein Fahrzeug im vollen Laufe wieder aufzurichten ſuchen, was häufig erſt nach einer Weile gelingt. Im äußerſten Nothfall ruft er die Hülfe ſeiner Gefährten an; denn man reiſt ſelten allein. Ein Lappe im Rennthierſchlitten eröffnet den Zug, ein anderer ſchließt ihn und Beide führen das Gepäck. Sind Wetter und Thier gut, ſo kann man wohl zwanzig norwegiſche Meilen in einem Tage machen. Das Rennthier läuft im kurzen Trab, oder in Sprüngen galoppirend; wo es aber ſteil hinabgeht, ſchießt es blitzſchnell in die Tiefe und der

Schlitten ihm nach. So lange der Himmel klar ist und in der Winternacht die Sterne scheinen, weiß der Lappe den Weg immer zu finden. Wenn aber Schneestürme eintreten oder dichter Nebel und massenhafter Schnee kommt, so bleibt Nichts übrig, als Löcher in den Schnee zu graben, und dort geduldig zu warten, bis es besser wird. Das kann freilich oft einen Tag und länger anhalten, aber außer der Langenweile eines solchen Schneelagers empfindet der Reisende Nichts davon. Er ist bald zugeweht in dem weißen, feinen Bett und liegt in seinen Pelzen warm und gut. Seine einzige Sorge ist, daß die Rennthiere nicht entlaufen; aber diese begraben sich auch in dem wilden Wetter und die Lappen sorgen für das Uebrige. — Das ist die Rennthierpost für den Winterreisenden, und hieraus, so wie aus dem Verkauf der Thiere, Felle, Hörner ꝛc. erwirbt der Lappe wohl manchen blanken Speciesthaler. Silber lieben sie sehr, aber das Geld wird gewöhnlich irgendwo heimlich unter dem Gestein vergraben. Mancher stirbt darüber hin, ohne seinen Kindern den Schatz zu entdecken, der überdies auch oft nicht einmal von ihm selber wieder aufgefunden werden kann. Auf diese Weise geht viel Silber auf immer verloren.

Wenn der Lappe während des Winters in seiner, unter dem Schnee begrabenen Hütte wohnt, dann hat er nur die Heerde vor dem Wolf zu bewachen, der sie hungrig umschleicht. Einer aus der Familie muß zu dem Ende beständig die Aufsicht führen und auch des Nachts in Begleitung von mehreren Hunden wachen. Daher spielt auch der Wolf in den Volksliedern der Lappen eine Hauptrolle.

Lappisches Wolfslied.

Voi, voi, voi,
La, la, la,
Lu, lu, lu,
Fam, fam, fam,
Huo, huo, huo,
Dann macht er so*),
Wann er sich gesättigt.
Huo, huo, huo,
Vuoa, vuoa, vuoa.
Dann macht er so,
Wenn ein Rennthier er frißt.
Sobald er nur vermag,
Hebt er an zu singen:
Vuoa, vuoa, vuoa.
Und wann er ausgesungen,
Dann eilt er zum Walde,

*) Hierbei muß man sich des Lappen lebendiges, Alles ergänzendes Geberdenspiel hinzudenken.

Verbirgt sich im Walde.
Und dann kommt der Fuchs
In die Fußspur des Wolfes.
Er gräbt auf und frißt,
Und eilet der Spur nach,
Und wann er gefressen,
Hält er an seinen Lauf,
Und beginnt zu singen:
»Uvâá, uvâá, uvâá!«
So ist seine Stimme,
Wann den Fraß er vollendet;
So dankt er für die Speise,
Wann er gesättigt den Magen
Durch Großbruders Hülfe.

Während der langen Winterabende machen beim wärmenden Feuer einen Lieblingsgegenstand der Lappen Sagen und Märchen aus. Besonders kommen unzählige Sagen von Riesen vor. In einigen derselben wird der Riese oder Stallo als ungeschlacht, plump und einfältig vorgestellt; ihm gegenüber erscheint ein gewisser Askovis als listiger Bursche, und zwar als ein solcher, welcher nur im Kamin liegt, in der Asche gräbt, und an nichts Anderes, als an Schelmstücke und Bubenstreiche denkt. Geräth er nun in des Riesen Gewalt, so kommt es darauf an, sich durch Listigkeit zu retten; denn der Riese schont ihn nur in der Absicht, ihn gelegentlich aufzufressen. In einer solchen Geschichte, welche viel Aehnlichkeit hat mit dem Abenteuer des Odysseus in der Grotte Polyphems, betrügt Askovis den Stallo auf folgende Art. Stallo und er leisten sich Gesellschaft. Da stellt er sich, als ob er recht viele Gegenstände in weiter Entfernung sähe, und sagt: »Siehst Du denn nicht die wunderlichen Thiere, die dort jenseit der Wolken wandeln?« u. dgl. Stallo sieht natürlich Nichts, sondern bewundert, wie Askovis ein so gutes Gesicht habe. »Ach!« spricht Askovis, »das ist keine Kunst: man muß nur heißes Blei in die Augen gießen.« Stallo will sich nun der Kur unterziehen, aber Askovis stellt ihm vor, daß dies sehr schwer gehe. Ueberdies würde man Anfangs ganz blind, was aber gleichwohl innerhalb weniger Tage vergehe. Stallo ist hartnäckig, und will nothwendig ein gutes Gesicht haben. Askovis muß also mit der Kur daran: er gießt Blei in das eine Auge. Stallo jammert, aber bittet ihn, das Blei nur schnell auch in das andere Auge zu gießen. Dies geschieht. Nun ist Stallo blind, und Askovis soll mittlerweile dem Haushalte vorstehen, bis jener sein Gesicht wieder hat. Er schlachtet darauf einen fetten Hammel, und kocht ihn für sich; aber dem Stallo kocht er Fleisch von Stallo's eigenem alten Hunde, den er auch geschlachtet hat. Für sich schöpft er

Fett, um das Fleisch darein zu tauchen, aber dem Stallo Brühe aus dem Hundegeschirr. Als sie nun sitzen und essen, scheint es dem Stallo, als ob er eine aparte Speise habe, und er fragt: »Hör', mein Sohn, wie geht es zu, daß Deine Zähne tjem, tjem, aber meine tsam, tsam klingen?« — Noch geht Alles gut und friedlich zu, aber allmählig wird Stallo mißtrauisch und denkt daran, den Askovis zu hängen. Eines Morgens, als die Schafe herausgelassen werden, stellt er sich daher in die Thür und läßt sie nacheinander zwischen den Beinen durchpassiren. Askovis merkt Unrath. Schnell schlachtet er Stallo's besten Hammel, verkriecht sich selbst in die Haut und kommt in dieser Verwandlung ebenfalls heraus. Darauf sagt Stallo: »Nun, mein Sohn, komm jetzt auch heraus.« Askovis antwortet: »Mein lieber Großvater, ich bin bereits draußen.« Stallo verwundert sich darüber, aber Askovis nimmt von des Riesen Eigenthum, so viel er kann, und geht über alle Berge.

Vormals waren die Lappen große Zauberer, namentlich konnten sie Wetter machen und die norwegischen Fischer und Schiffer kauften von ihnen guten Wind. Zur Zeit der Hexenprozesse wurde Mancher wegen seiner Wettermacherkunst geköpft und verbrannt. Noch jetzt glaubt man, das schlaue Volk verstehe geheime Sprüche, um Krankheit an Vieh und Menschen auf die Nachbarn zu bringen. Die Lappen selbst tragen Amulete dagegen. Den heidnischen Opferdienst hielten ihre alten Vorfahren auf Felsenplatten oder in der Nähe eines Wasserfalles, der die Orgel bei ihren Gesängen vertrat. Ihre Orakel gaben sie mit Hülfe der sogenannten Lappen- oder Wahrsagertrommel, die einem Siebe mit einem darüber gespannten Rennthierkalbfelle ähnelte. Auf diesem Felle und dem breiten Rande waren eine Menge Figuren, Fische, Vögel und andere Thiere gemalt. Wollte man nun wahrsagen, so warf man Rennthierhaare in die Luft, welche man mit dem Trommelfell auffing, und nach den ungleichen Bildern, worauf sie niederfielen, wurde das Orakel gedeutet und dann unter Gesang, Tanz und Geberdenspiel verkündet.

An den Küsten von Finnmarken liegen eine große Menge tief in's Land geschnittener Fjorde. Im Meer von Loppe, genau unter dem 70. Grade, sieht man die nördlichsten Gletscher der bekannten Erde, welche sich im Jöckelfjord und Orfjord bis an den großen Stjernösund hinziehen. Loppe ist eine Felseninsel in den äußersten Scheeren. Hier war das Wetter so bös, wie noch nie. Schon in Tromsöe stürzten unaufhörliche Regengüsse; hier vereinte sich Sturm mit ihnen und warf uns auf den hohen Wogen des Oceans wild umher. Die gewaltigen Wogen des nördlichen Oceans haben Nichts gemein mit dem kurzen Wellenschlag der Binnenmeere; sie heben und senken sich mit einer Majestät, welche Ehrfurcht abnöthigt. Das sind keine Wellen, es sind Wasserberge, die schaumgekrönt in langen, unabsehlichen Zeilen heranziehen. Wenn das Schiff zwischen ihnen in die Tiefe sank, war nur der Himmel darüber zu entdecken. Von allen Seiten umringten es, hoch über Borde und Gestänge, die grün glänzenden Ungeheuer und drohten es zu verschlingen. In dem Augenblicke jedoch, wo sie darüber herfallen wollten, schleuderte eine unsichtbare Macht das Schiff auf den Gipfel und stürzte es im nächsten von Neuem in den Abgrund. An einer mehr als funfzig Fuß hohen Klippe brach sich das wüthende Element mit solcher Gewalt, daß die Wellen bis an seine Spitze emporschlugen und die Brandung darüber hinflog. Ich erhielt hiermit eine Probe von Dem, was diese Meere in den Herbst- und Winterstürmen leisten. Abends kamen wir nach Loppe und fanden hinter den Felsen größeren Schutz. Der Sturm hielt die Nacht über an, und warf das Schiff an den offenen Stellen noch arg umher, bis wir den Stjernöfjord passirt waren. Der Capitain fuhr während der Nacht durch den Stjernösund, und als ich am Morgen aufwachte, waren wir in Altenfjord, dessen hohe Fjellen im frisch gefallenen Schnee glänzten. Hier ist der letzte äußerste Punkt Europa's, wo es der Zähigkeit des menschlichen Willens und Fleißes möglich wird, dem Boden eine, wenn gleich noch so dürftige und spärliche Ernte abzupressen. Dennoch hat dieser Fjord einen Grad von Wohnbarkeit, wie keiner der südlicheren, aufzuweisen, seitdem eine Gesellschaft von Engländern im Kaafjord, einem Seitenarm

des Altenfjord, ein Kupferbergwerk begründet. Die Gesellschaft giebt vielen Hundert armen Menschen Nahrung und Kleidung; sie hat auf ihre Kosten zwei Schulen angelegt; sie besoldet die Lehrer, sie besoldet Aerzte und Beamte; sie hat eine Kirche erbaut, und so findet man mitten in dieser Einöde ein merkwürdiges Culturleben. Niedliche Häuschen liegen zerstreut an den Berglehnen, und geebnete Wege führen nach den übrigens nicht sehr ergiebigen Gruben, welche bis 600 Fuß tief in den Berg gehen. Auch dem Fremden tritt Alles tüchtig und wohlgeordnet entgegen. Es fehlt nicht an einem Salon mit allen Genüssen englischer Gastlichkeit, man findet hier eine Bibliothek, ein Fortepiano und sogar ein Billard. Fremde verweilen hier, wenn sie können, oft Wochen lang. Der Winter ist in Kaasfjord gewöhnlich nicht streng; im Innern des Alten aber ist eine Kälte von 30 Graden nichts Seltenes. Dagegen sind die eisigen Winde, welche alle Fugen und Ritzen der Häuser durchziehen, hier, wie in Hammerfest, eine große Plage. An den Gebirgen des Altenfjord hat wenigstens die Birke noch Kraft zum Wachsen. Auch die Fichte bildet starke Stämme, aber sie kann keine Aeste mehr bilden; schwarz und traurig läßt sie die Nadeln sinken und sieht wie verbrannt aus.

Auf einem Spaziergange den Fjord hinunter hatte ich Gelegenheit ein lappisches Abendbrot zu sehen. Drei Lappen mit einigen Hunden lagen um ein Feuer am Strande; einige Rennthiere weideten in den Büschen. Auf dem Feuer brodelte Wasser in einem Topfe; eben wurde dieser abgehoben und zeigte als Inhalt einen halb gahr gekochten Fisch. Die Lappen faßten herzhaft mit den Fingern zu und zerissen ihn in Stücke. Hierauf zog Einer aus seinem Hemde eine hölzerne Tabaksdose; in diese goß er aus einer Flasche eine Quantität Thran und tauchte die Fischstücke mit großem Behagen ein. Einer seiner Gefährten nahm ein Stück Kautabak. Aus diesem preßte er den braunen Saft zwischen seinen Zähnen aus und ließ ihn auf seinen Antheil am Abendbrot träufeln. Daran hatte ich genug gesehen. Uebrigens treiben die Lappen ihre Heerden oft nach den Inseln an der Küste herüber, auch wenn diese durch halbmeilenbreite Sunde vom Festlande getrennt sind. Die Familie setzt sich in

ein Boot, an welches einige Leitthiere, die Schlinge um ihre Hörner, befestigt sind, und die ganze Heerde folgt schwimmend diesen Führern: ein eben so wunderbarer als merkwürdiger Anblick.

Von Kaafjord aufwärts bis Hammerfest ist es nicht einen vollen Breitegrad, aber er reicht hin, um den letzten Rest des Pflanzenwuchses zu zerstören. Nichts als kahle Fjellen bekränzen diese Küsten, kaum daß in Spalten Birkengebüsch aufwuchert. Wir fuhren durch Wargsund (Wolfssund) und hier, wie schon früher in Skjernösund und an anderen Orten, waren an den langen Felsenwänden auffallend deutlich die Linien alter Wassermarken zu sehen, nach welchen der Wasserstand einmal dreißig bis vierzig Fuß höher gewesen sein muß, als jetzt. Diese Erscheinung erklärt sich aus einer fortgehenden Hebung der Küste.

Hat man Strömersund passirt, die Meeresstraße zwischen Fejland und Qualöer, und die Strudel hinter sich, welche hier, wie vor Tromsöe, mit heftigem Brausen die Fluth durch ein enges Felsenthor treiben, so erscheint erst die Kirche, dann die Bucht von Hammerfest, an deren Rande die Stadt liegt. Eine einzige Häuserreihe steigt auf, hinter der sich eine Mauer zertrümmerter Felsen erhebt. Hier liegt auf öden Klippen der letzte Stapelplatz des Handels und des europäischen Lebens, kaum zehn Meilen von der äußersten Spitze unsers Erdtheiles entfernt. Das Dampfschiff ist die Taube, welche Nachricht bringt von einer fernen besseren Welt; darum empfingen uns auch Schüsse und Freudengeschrei, und kaum fiel der Anker, so waren wir von Böten umringt, Lappen, Quäner, Kaufleute und wer sonst noch da wohnte, stiegen an Bord, Freunde begrüßten sich, und nun eilte Jeder an's Land zu kommen. — Hammerfest zählt 600 Einwohner, hat jedoch kein Gasthaus, folglich auch kein Unterkommen für den Fremden. Meine Wohnung während der Tage des hiesigen Aufenthaltes blieb daher das Schiff, was der Capitain freundlich gestattete; allein ich war doch nur während der Nachtruhe am Bord, denn auch die gastfreundlichen Familien in Hammerfest machten mir den Aufenthalt

ſo angenehm als möglich. Unſer Dampfſchiff ankerte mitten unter einem Dutzend der plumpen ruſſiſchen Fahrzeuge mit drei Maſten, die roh und ſchmutzig ſind, wie die Menſchen, welche ſie führen. Es gehört ein barbariſcher Muth dazu, ſich dieſen fürchterlichen Meeren in ſolchen Fahrzeugen anzuvertrauen. Von wohlgebauten Planken iſt bei ihnen nicht die Rede. Das Holzwerk iſt über einander gelegt und mit Weidenruthen genäht; damit fahren ſie um das ſtürmiſche Nordkap und durch das Eis- und weiße Meer bis Archangel, mitten durch Sturm, Klippen und Nebel, ohne daß einer der ſogenannten Capitaine den Gebrauch der Magnetnadel kennt. Die Ruſſen vom weißen Meere in ihren langen Kaftanen und rothen Bärten ſind aber eben ſo beherzte Seeleute, wie die alten Gothen, die übers ſchwarze Meer in Kuhhäuten fuhren. Außer den Ruſſen ankerten auch ein paar Hamburger und norwegiſche Briggs hier, welche Thran nach Deutſchland fuhren, und vom Ufer zogen unausgeſetzt die Düfte aus den Thranbrennereien, welche ich nicht eher los werden konnte, als bis wir Hammerfeſt verlaſſen hatten. Dazu kam, daß am Tage nach unſerer Ankunft drei Sloops Anker warfen, die von den Kaufleuten nach Spitzbergen auf den Wallroßfang geſandt waren, und längſt erwartet wurden. Große Freude verbreitete ſich; denn die Schiffe kamen reich beladen, ganz voll gepfropft mit Wallroßhäuten, Speck und Fiſchbein. Sie waren in zwei Tagen von Spitzbergen hergefahren, ſo nahe lag dieſe fürchterliche Inſel bei gutem Winde; aber ſie hatten lange Zeit dort an der Küſte umhergekreuzt, ohne einen Fang zu thun, bis ſie eines Nachmittags eine Schaar Wallroſſe entdeckt und in wenigen Stunden an fünfhundert davon getödtet hatten. Schalten wir hier ein Bruchſtück aus Mittheilungen über die Reiſe nach Spitzbergen ein.

»Als wir das Nordkap erreichten, war es Mitternacht, eine Nacht ohne Nacht. Hier ging die Sonne nicht mehr unter. Sie beleuchtete den Tafelberg, der, 900 Fuß über das Meer ſich erhebend, Europa's letzte Grenzſäule bildet. Es war windſtill, keine Woge rührte ſich. Ich fuhr zu dem Felſen, ich ſtieg hinan und pflückte um Mitternacht beim Sonnenſchein das nördliche Vergißmeinnicht; auch die Zwergmaulbeere (Rubus Chamaemorus)

wächst hier. — Als das Nordkap eben unserem Blicke entschwand, seufzte einer der Matrosen: »Wir sind nicht mehr in Lappland! Es fängt an kalt zu werden.« Auf der Hälfte des Weges nach Spitzbergen stieg das Bären-Eiland aus dem Meere, doch bald hüllte es sich in sein gewohntes Nebelkleid. Die Annäherung ward nun gefährlich; denn die Insel ist von Klippen umgeben und ohne Hafen. Am folgenden Tage sprang ich jedoch in ein Boot und landete an dem auf der Nordseite gelegenen Hause. Ein seltsamer Anblick: dies Gasthaus des Eismeeres, mit faulen Wallroßhäuten behangen, von tausend Todtenköpfen umlagert! Das Innere war reinlich. Ein Zimmer und ein Schuppen bilden den ganzen Raum. Im ersten standen vier Bettstellen, ein Tisch und zwei Bänke. Auch fanden sich mehrere Säcke Mehl, ein Faß mit gesalzenen Fischen, eine Säge und ein Beil. Das Meer ist gewöhnlich drei Monate lang vom Bären-Eiland bis Spitzbergen gefroren. Sobald das Eis aufbricht, folgt ihm das Wallroß gen Norden. Es ist ein eigentliches Eisthier; nur zwischen Schollen zeugt es seine gräßlichen Kinder. — Es war um die Mitte des August, als die Küste des Spitzbergischen Karlsland uns wie brennende Funken entgegenglühte; mehr und mehr erhob sich im Glanze der Sonne das weiße Gebirge über die dunkle Fluth. Wir versuchten eine Landung im Eisfjord, am festen Lande von Spitzbergen; aber dort, so wie an dem südlicher gelegenen Glockensund und Horasund blieb unser Streben vergeblich. Wunderbar schön war der Anblick dieser theils himmelblauen, theils weißen, theils maigrünen, theils röthlichen Schollen, die in tausendfachen Gebilden, als Tempel, Altäre, Felsen, Pilze, Molche und Drachen auf langen dunkeln Wogen einherschwebten. Wir fuhren immer so nahe wir konnten an's Eis. Nach mancherlei Kampf mit Stürmen, die Schneegestöber brachten, beschlossen wir endlich die Rückfahrt. Da kamen wir dicht vor Wallfischkopf. Es war windstill. Auf Schollen sanft gewiegt, schlummerte ein Heer von Wallrossen. Solcher Ueberfluß an diesen Seeungeheuern, wie hier, möchte wohl in keinem Theile Spitzbergens zu finden sein. Beim ersten Fange befanden sich ein Hengst und eine Stute zugleich auf einer Scholle. Im leichtesten der beiden

Boote saß ich mit einem Ruderer; im andern vier Lanzer mit einem Harpunier. Wir näherten uns. Der Harpunier stand vorn mit gehobener Waffe. Er warf zwei Harpunen hinter einander in die außer dem Wasser so schwerfälligen Thiere. Sie richteten sich auf, brüllten laut, und wälzten sich von der Scholle. Sie waren jetzt in ihrem eigenen Elemente. Ihre Natur schien verändert. Mit ungeheurer Kraft rissen sie das Boot hinter sich her, brüllend, und die glühenden Augen nach dem Feinde zurückgewandt. Es war ein schauderhaft schönes Gespann. Das Blut sprang in dicken Strahlen, die See ward roth. Erst nach oft wiederholten Stichen sanken die wüthenden Thiere. Nach Erlegung der ersten 5 bis 6 Stück schien ein allgemeiner Aufruhr das sonst so ruhige Volk zu beleben. Sie versammelten sich haufenweis, zu zwanzig bis dreißig. Ein furchtbares Gebrüll ertönte von nah und fern. Oft zerstießen sie die Boote mit ihren Hauern. Noch vor Kurzem wurde der Steuermann eines Flensburger Fahrzeuges von einem Wallroß getödtet. Sie äußern bei ihren Angriffen Muth und Wuth, und würden allerdings sehr gefährlich sein, wenn sie ihre Kräfte außer dem Wasser besser zu gebrauchen verständen. — Spitzbergen ist ungefähr zwei Mal so groß, wie die Schweiz. Genau läßt sich sein Flächeninhalt nicht bestimmen, weil es von so vielen, bisher noch unbefahrenen Sunden, Fjorden und Baien durchschnitten wird. Das Klima ist hier, nach einstimmigen Nachrichten, selten strenger als in Lappland, gewöhnlich gelinder. Die Nachtzeit wird erhellt von einem fast beständigen Nordlicht, das sich von Westen nach Osten verbreitet und den Tag vertritt. Schnee fällt nur wenig, da die Insel fast immer von Winden heimgesucht ist. Dagegen keimt hier noch manches Blümchen, z. B. ein weißes Cerastium, das Wollgras unserer Sümpfe, Eriophoron, und besonders viele Saxifragen. Auch findet man eine Baumart, die kleinste von allen, die sogenannte Krautweide, deren Gipfel kaum aus dem Mooſe hervorragt.«

Das glückliche Schiff war viel zu klein, um die große Beute aufzunehmen. Es mußte 168 Wallrosse liegen lassen, deren Fleisch nun eine Speise der weißen Bären wurde; denn wieder hin zu fahren, getraute man sich in dieser späten Jahres-

zeit nicht. Eben ſo gut, wie man in zwei Tagen herfuhr, konnte man viele Wochen brauchen und doch nicht hinkommen. Als eine Seltenheit hatte das Schiffsvolk einen jungen weißen Bären mitgebracht, ein wildes grimmiges Thier, das, ſo klein es noch war, in die Eiſenſtäbe biß, welche man ihm vorhielt. Auf ihren von Fett ſchlüpfrigen Verdecken wurden die ungeheuren Häute der Wallroſſe umher geſchleift und in die Vorrathsräume der Thranbrennereien geſchafft, wo der handhohe Speck davon losgelöſt wurde. Einen widerlicheren Geruch kann man ſich nicht denken; aber den Kaufleuten in Hammerfeſt dünkte er köſtlich, denn er brachte blankes Geld.

Daß Hammerfeſt nichts Bemerkenswerthes bietet, darf ich kaum hinzufügen. Am Waſſer hin ſtehen die Vorrathshäuſer der Kaufleute, die faſt ſämmtlich Kramhandel für Quäner und Seefinnen darin treiben, welche hier Pelze, Decken, grobes Wollenzeug, Branntwein, Mehl, Stricke, Eiſenwerk und Alles, was ſie ſonſt bedürfen, finden. Dieſelben Kaufleute machen aber auch ſehr bedeutende Geſchäfte nach Deutſchland und Rußland und befrachten ganze Schiffe aus ihren Magazinen. Der eigentliche Hafen von Hammerfeſt iſt klein, die Rhede dagegen den Weſtſtürmen preisgegeben. Ein hoher Felsblock, Friefield genannt, ſteigt an ihrem äußeren Rande aus den Fluthen; an ſeinen jähen, ſchwarzen Seiten zerſplittern die Wellen, welche von Soröe herüber kommen. Das Klima iſt hier durchaus veränderlich. Es iſt nicht ſo kalt, wie man denken ſollte, denn die Kälte ſteigt ſelten über 12 Grad, aber es wechſelt beſtändig. Iſt eine Woche anhaltender Froſt geweſen, ſo wendet es ſich zu Regen, oder ein heftiger Schneefall folgt dem andern. Dabei ſtürmt es faſt beſtändig, und dies macht den Aufenthalt um ſo unerträglicher; den größten Theil der beſſeren Jahreszeit aber, die hier keine beſſere Jahreszeit iſt, hüllen Nebel Land und Meer ein. Die lange Nacht iſt hier in Hammerfeſt noch mehr als in Tromſöe die Zeit der Ruhe für alles Handelsleben. Das Waſſer iſt öde, die Fiſche haben Frieden, der ſchmutzige Seelappe und der nordiſche Fiſcher liegen in Erdhütten am qualmigen Feuer und warten dort im trägen Winterſchlafe, bis der neue Tag erſcheint. Die Kaufleute bringen ihre

Bücher in Ordnung und dann sitzen sie wohl am Spieltische Tag und Nacht, halten Bälle und Schmausereien, spielen sogar Komödie auf einem kleinen Privattheater, und sehnen sich endlich unruhig nach der Zeit, wo der Lichtstreif im Osten hervorbricht. Die Zeit der langen Nacht ist doch nicht ganz so, wie wir sie uns vorstellen. Die Sonne geht freilich acht Wochen unter den Horizont, und vier Wochen lang, von Mitte December bis Mitte Januar, ist tiefe Finsterniß, wo beständig Licht gebrannt werden muß. Indeß ist sie doch nicht so schwarz, daß nicht bei hellem Wetter zur Zeit der Mittagsstunde eine Art Dämmerung einträte, bei der man am Fenster auf eine halbe Stunde oder eine Stunde lesen könnte. Die Sterne stehen dabei glänzend hell am Himmel; Nordlichter jedoch sind auch hier seltener, als mehr südlich. Ist trübes Wetter, so herrscht die finsterste, ununterbrochenste Nacht. Mitte Januar wird die Dämmerung lichter, und ist der Tag erst einmal angebrochen, so wächst er auch rasch. Nun gleicht die Natur den Unterschied aus und im Juni und Juli beschreibt die Sonne Kreise um den Himmel, ohne sich jemals vom Horizont zu entfernen. Der ganze Unterschied zwischen Mittag und Mitternacht ist dann, daß die Strahlen etwas bleicher und matter werden, ohne daß sie aufhörten, die belebende Wärme zu verlieren. Es ist sehr eigenthümlich, daß, so lange diese tageshelle und sonnenvolle Nacht dauert, der Wind ganz schweigt und eine durch Nichts gestörte Ruhe in der Natur herrscht, als wolle diese gleichsam dadurch die Zeit des Schlafes ankündigen. Mit dem Morgen erhebt sich der Wind wieder und die Wetter werden losgelassen. Die Sonne der Nacht scheint aber oft so heiß, daß sie lästig werden kann. Ein Bekannter erzählte mir, daß, als er sich in Hammerfest auf einem Ball befand und gerade um Mitternacht an den Bord des Schiffes zurückfuhr, die Sonne so mächtig war, daß er den Rock auszog. Als er darauf das Thermometer nahm, zeigte es 18 Grad. Dieser anhaltende Tag und Sonnenschein macht es auch allein möglich, daß in Alten und in anderen geschützten Orten noch Ernten möglich sind. In Hammerfest ist kein Gärtchen zu sehen, wie in Tromsöe. Vor einem Hause fand ich ein Gehege, vier oder fünf Schritt groß und zwei breit. Grün-

Büsche mit weißen Blüthen standen darin: es waren Kartoffeln, die hoch aufgeschossen, das war das Einzige, was ich entdecken konnte.

Ich machte einen Ausflug in's Innere der Insel Qualöe, auf der sich Hammerfest befindet. Ueber der Stadt liegt der Tyvefjeld: steile, nackte und zertrümmerte Felsen von 1200 Fuß Höhe, welche nach dem östlichen Theil der Insel noch weiter emporziehen. Steigt man vom Strande über einen Wall, oder Eick, durch welchen ein Bach, der unten eine Mühle treibt, sich brausend seinen Weg gegraben, so liegt ein See vor uns, rings von Sümpfen eingeschlossen, von welchen sich die Berge erheben. An diesem See liegt eine Ziegelei und dahin führt ein Weg, der einzige auf dieser Insel: sonst liegt Alles wüst und braun, und nur die röthlichen Blätter des Moltebeerkrautes zeigen an, daß diese nützliche Frucht auch hier wächst. Von der Höhe des Tyvefjeld sieht man in Thäler hinab, wo Birkenbüsche wuchern, welche sich nicht mehr zum Baum erheben können. Zitternd schlingt die Zwergbirke ihre harten kleinen Blätter um das Getrümmer; zwischen den Sumpfgräsern bilden die Moose Eilande, auf welchen man vorsichtig wie auf schwankenden Brücken weiter schreitet. Und Nichts als diese unwirthliche Oede, Nichts als zahllose kleine Thäler erblickt man. Sümpfe, Felsenmassen und die schneebedeckten Gipfel von Fjeldland, deren frischblendendes Weiß die fürchterliche Nähe des Winters ankündet: das ist der Gesichtskreis. Nichts ist mir so traurig und entsetzlich vorgekommen, wie diese Insel. Das Festland des hohen Finnmarken zeigt dagegen doch Fjorde, mit Bäumen oder Wald bekränzt. Aber wer hier auf Qualöe geboren ist, der liebt seine Einöde ebenso sehnsüchtig, wie der Lappe seine Rennthieralpen oder der Grönländer seine Eisbuchten. Man erzählte mir von der Tochter eines reichen Handelsherrn, welche einen Beamten geheirathet hat, der in der schönsten Gegend des Landes wohnt; sie aber sehnt sich unaufhörlich nach Hammerfest zurück. So kehren auch die wieder, welche Reisen nach Frankreich und Italien machten, und wenn man sie hört, sollte man meinen, nirgend in der Welt sei es besser, als hier.

Am Abend vorher, ehe unser Schiff den Hafen verließ,

war im Casino, dem Gasthause der Kaufleute, ein großer Abschiedsball. Es fehlte nicht an jungen rüstigen Damen, nicht an dem Ballputz der großen Welt. Alt und Jung tanzte bis gegen Morgen, bis die Kraft der beiden Violinspieler von Hammerfest vollkommen erschöpft war. Gleich darauf traten wir unsere Rückreise an. Die Kanonen donnerten vom Lande und von den Schiffen, Hurrah's erschallten, Abschiedsgrüße begleiteten uns, bald verschwand die Stadt in der Bucht und mit frohem Herzen sah ich den Bugspriet nach Süden gerichtet.

Gegen Ende September war ich wieder in Drontheim. Die späte Jahreszeit machte sich streng geltend; Stürme und Regengüsse wollten nicht aufhören. Schon auf meiner Hinreise sah ich überall Schneepflüge, wie Wahrzeichen aufgerichtet. Es sind dies Schlitten, die vorn in einen allmählig zugespitzten Kiel auslaufen; damit fährt man über die Schneelager und ebnet die Bahn auf der Straße. Tief hinein in's Hochgebirge, wo es keine Straßen giebt, ist der Schneepflug auch überflüssig. So lange es stürmt und die weiche Masse fällt, bleibt Jeder in seiner Hütte. Wenn aber die Kälte kommt und der Schnee fest wird, dann ist es Zeit für den kühnen Gebirgsbewohner, seinen Nachbaren Besuche zu machen. Er holt die Schneeschuhe hervor, und nun geht es lustig über die blanken Flächen; Berge hinauf und mit Vogelschwingen hinab; über Abgründe, über Seen, über schroffe Klippen, an senkrechten Wänden hinunter, die jetzt von den Schneelagern zu Eisrutschbahnen umgeformt sind; Nichts hält ihn auf. Auch die gebildeten Familien kommen im Winter häufig zusammen. Die Schlitten fahren über die gefrorene, feste Decke leicht und schnell dahin; große Strecken lassen sich in kurzer Zeit zurücklegen, und wenn man einen Besuch macht, geschieht es nicht auf Stunden, sondern man vereint sich auf mehrere Tage, und erschöpft dann alle Genüsse, welche ein geselliges, festliches Zusammensein gewähren kann. So ist der Winter häufig die Zeit größeren Vergnügens, als man bei uns meint. Auch ist der nordische Winter beständiger und darum besser, als in der norddeutschen Ebene. Bis Drontheim hinauf und bis an die Südspitze des Landes ist gewöhnlich von December bis März, zuweilen auch bis April Eis und Kälte

mit weniger Unterbrechung vorherrschend. Der October und November sind voll Sturm, Regen und abwechselndem Frost- und Thauwetter; im December fällt der Dauerschnee, und die nächsten Monate bleibt anhaltender Winter. Die Kälte steigt dabei auf zwanzig Grad und darüber. Daß im innern Lande und auf den Gebirgen eine strengere Kälte herrschen muß, als in der Nähe des Meeres und in tiefen, geschützten Thälern, ist leicht zu ermessen. Einen großen Unterschied zwischen dem Klima von Norddeutschland und den südlichen Theilen von Norwegen muß man sich aber nicht denken. Die Kälte steigt bei uns zu derselben Höhe, wie dort, ist jedoch bei weitem nicht so anhaltend: das ist der hauptsächlichste Unterschied. Die Erfahrung, daß auf jeder Halbkugel der Erde die östlicher gelegenen Landestheile kälter sind, macht sich auch hier geltend: Schweden ist bei weitem kälter als Norwegen. Hier an der Westküste der skandinavischen Halbinsel bleiben die Fjorde und das Meer beständig offen; Fruchtbäume tragen reife Früchte bis zum 64. Grade; Gerste wird noch unter dem 70. Grade gebaut. In Drontheim, unter dem 63° 15′, steigt die Kälte selten über 12 Grad, während sie in der Bergstadt Röraas, die beträchtlich südlicher liegt, über 30 Grad hinaus steigt. Merkwürdig ist auch, daß gerade in den südlicheren Theilen des Landes die höchsten Gebirge*) liegen, im Norden aber, der sonst im ewigen Schnee und Eis erstarrt läge, diese so niedrig werden, daß nur an einzelnen Punkten eine Gletscherbildung möglich ist. So kann denn dort wenigstens der Lappe mit seinem Rennthier umher wandern, und Gras und Moos bedecken einen Theil des Jahres die ungeheuren Steppen und Hochsümpfe, in welche die Schneefelder zerschmelzen.

Mein Aufenthalt in Drontheim war diesmal nur kurz. Als ich meine Rückreise in die Heimath fortsetzen wollte, wurde bei einem Abschiedsmahle unter Anderm folgendes Lied gesungen, das von dem Verfasser, dem Bischof Johann Nordahl Bruun zu Bergen, in eine einfach schöne Melodie gesetzt ist:

---

*) Den Centralknoten bildet das Dovrefield, wo der Skagestöl-Tind 7600 und der Sneehätten 7100 Fuß über den Meeresspiegel aufsteigt.

Lied der Norweger.

Wenn ich wohne auf dem hohen Fjell,
Wo der Lappe das Rennthier niederknattert,
Wo sprudelt wild des Wassers Quell,
Und im Haidekraut das Steinhuhn flattert —
Durch Zaubersang beschwör' ich dann
Die Schätze, die im Steinspalt liegen,
Halt' Wein im Keller als reicher Mann,
Leb' sorgenlos zu meinem Vergnügen.
Der Fels, der die Tanne trägt auf der Spitz',
Ist munt'rer Seele freier Sitz;
Tief unten das rauschende Weltgetümmel
Reicht nicht hinauf zu meinem Himmel.

Wenn ich wohne in dem grünen Thal,
Wo der sanfte Fluß durch Au'n sich wendet,
Wo mir die Laubhütt' wird zum Saal,
Wo die wachsende Saat mir Nahrung spendet,
Wo munter trippelnd Schaf und Lamm
Vom Laube nippen und Ochsen brüllen —
Dann veracht' ich allen Flitterkram
Und Renten, welche die Kisten füllen.
Von meinem lieben, friedlichen Thal
Seh' ich manch' hohen Hauptes Fall,
Sitz' auf dem Hügel in sicherer Weise
Und leer' den Pokal in der Freundschaft Kreise.

Wenn ich wohne an dem nackten Strand,
Auf der Eier-Insel zwischen den Wogen,
Wo der Hering steht an der Klippenwand,
Und der Vögel Schaar kommt nachgezogen —
Dann thu' ich einen Zug sogleich,
Daß mein Boot nicht vermag die Last zu tragen;
Fühl' mich beglückt, zufrieden und reich,
Und laß den Geizhals jammern und klagen.
Mir genüget Ein Gericht auf dem Tisch;
Mein Wahlspruch ist: Es schwimme der Fisch!
Ich trinke das Glas mit Jubiliren:
Des Fischfangs Segen möge floriren!

Laßt uns singen den Berg, das Thal, den Strand
Mit Reichthum an Gold, an Brot und Fischen!
Schenkt voll die Gläser bis zum Rand
Mit Wein, ohn' Wasser drein zu mischen:
Norwegen ist nicht dürr und wüst,
Natur giebt Freuden ihm die Fülle!
Mag, wer einmal ein Türke ist,
Im Winkel sitzen düster und stille —
Ein blühend Glück es Dem bedeute,
Der liebt unser Land und unsre Leute!

Druck der Phil. Reclam'schen Officin in Leipzig.

Ansicht des Nordcaps

Die Weltkunde

in

einer planmäßig geordneten Rundschau der wichtigsten neueren Land- und Seereisen

für

das Jünglingsalter und die Gebildeteren aller Stände,

auf Grund des Reisewerkes

von

Dr. Wilhelm Harnisch

dargestellt und herausgegeben

von

Friedrich Heinzelmann.

Zweiter Band.

Reisen nach Färö, Island, Sibirien und den Nord-Polarländern.

Leipzig, 1847.

Verlag von August Weichardt.

Reisen

nach

Färö, Island, Sibirien

und den

Nord-Polarländern.

Zweiter Band.

Mit einem Stahlstich und einer Karte.

Leipzig, 1848.
Verlag von August Weichardt.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Carl Julian Graba's Reise nach Färo.

Seite.

Einleitung 3

Erstes Kapitel.

Ueberfahrt von Kopenhagen. — Sturm. — Landung in Thorshavn auf Stromoe. — Lage und Bauart der Stadt. — Tracht der Färinger. — Die Umgegend 5

Zweites Kapitel.

Fahrt nach Kollefjord. — Die Boote der Färinger. — Die Kirche und der Prediger von Kollefjord. — Bewirthung in einem Bauernhause. — Einrichtung der Häuser und der Gehöfte. — Weiße Raben. Fahrt nach Naalsoe und Naes. — Häusliches Leben der Färinger. — Unterricht der Kinder 15

Drittes Kapitel.

Fahrt nach Saxen auf Nordstromoe. — Lage von Saxen. — Versammlung der Färinger bei Gelegenheit einer Versteigerung. — Großartiger Anblick der Küste. — Vogelberg auf Nordstromoe. — Der Vogelfang auf Färö 25

Viertes Kapitel.

Der Kriim. — Fahrt nach Waagoe. — Die Predigerwohnung Jensegierde und Ausflüge in die Umgegend. — Hochzeitsgebräuche. — Zähmung eines Rosses. — Gefahrvolle Rückfahrt von Naalsoe. — Fahrt nach dem großen Dimon. — Halsbrechende Landung. — Die größten Vogelberge. — Lebensgefahr des Verfassers auf Sandoe. 37

Fünftes Kapitel.

Fahrt nach Suderoe. — Das Wolle-Abreißen der Schafe. — Eigenthümliche Beschaffenheit der Insel. — Sonderbarer Fang des Finnwales. Seehundsjagd auf Wideroe. — Wallfischfang bei Thorshavn. — Abfahrt von Stromoe 54

II.

Ebenezer Henderson's Island verglichen mit der Reise des Dr. Thienemann.

Einleitung 67

Erstes Kapitel.

Ueberfahrt von Kopenhagen nach Island (Th.*)). — Helsingör. — Hafen von Arendal und Großehaun in Norwegen. — Merkwürdige

*) Th. Thienemann, H. Henderson, B. Barrow, Pf. Ida Pfeiffer, M. Mackenzie, Z. Zusätze des Herausgebers.

Seite.

elektrische Entladung — Reikjavik und die Umgegend (B.). — Bessestad. — Vorbereitungen zur Reise ins Innere (H.). — Isländische Pferde 72

Zweites Kapitel.

Reise nach den Geisern. — Mossfell. — Thingvalla-See. — Gebirgsspalte Almannagaia. — Dorf Thingvalla; Lögberg. — Felsenspalte Hrafnagiaa. — Pachthof Laugarvalla; isländische Kühe, Schafe und Ziegen. — Die Ebene der Geiser (die Skizze nach B.) und ihre Ausbrüche (die Erklärung derselben nach Th.) 87

Drittes Kapitel.

Reise nach Husavik. — Aussicht vom Blaafell. — Hvit-aa. — Weg durch die Wüste zwischen dem Langa- und Arnafell- oder Hof-Jökul. — Thal des Eyafjord. — Meierhof Tiörnabá; die isländischen Bauerhäuser. — Grund. — Akur-Eyri. — Ausflug nach Holum. — John Thorlakson. — Hialtedals-Heide; Bergstürze. — Holum. — Kost der Isländer. — Der isländische Falke, der Rabe, das Schneehuhn (Th.). — Gottesdienst in Haals. — Tracht der Bauerfrauen. — Lax-aa; Lachsfang mittelst eines Hakens. — Husavik. — Treibeis; Meeresstrand; Seehunde; Grims-ey; Wasservögel; Abschied vom Meeresstrand (Th.) 103

Viertes Kapitel.

Fahrt nach dem Krabla. — Der Meierhof Reykium. — Die heißen Quellen von Reikjawerf. — Sandwüste und mächtiger Lavastrom. — Reykjahlid. — My-vatn oder Mückensee. — Die Schwefelberge am Krabla. — Die kochenden Quellen. — Die Hölle. — Aussicht vom Krabla. — Der Obsidianberg. Gefahrvolles Ueberfetzen über den großen Jökuls-aa. — Grimstad; Familien-Verhältnisse und Leiden der Isländer (Th.) 121

Fünftes Kapitel.

Reise an der östlichen und südlichen Küste der Insel bis nach Reikjavik. — Smörvatns-Heide. — Der Gletscherfluß mit der Brücke. — Das isländische Moos. — Eskifjords-Heide. — Uebernachten in der Staps-Heide. — Breidalthal. — Eydal. — Fahrt über den Berufjord bis Diupavog. — Lousheide. — Pfarrei Stafafell. — Der reißende Gletscherfluß Jökuls-aa i Lon. — Ueberfetzen über den Fluß (nach Th.). — Prachtvolle Aussicht am Hornafliot. — Natürliche Bauwerke. — Kalfafell. — Der wandernde Breidamerk-Jökul mit Bemerkungen dazu nach Th. — Paulson's Besteigung des Oeräfa-Jökul. — Ausbruch des Jökuls im Jahr 1727 und Ueberschwemmungen bei der Pfarrei Sandfell. — Der Meierhof Skaftafell-Skeider-aa. — Ausbruch des Skaptaar von 1783. — Das Hospital Hörgland und der nordische Aussatz (Th.). — Kirkiubär. — Myrdals-Sand und das isländische Getreide. — Ausbrüche des Kötlugiaa von 1625 und 1755. — Nächtliches Bivouak hinter Byk-Solheima-Odde. — Besteigung des Hekla nach Th. und Pf.; die Ausbrüche von 1766 und 1845. — Eyrarbacka; Rennthierheerde. — Schwefelberge von Krisuvik (nach M.). — Ankunft in Reikjavik 134

Sechstes Kapitel.

Seite.

Aufenthalt auf Island im Winter. — Treibeis. — Der weiße Bär und der Schneefuchs (Th.). — Die Fischfangsjahrszeit — Der Kabliau (Th. und Z.). — Die Winterpost und die Schneeschuhe (Th.). — Lebensordnung der Isländer im Winter (Th. u M.). — Die isländische Edda und die nordische Götterlehre; Sagen; das Männchen am See; der Schmaus der Zwerge (Z.). — Das Nordlicht (Z.) . 161

Siebentes Kapitel.

Gesellschaftliches Leben in Reikjavik; Ehrlichkeit der Isländer; das Tabakschnupfen (Pf.). — Reise nach dem Norden. — Indreholm. — West-Skarsheide. — Ritt am Meeresstrand. — Stadarstad; Rückblick auf die Küste. — Stappen; Basaltpfeiler von Höskuldstadt; Haifische. — Besteigung des Snäfell-Yökuls. — Paß von Bulandshöfder. — Pfarrei Breidabolstadir; Rückblick auf die Halbinsel Thorsneß-Hwam. — Fahrt nach Flatey und die Eidervögel (H. u. Th.); Videy (M.). — Surturbrand. — Die Mitternachtssonne auf der Holta-vördur-Heide. — Reikhollt; Snorro Sturluson. — Höhle Surfhellir. — Rückkunft nach Reikjavik; Lachsfang. — Abschied von Island (nach Th.) 191

III.

Reise des kaiserlich russischen Flottenlieutenants Ferdinand von Wrangel längs der Nordküste von Sibirien und auf dem Eismeere.

Einleitung. 213

1. Kapitel. Reise von St. Petersburg über Jakuzk nach Nis'hne Kolymsk an der Kolyma 221
2. Kapitel. Die untere Gegend der Kolyma und ihre Bewohner. Leben in Nis'hne Kolymsk 235
3. Kapitel. Erste Eisfahrt auf dem Meere nach dem Cap Schelagskoj 250
4. Kapitel. Fahrt des Herrn von Matiuschkin nach Ostrownoje und der dortige Markt 257
5. Kapitel. Zweite Eisfahrt, nördlich von dem kleinen Baranow-Felsen, zur Aufsuchung des angeblichen großen Nordlandes . . . 266
6. Kapitel. Der Frühling in Nis'hne Kolymsk. Fahrt nach der Mündung der Kolyma. Reise zu den Sredne-Kolymskischen Jakuten 273
7. Kapitel. Reise des Herrn von Matiuschkin längs dem kleinen und großen Aniuj-Flusse 277
8. Kapitel. Dritte Eisfahrt, nördlich von dem großen Baranow-Felsen und Rückkehr über das Cap Schelagskoj 286
9. Kapitel. Reise durch die steinige Tundra im Sommer 1822. . 295
10. Kapitel. Reise des Herrn von Matiuschkin durch die Tundra östlich von der Kolyma bis zur Tschaunbucht im Sommer 1822. . 308
11. Kapitel. Vierte Eisfahrt und Aufnahme der Küste bis zu der Insel Koliutschin im Jahre 1823. 326
12. Kapitel. Rückreise von Nis'hne Kolymsk nach S. Petersburg . . 347

IV.

Zweite Entdeckungsreise des Capitain John Roß nach den Gegenden des Nordpols.

Seite.

Einleitung 355

Erstes Kapitel.

Fahrt durch den Georgs- und Nord-Canal. Sturm. Eisblink. Erste Ansicht von Grönland. Einfahrt in die Davisstraße. Das grüne Land. Holsteenborg. Grönländische Pflanzenwelt. Disco-Insel. Sommer in der Baffinsbai. Luftspiegelungen. Einfahrt in den Lancaster-Sund und die Prinz-Regents-Straße 366

Zweites Kapitel.

Landung auf dem Furienstrande und Einschiffung der Vorräthe. Fortsetzung der Fahrt im Boothia-Busen. Brown-Insel. Bjornsterna-Bai. Elisabeth-Hafen. Gefahrvolles Kämpfen mit dem Eise. Insel Andreas Roß. Einfrieren im Victoria-Hafen. Bärenjagd und Bemerkungen darüber. Einrichtung des Winterquartiers. Himmelserscheinungen. Das Nordlicht. Bemerkungen darüber (nach A. v. Humboldt). Die Polarnacht. Ende des Jahres 1829 376

Drittes Kapitel.

Erstes Zusammentreffen und Verkehr mit den Eskimos. Uebersicht des Januar, Februar und März 1830. Die ersten Ausflüge des Commandeur Roß nach Neitchilli. Ermittelung des Schagavoke. Bemerkungen über den Schnee 392

Viertes Kapitel.

Naher Bruch mit den Eingeborenen, und Ausflug des Commandeur Roß nach Norden. Jagd auf einen Moschusochsen. Erzählungen, Sitten und Gefräßigkeit der Eingeborenen. Schneewasser. Ausflug des Capitain Roß bis zur Spence-Bai und des Commandeur Roß bis zur Victoria-Spitze. Fischfangsexpedition des Capitain Roß. Befreiung der Victoria aus dem Eise und kurze Fahrt; dann Einfrieren. Winter $18\frac{1}{11}$. Ausflug des Commandeurs Roß zur Entdeckung des magnetischen Poles. Neues Winterquartier im Mundy-Hafen. Winter $18\frac{1}{11}$. Entschluß, das Schiff zu verlassen . . . 411

Fünftes Kapitel.

Abschied von der Victoria und Landreise bis zum Furienstrande. Aufbau von Somersethaus. Vordringen bis zum Cap Seppings und Rückkehr nach Somersethaus. Winter $18\frac{3}{4}$. Einsturz eines Berges. Harren auf Erlösung in der Batty-Bai. Abfahrt und Aufnahme am Bord der Isabella. Der Fang des Wallfisches und Bemerkungen darüber (nach Manby). Rückkehr nach England 440

Carl Julian Graba's

Reiſe nach Färö.

Einleitung.

Die Färö-Gruppe, welche auf dem halben Wege zwiſchen Schottland und Island liegt, wurde zuerſt im 9. Jahrhundert durch ausgewanderte Normänner bekannt, welche ſich hier anſiedelten. Es ſind 25 größere und kleinere Eilande, welche zuſammen 40 Quadratmeilen einnehmen. Alle ſind felſig; 17 ſind bewohnt, 8 aber nur grasreiche Klippen. Die Zahl der Einwohner beträgt 7000 (1840). Färö gehört der Krone von Dänemark und wird in ſieben Kirchſpiele getheilt. An der Spitze der Verwaltung ſteht ein Amtmann und unter ihm die ſogenannten Syſſelmänner in den Kirchſpielen. Oberſte Gerichtsperſon iſt der Landvoigt. Der Sitz des Amtmanns iſt der Hauptort Thorshavn auf Stromoe, der größten Inſel von 6½ □ Meile.

Der vollſtändige Titel unſers Reiſewerkes lautet: Tagebuch, geführt auf einer Reiſe nach Färö*) im Jahre 1828 von Carl Julian Graba, Advocaten in Kiel, mehrerer naturhiſtoriſchen Geſellſchaften correſpondirendem Mitgliede.

*) Färö ſchreibt der Verfaſſer nach der richtigen Benennung in däniſcher und in der Landesſprache. Faroer bedeutet ſchon die fernen Inſeln, folglich darf man nicht Faroer-Inſeln ſagen. Diejenigen, welche Farder ſchreiben, leiten den Namen von den dort heimiſchen wilden Schafen (Faar) ab.

Hamburg bei Perthes und Beſſer. 1830. Der Verfaſſer iſt, wie wir ſchon aus dieſem Titel ſehen, ein Naturkundiger, und hatte eigentlich den Plan, auch die Schetlands, Orkneys und Hebriden zu beſuchen, um die daſelbſt hauſenden zahlreichen Geſchlechter der Vögel kennen zu lernen. Indeß fehlte ihm dazu die Schiffsgelegenheit; auch konnte er die Erfüllung dieſes Wunſches um ſo eher verſchmerzen, als grade Färö in jener Hinſicht am merkwürdigſten iſt. Der Verfaſſer fuhr am 23. März 1828 um 6 Uhr Morgens von Kiel ab und ging am Tage darauf um 10 Uhr Morgens auf der Kopenhagener Rhede vor Anker. Vierzehn Tage mußte er in der Reſidenz verweilen, ehe er die Reiſe mit ſeinem Gefährten, dem damaligen Forſtkandidaten Chriſtianſen, fortſetzen konnte. Während dieſer Zeit vervollſtändigte er ſeine Ausrüſtung. Hören wir das Weitere aus ſeinem eigenen Munde.

Erſtes Kapitel.

Am 9. April um 10 Uhr Morgens verließen wir die Rhede von Kopenhagen und ankerten um 9 Uhr Abends bei vollkommener Windſtille in Helſingör. Am 10. gegen Morgen erhob ſich ein friſcher Südoſt. Die Fahrt ging nun mit vollen Segeln raſch von ſtatten, indem wir ſieben Knoten machten, d. h. ſieben Meilen in der Wache, einer Zeit von vier Stunden, während welcher die Lenkung des Schiffes der einen Hälfte der Matroſen und einem Steuermann anvertraut iſt. Wir ſegelten einige Meilen von der ſchwediſchen Küſte entfernt, an dem hohen Kullen mit ſeinen Leuchtthürmen, an den Städten Warburg und Falkenberg vorüber. Als wir uns Abends in unſere Kojen (Schlafgemächer) begaben, hatten wir ſchon die beiden Feuer von Niddingen paſſirt, und befanden uns beim Erwachen am 11. hinter Skagen in offener See. Am 12. Mittags erreichten wir die Küſte von Norwegen und fuhren längs derſelben bis zur ſüdlichen Spitze, dem Kap Lindesnaes, welches Abends um 6 Uhr umfahren wurde.

Die Anſicht der norwegiſchen Küſte, die ich in einer Strecke von etwa zwölf Meilen durch mein Frauenhoferſches Fernrohr ſehr deutlich ſehen konnte, beſteht aus 500 bis 1000 Fuß hohen ſteilen Klippen. Sie bilden eine Reihe zuſammenhängender großer und kleiner Meerbuſen, die wieder durch unzählige In-

seln und Scheeren verdeckt werden, und bekommt das Ganze dadurch ein starres, rauhes und unheimliches Ansehn. Im Hintergrunde erblickt man das emporsteigende Fjeld mit einzelnen hervorragenden Schneebergen. Längs der Küste sind in der Entfernung von zwei zu zwei Meilen bis zum Kap Lindesnaes hohe Merkzeichen für die Seefahrenden errichtet, da die Einförmigkeit des Anblicks durchaus nicht unterscheiden läßt, auf welchem Punkte man sich befindet. Unser Capitain, der diese Gegend gewiß nahe an hundert Mal passirt hatte, war, als wir uns der Küste bis auf eine Entfernung von zwei Meilen näherten, nicht im Stande zu sagen, wo wir wären, bis er durch sein Fernrohr das erste Merkzeichen entdeckt hatte. Am Kap selbst brennen zwei Feuer, eins auf der östlichen, das andere auf der westlichen Seite.

Unser Schiff war ein neuer schöner Schooner,*) der dem König gehörte und mit 1500 Tonnen Gerste geladen war. Die Besatzung bestand aus einem Capitain, einem Steuermann und sechs Matrosen. Der Capitain Lindved war lange in Ost- und Westindien gewesen, hatte die meisten Hauptstädte und jede bedeutende Seestadt gesehen, sprach fertig Dänisch, Französisch, Englisch und ziemlich gut Deutsch. Er und der Steuermann bewohnte mit uns die Cajüte, und Beide waren sehr artige und gebildete Leute. — Das Leben auf unserem Schiffe war sehr einfach. Um sieben Uhr kroch ich aus der Cajüte, trank meinen Thee, blieb bis Mittag auf dem Verdecke, rauchte, las, sah dem Laufe des Fahrzeuges zu und beobachtete die Vögel im Gesichtskreise. Nach Mittag wurde ein Spaziergang auf dem Deck oder auf die Masten gemacht, und wieder beobachtet; nach dem Thee aber, wenn es draußen zu kalt wurde, vertrieb eine Partie Whist die Stunden bis zum Schlafengehen. Zwischen neun und zehn Uhr verfügte ich mich in meine Koje, in der ich oft des Nachts durch das Anschlagen der Wellen, das Ablösen der Mann-

*) Schooner, franz. goëlette, ist ein langes, schmales, zweimastiges Schiff, welches sehr schnell segelt und meist über 100 Lasten, d. i. 200 Tonnen (zu 2000 Pfund), trägt. Ein solches Schiff wird besonders zum Handel im atlantischen Meere gebraucht.

ſchaft und das ſtündliche Eintragen in das Journal aus meinem Schlafe aufgeſtört wurde. Uebrigens hatte ich mich in Kopenhagen mit allem Nöthigen wohl verſehen, nämlich zuerſt in Betreff der Vögel mit guten Gewehren, Schießbedarf und Allem, was die Zubereitung der erlegten erforderte, dann mit tüchtigen Wollenzeugen zum Schutz gegen das höchſt rauhe und feuchte Klima, ferner mit Mundbedarf, Suppentafeln, Thee und Zucker, geräucherten Sachen, geiſtigen Getränken, ſo daß ich Vorrath genug zu haben glaubte, im Falle ich oftmals mit Speiſen bewirthet werden würde, die mir nicht zuſagten; endlich hatte ich Geſchenke für die Färinger mitgenommen, da ich erfuhr, daß man ihnen für ihre Gaſtfreiheit kein Geld anbieten dürfe. Für die Frauen hatte ich ſeidene Tücher, Bänder und goldene Treſſen, für die Männer Kautabak. Das Trinkgeld wird nämlich mit Stücken Kautabak bezahlt. — Im Sunde und an der ſchwediſchen Küſte ſah ich große Züge von Eisenten (anas glacialis), dann kleinere von Berg- und Schellenten (anas marita und glaucion), dann einige Möven, die tüchtig um ſich biſſen, wenn ihnen eine Ente zu nahe kam. Hinter Skagen flog unter Anderm ein Zug langſchnäbeliger Tauchenten (mergus serrator) den norwegiſchen Küſten zu, ſpäter drei Schwäne; ein weißer Tölpel (sula alba) flog von Oſten nach Weſten in die offene See. Eine Weile begleitete ein Zug Meerſchweine das Schiff und beluſtigten uns durch Sprünge. Muſik ſchienen ſie ſehr zu lieben, indem ſie, wenn gepfiffen oder geſungen wurde, ſehr nahe bei uns auftauchten.

Als Kap Lindesnaes einige Meilen hinter uns lag, wurde der Wind, welcher bis dahin allmählig an Stärke zugenommen hatte, zum Sturm, der bis zum 14. Mittags in gleicher Kraft fortraſ'te, und ſo wurde mir das Vergnügen, die Wuth der ſpaniſchen See kennen zu lernen. Zwar hatte ich ſchon die Decemberſtürme von 1821 auf der Oſtſee ausgehalten; allein eine Zuſammenſtellung damit wäre nicht viel beſſer, als wenn man einen Mann mit einem Kinde vergleichen wollte. In der Oſtſee können die Wellen nie eine bedeutende Größe und Höhe erhalten, da in einer Entfernung von 10 bis 20 Meilen allenthalben Land iſt, ſo daß die Höhe einer Welle von der Spitze bis zum

Thal selten über 20 Fuß beträgt. Das Brausen derselben hört man kaum vor dem Sausen des Windes im Takelwerk. In der Nordsee ist Alles großartiger. Ich hatte mich um neun Uhr in meine Koje begeben; der Wind war Südost, also grade mit uns und frisch, so daß wir mit vollen Segeln die Wogen pfeilschnell durchschnitten. Als der Capitain um zwölf Uhr zur Wache geweckt wurde, erwachte auch ich und hörte die Worte des Steuermanns: »Wir haben Sturm.« Das Schiff war in sanfter Bewegung, aber das Brausen der Wogen, das Knarren der Masten und Pfeifen der Takelage stand im grellen Gegensatz zu der Ruhe, die ich in meiner Schlafstelle genossen hatte. Stärker und immer stärker wurde der Sturm, bis er um fünf Uhr Morgens seine Höhe erreichte. Vierundzwanzig Stunden ras'te er so fort. Bald gingen die Wellen über das Verdeck; eine Sturzsee zerschmetterte ein Fenster unserer Kajüte, und überströmte diese, so wie mein Bett, mit Wasser. Ich eilte auf das Verdeck, wo mich ein erhabenes Schauspiel erwartete. Alle Segel waren eingezogen, nur das breite Fockſegel, stark gerefft, zog das Schiff mit einer Schnelligkeit von neun Meilen in der Wache fort. Die See sah schwarz aus, wie Tinte, oder ein sehr starker Aufguß von Indigo. Diese Farben verwandelten sich in das schönste Hellblau, wenn die Welle ihre größte Höhe erreicht hatte und auf dem Punkt stand zu brechen. Dann ward Alles in Schaum verwandelt, von dem ein großer Theil, durch den Sturm in die Luft geschleudert, weit über das Meer zerstäubt ward. Hat die Woge das Schiff mit sich in die Höhe gezogen, so schießt es mit einer solchen Schnelligkeit in die Tiefe, daß Einem der Athem stille steht, und man glauben sollte, es müßte in den Grund der See fahren. Erreicht die Woge aber ihre Höhe hinter dem Schiffe und bricht, dann wird das ganze Verdeck überströmt und Alles, was nicht niet- und nagelfest ist, über Bord geworfen. Es ist ein eigenthümlicher Anblick, wenn ein solcher Wasserberg sich heranwälzt, der das Schiff zerdrücken zu wollen scheint, und wiederum muß man die Leichtigkeit bewundern, mit der dasselbe dem Ungeheuer ausweicht, oder von ihm emporgehoben wird. — An Kochen war nicht viel zu denken. Meine mitgenommenen Bouillonkuchen thaten gute Dienste.

Hohe Bollwerke von Segeltuch wurden mit Gabeln auf dem hin und her schwankenden Tische befestigt, um das Herabfallen der Eß- und Trinkgeräthe zu verhüten; Jeder mußte seinen Teller auf die flache Hand nehmen, und nicht leicht war es, das Gleichgewicht in dem Suppenteller zu erhalten. Wenn uns auch mitunter ein unheimliches Gefühl überschlich, so blieb doch die Fröhlichkeit vorherrschend, und mit Spott und Gelächter wurde der Unglückliche überhäuft, der sich von der taumelnden Bewegung des Schiffes über den Haufen werfen ließ. Oft legte ein Windstoß das Schiff so auf die Seite, daß Alles durch und über einander rollte. Mancher von uns hatte manchen derben Stoß an Kopf und Gesäß auszuhalten.

Am Morgen des 14. April begann der Sturm sich zu legen. Der Wind blieb fortwährend günstig, wurde aber allmählig so schwach, daß, als wir ungefähr um zwei Uhr Nachmittags die Schetlands-Inseln zu Gesicht bekamen, es beinah ganz stille war. Am Morgen des 15. war es windstill, und wir wurden durch die Meeresströmung an die Norwiks-Bucht auf der Insel Unst bis auf die Entfernung einer kleinen Meile vom Cap Lambnacs getrieben. Die Insel erhebt sich etwa tausend Fuß über die Meeresfläche; doch erscheinen die Berge nicht schroff, sondern vielmehr rund und überall mit Rasen bedeckt. Hier sah ich die ersten Vögel des Nordens in ihrer Heimath, nicht einzeln, sondern in großen Schaaren. Hunderte von weißen Tölpeln umkreisten schwimmend oder im raschen Fluge das Schiff. Die dreizehige und die Silbermöve ließ sich häufig blicken. Am 14. Nachmittags, als der Wind sich schon ziemlich gelegt hatte, kam von dem ungefähr fünf Meilen entfernten Lande aus Südwest ein Zug von etwa vierzig Bergfinken, ließ sich einen Augenblick auf das Schiff nieder und setzte dann seine Reise nach Nordosten, also nach dem etwa fünfzig Meilen entfernten Norwegen, fort. Eine Stunde später kam ein zweiter Zug an. Um sechs Uhr ließ sich eine ermüdete Nebelkrähe auf den Bogspriet nieder und wurde von einem Matrosen mit einem Stricke erschlagen. Am 16., wo es regnete und überhaupt dicke Luft war, kamen uns zwölf bis sechszehn Eissturmvögel ganz nahe und begleiteten uns mehrere Meilen. Der heftige Wind hinderte mich, eine

selbe Farbe hatten, wie das Land, indem sie unten aus Brettern, das Dach aus Rasen bestand. — Auf dem Schiffe herrschte der größte Wirrwar. Capitain und Steuermann commandirten beim Ankern, daß sie heiser wurden; die Färinger aber machten Nichts zu Danke, weil sie von der Einrichtung eines Schiffes Nichts kennen, so vertraut sie auch mit der See und ihren Booten sind. Jetzt wurden die beiden großen Ankertaue aus dem Raum gezogen, wobei unsere Matrosen ihr bekanntes Geheul anfingen und treulich von den Thorshavnern mit unartikulirten Tönen unterstützt wurden. Dies empörte die Naalsoer Schiffer, die grölend die Melodie der Engländer anstimmten, welche den Tact des Ziehens vortrefflich bezeichnet. Während dessen hatte der Amtmann, Kammerjunker von Tillisch, der durch den Capitain von meiner und meines Reisegefährten Ankunft benachrichtigt worden war, die beste Stube in Thorshavn bei dem Sysselmann Müller für uns gemiethet. Wir fanden eine ziemlich geräumige, helle, aber sehr niedrige Stube mit einem zweischläfrigen, sehr reinlichen Bette. Hier richteten wir uns, so gut es thunlich, mit unseren Koffern und Kisten ein, sahen die Gewehre nach und gingen dann zum Abendessen nach dem Hause des Amtmanns, der uns seinen Tisch angeboten. Er, so wie alle übrigen Beamten und die Prediger bewiesen sich so gastfrei und gefällig, daß mein Aufenthalt mir so wenig kostbar und so angenehm als möglich gemacht wurde. Während der drei Monate, die ich hier zubrachte, habe ich nirgends einen Schilling für Essen und Trinken oder Wohnung ausgegeben, mit Ausnahme Thorhavns, wo ich für Theewasser, Brot, Wäsche, Aufwartung, Wohnung und mitunter ein Gericht Fische für mich und meinen Reisegefährten wöchentlich drei Thaler zahlte. Frische Butter, Bier und manche andere Kleinigkeiten, die für Geld nicht gut zu haben waren, lieferte der gütige Amtmann.

Die Stadt Thorshavn liegt am Naalsoe-Fjord auf der südöstlichen Seite von Stromoe, und ist auf einer Landzunge gebaut, die den Hafen in zwei Theile, den Westerwaag und Frederikswaag, theilt. Von dieser Landzunge laufen die Häuser auf beiden Seiten in einem Halbzirkel um den Hafen. Die hundert Häuser der Stadt, welche 800 Einwohner zählt, sind

meistentheils nur Hütten und unregelmäßig auf die Felsen hingeklebt, so daß die Straßen über große Felsblöcke führen und den Durchgang oft nur für einen Mann gestatten. Den Eingang des Hafens beschützt eine Schanze. Dahin führt der einzige Spaziergang der Thorshavner. Die Häuser sind ohne Ausnahme von Holz gebaut und mit Rasen gedeckt. Sechs bis acht Ständer müssen das aus dünnen Brettern gefertigte Dach tragen; diese Bretter werden mit Birkenrinde benagelt, welche der Fäulniß am besten widersteht, und dann mit dicken Grassoden bedeckt. Das erste Grün des Frühlings sieht man auf den Dächern, dessen Gras schon ziemlich lang ist, ehe es auf den Feldern zu sprossen anfängt. Krähen, Katzen und Schafe klettern darauf herum und suchen sich Nahrung. Die Wände sind von außen und innen mit Holz bekleidet. Die Häuser der Aermeren haben weder Schornstein noch Fenster, sondern statt derselben ein großes viereckiges Loch im Dache, welches, wenn es regnet, mit einer Klappe verschlossen wird; der Fußboden ist ohne Bretter, das Haus voll Rauch und dunkel. Die Häuser der Begüterten sind dagegen recht wohnlich, wenn gleich so niedrig, daß ich mehrere Male Beulen davon trug. Die ineinander gefugten Bretter der äußeren Bekleidung laufen parallel mit der Ebene des Fußbodens, und sind durch Antheeren gegen die Feuchtigkeit geschützt. Die Bretter der inneren Bekleidung stehen aufrecht und bilden, glatt gehobelt, die Wände der Stuben. Nur in wenigen Häusern findet man die Stuben mit Oelfarbe angestrichen. Diese hölzernen Häuser sind trocken und warm, widerstehen auch der Wuth der Stürme viel besser, als die von Stein erbauten.

Die Tracht der Färinger ist eigenthümlich und sehr verschieden, je nachdem sie sich auf der See oder im Alltagskleid oder im Putz befinden. Schuhe, Strümpfe und Mützen bleiben bei jedem Anzuge dieselben. Die Schuhe sind aus gelben, gegerbten Schaf- oder Lammshäuten verfertigt, und so dünn, daß man beim Ersteigen der Klippen die Zehen sehr gut gebrauchen kann. Sie bestehen aus einem einzigen Stück Leder, welches über die Zehen und Hacken durch einige Stiche fest zusammengenäht ist und durch kreuzweis über die Knöchel gebundene

Schnüre am Fuß befestigt wird. Die Strümpfe sind aus schwarzer, grauer oder blauer Wolle gestrickt und sehr lang und dick, so daß zwei über einander gezogene Paare mich beim Gehen über den stets sehr feuchten Rasen ziemlich vor nassen Füßen schützten; der Färinger befestigt sie mit einem ledernen Riemen über dem Knie. Die Mützen sind aus wollenem, meist roth und blau gestreiftem Zeuge gemacht, dabei von runder Form, hoch, wie Militairmützen unserer Fußsoldaten, und kleiden sehr gut. Des Sonntags trägt der wohlhabende Färinger Rock, Weste und Beinkleider von schwarzem Tuch. Der Rock reicht bis an's Knie und ist vorn mit einer Reihe Knöpfe der ganzen Länge nach besetzt. Die Knopflöcher des Rockes und der Weste sind mit rother Wolle ausgenäht. Die weiten Beinkleider sind an den Knieen und Taschen mit rothen und blanken Knöpfen verziert. Die Haustracht besteht statt des Rockes aus einer kurzen, häufig weißwollenen Jacke. Beim Ausgehen wird der Bergstock (Fjeldstab) zur Hand genommen, ein 1½ Zoll dicker Stock und höher als der ihn führende Mann, unten mit einer eisernen Spitze versehen. Man gebraucht ihn, um über die Bäche (Elfe) zu springen und sich auf abschüssigen, steilen Felsen darauf zu stützen. — Geht der Färinger zur See, so bekleidet er sich mit einer Jacke und langen Beinkleidern von dichtgenähetem Schafsleder, wohlgeeignet, um Regen, Wind und Seewasser abzuhalten. Ueber den Kopf wirft er eine Art Kapuze von dickem schwarzwollenen Zeuge, welche Stirn und Backen bedeckt und auch den Nacken durch eine hinten angebrachte Verlängerung vor Sturm und Nässe schützt. Die Frauenzimmer tragen schwarze Strümpfe und über ihre braunen oder schwarz und weiß gefärbten Unterkleider dunkel violette, gestrickte Kamisole, welche vorn durch Haken oder Zinnringe zusammengehalten werden, so daß sie einen Latz bilden. Dazu kommen Hauben von Kattun, weiße oder bunte Halstücher, und zuweilen auch noch blau karirte Schürzen. Unverheirathete gehen im bloßen Kopfe und flechten entweder das Haar auf, oder tragen lange Flechten.

In den ersten Tagen unsers Aufenthaltes zu Thorshavn wurden kleine Ausflüge auf das benachbarte Gebirgsland (Field) und eine Wasserjagd angestellt. Das Gebirge erhebt sich hinter

Thorshavn nicht sehr schroff, so daß man es ohne große Beschwerde ersteigen kann. Wo nicht nackte Felsen sind, ist es mit einer dünnen Lage Erde, meistentheils aber mit Torfmoor bedeckt, welches sehr feucht und von vielen kleinen Bächen durchschnitten ist. Der Pflanzenwuchs ist sehr dürftig und das Gras wächst sehr sparsam. Dicht bei den Dörfern ist das Land urbar gemacht, Indmarket genannt, und bringt hauptsächlich Heu zum Wintervorrath für die Kühe hervor, dann Kartoffeln und etwas Gerste, die nie oder selten reif wird. Auf dem nicht eingehegten, unbebauten Lande, welches Udmarket heißt, müssen Schafe und Pferde im Winter und Sommer so gut wie möglich fristen; von dorther zieht der Färinger auch aus den Torfmooren seinen Feuerungsbedarf. Viele Zugvögel, die auf diesen Mooren und in den Felsen nisten, waren schon angekommen. Wir erlegten Wiesenpiper, Beccassinen, Goldregenpfeifer, wilde Tauben, die sogenannte Mantelmöve (larus marinus) und eine Weindrossel. Krähen und Raben sahen wir ungemein häufig. Als ich eine der Krähen geschossen hatte, umringten mich einige sechzig bis achtzig und waren so erbos't, daß sie mir fast die Mütze vom Kopfe gestoßen hätten. Ein zweiter Schuß schreckte sie durchaus nicht; erst auf den dritten machten sie sich davon und waren nachher sehr scheu im Felde, aber nicht bei den Häusern. Als wir ein andermal längs dem Strande gingen, war der Hühnerhund des Doctor Manticus mitgelaufen. Diesem wichen die Krähen gar nicht aus, bissen ihn sogar mitunter in den Schwanz. Im Naalsoefjord fanden sich große Schaaren von Eiderenten. Es ist bei zwei Reichsthaler Strafe verboten, sie zu schießen; ich hatte indeß die Erlaubniß dazu vom Amtmann erhalten, that es aber nie, wenn er gegenwärtig war.

Zweites Kapitel.

Die Beamten wollten ein Dinggericht in Kollefjord halten und luden uns ein, sie zu begleiten. Am 22. April Nachmittags drei Uhr bestiegen wir einen Achtmannsfahrer, der uns in

zwei Stunden an den Ort unserer Bestimmung brachte, welcher von der Stadt zwei Meilen entfernt ist. Kein Fußgänger und kein Reiter kann es mit einem färöischen Boote aufnehmen, selbst nicht die Schaluppen der Kriegsfahrzeuge, wie sich dieses durch angestellte Wetten bestätigt hat. Die Kähne sind auch für eine solche See sehr gut eingerichtet und können erstaunlich viel aushalten, so leicht sie auch gebaut zu sein scheinen. Man hat hier Zehn-, Acht-, Sechs- und Viermannsfahrer. Die Zehnmannsfahrer werden bei sehr hoher See und schweren Ladungen, die Achtmannsfahrer zu Reisen über breite Fjorde und beim Wallfischfang, die Sechsmannsfahrer zur Fischerei in offener See, die Viermannsfahrer zur Küstenfahrt und zum Fischen in den Fjords benutzt. Den Namen haben sie von der Zahl der Ruderer. Die Boote sind lang und schmal, an beiden Seiten spitz und mit einem hohen Steven versehen, welcher über die Planken hervorragt, um ihn mit der Hand zu umfassen und so das Fahrzeug halten zu können. Zwei Ruderer sitzen auf jeder Bank und so nahe, daß einige Uebung erfordert wird, damit die Hände und Ruder sich nicht berühren. Das Ruder ist sehr leicht und schmal und steckt in einem Riemen von Wallfischhaut, welcher an einem Pflocke befestigt ist. Hierdurch haben die Färinger den Vortheil, die Ruder nach allen Seiten rück- und vorwärts gleich gut gebrauchen zu können. Der Reisende sitzt entweder ganz hinten oder vorn. Steuerruder werden nur beim Segeln gebraucht, was selten geschieht, indem das Segel bei mäßigem Winde nur für zwei Mann gerechnet wird, so daß ein Achtmannsfahrer dann nur sechs Mann braucht. Selten ist die See so ruhig, daß man nicht von den Wellen durchnäßt würde; allein das kümmert die Färinger eben so wenig, als wenn eine Welle das Boot halb anfüllt. Können sie einer überschlagenden Welle, oder einer zurücklaufenden Brandung nicht entgehen, so suchen sie derselben die Spitze zuzukehren und schöpfen das Wasser schnell aus, ehe eine zweite Welle das Fahrzeug füllen sollte. Wenn es recht hart hergeht, so schlagen sie den Boden aus ihrem Trinkgefäße und schöpfen damit das Wasser aus. Dies Gefäß ist ungefähr so groß wie ein Viertel-Anker und mit einem Spundloche versehen, aus welchem Wasser getrunken

wird. Branntwein wird nie mit zur See genommen, sondern nur Wasser.

Von Thorshavn fuhren wir längs der Küste bis nach Quidenaes, einer Landspitze, die ihren Namen von den vielen weißen Muscheln hat, die dort liegen. Hier hört der Meeresstrom auf, der seine krausen Wellen beständig in die Höhe schleudert. Ebbe und Fluth bemerkt man wenig, da die Ströme, welche die Inseln umgeben und einmal sechs Stunden nach Osten, dann aber sechs Stunden nach Westen laufen, deren Stelle vertreten. Die Färinger wissen ganz genau, wann Ost- und Westfall eintritt, und müssen darnach ihre Reise einrichten. Gegen den Strom des Meeres anzurudern ist sehr schwer, oft unmöglich, und scheint für den Fremden gefährlich zu sein, indem das Boot fürchterlich auf und nieder geworfen wird, so daß es zuweilen aus der Luft mit einem Krachen, als solle es bersten, auf das Wasser herabfällt. Beim Mondeswechsel ist der Strom am stärksten. Einige Ströme sind so stark, daß die Bewohner ihre Inseln oft in mehreren Monaten nicht verlassen können. So hat ein Prediger achtzehn Wochen auf Fugloe und ein anderer einmal vierzehn Wochen auf Myggenaes zubringen müssen, wohin er bei gutem Wetter zu Kranken gefahren war. — Nachdem wir zwischen Hoivigsholm und Quidenaes aus dem Strome gelangt waren, kamen wir in den ruhigen Fjord, welcher Stromoe von Oesteroe trennt. Die Küsten dieser Insel sind sehr steil und meistentheis unersteiglich, so daß an Rettung nicht zu denken, falls ein Wirbelwind das Boot umwerfen sollte. Rechts blieb die südliche Spitze von Oesteroe und einige andere Inseln, dann fuhren wir quer über den Kalbaksfjord längs einer senkrechten Felswand nach der Ortschaft (Boigdelag), Kollefjord. Die Ansicht des Meerbusens macht einen mächtigen Eindruck. Er zieht sich tief in das Land, zu beiden Seiten das hohe Fjeld mit Triften und Felsmassen. Den Hintergrund bildet der höchste Berg auf Färö, das nackte Skiellingsfjeld mit seinen beiden Nachbarn, von denen einer dem Dache eines Bauernhauses gleicht. Auf der rechten Seite zieht sich das Boigdelag, bestehend aus mehreren Plätzen, eine Viertelmeile längs der Küste hin. Wir landeten bei dem Gerichtshause

(Tinghuſet) in der Nähe der Kirche von Kolleſjord. Jedes Voigdelag hat ſeine eigene Kirche, in welcher der Prediger des Kirchſpiels in jedem Jahre wenigſtens dreimal predigen muß. Die von Kolleſjord iſt ſicher das traurigſte Gotteshaus in der ganzen Chriſtenheit. Man denke ſich ein Gebäude 24 Fuß lang, 18 Fuß breit, deſſen Mauern aus zuſammengelegten Steinen beſtehen und ſo dick ſind, daß die beiden auf jeder Seite befindlichen, etwa anderthalb Quadratfuß haltenden Fenſter beſtimmt drei bis vier Fuß tief hineinliegen. Die Mauer iſt ſieben Fuß hoch. Das Dach beſteht, wie alle übrigen Dächer, aus Birkenrinde, Raſen und Steinen. Die ganze Kirche mit dem Dache iſt etwa 16 Fuß hoch, im Innern mit rohen Brettern bekleidet und ohne allen Schmuck. Nicht weit vom Hauſe ſtürzen ſich zwei Waſſerfälle einige hundert Fuß hernieder, aber die Waſſermaſſe iſt ſo gering, daß man glauben könnte, es ſchlängle ſich ein ſchmales weißes Band den Felſen herab. Man erzählte mir, daß die Lachsforellen, wenn ſie in den Sommermonaten aus der See in das ſüße Waſſer kommen und noch ſpiegelweiß ſind (nach acht Tagen erhalten ſie die rothe Farbe), nicht allein den Bach, der einen ſtarken Fall hat, hinaufſchwimmen, ſondern auch in den ſenkrecht herabſtürzenden Waſſerfällen 20 bis 30 Fuß hohe Sprünge machen.

Die Beamten blieben im Gerichtshauſe, deſſen Beſitzer, ein wohlhabender Königsbauer, d. i. ein Pächter königlichen Landes, jährlich an dreihundert Lämmer ſchlachtet, welche er mit ſeinen neun Kindern größtentheils allein verzehrt. Wir ſollten bei dem Paſtor Holm wohnen, der eine Stunde vor uns angelangt war. Als wir der Predigerwohnung, die eine Viertelſtunde vom Dinghauſe entfernt liegt, nahe gekommen waren, trat aus derſelben ein Mann, bekleidet mit einer braunen Schifferjacke, braunen Beinkleidern mit blanken Knöpfen, auf welchen ein Anker ſtand, wachstuchenem Hute, weißer Weſte und einem dicken, wollenen Halstuche, redete uns mit einem »Willkommen, ihr Herren, in meinem kleinen Hauſe!« an, und führte uns in ein recht freundliches Zimmer. Ein aufgemachtes Bett mit reinem Laken deutete an, der Herr Paſtor, denn das war der Mann in der Schifferjacke, habe von unſerer Ankunft Etwas gewußt. Weizen-

kuchen, holländischer Käse, geräuchertes Rindfleisch, Ochsenzunge und ein Glas vortrefflichen Medoc wurden vorgesetzt. Abgesehen davon, daß unser Wirth etwas verbauert war, konnte er recht unterhaltend sein und zeigte gute Kenntnisse in der Geschichte und Mineralogie.

Ich wollte die drei Seen Leinumvatn besuchen und hatte unsern Wirth gebeten, uns zeitig zu wecken; allein der Regen, welcher bis acht Uhr Morgens fiel, hatte ihn bestimmt, unsere Ruhe nicht zu stören. Wir bestiegen gegen neun Uhr ein Boot und fuhren bis an das Ende des Fjords, von wo wir unsere Reise zu Fuß fortsetzten. Erlegt wurde ein Pärchen der Eisenten in voller Sommertracht (der Hals des Männchens ist im Sommer schwarz, im Winter weiß), eine Silbermöve und die sogenannte schwarze grönländische Taube (uria grylle, eine Alkenart). Einige Hundert Schritte von dem Landungsplatze kam uns aus einem stattlichen Bauernhause eine Frau entgegen, bewillkommte uns und bat einzutreten. Sie meinte, ihr Mann sammt den Kindern sei zwar zum Dinghause, allein wir würden ihr doch die Ehre nicht versagen. In dem Fremdenzimmer wurde uns Branntwein, Kaffee, Butterbrot und Gott weiß was angeboten. Darauf bat sie, wir möchten ihr Haus besehen. Als wir dies gehörig in Augenschein genommen, fanden wir einen Eierkuchen vor, von dem wir ohne Gnade essen mußten. Von Bezahlung konnte nicht die Rede sein; dies wäre eine große Beleidigung für die färöische Gastfreundschaft gewesen. Dies war mein erster Besuch bei einem Bauer und überall fand ich späterhin dieselbe Höflichkeit mit dem Bestreben, dem Gaste auf jede Weise zu dienen und ihm das Beste, was das Haus enthielt, vorzusetzen. Wenn ich eine Nacht oder mehrere Tage bei einem Bauer zu Gast gewesen war, so schenkte ich der Frau oder Tochter ein seidenes Halstuch oder einige Ellen Band, und doch traf es sich einmal, daß der Wirth ernsthaft fragte: »Was soll denn das kosten, Herr?« — Es war sehr bald auf allen Inseln bekannt geworden, daß Fremde angekommen wären, welche Bäume pflanzen wollten (mein Gefährte, der Forstkandidat, hatte zu dem Ende die Reise unternommen); mithin wußten die Leute, die uns zuerst sahen, gleich, wer wir waren. Dessenungeachtet

wurden wir jedesmal gefragt, wer und woher wir wären, ob Eltern und Verwandte noch lebten, ob wir verheirathet wären u. s. w.; dann kam die Rede gern auf Bäume, und ob es möglich sei, hier welche zu pflanzen, zuletzt auf Staatsangelegenheiten. Wenn der Färinger das wußte, was er wissen wollte, kam die Reihe des Fragens an mich, und dann erhielt ich stets sehr genaue und verständige Antworten. Dabei zeigten die Leute ein äußerst anständiges und feines Betragen; sie verlangen aber auch, daß man gegen sie höflich ist und auch auf ihre Fragen gehörige Antwort giebt. — Sobald ein Färinger sieht, daß sich ein Fremder seinem Hause naht, kommt er ihm vor demselben entgegen, reicht ihm die Hand und sagt: »Willkommen!« führt ihn dann ins Haus, geht stillschweigend zur Branntweinflasche, schenkt ein Glas voll ein, trinkt Etwas davon, schenkt es wieder voll und überreicht es mit einem nochmaligen Willkommen. Die Frau und die Töchter gehen ebenfalls auf den Fremden zu und geben ihm einen Kuß.

Was nun die Einrichtung der Häuser betrifft, so ist das Hauptzimmer die Fremdenstube oder die sogenannte Glasstube, weil sie gewöhnlich zwei Fach Fenster enthält. Stets rein und sauber gehalten, enthält sie ein aufgemachtes Dunenbett, eine Commode, einen langen Tisch mit Bänken an beiden Seiten, zuweilen auch Stühle, und einen oder zwei Koffer zum Aufbewahren der Kleider. Daran grenzt entweder eine kleine Küche oder eine Milchkammer. Dann kommt die Wohnstube, hier Rauchstube (Roegstue) genannt, weil sie bei geringeren Leuten keinen Ofen enthält. Der Rauch zieht durch das bereits erwähnte viereckige Loch, welches zugleich als Schornstein und Fenster dient. An der hinteren Wand der Wohnstube steht der Herd; er ist umher mit Holz bekleidet, an welches oft die Flamme hinschlägt. Außerdem sind in dieser Stube die Betten für die Bewohner, die nöthigen Tische, Bänke, Spinn- und Webegeräthschaften. Nahe bei dem Hause ist der Stall für die Kühe, von Steinen zusammengesetzt und mit einem kleinen Dache bedeckt. Er wird sorgfältig gegen Zugluft gesichert, indem man die Fugen und Spalten mit Unrath verklebt, wozu man die Hand gebraucht. Mit demselben Geräthe wird auch der Stall

ausgeklüftet. Dann folgen die Gebäude zum Trocknen, nämlich das Fleischhaus, worin das Fleisch ein Jahr lang in der Luft getrocknet wird, und das Fischhaus, worin Fische getrocknet werden. Das Fleischhaus besteht aus dünnen, einen Zoll von einander stehenden Latten mit einem Dache; der durchstreichende Luftzug trocknet das im Herbste geschlachtete Schaffleisch, die Gänsebrüste und Seehundsfelle. Das Fischhaus besteht aus vier steinernen Säulen, welche ein kleines Dach tragen; darunter werden die Fische an Stöcken aufgehängt. Weder an diesem noch an jenem sind Sicherheitsmaßregeln vor Dieben. An den Thüren sind keine Schlösser, und doch fehlt dem reichen Bauer kein Lamm, wenn der arme gleich Hunger leidet. Am Strande endlich stehen die Schuppen zu den Booten, in welche diese sofort gezogen werden, sobald die Leute sie verlassen.

Nach den drei süßen Seen, welche Leinumvatn heißen, und deren letzter in einem schaurigen, von schwarzen nackten Felsen gebildeten Bergkessel liegt, gingen wir längs einer Elf und über Moorgrund. Aus diesen Seen strömt eine Elf nach der westlichen Seite der Insel und ergießt sich bei Quivig ins Meer. Auf der Höhe über diesem Orte hat man eine herrliche Aussicht: tief unten das Dorf mit seinen grünen Rasendächern an der See; grade vor uns das steile Vaagoe, etwas weiter links in der Ferne das mit Wolken gekrönte Suderoe nebst anderen Inseln, rechts die offene See.

Von den Vögeln, welche ich schoß, sei hier ein weißer Rabe erwähnt (corvus leucophaeus). Durch den Lärmen aufmerksam geworden, den mehrere Raben und Krähen machten, erblickte Christiansen einen weißen Raben, von den übrigen geneckt und verfolgt. Ein glücklicher Schuß stürzte ihn herab, und zwar auf dieselbe Weise, wie gewöhnlich die Raben fallen, nämlich so, daß sie sich das Genick abstürzen. Solche weiße Raben sind nicht sehr selten auf Färö, wo sie nur allein vorkommen; aber sie machen bestimmt keine eigene Art aus. Oftmals findet sich hier unter drei schwarzen Jungen ein ganz weißes, welches erst mit zunehmendem Alter schwarze Federn erhält. Auf Sandoe findet man jährlich in einem und demselben Neste einen jungen weißen Raben und nicht weit von dem Hause von Ole Jo-

hannsen in Dahl brütet jährlich ein Pärchen, von denen das Männchen ein schwarzer, das Weibchen ein weißer Rabe ist. — Der Färöische Rabe ist sehr kühn und gefräßig. Zahme Tauben können seinetwegen nicht gehalten werden. „Ja, man hat Beispiele, daß er Lämmer während der Geburt getödtet und verzehrt hat. Ein Schaf des Pastor Gad zu Thorshavn war die Klippen herunter gekommen, ohne den Rückweg finden zu können, und von den Fischern halb verhungert am Strande gefunden. Es wurde auf das Gras gebracht, fraß und begann sich wieder zu erholen. Als man am andern Morgen nach ihm sah, stand es unbeweglich auf demselben Flecke, und es fand sich, daß ein Rabe ihm kurz vorher beide Augen ausgehackt hatte.

Am Sonnabend, den 26. April, fuhr ich mit einem Viermannsfahrer über den eine Stunde breiten Naalsoefjord nach der Insel Naalsoe und stets längs der Küste um sie herum, so daß ich mit dem Westfall von Norden nach Süden, und mit dem Ostfall wieder nach Thorshavn zurück gelangte. Naalsoe, welches ungefähr eine Meile lang und eine Viertelmeile breit ist, besteht aus einem einzigen Berge, welcher sich auf der Ostküste lothrecht aus der See erhebt, sich aber nach der Westküste so stark abdacht, daß er hier nur etwa 2 bis 300 Fuß hoch ist. Nicht weit von der Spitze erstreckt sich eine geräumige Höhle quer durch die Felsen, so daß man bei ruhigem Wetter unter die Insel durchfahren kann. Hart am Ausgange derselben erhebt sich eine 5 bis 600 Fuß hohe Felswand, in deren Fuß die See unzählige Löcher gewühlt hat, welche donnernd den Schaum auswerfen. Von der Höhe stürzen zwei in Staub aufgelöste Wasserfälle ins Meer. An der Nordseite hat die See ebenfalls viele Höhlen in die Felswand gegraben. Eine davon ist wohl hundert Fuß tief und achzig Fuß hoch. Einige dienen den Seehunden zum Aufenthaltsorte, andere mit engem Eingange werden Puslöcher genannt, die, wenn das Wasser hineingelaufen ist und dann eine starke Brandung dagegen andringt, jenes mit einem geschützähnlichen Donner und mit solcher Gewalt heraustreiben, daß es wie eine Dampfwolke herausstäubt.

Am 29. April machte ich von Thorshavn einen Ausflug nach Naes; aber das Wetter war sehr stürmisch. Regen und

Hagelschauer wechselten miteinander ab. Die schwere Brandung an dem Landungsplatze machte uns besonders bei der Rückfahrt viel zu schaffen. Drei Mann standen bis unter die Arme im Wasser, um das Boot von den Felsen abzuhalten, wobei ihnen sechs Mann mit den Rudern helfen mußten. Ein starker Färinger nahm uns einzeln auf den Arm und warf uns in das Boot, wobei er sich nicht wenig in Acht nehmen mußte, um auf den schlüpfrigen Steinen nicht auszugleiten und in die See zu fallen.

Am 30. April und 1. Mai regnete es unaufhörlich, und dies veranlaßte mich, Erkundigungen und Beobachtungen über das häusliche Leben der Färinger anzustellen. Die Lebensweise ist, wie man erwarten kann, einfach. Der Färinger arbeitet gern und fleißig, ohne aber Arbeit zu suchen; dies erlaubt sein Stolz nicht. Nie bietet der Dienstbote dem Brotherrn seine Dienste an, nie bittet Jemand den Eigner eines Bootes darum, ihn mit auf die Fischerei zu nehmen, lieber hungert er. Wer einen Dienstboten haben will, muß zu diesem kommen und ihn fragen, ob er bei ihm dienen will; wer auf die Fischerei ausfahren will, muß seine Gehülfen aufsuchen und es ihnen antragen, für einen Theil des Fanges mit auszugehen. Ein Stück getrocknetes Fleisch, ein Gerstenbrot und das gefüllte Wasserfaß begleiten ihn auf die See, wo er oft vierundzwanzig Stunden lang, von Regen und Wellenschlag durchnäßt und in steter Gefahr, vom Sturm überfallen zu werden, arbeitet, um vielleicht einen Helleflynder (Heilbutt) nach Hause zu bringen, der alsdann unter die vier Fischer (so viele gehen in der Regel zusammen aus), den Eigner des Bootes und die Kirche, welche ihren Zehnten haben will, getheilt werden muß. Wenn der Fang glücklich ist, so kann der Einzelne wohl einen Thaler verdienen, aber wie selten ist dies der Fall, und wie selten erlaubt die stürmische See, auf Fischfang auszugehen! Mehr als zwei Mal in der Woche konnten wir nicht leicht frische Fische erhalten, und dies in der besten Jahreszeit. Wenn die Fischerei die Einwohner nicht beschäftigt, so nimmt im Sommer entweder die Gewinnung des Heues und die Bearbeitung des Landes, welches nur mit der Hacke geschieht, weil auf dem Felsboden kein Pflug angewandt werden kann, und das

Feld ihre Thätigkeit in Anspruch. Meilenweit müssen sie auf den Bergen klettern, um nach den Schafen zu sehen, meilenweit ihrer sechs bis acht Mann laufen, um die Pferde einzufangen, welche nur zum Tragen gebraucht werden. Ueber den Rücken hängen zwei große Körbe oder von hölzernen Latten gefertigte Kiepen, worin der Dünger auf das eingefriedigte bebaute Land gebracht und der Torf von den Mooren befördert wird. Da, wo Vogelfang ist, beschäftigt das Ausnehmen der Eier und Jungen und der Fang mit der Fleistange während einiger Wochen die Leute. Im Winter wird fleißig Wolle gesponnen und gestrickt, gewebt, der Abend aber vorzüglich zum Unterricht der Kinder verwandt. Jeder Vater unterrichtet seine Kinder selbst, vorzüglich im Lesen, Schreiben und in der Religion, und dies mit dem besten Erfolge. Nur in Thorshavn ist eine Schule, in welcher Knaben und Mädchen nach der Bell-Lancasterschen Methode des wechselseitigen Unterrichts gebildet werden. Ich wohnte in diesen Tagen den Lehrstunden bei, und bin durch die außerordentlichsten Fähigkeiten der Kinder in Erstaunen gesetzt worden. Die Kinder schreiben durchgängig schnell, gut und richtig, in dem Examen über die Erdkunde wußten sie auf den Charten, die keine Namen enthalten, Grenzen, Aemter, Flüsse und Städte besser anzugeben, als ich, und waren in der dänischen Geschichte sehr bewandert. Die meiste Bewunderung flößte mir das Rechnen, besonders das Kopfrechnen, ein. Exempel als: wie viel ist 23 mal 19, 91 mal 11, 18 in 234, waren kaum ausgesprochen, so war die Antwort aus dem Kopfe da. Um jeder Täuschung zu entgehen, examinirte ich die Kinder selber, ward aber auf gleiche Weise zufrieden gestellt. Zuletzt aufgefordert, einem Knaben ein schweres Rechenexempel aufzugeben, stellte ich ihm folgendes: $17\frac{1}{12}$ Pfund kosten 30 Rbthlr. 5 Mk. $13\frac{1}{12}$ ß, wie viel kosten 20 Schiffspfund $13\frac{19}{20}$ Liespfund? und in kaum zehn Minuten brachte er das Facit, 12,276 Rbthlr. 2 Mk. $15\frac{4}{16}\frac{3}{5}$ ß, heraus. — Das Gebäude ist geräumig und freundlich. Die Schule wird von 130 Kindern, Mädchen und Knaben, besucht, welche ohne Ausnahme ordentlich und reinlich gekleidet waren. Damit verbunden ist ein Werk- und Arbeitshaus, in welchem von den Mädchen Flachs gesponnen, gewebt

und zu grober Leinwand verarbeitet wird. Auf den Woll-Webestühlen wurden Bettdecken und Fußteppiche verfertigt, die vortrefflich schienen.

Drittes Kapitel.

Eine große Versteigerung der geborgenen Trümmer einer Fregatte und deren Ladung, welche aus 800 pommerschen Balken bestand, gab Veranlassung zu einer Ausflucht nach Saxen auf Nordstromoe. In der Jacht des Amtmanns, die mit zehn der besten Ruderer und Seeleute besetzt war, fuhren wir die vier Meilen von Thorshavn nach Quaalvig in viertehalb Stunden. Das Wetter war so schön und die Sonne schien so warm in die engen Schluchten hinein, welche Stromoe von Oesteroe trennen, daß unsern Ruderern der Schweiß vom Angesicht troff, was in diesem Klima sonst nicht leicht der Fall ist. Die ersten beiden Meilen bis Kollefjord waren mir schon bekannt. Von da verengt sich der Fjord, die Berge werden höher und schroffer, tiefe Buchten erstrecken sich in's Land, die Berge schieben sich zum Theil so vor, daß man auf einem Landsee zu sein glaubt, kurz, die Gegend würde mit den Rheinansichten zwischen Bingen und Koblenz zu vergleichen sein, wenn statt des Basalts Schiefer, statt der großen Steinblöcke und hervorspringenden Felsen Ruinen von Burgen, und statt des Rasens Rebengelände da wären. Nachdem wir Thorsvig und Selletrae passirt waren, nahmen wir unsere Richtung auf Oere. Von da biegt man links in den Quaalvigsfjord, wo Quaalvig liegt. Die bebauten Ländereien dieses Dorfes, die fast in einer Ebene liegen, sollen die besten sein. Bei einem Bauer kehrten wir ein, um Kaffee zu trinken. Zuerst kam die Wirthin, eine junge hübsche Frau, auf den Pastor Gad von Thorshavn zu und küßte ihn, dann Christiansen. Ich wich dem Kusse aus und grüßte, wie es der Amtmann thut, der nie küßt. Meine Enthaltsamkeit wurde auch reichlich belohnt; denn gleich darauf kam die Mutter des Mannes, ein wahres Nußknackergesicht, und brachte ihre Wil-

kommen gleichfalls nach hergebrachter Sitte. Mit wahrem Entzücken erinnere ich mich noch jetzt des Essiggesichtes, welches Christianſen nach dem Kusse zeigte. — In zwei Stunden gingen wir von hier nach Saren längs einer Elf, die sich in einem tiefen Thale dahinzieht. Saren selbst liegt hoch an einer wilden, kesselartigen Felsschlucht, in welcher das Meer einen scheinbar abgeschlossenen See bildet, der sich schwarz und schaurig in der Tiefe ausdehnt. Ueberhaupt liegen die Dörfer stets an der See, gewöhnlich da, wo zwei Berge sich abdachen und ein flaches Thal bilden, oder wo sich der Berg so senkt, daß das Erdreich, welches aus verwitterten Felsen entstanden zu sein scheint, bearbeitet werden kann. Alles bebaute Land (Indmarket) ist durch hohe Steinwälle, sogenannte Geren, eingefriedigt, damit das Vieh, welches frei auf dem Udmarket weidet, nicht eindringen kann. Die einzelnen Felder sind wieder besonders eingehegt. An oder in der Indmarket liegt das Dorf oder Bögdelag, aus einzeln stehenden, mitunter auch in Gruppen liegenden Häusern gebildet.

Unser Quartier war in einem Bauernhause, wo für acht Fremde fünf Betten angewiesen wurden. Bald nach dem Willkommen machten wir uns auf den Weg, um die Felsschlucht und die gestrandete Fregatte zu sehen. Von unserm Hause ging es sehr steil hinab zu dem erwähnten See. Dieser wird von keinem Winde bewegt; er ist ganz ruhig und steht nur durch einen schmalen Canal mit dem See in Verbindung; auch bemerkt man in demselben eine regelmäßige Ebbe und Fluth, welche sonst durch die Ströme vertreten wird. Rings um dieses Wasser erheben sich in schaurigem Dunkel unersteigliche Felsen, so hoch, daß die Sonne nie in diese Schlucht hinein scheint. Das schwarze Gestein, die dunkle Farbe des Wassers, der eintönige Wiederhall und das Geschrei der Seemöven machen den Platz im höchsten Grade melancholisch. Mit einer kurzen Wendung um eine Felsspize steht man an der offenen See, die heftig brandet. Hier lag die gestrandete Fregatte. Es war ein großer neuer Dreimaster, der einen furchtbaren Orkan ausgestanden haben mußte: der Vorder- und Mittelmast waren in der Mitte und der Hintermast über dem Deck abgebrochen, als wäre er

von Glas gewesen. Die Mannschaft ist wahrscheinlich von einem andern Schiffe aufgenommen worden; denn alle Papiere, Geräthe, sogar das Küchenzeug waren nicht mehr in dem Wracke befindlich, als es an dieser Küste scheiterte. Das Holz kam den Färingern herrlich zu Statten; die schönsten, größten Balken, vierzig Fuß lang und zwei Fuß dick, wurden zu Brettern zersägt. — Den Rückweg nahmen wir auf der andern Seite der Schlucht über die Felsen, welche einen kaum Einen Fuß breiten Weg darboten und unten durch das angespülte Seewasser sehr schlüpfrig sind. Wer dort ausgleitet, stürzt unfehlbar in die Fluthen. Und diesen Weg, der mit so vielen Beschwerlichkeiten verbunden ist, hat der Vater unsers Wirthes, ein Mann von 73 Jahren, täglich drei bis vier Mal zurückgelegt, um nach der Bergung des Holzes zu sehen. Wie rüstig hier die alten Leute überhaupt sind, davon erzählte uns der Amtmann ein Beispiel. Er sieht auf den Norderinseln einen sehr alten Mann und sagt zu ihm im Scherz: »Nun, Alter, willst Du mich mit nach Hause rudern?« Der Alte zieht sofort seine Jacke aus. Der Amtmann will das natürlich nicht dulden, und bedeutet ihm, er habe nur gescherzt. Da treten dem Greise die Thränen in die Augen und er bittet den Amtmann flehentlich, ihm zu erlauben, daß er mit rudere, so daß Jener sich genöthigt sieht, nachzugeben. Nun rudert der Alte frisch mit den jungen Leuten zwei Meilen, ohne auszuruhen und ohne sichtbar angegriffen zu sein, fort. Er war damals 93 Jahre alt.

Am andern Morgen um sieben Uhr nahm die Versteigerung auf freiem Felde ihren Anfang. Gegen 500 Menschen von allen Inseln waren hier versammelt. Lauter heitere, zufriedene Gesichter, kein einziges mit dem Gepräge des Galgens. Die Tracht war ziemlich gleichmäßig, nur das meist hellfarbige Haar wurde verschieden getragen. Bei der Mehrzahl war es kurz abgeschnitten, Viele, besonders die Suderoer, hatten lange, bis auf das Kreuz herabhängende geflochtene Zöpfe, Andere trugen über die Schultern herabhängendes, zum Theil schlichtes, gewöhnlich aber geringeltes oder gelocktes Haar. Die Meisten trugen einen Sack von Seehundsfell mit Mundvorrath und trockenem Fußzeuge über den Schultern. Aus jedem Schnapp-

sack duftete das Skiärpekiöd*) entgegen. Hier konnte man auch die besten Beobachtungen über das Begrüßen anstellen. Handgeben ist an der Tagesordnung, wenn ein guter Morgen gewünscht wird, nach dem Frühstück, dem Mittag- und Abendbrot, so wie beim zu Bette gehen. Begegnen sich zwei Bekannte, die sich lange nicht gesehen, so nehmen sie erst die Mütze in die linke Hand, geben sich die rechte und dann einen Kuß. Das Frauenzimmer macht einen Knix und giebt einen Kuß, wobei der unerläßliche Händedruck nicht fehlt.

Am Nachmittage wurde ein Viermannsfahrer bestiegen und eine Wasserfahrt längs der Küste von Nordstromoe nach Westmannshavn und einem der dortigen Vogelberge gemacht. Der Anblick der Küste ist großartig. So wie man aus dem Fjord gekommen ist, zeigt sich zur Rechten eine mehr als tausend Fuß hohe Felswand, lothrecht und so glatt wie gemauert, die linke, um welche wir bogen, ist niedriger. Einige Meilen in die See hinaus, aber scheinbar so nahe, daß man glauben möchte, man könnte dort ein Schaf weiden sehen, liegen die steilen und hohen Küsten von Waagoe und Myggenaes. Nicht weit vom Eingange in die Bucht sahen wir ein großes höhlenartiges Felsenthor, dessen Gewölbe gewiß 110 bis 130 Fuß Höhe und 50 bis 60 Fuß Breite hat. Die Brandung donnerte aber darin so gewaltig, daß an ein Durchfahren nicht zu denken war. Tiefe Risse und Schluchten, grauenhafte schwarze Felsschlünde, die vom Gipfel der Berge bis an's Meer gingen, wechselten mit glatten Felswänden ab. Löcher, deren Eingang vielleicht nur einige Fuß weit sein mochte, spieen mit geschützähnlichem Donner die Meeresfluth als Schaum hoch in die Luft, sobald der Andrang einer Woge die Wassermasse darin zusammenpreßte; tiefe Löcher, wo die Seehunde ihre Jungen zu werfen pflegen; größere und kleinere Höhlen; kleine Felsen, die oft kegelrund aus der See heraufsteigen, und von Scharben**), Möven und Lummen wimmelten; hier furchtbare Brandung und dort wieder fast ruhige See: all dieser mannigfaltige Wechsel von Natur-

*) Geräucherter Hammelschinken. Siehe Bd. 1. S. 300.

**) Der Wasserrabe, Skarv, Pelecanus graculus, cristatus.

ſcenen wirkte mächtig auf mich ein und ließ einen unauslöſchlichen Eindruck in mir zurück.

In einer tiefen grauſenvollen Schlucht, die von tauſend Fuß hohen Felswänden umgeben war, machten wir Halt. Hier war der Vogelberg. Wohin man ſah, Nichts als Vögel und Vögel. Tauſende von Lummen und Alken trieben in kleineren und größeren Gruppen um das Boot, ſahen uns neugierig an, verſchwanden auf einmal unter dem Waſſer, um ganz nahe wieder aufzutauchen. Gryllummen konnte man mit den Rudern erreichen; Seehunde reckten ihre Köpfe hoch über das Waſſer, die Störung ihres Friedwinkels nicht begreifend; Skuen *) ſtießen auf Papageitaucher und dreizehige Möven, die ſie im Fluge auf den Kopf treffen und tödten. Hier ſuchte eine unglückliche dreizehige Möve, die kurz vorher ſo glücklich geweſen war, einen Fiſch zu fangen, mit klägklichem Geſchrei vor einer ſie von allen Seiten kneipenden Raubmöve Schutz unter einem Schwarme ihres Gleichen. Doch immer eifriger drängte der Verfolger, immer angſtvoller ward das Geſchrei der Verfolgten; endlich wird der Fiſch heraus gewürgt und von dem Räuber in der Luft ergriffen, ehe jener Zeit hat, in die See zu fallen. Die benachbarten Bewohner der Felſen und die auf dem Waſſer treibenden verrathen bei dieſem Vorfall einige Unruhe, wagen aber nicht, dem gefürchteten Feinde die Stirn zu bieten. Die Luft iſt durchkreuzt von ab- und zufliegenden Alken, die ihr Geſchäft des Brütens beginnen; ſo hoch, daß man Bienen an den Felſen vorbeifliegen zu ſehen glaubt, und ſo niedrig, daß man mit Stöcken nach ihnen ſchlagen könnte, ſchwirren ſie umher. Doch jetzt einen Blick auf die Niederlaſſung, auf die eigentlichen Wohnplätze dieſer Anſiedler. Auf etwas über die See hervorragenden Felſen ſitzen glänzende Scharben, ihre langen Hälſe nach allen Richtungen wendend, über ihnen einige Skuen, ängſtlich von ihnen betrachtet. Dann kommt die Linie der dreizehigen Möven. Neſt an Neſt in Einer Reihe längs der ganzen Breite des Felſens, und Neſt über Neſt, ſieht man nur

*) Die braune Raubmöve (larus catarrhactes), ſo groß wie ein Kolkrabe, und mit weißen Federn am Kopfe, heißt auf Färö Skua.

Köpfe brütender Vögel, und die weiter unten liegenden Felsen von ihrem Kothe weiß gefärbt. Etwas höher auf kleinen Absätzen oder Hammern des Felsens stehen die Alken und Lummen unter einander vermischt in Parade aufgestellt, Alle die weiße Brust der See zugekehrt, Mann an Mann, daß kein Hagelkorn durchgehen kann, stets gegen die unwillkommenen Besucher oder die Nachbaren sich verneigend. Einzelne Paare, welche einen kleinen Absatz allein eingenommen hatten, fächelten mit den Flügeln und liebkos'ten den Gefährten, verschämt umher kippelnd und den Gatten mit dem Schnabel berührend. Schaaren derselben flogen ab und zu, und doch wußte jeder dieser Tausende seinen Platz wiederzufinden. Freilich gab es mitunter einige Unordnung. Hier standen einige Zwanzig Brust an Brust; plötzlich kommt ein Alk angeflogen, drängt sich auf seinen Platz und stößt einige Seitenverwandte herab. Den obersten Platz nehmen die Papageitaucher oder Lunde ein, weniger sichtbar, doch durch das Ab- und Zufliegen sich verrathend. Betäubend ist der Lärm an einem solchen Vogelberge, so daß man nicht einmal das Wort seines Nachbarn verstehen kann. Die gräßliche Stimme der dreizehigen Möve übertönt Alles; dazwischen hört man das eintönige orr des Alken, das rrrrrr der Lummen mit allen Vokalen verbunden. — Nachdem ich lange genug dem Treiben dieser Massen zugesehen hatte, wirkte der Reiz, eine mit einer Haube versehene Scharbe zu bekommen, die sechzig Schritte von unserm Boote entfernt auf den Klippen saß, zu stark auf mich. Es knallte. Was aus der Scharbe geworden ist, weiß ich nicht, denn die Wirkung war zu gewaltig. Die Luft verfinsterte sich von den aus ihrer Ruhe aufgestörten Vögeln. Viele Tausende enteilten der Schlucht mit entsetzlichem Getöse und breiteten sich fächerförmig über die See aus: wohin wir aus unserer Stellung sahen, konnten wir nur fliegende Alken, Lummen und Möven erblicken. Verwundert kamen die Lunde aus ihren Höhlen hervor, betrachteten die allgemeine Verwirrung mit komischen Geberden und stießen ein langsames orr aus. Die dreizehige Möve blieb größtentheils ruhig auf dem Neste. Sämmtliche Scharben stürzten, wie getroffen, vor Schreck in das Meer. Allmählig kehrten alle wieder auf ihre Plätze zurück

und begannen ihre Verneigungen und Höflichkeitsbezeugungen zu erneuern. Wieder hallte ein Schuß in der Felsschlucht, allein ohne bedeutenden Erfolg. Die meisten blieben sitzen. Die, welche am weitesten nach unten ihr Standquartier hatten, flogen zwar auf, kehrten indessen bald wieder. — Man hat sehr viele Vermuthungen aufgestellt, warum die Vögel gerade diese und jene Felsen zum Brutplatze wählen; ich trete der Meinung bei, daß Heimaths- und Gesellschaftstrieb sie bestimmen, glaube aber als Haupturſache die Lage der Vogelberge selbst mit anführen zu müssen. Auf Färö befinden sich wenigstens fünfundzwanzig Vogelberge, welche sämmtlich nach Westen und Nordwesten liegen. Nicht einen einzigen habe ich nach Osten zu bemerkt, obgleich eben so gute Plätze zum Brüten dort zu finden sind. Diese Erscheinung hängt meiner Ansicht nach damit zusammen, daß fast alle Seevögel gern gegen den Wind fliegen, besonders auf fliegen. Westwinde sind die gewöhnlichsten auf Färö, daher erheben sie sich gegen den Wind und suchen die See, überfällt sie aber ein Sturm, so sind sie nicht in Gefahr verschlagen zu werden, sondern suchen mit dem Winde den Brutplatz zu erreichen. In der Regel befindet sich dieser auch an Stellen, wo in den Felsen Wölbungen vorhanden sind, so daß sie der Wind nur dann fassen kann, wenn er gerade von vorn hereinsteht, wogegen Seitenwinde durch die Wölbung gebrochen werden.

Wir ruderten um die rechte Ecke des Fjords von Saxen zurück. Auch hier findet man Höhlen in allen Formen. Besonders merkwürdig war mir eine glatte senkrechte Felswand, geformt wie ein altes gothisches Haus mit zwei Giebeln, dabei über tausend Fuß hoch. Vor dem Eingange des Canals in den Kessel der Felsschlucht von Saxen ist eine Sandbank, welche die ganze Breite des Fjords einnimmt. Vor derselben steht eine schwere Brandung, die wir durchschneiden mußten. Unsere Ruderer sollten die Zeit so abpassen, daß die anschwellende Woge uns über die Bank werfen mußte. Hiebei kann ihnen die Einrichtung der Boote und die Leichtigkeit, mit der sie so gut rückwärts als vorwärts rudern, zu Statten. Sobald sie sahen, daß sich die Woge vor der Bank brechen würde, ruderten sie rückwärts über ihren Gipfel, bevor sie brach. Dies war wohl

drei oder vier Mal geschehen, als eine große Welle sich heranwälzte, von der sie meinten, daß sie uns über die Bank heben würde. Nun wurde rasch vorwärts gerudert. Immer näher kam die Brandung, immer höher schwoll die Woge, jetzt dicht hinter dem Boote, wo sie uns heben sollte, brach sie plötzlich, und überströmte uns so, daß nur Schnelligkeit im Schöpfen das Boot flott erhalten konnte. Die nachfolgende Welle hob uns über die Sandbank, und so kamen wir wohl durchnäßt wieder in Saxen an.

Da der Amtmann die Versteigerung erst am Freitag Abend beendigen konnte, so gingen wir früher von Saxen weg, um auf dem Quaalvigsfjord noch eine Wasserjagd anzustellen. Bei dieser Gelegenheit zersprang mir die Nuß an dem linken Schlosse meines Doppelgewehres. Doch der Thorshavner Grobschmied wußte Rath zu schaffen; er machte mir eine ganz vortreffliche Nuß wieder. Ueberhaupt bestätigt es sich hier wie in anderen Gegenden, daß die Menschen von selbst erfinderisch werden, wenn sie keine Gelegenheit haben, ihre Bedürfnisse anders woher oder durch Leute von Fach befriedigen zu können. Der Grobschmied hatte nie eine Flinke in Händen gehabt, und setzte dessenungeachtet meine Schlösser mehrmals in Stand, indem späterhin auch eine Feder gesprungen war. Der Sysselmann von Waagoe baut Boote und schmiedet vortreffliche Messer; der Sysselmann von Suderoe kann Uhren repariren, drechseln, schmieden, ohne jemals von Jemandem Anweisung erhalten zu haben. — Um acht Uhr langten unsere Reisegefährten an. Ich bemühte sie noch ein Mal aus dem Hause, damit sie mir bezeugen könnten, daß ich die Wahrheit rede, wenn ich erzählte, ich hätte auf Färö gesehen, daß eine Kuh das Dach eines Hauses aufgefressen. Ihr schmeckte das schöne Gras vortrefflich, wobei sie sich aber wundersam genug ausnahm. Um neun Uhr Abends ruderten wir nach Thorshavn zurück. Obgleich Neumond war, konnte ich doch das Kieler Wochenblatt um Mitternacht vom neunten auf den zehnten Mai lesen.

Nach meiner Zurückkunft zog ich Erkundigungen über den Vogelfang auf Färö ein. Fast sämmtliche Seevögel, namentlich die Alken, Lomvien (dumme Lummen) und Papageitaucher,

ſind Nahrungsmittel auf dieſen Inſeln. Man fängt ſie in unzähliger Menge, und es iſt vorgekommen, daß ein einziger Mann mit der Fleiſtange an einem Tage 950 Lunde (Papageitaucher) gefangen hat. Man ißt ſie ſowohl friſch, als auch eingeſalzen und getrocknet. Im Mai leben die Bewohner mancher Inſel von den Eiern der Seevögel. Aber nur die Noth kann den Menſchen zwingen, nicht allein dieſe ſchlechte Speiſe zu genießen, ſondern auch den oft ſo gefährlichen Vogelfang zu unternehmen. Um einiger dieſer erbärmlichen Mahlzeiten willen muß der Knecht des Königsbauern ſich über hundert Klafter an einem Seile hinablaſſen, auf Felſen gehen, wo der Raum, den die Füße einnehmen können, kaum einen Fuß breit iſt, und von der See aus Klippen erſteigen, wobei ein Fehltritt oder das Losbröckeln eines Steines augenblicklichen Tod herbeiführt. Leider werden auch alljährlich mehrere Menſchen ein Opfer dieſes gefährlichen Gewerbes, daher der Färinger, der in den Vogelberg fährt, von allen ſeinen Bekannten feierlich Abſchied nimmt auf Nimmerwiederſehn. Ich war natürlicher Weiſe ſehr begierig darauf, Augenzeuge dieſes Vogelfanges zu ſein, und bot den Leuten mehrmals Geld an, daß ſie mir an der Leine Vögel aus dem Berge holen ſollten. Allein für Geld ſetzt der Färinger ſein Leben nicht in Gefahr, und erſt im Juni, als ich auf Store Dimon war, glückte es mir, daß der Königsbauer ſeinen Knechten befahl, in den Berg zu gehen. Man fängt hier die genannten Seevögelarten auf dreierlei Weiſe: mit der Leine, vom Boote aus und mit der Fleiſtange. Die letztere Weiſe iſt die einfachſte und nicht gefährlich, erfordert aber doch einige Geſchicklichkeit. Der Vogelfänger rudert auf ſeinem Boote auf die Stellen hin, wo die jungen Vögel auf den Klippen an der See ſitzen, indem er nur mit ſeiner Fleiſtange verſehen iſt. An einer zehn bis zwölf Fuß langen, anderthalb Zoll dicken, rundgehobelten Stange iſt oben ein Stück gekrümmtes Horn befeſtigt. An jedem Ende des Horns befinden ſich zwei Löcher, durch welche wieder zwei gekrümmte, vier Fuß lange ſchmale Stöcke geſteckt werden, ſo daß dieſe an der Stange zuſammentreffen und dort mit dem Bindfaden befeſtigt werden können. Die äußerſten Spitzen dieſer Stöcke werden durch ein ſtarkes Band

Boote befindlichen Gefährten wieder herauf. Diese Art des Vogelfangs ist bei Weitem die gefährlichste. Selbst die größte Vorsicht kann es doch oft nicht vermeiden, daß der Strick nicht reißt; es kann sich ein Stein losreißen und den Unglücklichen zerschmettern, was sich während meiner Anwesenheit auf Widerøe zutrug; der Mann kann bei der Schwingung den festen Standpunkt verfehlen und gegen die Felswand geschleudert werden; er kann auf den Felsabsätzen das Gleichgewicht verlieren und in die See stürzen; mit einem Worte: es ist die gefährlichste Beschäftigung, die man sich denken kann. Bei nicht sehr hohen Felswänden befestigt der Färinger seinen Strick auch wohl nur mit einem Pflock, und läßt sich ohne fremde Hülfe hinab. — Die Lunde (mormon fratercula, alca arctica) werden mit geringerer Gefahr aus ihren Löchern mit der Hand oder mit einem Haken gezogen; doch pflegt der Weg zu ihnen gefährlich zu sein. Ich bin zwei Mal in den Vogelberg auf einem Felsabsatze gegangen, der etwa einen Fuß breit war, unter mir eine senkrechte Felswand von 600 Fuß, über mir eine solche, an welche ich mich zur Noth mit der Schulter lehnen konnte. Doch solchen Weg betritt der Färinger mit einer Sicherheit, die nur beständige Uebung hervorbringen kann. Als ich mich das erste Mal an einer solchen lebensgefährlichen Stelle befand, konnte ich nur mit Mühe den Schwindel unterdrücken, den ich sonst nicht kenne; nachdem ich aber ein Vierteljahr hier gewesen war, sah ich mit der größten Ruhe den Felsstücken nach, welche ich über lothrechte Felswände von tausend Fuß Höhe in die See stürzte, ohne daß sie ein einziges Mal die Wand berührt hätten. Als ich einen Färinger zu bewegen suchte, sich in den Vogelberg hinabzulassen, versprach er dies, wenn ich es nachmachen wollte. Da ich es noch nie gesehen hatte, wurde die Wißbegierde oder die Neugier zu mächtig, und ich sagte es zu. Da legten sich aber die anwesenden Färinger in's Mittel und behaupteten, es sei für mich durchaus unmöglich, und so unterblieb die Sache.

Viertes Kapitel.

In dieſer Woche kam eine anſteckende Krankheit zum Ausbruch, die uns erſt gar lächerlich erſchien, indeſſen leider ſehr ernſtlich wurde. So wie die Bewohner der hebridiſchen Inſel St. Kilda den Schnupfen bekommen, ſobald ein Fremder dort anlangt, ſo pflegt auch auf Färö der ſogenannte Kriim, eine Art Grippe, ſich mit der Ankunft der Schiffe aus Dänemark einzufinden. Einige Tage nachdem das zweite Schiff, Capitain Jenſen, angelangt war, hörte man in Thorshavn fleißig nießen und huſten. Dann ſtellten ſich häufige Kopfſchmerzen und ein Schnupfenfieber ein, ſo daß die Patienten genöthigt wurden, das Bett zu hüten. Die Krankheit nahm ſo ſchnell überhand, daß in Zeit von acht Tagen von 140 Kindern nur 7 die Schule beſuchen konnten. Als nun aber faſt täglich Menſchen ſtarben, und von allen Inſeln die Nachricht kam, daß der Kriim ſich zeige, da lachten wir nicht mehr über das Nieſen. Wunderbar genug werden die Ausländer in den erſten ſechs bis acht Jahren ihres Aufenthaltes auf Färö nicht davon befallen, nach dieſer Zeit aber ſo gut wie die Eingeborenen.

Am 15. Mai machten wir eine Fahrt nach Waagoe. Wir reiſten über das Fjeld von Thorshavn nach Velbeſtadt über nackte Felſen, die unſere mit dünnen färingiſchen Schuhen bekleideten Füße nicht wenig angriffen. In dieſen Schuhen geht man weit leichter und ſicherer auf den Felſen, als in däniſchem Fußzeuge, weil man den Ballen und die Zehen beſſer brauchen kann; dagegen haben ſie den Nachtheil, daß man in ihnen ſtets naſſe Füße hat und daß ſie auf dem feuchten Raſen ſehr glatt werden. Iſt man einige Tage auf dieſen Schuhen gegangen, ſo hat man große Löcher unter dem Fuße; dann muß man auf der plump zuſammengenähten Naht marſchiren. Von Velbeſtadt fuhren wir längs der weſtlichen Küſte von Stromoe zum Hexenfinger (Trollkonefinger), der ſich, einige Klafter von der hohen, ſenkrechten Küſte entfernt, als hohe, ſteile, dünne und ganz ſpitz zulaufende Klippe erhebt. An der ſüdlichen Seite von Waagoe bildet die See einen herrlichen von Dorfſchaften um-

kränzten Meerbusen. An der linken Seite des Meerbusens liegt Jensegierde, die Predigerwohnung. — Bei unserer Ankunft fanden wir das Pferd des Pastor Stuer schon gesattelt, der zur Predigt am Himmelfahrtstage nach den Kirchen von Sörvaag und Boe reisen wollte. Während die Frau Pastorin uns das Mittagsbrot bereitete, versuchte ich es, meine Eßlust zu reizen, wie es die Schweden durch einen Schnaps thun. Bald wäre mir aber alle Eßlust darüber vergangen. In dem Keller des Predigers sah es gar herrlich aus. Hier hing Thran in Seehunds- und Wallfischmagen aufgehängt, Skiärpeköd duftete uns entgegen, auch vortreffliches Wallfischfleisch und Wallfischspeck, ein Jahr lang an der Luft getrocknet, reizten meine Sinne. Zuerst aß ich etwas Wallfischfleisch, wobei ich bald einen Kinnbackenkrampf bekommen hätte, da es dem Mastrichter Sohlenleder nicht unähnlich ist; als Fett wurde Wallfischspeck gebraucht. Gott segne den Geschmack und Magen der Grönländer und Färinger! Ich konnte den heillosen Speckgeschmack in der ersten halben Stunde nicht los werden.

Auf einem großen Umwege, nämlich längs der südwestlichen Küste der Insel und dem See Sörvaagsvatn, gingen wir in Gesellschaft des Herrn Pastors am Abend nach Boe. Nachdem wir stark bergan gestiegen waren, standen wir plötzlich auf einer senkrechten, gewiß 800 Fuß hohen Felswand. Unter uns brauste die See, die Brandung war sehr stark und donnerte gewaltig in den tiefen Höhlen. Wir wälzten schwere Steine über die Wand. Man sah sie mehrere Secunden, ohne ein Felsstück zu berühren, fallen, kleiner und kleiner werden, verschwinden; dann folgte ein Knall, wie ein Flintenschuß. Wer zum Schwindel geneigt ist, gehe nicht hierher; selbst der nicht Schwindelige muß sich erst an den Anblick gewöhnen und liegend hinabsehen, ehe er dem Abgrunde bis auf einen halben Fuß naht. Von da gingen wir zu dem Ausflusse des großen Binnensees Sörvaagsvatn. Ueber Klippen und große Felsblöcke kletterten wir zu dem achtzig bis neunzig Fuß hohen Wasserfall hinab, den die aus dem See fließende Elf bildet. Unmittelbar an dem Wasserfalle, da wo er sich hinabzustürzen beginnt, ist ein äußerst anziehender Standpunkt: hinter uns der große Binnensee, vor uns der Ocean

mit den Inselgruppen, um uns nackte Klippen und Felsblöcke, unter uns der hohe Wassersturz und die prächtigste Brandung, die zu uns wohl hundert Fuß hoch hinaufschlug. Längs der See gingen wir über Haide, Moor und Klippen, überstiegen dann einen niedrigen Bergzug und fuhren von Sörvaag über den Fjord nach Boe. Hier wohnten wir der Predigt bei. Die Kirche war sehr besetzt, der Gesang aber das Fürchterlichste, was mir in meinem Leben vorgekommen ist: Jeder schrie den ersten besten Ton, der ihm in die Kehle fuhr, heraus; der Küster sang vor, aber ohne musikalisches Talent. Mir fiel hierbei die bekannte Anekdote von Johann Sebastian Bach ein, den ein Organist fragte: ob er auch Orgel spielen könne, weil er ihm so auf die Finger sehe. »Klein wenig,« sagt Bach, setzt sich auf die Bank und legt sich mit beiden Händen auf die Claviatur. Entsetzt prallt der Organist vor der gräßlichen Disharmonie zurück; allein Bach löst Alles gar herrlich auf, und der Organist packt in seinem Entzücken den guten Bach in die Brust und ruft: »Herr, entweder sind Sie der leibhaftige Satan, oder Bach!« Sah ich die einzelnen Kehlen der Färinger für Orgelpfeifen und die ganze Gemeinde für eine Orgel an, so konnte ich glauben, Jemand läge mit den Armen auf der Claviatur; allein es erfolgte keine Auflösung der Disharmonie durch einen Bach.

Von Boe aus machten wir einen Ausflug in die Umgegend. Im Fjord war Nebel und starker Wind, auf dem Fjeld heller Sonnenschein und Windstille. Wir erstiegen unter Anderm einen 1500 Fuß hohen, beinahe senkrechten Berg in Schlangenlinien, über lose Steine und am Rande von Abgründen, um die Nester des gemeinen Sturmvogels (procellaria pelagica) aufzufinden, fanden aber keins. Am Abend kehrten wir wieder nach Jensegierde zum Pastor Stuer zurück. Ich bewunderte bei dieser Gelegenheit die Ausdauer eines Färingers. Von Sörvaag bis Midtvaag machten wir eine gute dänische Meile (anderthalb deutsche Meilen) in fünf Viertelstunden. Auf der Hälfte dieses angestrengten Marsches holte uns der Färinger ein, der unsere Koffer und übriges wenigstens siebenzig Pfund schweres Gepäck trug, und hielt bis Midtvaag gleichen Schritt. Im Schweiße gebadet langten wir dort an und erwarteten unsern Träger

umstürzen zu sehen, als er sich auf den Bauch legte und aus einer Elf trank; doch schien er eben so frisch zu sein als wir, wiewohl er stark keuchte. Die Färinger tragen mit der Stirn. Um das Trag-Ende wird ein Tau geschlungen, welches seinen Stützpunkt auf der Stirn des Trägers findet, die Last liegt auf dem Rücken.

Am 16. Mai gingen wir eine Strecke in einen Vogelberg hinein. Der Steig war etwa einen halben Fuß breit, links unter uns in einer Tiefe von 5 bis 600 Fuß die See, rechts über uns steile Felsen, die noch dazu so überhingen, daß wir an einigen Stellen gebückt unter ihnen wegkriechen mußten. Gnade Gott Dem, der hier ausgleitet! Wir wagten uns auch nicht sehr tief hinein, nur bis zu einigen Höhlen des Lunds, dessen Nest mit etwas Moos ausgefüllt ist, auf welchem das eine runde Ei liegt. Den Abend brachten wir sehr vergnügt bei einer Partie Schach und Gespräch hin. Der Pastor erzählte uns von den Hochzeitsgebräuchen der Färinger, insbesondere von einer im vorigen Herbste gehaltenen großen Hochzeit. Wenn dem Freier durch das Einschenken dreier Schnäpse das Jawort der Eltern ertheilt ist, wird gegen Ende Octobers die kirchliche Einsegnung vollzogen. Die Zeit ist sehr gut gewählt, weil man nur dann frisches Ochsenfleisch und Schaffleisch haben kann. Nun wird das Brautpaar in den Hochzeitstaat gesetzt. Der Bräutigam ist mit dänischen Schuhen, feinen weißen wollenen Strümpfen, schwarzen Beinkleidern und Rock, schön mit Roth ausgenäht, angethan. Das Hauptkennzeichen desselben aber ist der aus schwarzem Tuche verfertigte hohe Hut, der hinten und vorn eine Spitze hat, die einen Fuß hoch emporsteht, außerdem der Freierstab, der so lang ist, daß seine Spitze oben von den Fingern des Tragenden erreicht werden kann. Die Braut trägt ein Gewand von blauer oder rother Farbe, mit vielen Falten und langen Aermeln besetzt. Um den Hals wird ein feines Spitzentuch geschlagen. An der Brust steckt eine silberne Nadel, daran ist eine viereckige Silberplatte befestigt mit vielen Ringen und Haken, woran Silberflitter gehängt sind. Der hohe Kopfputz wird kunstvoll aus seidenen Bändern und Flittern von Gold und Silber verfertigt. An

dem hintern Ende sitzen vier lange und breite seidene Bänder, welche mit Flittern ausgeschmückt sind, zwei davon hängen über den Rücken und zwei über die Brust. Darauf geht der Zug in die Kirche: voran der Bräutigam mit zwei Führern, dann die Braut mit zwei Brautjungfern und zwei Junggesellen, welche der Braut den Arm bieten und sie nach und aus der Kirche führen. Paarweise treten zuerst die Männer ein, hinterher die Frauen und bilden einen Kreis. Nach der Trauung empfängt das junge Ehepaar den Glückwünschungskuß von allen Anwesenden. Nun setzt man sich zu Tische. Weinsuppe, Ochsenbraten und Rosinenkuchen sind die bestimmten Gerichte. Der Schwanz des Ochsen wird zunächst vor das Paar gesetzt und geht dann um die Tafel herum, wobei Jeder einen Reim sagen muß. Einer der Zeugen ist Branntweinschenker. Bei der erwähnten Hochzeit wurden verzehrt: anderthalb Tonne Branntwein, ein Ochse, eine Kuh, achtundvierzig Schafe und eine Tonne Roggen. Die Gäste bezahlten den Prediger, der eine Einnahme von dreißig Thalern hatte. Nach der Mahlzeit werden die gewöhnlichen Rundtänze gehalten. Um Mitternacht wird nach dreimaliger Mahnung des Branntweinschenkers durch einen Schlag an den Balken die Braut von den Frauen und der Bräutigam von den Männern in's Brautgemach gebracht. Dann singen die Gäste einen Vers aus dem Gesangbuche und tanzen während der Nacht, bis sie am andern Morgen den Vermählten ihre Glückwünsche und Geschenke, die aus einer oder zwei dänischen Kronen bestehen, darbringen. Das Ehepaar empfängt die Hochzeitsgaben im Bette, wobei die junge Frau in der einen Hand eine Flasche Rum, in der andern eine Flasche Branntwein hält und die Gäste nach ihrem Verlangen bedient. Da diese Hochzeitsgebräuche so kostbar sind, so sind sie jetzt ziemlich außer Gebrauch gekommen und finden nur noch bei Reichen Statt.

Am 17. Mai des Morgens früh bestiegen Christiansen und ich zwei färöische Rosse, die uns sicher über Felsen und schlüpfrigen Rasen an die nördliche Seite der Insel brachten. Sie scheinen von normännischer oder schetländischer Abkunft zu sein. Wenn ich mich etwas anstrengte, konnte ich im Reiten den Boden mit den Füßen berühren, so klein waren sie. Das Ge-

ſchirr beſtand in einer wollenen Decke und einem wollenen Halfter, der über der Naſe des Thiers befeſtigt war; Geſchirr und Steigbügel kennt man nicht. Voran ging ein Führer, dem die Pferde Schritt vor Schritt folgten, und hinten Einer, der ſie zuweilen antrieb. Man kann nicht feſter auf eigenen Füßen gehen, als von dieſen Thieren über die gefährlichſten Stellen getragen zu werden. Da, wo ſie es nicht für ſicher halten, treten ſie mit der größten Behutſamkeit auf, und glauben ſie über eine ſchwierige Stelle nicht gelangen zu können, ſo ſind weder Zuruf noch Peitſche im Stande, ſie einen Schritt vorwärts zu bringen. Als ich Mitte Juni auf Suderoe war, ſah ich, wie ein vierjähriges Pferd, welches noch keines Menſchen Hand auf ſich gefühlt hatte, gezähmt wurde. Nur der Gewandtheit eines Färingers kann es gelingen, in ſo kurzer Zeit, ohne zerbrochene Gliedmaßen, ein wildes Pferd zu bändigen. Der Amtmann wollte dieſes Thier vom Paſtor Beckmann kaufen und als Reitpferd benutzen. Natürlich war es ein ſehr gutes und ſollte auch ſechs Thaler däniſch koſten. Nun kommen die Pferde hier weder Winter, noch Sommer in den Stall. Das Füllen bleibt daher in völlig wildem Zuſtande, bis es gebraucht werden ſoll, und auch die ſchon gebändigten Pferde behalten im Freien einen ſolchen Grad von Wildheit bei, daß es mehrere Menſchen und ſtundenlange Arbeit erfordert, um ſie zum augenblicklichen Gebrauche einzufangen. In der Udmarket des Paſtor Beckmann hielten ſich vierzehn Pferde auf, welche ſämmtlich eingefangen werden mußten, um des einen habhaft zu werden. Dies geſchah in einer Gere. Die Gere iſt ein von Steinen eingefriedigter Platz, der ſo angelegt iſt, daß, wenn die Thiere erſt in ein gewiſſes Thal hineingetrieben ſind, ſie nirgends anders hinlaufen können, als in dieſe ſich allmählig verengende Befriedigung. Als die Pferde eingeſchloſſen waren, ſtanden ſie ganz ruhig, und ließen Alles mit ſich machen, mit Ausnahme des jungen, nicht gebändigten. Dieſem wurde zuvörderſt ein Halfter von Wolle übergeworfen, wobei es ſich wie raſend geberdete, und den Mann, der ihn anlegte und ſich mit einem Arme über den Nacken des Thieres gehängt hatte, von einer Seite zur andern warf. Darauf wurde ihm ein langes, ſtarkes

wollenes Tau am Schwanze befestigt, welches erst zwei, nachher ein Mann hielten. Nun wurden die andern Pferde herausgelassen, die voll Freude in die rauhen Gebirge rannten. Das gebundene lief ihnen mit solcher Kraft nach, daß die drei Leute, die es hielten, Mühe hatten, es nicht fahren zu lassen. Jetzt begann der Kampf der natürlichen Kraft mit der durch Ueberlegung und Vernunft überwiegenden menschlichen Schwäche. Bald bäumte sich das Roß und schlug mit den Vorderfüßen um sich; bald sprang es auf die Seite, riß den Mann, der ihm am Halse hing, um und schleifte ihn eine Strecke, ohne daß dieser losließ; bald riß es Alle, die es hielten, mit großen Sätzen vorwärts. Wir waren Alle für Den besorgt, der sich über den Nacken gehängt hatte, und riefen ihm zu, das Thier fahren zu lassen; allein er gab nicht nach. Allmählig wurde es matter, so daß ein Mann es zur Noth an dem wollenen, im Schwanze befestigten Tau halten konnte. Nun wurde das Roß durch Klippen und in den Morast getrieben. Im Galopp ging es über Felsentrümmer und durch das Moor, wobei der Färinger, welcher mit der ganzen Last seines Körpers am Halse hing, die größte Gewandtheit zeigte, daß er bei der Schnelligkeit der Bewegung die Steine mit den Füßen oben berührte, wobei oft die sonderbarsten Stellungen zum Vorschein kamen. Endlich war das Pferd so ermüdet, daß selbst Schläge es nicht vorwärts trieben, und nun konnte man mit ihm vornehmen, was man wollte. Darauf band man es wieder los und ließ es gehen. Statt daß es im gestreckten Laufe auf das Feld laufen würde, wie ich erwartete, ging es langsam weiter, stand bald still und ging zuletzt bis an den Bauch in das Wasser, wo es den Durst in langen Zügen löschte.

Die Hinreise zur nördlichen Küste von Waagoe machten wir über das Gebirge, die Rückreise längs einem tiefen Thale und den beiden Seen. Ueberall, wo in Bergkesseln viel Moos stand, fanden wir braune Raubmöven, die sich zum Brüten anschickten. In einer Felsschlucht kletterten Alken sehr geschickt auf den Absätzen herum. Auf einem andern Platze saß ein Dutzend Lummen, in den wunderbarsten Stellungen schlafend; unter andern eine auf einem schrägen Felsblocke, mit Fußwurzel

und Schwimmhaut angeklebt, den Kopf unter die Flügel gesteckt, so daß es fast unmöglich schien, nicht fallen zu müssen. Ein Stein, glücklich geworfen, fiel mitten in diese Gruppe und verursachte gar lange Hälse und ein verwundertes höchst lächerliches Umhersehen. — Nicht fern von dieser für mich sehr anziehenden Stelle befindet sich der größte Wasserfall auf Färö. Die Elf stürzt aus einem höher liegenden See in einen so schmalen Felsspalt hinein, daß sie ungefähr in der Hälfte des Sturzes die gegenüberstehende Wand berührt. Man sieht von oben nur den kleineren Theil des Falles, wie bei der Handeck auf der Grimsel; aber durch die enge Felsschlucht erblickt man, wie durch einen Rahmen, unten das Meer, eine große Bucht und im Hintergrunde das Fjeld von Gaasedal, eine wahrhaft schweizerische Gegend. Hier, unmittelbar am Sturze gelagert, hielten wir unser Mittagsmahl. Die mitgenommenen Vorräthe waren zum Frühstück verzehrt, die Uhr jetzt Drei und wir hungrig. Hunger soll ein sehr guter Koch sein; das bewährte sich auch hier, ohne Feuer zum Kochen zu gebrauchen: vortreffliches Löffelkraut, das am Wasserfalle wuchs, und ein Trunk aus der [illegible]alf unserm Bedürfniß. — Sehr ermüdet und steif vom langen Reiten langten wir Abends um neun Uhr in Jensegierde an.

Um nach Thorshavn gerudert zu werden, mußten wir die arbeitsfähige Mannschaft von zwei großen Dorfschaften nehmen; denn in Midtvaag konnten nur vier Mann ein Ruder führen, alle Uebrigen lagen am Kriim darnieder. Auch in Thorshavn waren viele Leute daran gestorben, und viele lagen auf den Tod. In diesen Tagen ist der einzige Arzt, der auf Färö war und selbst erkrankte, mit Capitain Jensen nach Kopenhagen abgegangen. Wir sind hier jetzt von der ganzen übrigen [illegible] abgeschnitten; keine Verbindung mit Europa ist möglich. Ich kann nicht leugnen, als das Schiff mit vollen Segeln dahinflog, stellte sich das erste Heimweh bei mir ein; so nenne ich wenigstens den Gedanken, der während mehrerer Tage beständig bei mir herrschte: Könntest Du nur eine Viertelstunde bei den Deinigen sein!

Am 27. Mai machte ich abermals eine Fahrt um Naal-

soe. Die Brandung war so stark, daß wir nur wenige Schüsse anbringen konnten, obschon es von Vögeln wimmelte. Als die südliche Spitze umrudert war, erhob sich der Wind mehr und mehr, und ein dicker Nebel hüllte das Boot so ein, daß man die Küste nicht auf vierzig Schritt sehen konnte. Die Bootsleute erklärten, nicht nach Thorshavn zurück fahren zu können, weil sie keinen Compaß mitgenommen hätten. Ich hatte mir zu dieser Reise einen kleinen Taschencompaß in Uhrformat gekauft, den ich stets bei mir zu tragen pflegte und der mir bei eingetretenem Nebel auf dem Fjeld sehr gute Dienste geleistet hatte. Diesen zog ich hervor, das Steuerruder wurde eingehängt, das Segel aufgesetzt und ich beordert, nach Nordnordwest zu steuern, weil wir den Strom entgegen hatten. Als wir mitten in der Strömung waren und das Boot von den hohen Wellen derselben und dem Winde sehr herumgeschleudert wurde, und vom Lande schon Nichts mehr zu sehen war, stieß die leicht bewegliche Magnetnadel an das Uhrglas und zeigte nach allen zweiunddreißig Himmelsstrichen. Von dem Compaß hing unser Aller Leben ab; denn wurde die Richtung verfehlt, so trieben wir in die offene See hinaus, wo bei dem dicken Nebel, der jede Hoffnung, die Küste zu erblicken, vereitelte, der Hungertod unser Loos gewesen wäre. Ich ließ den Leuten meine Angst nicht merken, zerbrach ohne Geräusch das Glas und hoffte so das Anstoßen der Nadel vermieden zu haben, um wieder Norden finden zu können. Aber ich kam aus der Charybdis in die Scylla: die Nadel war zu leicht und wurde von dem starken Winde im Kreise herumgewirbelt. Jetzt war nur noch die einzige Hoffnung, daß der Wind Strich halte und nicht umspringe. Ohne den Leuten das Geringste merken zu lassen, blickte ich starr auf meinen Compaß, und steuerte scharf gegen den Wind an, nach welchem ich meinen Norden berechnete. Die Leute ruderten, was sie konnten, wurden aber, als sie nach einer Stunde noch kein Land erreicht hatten, unruhig und schöpften Verdacht. Da erblickten wir auf einmal nahe bei dem Boote eine Theiste (uria grylle), die sich nie weit vom Lande entfernt aufhält, und bald darauf die Küste von Stromoe, eine kleine Viertelmeile oberhalb Thorshavn. Hätte der Wind sich um sechs bis acht

Striche östlich gedreht, so hätten wir vielleicht eher Norwegen und Spitzbergen finden können, als Färö.

Bis jetzt ist nach Angabe der Färinger der Frühling so schön gewesen, wie sich die ältesten Leute keines erinnern können; nun aber schien der Regen und der Wind das Versäumte nachholen zu wollen: ein beständiger feiner Staubregen, dicker Nebel, schneidender Wind und heftige Brandung erlaubten es nicht, ein Boot zu besteigen. Am 30. Mai hatte ich Mittags etwas Schutz vor dem Wetter auf der Schanze gesucht, und ließ mich von der Sonne bescheinen, die nach einem warmen Regen einige milde Blicke herabsandte, als mir ganz unerwartet eine Schwalbe vorbeiflog, welche sich höchstens alle zehn Jahre hier sehen läßt.

Am Montag den 2. Juni begaben wir uns Morgens vier Uhr auf die Reise nach dem großen Dimon und Sandoe. Vorläufig wollten wir nach Dahl auf Sandoe, vier Meilen von Thorshavn entfernt. Die See war unruhig und starke Regenschauer machten uns Anfangs wegen des glücklichen Ausgangs besorgt, da es bei dieser Insel leicht so gehen kann, wie bei Myggenaes, daß man in vielen Wochen wegen Strom und Brandung nicht landen kann. Mehrere Dörfer prangten nach dem gefallenen Regen im schönsten Grün. Der Rasen der färöischen Indmarket ist vielleicht der beste in Europa. So eben und gleichmäßig stehend, so rein von Unkraut und so herrlich von durchsichtiger Smaragdfarbe soll selbst der gepriesene englische nicht sein. Dahl liegt in einem tiefen Bergkessel und hat einen sehr beschwerlichen Landungsplatz, theils weil hier hohe Brandung ist, theils weil die See am Strande einen Wall von runden, glatten Kieselsteinen aufgeworfen hat, der das Ansteigen erschwert. Wir kehrten bei Ole Johannsen, dem sogenannten Prinzen von Dahl, ein, dessen Bekanntschaft wir schon früher gemacht hatten und der unser Führer auf dem großen Dimon sein sollte, fanden aber ihn und sein ganzes Haus dermaßen vom Krüm mitgenommen, daß ich beschloß, sogleich nach dem Dimon weiter zu reisen, wenn es nur irgend möglich sei. Einer von unseres Wirthes Leuten, ein flinker Kerl mit einem langen Zopfe, wurde auf das Fjeld geschickt, um nachzusehen, ob die Brandung es zuließe, zu landen. Der Bericht lautete nicht

eben günstig: auf der westlichen Seite, wo sich der Aufgang befindet, stände zu hohe Brandung, auf der östlichen aber ginge es wohl an. Ich beschloß, das Wagestück zu unternehmen, weil ich befürchtete, diese merkwürdige Insel späterhin nicht besuchen zu können, was auch wirklich der Fall gewesen wäre, da die Brandung in den folgenden Wochen beständig so hoch stand, daß keine Landung möglich war. Ueberdies waren die Leute, die uns Ole Dahl mitgab, unter ihnen der erwähnte Langgeschwänzte, prächtige Leute, wie ich sie dort nicht besser gefunden habe: aufmerksam, dienstfertig und bescheiden kamen sie jedem meiner Wünsche zuvor. — Als die Spitze von Sandoe passirt war, und der Strom, welcher zwischen dieser Insel, Store Dimon und Skuö läuft, stärker zu brausen und zu schäumen begann, entblößten unsere Schiffer andächtig ihre Häupter, beteten und sangen ein langes Lied aus dem Gesangbuche; denn es ist Sitte bei den Färingern, bei einer Fahrt, welche über gefährliche Ströme und Fjords geht, jedes Mal vorher ihre Andacht zu verrichten.

Wir ruderten auf die Mitte der Insel Dimon zu, welche sich von Süden nach Norden erstreckt, etwa 1500 Fuß hoch ist, und wie die meisten Inseln ihre Abdachung nach Osten hat. Wir landeten bei einer wenig hervorragenden Klippe. Die Hälfte unserer Leute blieb im Boote, das die See halten mußte; die andere Hälfte stieg mit uns aus. Wir befanden uns jetzt unter dem Bette einer kleinen, senkrecht herabstürzenden Elf, konnten aber nicht begreifen, wo und wie wir die über unseren Köpfen hervorragende senkrechte Felswand hinaufkommen sollten. Unsere Zweifel wurden bald gelöst. Der Langgeschwänzte, ein höchst gewandter Mensch, zog Schuh und Strümpfe aus, und ließ sich durch die Fleistange, welche ihm unter das Hintertheil gesetzt ward, bis zu einem kleinen Absatze hinaufschieben; ein zweiter ihm nach. Beide befestigten nun ein starkes Seil an ihrem Körper, welches herabgelassen wurde. Dieses faßten wir mit den Händen und kletterten daran herauf, wobei wir von einem unten Stehenden mit der Fleistange unterstützt wurden. Die Füße konnten wir so gut als gar nicht gebrauchen, weil die Felswand zu steil und überdies durch das herabstürzende

Waſſer der Elf ſchlüpfrig geworden war. Nachdem wir den erſten Abſatz glücklich erreicht, begann daſſelbe Verfahren von Neuem und wurde ſo oft wiederholt (wenn ich nicht irre fünf Mal), bis wir in einer Höhe von 250 Fuß den Raſen erreicht hatten, der die Abdachung der Inſel bedeckt. Bei der Erſteigung des letzten Abſatzes, wo ſchon die Arme etwas von der Anſtrengung erſchlafft, und ich unwillkürlich in die ſchwindelnde Tiefe unter mir ſehen mußte, war ich nicht halb ſo beklommen, als bei dem erſten, inſofern ich nun mit der Gefahr vertraut geworden und mich, wie die Erfahrung gezeigt hatte, auf die Vorſicht meiner Führer verlaſſen konnte. Als die Felswand erklommen war, glaubte ich die größten Schwierigkeiten beſiegt zu haben, allein darin hatte ich mich ſehr geirrt: das Schlimmſte kam noch nach. Vorher konnte ich mich auf die Kraft meiner Arme verlaſſen, ich mußte den Strick feſt faſſen, wenn ich nicht zerſchellt herabſtürzen wollte; jetzt aber ſollte ich die Sicherheit meines Lebens meinen Füßen anvertrauen, und mit dem glatten Fußzeuge einen äußerſt ſchlüpfrigen, mit kurzem naſſen Graſe bedeckten, über tauſend Fuß hohen, faſt ſenkrecht, höchſtens in einem Winkel von dreißig bis vierzig Graden ſich erhebenden Raſen erſteigen. Wer hier ausgeglitten und gefallen wäre, hätte ohne Gnade und Barmherzigkeit den ganzen Abhang herabrollen und ſein Grab in der See finden müſſen; an ein Feſthalten an dem kurzen Graſe war nicht zu denken. Da ich nicht einmal auf dem Raſen der Jndmarket ſicher gehen konnte und ſehr oft ausgeglitten bin, ſo ſah ich die Unmöglichkeit ein, dieſe Höhe zu erklimmen, und erklärte dies den Färingern. Allein dieſe rüſtigen Bergbewohner ſchafften Hülfe. Unter jedem Arm faßte mich einer und hielt mich ſo kräftig, daß ich kaum mit den Knieen den Boden berührte, wenn ich, was wenigſtens funfzig Mal auf dieſer Strecke geſchah, mit beiden Füßen ausgeglitten war, wobei ſie nicht unterließen, mich zu ermuntern und die Worte zu wiederholen: »Nein, er ſoll nicht fallen, wir wollen ihn ſchon halten.« War es eine Strecke ungewöhnlich gut gegangen, ſo behandelten ſie mich, wie einen Hund, den man zurechtſchult, und belobten mich mit einem »ſo recht, ſo ſchön!« Chriſtianſen wurde auf gleiche Weiſe von Zweien ge-

leitet. Am meisten fürchtete ich, daß einer meiner Führer ausgleiten und fallen möchte; allein die Färinger hatten ihre Schuhe ausgezogen, blos ihre wollenen Strümpfe anbehalten und gingen auf dem schlüpfrigen Rasen so sicher, wie auf einer Kunststraße. Oftmals mußten wir Athem schöpfen, um den angestrengten Muskeln etwas Ruhe zu gönnen; dann konnte ich nicht unterlassen, die schwindelnde Tiefe hinabzuschauen, und mich zu freuen, vorläufig so weit gekommen zu sein. Endlich, auf dem Gipfel des Berges glücklich angelangt, entzückte uns die Aussicht auf den zurückgelegten Abhang und das unter uns im schönsten Grün prangende Dorf, zu dem wir auf einem bequemen Wege hinabstiegen. Es wohnt hier nur ein Königsbauer, welcher wohl auf ganz Färö die beste Pachtstelle besitzt, und deshalb der König genannt wird.

Da wir nur ungefähr fünf Stunden auf der Insel bleiben konnten und den Westfall benutzen mußten, um nach Sands zu fahren, so streiften wir in der Umgegend des Dorfes umher; zuerst nach der westlichen Seite, wo wir den verschrieenen und gefährlichen Weg, der an die See führt, abwärts sahen, dann nach den Vogelbergen, von denen wir einen Theil von oben erblicken konnten. Die oben auf dem Felsen liegende Erdschicht war von den Lunden durchlöchert, von denen mehrere mit ihren Eiern hervorgezogen wurden, wobei sie nicht wenig knurrten und um sich bissen. Auf dieser kleinen Insel, die vielleicht eine kleine Viertelmeile lang und eine halbe Viertelmeile breit sein mag, werden jährlich über fünftausend Lunde gefangen, ohne daß man eine Abnahme verspüren könnte; zu Hunderten saßen sie an der See und auf den Felsen. Weiter unten saßen die Lummen und Alken, die hier sehr schwer zu fangen sind, daher ihrer jährlich nur einige Tausende ergriffen werden. Wie sehr indeß die Zahl der Vögel abgenommen hat, geht daraus hervor, daß vor zwanzig bis dreißig Jahren hier über zwanzigtausend Stück gefangen sind. — Mit unserem Wirthe, John Dalsgaard, gingen wir nun zu den großen Vogelbergen. Er war so gefällig, einige von seinen Leuten hinabklettern zu lassen, um uns einen Sturmvogel (puffinus anglorum) mit einem Ei aus dem Neste ziehen zu lassen. Ungefähr vierhundert Schritte weit

ſtiegen dieſe Leute mit einer Sicherheit, vor der mir graute, in den Berg, auf einem ſchmalen Felsvorſprunge, wo die Füße etwa einen Fuß breit Raum hatten, die ſenkrechte Felswand in der Entfernung von zwei Fuß zur Rechten, unter ſich die See, in einer Höhe von fünfhundert Fuß.

Ich hielt es für beinahe unmöglich, die öſtliche Seite der Inſel wieder hinabzuſteigen, indem man bei dem Hinabgehen viel mehr noch zum Ausgleiten und Fallen geneigt iſt, als bei dem Bergaufgehen, und da ich geſehen hatte, daß die Brandung es zur Noth erlaubte, an der weſtlichen Seite einzuſteigen, ſo vermochte das Verſprechen, einen Thaler Trinkgeld zu geben, unſere Schiffer, das Boot nach dieſer Seite zu bringen. Jetzt wurden Anſtalten gemacht, uns wieder zum Strande hinabzuſchaffen, denn auch der Weg auf der weſtlichen Seite iſt ſehr gefährlich, wiewohl nur eine kurze Strecke. Zuerſt ſtiegen wir einen Pfad hinab, der in die Felſen eingehauen und ſo ſchmal war, daß ein etwas beleibter Mann ſich hätte durchzwängen müſſen, wenn es überhaupt hier ſolche gäbe. Ein Strick war herabgelaſſen, welchen wir faſſen mußten. Kaum aus dieſem engen Wege getreten, machten wir eine Wendung links, und ſahen den Abgrund zu unſeren Füßen, in den wir hinabſteigen ſollten. In eine etwas ſchräge, beinahe ſenkrechte, glatte Wand des Felſens waren in einer Entfernung von etwa je drei und drei Fuß kleine Löcher eingehauen, in welche man oben die Spitzen von drei Fingern und unten die Fußſpitze ſetzen konnte. Der Körper ruhte allein auf dieſen äußerſten Enden. Etwa vierzig Fuß weit mußte man auf dieſer halsbrechenden Stelle vorwärts klettern, über ſich den ſenkrechten Felſen, unter ſich den Abgrund. Keiner kann hier dem Andern hülfreiche Hand reichen: wer ausgleitet oder ein Loch mit der Zehe verfehlt, iſt unrettbar verloren. Und dieſen Weg hat ein Färinger trunkenen Muthes mit einer Tonne Gerſte auf dem Rücken zurückgelegt. Wie ſenkrecht die Felswand iſt, kann man daraus abnehmen, daß ein Korb, worin die geſammelten Eier befindlich waren, an einem Seile über uns weggelaſſen ward. — Am Strande angelangt, gingen wir eine lange Strecke über die Klippen längs der Küſte hin, mehr als tauſend Schritt, unmittelbar unter den Vogel-

bergen, den größten auf den Färöern. Ich übertreibe sicher nicht, wenn ich sage, daß mehrere Hunderttausende von Vögeln hier brüten. Fels und Meer ist bedeckt mit gefiederten Geschöpfen; das Ohr ist betäubt von den mannigfaltigen Stimmen; selbst Flintenschüsse störten die Bewohner nicht aus ihrer sichern Ruhe. Unwillkürlich fiel mir eine Stelle aus Thomson ein, welche hier in der Uebersetzung stehen mag:

Dort, wo der Nordocean in weiten Wirbeln
Umkocht die melancholischen nackten Inseln
Des fernsten Thule, wo atlantische Wogen
Sich stürzen durch die stürmischen Hebriden —
Wer kann beschreiben wohl die Wandervölker,
Die dort alljährlich kommen oder gehn,
Und wie Lebend'ges Volk' an Wolke aufsteigt? —
Zahllos Geschwirr! Die flügelschwarze Luft,
Der dumpf rückhall'nde Strand ein wild Geschrei!

Unser Boot lag in einer tiefen Felsspalte, die Brandung schaukelte es hin und her, und nur mit Mühe konnten wir es besteigen. Noch eine große Strecke fuhren wir unter dem Vogelberge hin. Wir gelangten glücklich über den gefährlichen Strom, der zwischen Store Dimon und Skuö läuft, und kamen Abends acht Uhr in Sands auf Sandoe an, wo wir bei dem Sysselmann Hense ein vortreffliches Nachtquartier und frische Forellen erhielten. Es ist eines der behaglichsten Gefühle, die ich kenne, nachdem ich, wie heute, sieben bis acht Meilen gereist, Gefahren, auf die ich gefaßt war, glücklich überstanden, viel Neues und Anziehendes erlebt hatte, Abends in Ruhe in einer warmen Stube zu sitzen und Alles noch einmal in der Erinnerung vor der Seele vorübergehen zu lassen.

Sands, das Hauptdorf auf Sandoe, hat dieser Insel wahrscheinlich den Namen gegeben, den ihrigen aber von dem Sande und den kleinen Dünen erhalten, die das Meer vor dem nur neun bis zehn Fuß höher liegenden Landsee aufgeworfen hat. Nach Qualboe auf Suderoe ist Sands das größte und schönste Dorf auf Färö. An beiden Seiten der Bucht und des Landsees befinden sich dreizehn Gruppen von Häusern mitten in ihren Feldern, die im schönsten Grün prangen, und machen einen lieblichen Eindruck, der um so mehr anzieht, da das Grausen-

hafte auf Färö ſonſt vorherrſcht. Die auf der weſtlichen Seite liegen auf einem kleinen Abhange, die auf der öſtlichen haben ein ſteiles, hohes Fjeld hinter ſich. Auf dieſes faſt lothrecht hinter unſerer Wohnung ſich erhebende Gebirge ſtiegen wir in Begleitung unſeres Wirthes mit gehöriger Vorſicht und nicht ohne Beſchwerde, und machten dann einen Spaziergang längs der ſüdlichen, nicht hohen, aber ſteilen Küſte, an der eine herrliche Brandung ſtand. Auf dem Rückwege kam ich der Elf etwas zu nahe und verſank plötzlich im Triebſande, Chriſtianſen, der mir helfen wollte, mit; durchnäßt und nicht ohne Mühe arbeiteten wir uns heraus.

Am Morgen des 4. Juni gingen wir zu Lande von Sands nach Skaaleviig, um von dort aus ein Boot nach Thorshavn zu erhalten. Der Wind nahm an Stärke zu, ward zum Sturm aus Nordoſt, und wir mußten daher in unſerm naſſen Fußzeuge bei Johann Dalsgaard, dem Bruder unſers Wirthes auf Store Dimon, bleiben, bei dem wir auch ſehr gut aufgehoben waren.

Der 5. Juni war für mich ein Tag meines Lebens, der mir ewig unvergeßlich bleiben wird, da ich der größten Lebensgefahr glücklich und auf die wunderbarſte Weiſe entging. Wir wurden in der Frühe von dem Sturme und Regen, der an unſere Fenſter ſchlug, geweckt, und begriffen ſogleich die Unmöglichkeit, die Inſel heute verlaſſen zu können. Unſer Wirth verkündete uns, daß nach dieſem Wetter wenigſtens drei Tage lang eine ſolche Brandung zu Skaaleviig ſtehen würde, daß kein Boot ausgezogen werden könne, wir müßten daher nach Sands zurück, um von dort um die weſtliche Spitze zu fahren. Bis drei Uhr Nachmittags mußten wir in unſerer Stube bleiben, auf welche der Wind ſtand, und die leider ſo wenig dicht war, daß ein beſtändiger Zug ſtatt fand. Das Fußzeug war noch nicht trocken geworden; daher nahm ich mir vor, mich recht in Schweiß zu gehen, um einer Erkältung vorzubeugen. Ich verließ meinen Reiſegefährten und unſere Leute, und nahm den Weg auf das Fjeld, über welches ich die Richtung nach Sands zu finden hoffte, ohne an Gefahr zu denken. Längſt hatte ich meinen Reiſegefährten aus dem Geſichte verloren, hatte das Fjeld zur Hälfte erſtiegen, mich ganz warm gegangen, und wollte

nun in die Bergebene hinab, welche hinter Sands liegt. Plötzlich stand ich an einer senkrechten, vier- bis fünfhundert Fuß hohen Felswand, die Bergfläche unter mir, sah aber, daß ein Weg, den die Schafe gebahnt zu haben schienen, längs einem Absatze hinablief. Diesen ungefähr einen Fuß breiten Pfad betrat ich getrosten Muthes, mich an die Felswand lehnend, und ging auch eine ziemliche Strecke auf demselben abwärts. Jetzt ward der Pfad aber schmaler, die Felswand zur Rechten rückte mir näher, ich konnte nicht weiter vordringen und bemerkte, daß der Steingrus eines Hammers mich getäuscht hatte. Ich wollte daher umkehren: allein keine Möglichkeit war dazu vorhanden. Hier stand ich nun, wie der Kaiser Max auf der Martinswand, in der fürchterlichen Einöde; kein menschlicher Fuß kam hierher, kein menschliches Ohr konnte meine Stimme vernehmen; selbst wenn die Gefährten mich auf dem Fjeld hätten suchen wollen, würden sie mich ohne Zufall nicht entdeckt haben. Ich sah, daß die Felswand nicht aus glattem Gestein, sondern aus verwittertem Menge-Gestein bestand, und manche Zacken und Erhöhungen darbot; daher faßte ich den Entschluß, den Versuch zu machen, hinunter zu klettern. Mit den Fußspitzen suchte ich die Zacken uud Erhöhungen zu finden, klammerte mich mit den Nägeln an die verwitterten Felsen, und ließ diese in meine Kleidungsstücke fassen, wodurch ich starken Anhalt erhielt. Eine nicht unbedeutende Strecke war ich auf diese Weise abwärts gestiegen, und hatte nur noch etwa 150 bis 200 Fuß, als der schrecklichste Augenblick meines Lebens eintrat. Mit beiden Händen hatte ich mich angeklammert, mein linker Fuß stützte sich auf eine Zacke, mein rechter suchte eine tiefer unten liegende — da bröckelte plötzlich das Gestein unter meiner linken Hand los, ein Stück des Felsens stürzte herab und schlug mir auch den linken Fuß von seinem Stützpunkte weg; mir wurde schwarz vor den Augen; mechanisch ließ ich auch die rechte Hand los, schlug aber in der Todesangst mit allen Fingerspitzen so in das verwitterte Gestein, daß mir die Nägel abrissen. Ich fühlte einen augenblicklichen Halt, mein rechter Fuß fand einen Stützpunkt: ich war gerettet. Wohl fünf Minuten hing ich hier, mich von der ausgestandenen Noth erholend, dann rutschte ich

allmählig weiter hinab; die Kräfte begannen zu sinken, aber der Fels wurde rauher und zackiger, so daß ich die letzten hundert Fuß mit weniger Anstrengung hinabsteigen konnte. Unten angelangt, ging ich stillschweigend, ohne mich weiter um die Brütplätze der Vögel zu bekümmern, nach Sands. Christiansen und die Leute kamen eine Stunde später an, und waren nicht wenig verwundert, mich vorzufinden. Letztere hatten zu ihm gesagt: es sei unmöglich, über das Fjeld nach Sands zu kommen. Deshalb hatte er versucht, mich wieder aufzufinden, hatte mich aber meinem Schicksale überlassen müssen, erwartend, ich müßte umkehren. Die Skaaleviiger erklärten, es sei unmöglich, daß ein Mensch zum zweiten Male dort herabkommen könne.

Auch am 6. stürmte es so heftig, daß wir in Sands bleiben mußten. Am Morgen des 7. wurden wir endlich mit der angenehmen Nachricht geweckt, daß wir um die westliche Seite fahren könnten. Wir bestiegen unsern Achtmannsfahrer und hatten Mühe, uns auf der sehr hoch gehenden See halten zu können, die uns nicht selten ziemlich stark begoß. Wir fuhren an vielen Höhlen und Gruppen von seltsam gestalteten Felsen vorüber. Unter andern zog sich ein tiefer, schmaler Einschnitt mit senkrechten Felswänden in das Land, und quer darüber lag ein gewiß vierzig Fuß langer, wie mit dem Meißel gehauener, schmaler, viereckiger Steinblock, der die natürlichste Brücke bildet, die man sehen kann. Nachdem wir die nordöstliche Spitze von Sandoe erreicht, fuhren wir quer durch den harten Strom nach Kirkeboe und von da nach Thorshavn zurück. Die Brandung war erstaunlich hoch; ich habe sie an der Küste von Naalsoe gewiß an zweihundert Fuß schlagen sehen. Dicht hinter der Schanze von Thorshavn stand sie so schön, daß ich noch über eine Stunde dort verweilte, um den majestätischen Anblick so in der Nähe zu genießen, daß mich der Schaum bespritzte.

Fünftes Kapitel.

Der Amtmann und Landvoigt mußten zum Dinggericht nach Suderoe reisen und waren so artig, uns dahin mitzunehmen.

Wahrend das Dinggericht am 14. Juni in Qualboe, der schönsten und besten Dorfschaft auf Färö, gehalten wurde, streifte ich an der westlichen Küste umher. Da sah ich über dem Gipfel des im Norden gelegenen Fjelds einzelne Gestalten aufdämmern, und bald erschienen mehrere im weiten Halbzirkel gegen mich herabkommend, welche eine große Masse Schafe vor sich hertrieben. Sämmtliche Besitzer von Schaf-Einfriedigungen auf der Udmarket hatten meilenweit ihre Schafe zusammengetrieben, um ihnen die Wolle zu nehmen. Je näher sie der Gere kamen, desto dichter schloß sich der Kreis um die Heerde, desto unruhiger wurden die Thiere. So lange sie sich noch im weiten Fjeld befanden, ließen sie sich geduldig treiben; je mehr aber der Raum beschränkt wurde, desto ängstlicher wurden sie und machten häufige Versuche zu entrinnen. Dann mußten die Färinger weite Strecken laufen, um sie wieder zurückzubringen, während das Hauptchor stille stand. Die Gere ist ein kleiner, von einem hohen Steinwalle umgebener Pferch, der in der Spitze eines Winkels angelegt ist; die Schenkel dieses Winkels sind Felswände. Dahin werden die Schafe getrieben. Anfangs ist der Raum so weit, daß die Thiere nicht merken können, daß sie eingeschlossen werden; zuletzt aber verengt er sich so, daß sie in die Oeffnung des Pferchs hineingehen müssen. Sobald alle darin versammelt sind, wird die Oeffnung durch drei bis vier Menschen gesperrt. Nun gehen zwei Männer zu den Schafen hinein, binden ihnen die Füße zusammen und heben sie über den Steinwall, wo sogleich Fäuste bereit sind, ihnen die Wolle vom Leibe abzureißen. Dieses Verfahren sieht grausamer aus, als es ist; denn nur diejenige Wolle, welche fast von selbst ausfällt, wird abgerissen; die übrige bleibt sitzen und wird vierzehn Tage später genommen. Hierdurch erhalten die Schafe ein höchst widerliches Ansehen: bei einigen war die eine Seite ganz kahl, die andere mit dicker Wolle besetzt; einige hatten das Ansehen, als seien sie räudig; bei andern war blos der Kopf und der Rücken gerupft. So wie die lose Wolle abgenommen ist, wird das Schaf losgeschnürt und frei gelassen, bleibt so lange bei der Gere, bis alle alten Thiere abgefertigt sind, dann erst werden auch die Lämmer losgelassen. Nun begann ein Blöken, Meckern und Rennen unter

der Heerde. Hier ſuchte das Mutterſchaf ſeine Lämmer, dort rannte ein Lamm auf eine fremde Mutter zu und erhielt von ihr Stöße: was ſich zuſammengefunden hatte, ſprang in voller Freude auf das Feld zurück. Die ſämmtliche gerupfte Wolle wird auf einen Haufen gelegt und unter die Beſitzer nach der Größe ihrer Ländereien vertheilt. Denn Jeder iſt berechtigt und verpflichtet, eine nach der Größe und Fruchtbarkeit der Udmarket beſtimmte Anzahl Schafe zu halten; Gewinn und Verluſt wird gemeinſchaftlich getragen.

Obgleich Suderoe nur einige Meilen ſüdlicher liegt, als die Hauptinſelgruppe, ſo bemerkt man doch ſchon eine auffallende Verſchiedenheit. Die Form der Berge iſt abweichend und das Gebirge beſteht aus anderen Steinarten, namentlich findet man Steinkohlenlager und Baſalt, der oft ſchwarze Mauern von dicht an einander geſchloſſenen Säulen bildet; die Meeresbuſen ziehen ſich tiefer in's Land; Vögel, welche ſich nie oder nur ſelten auf den Norderinſeln zeigen, wie die Feldlerche, die Schwalbe, der Wachtelkönig, kommen hier jährlich vor. Die Bebauung des Bodens iſt hier ſorgfältiger, und die Inſel bringt in der Regel ſo viel Korn hervor, daß ſie der Zufuhr nicht bedarf. Die Einwohner ſind thätiger und betriebſamer, natürlich auch wohlhabender; ſelbſt in Tracht und Sprache unterſcheiden ſie ſich von den Norderinſeln.

In Qualboe ſah ich mehrere Gerippe von Finnwalen (balaena rostrata), welche nur an dieſer Inſel auf eine höchſt merkwürdige Art gefangen werden. Wenn ein Fiſcherboot den Wallfiſch entdeckt, ſo ruft es die Strandbewohner zuſammen, rudert auf ihn zu, einer der Leute aber nimmt den Augenblick wahr, wo der Rücken über dem Waſſer erſcheint, und kitzelt den Fiſch mit einem Ruder am Schwanze. Dies behagt ihm außerordentlich; er liegt ganz ſtille und duldet es, daß man ihm die Blaſeröhre mit wollenen Handſchuhen oder einem wollenen Strumpfe verſtopft, wodurch er am Untertauchen verhindert wird. Während des Kitzelns ſchneiden die Suderoer ihm nun Löcher in den Speck, wobei ſie ſich ſehr in Acht nehmen müſſen, nicht in das Fleiſch zu ſtechen, weil dann der Fiſch das Boot durch einen einzigen Schlag ſeines Schwanzes zertrümmern

würde. In die Löcher befestigen sie ihre Helleflynderschnüre, die sie an das Boot binden und rudern nun langsam fort. Der Fisch folgt geduldig, da ihn das Ziehen der Schnüre im Specke und in der Haut kitzeln mag. Sobald sie in die Nähe des Landes kommen, erhalten sie Hülfe und tödten dann den Fisch mit ihren Wallfischwaffen.

Am 18. Juni machte ich abermals eine Fahrt nach Waagoe, um von dort, wo möglich, nach Myggenaes zu kommen. Strom und Wind ließen es aber nicht zu. Hier überfiel mich das kalte Fieber, trotz aller Versicherungen der Färinger, daß dies sonst nie hier vorkomme, und daß Kranke, die es von Dänemark herbrächten, in wenigen Tagen gesundeten. Ich hatte schon in Kopenhagen daran gelitten und für diesen Fall China mitgenommen. Acht Mal mußte ich den Anfall aushalten, reiste aber während desselben zu Wasser bei Nacht und bei Tage, hatte auch, nachdem es vertrieben war, täglich nasse Füße, aß frische Milch und Käse, und bekam dennoch keinen Rückfall.

Am 23. Juni segelten wir mit frischem Winde nach den Norderinseln, deren manche so steil sind, daß die Boote an Stricken aus der See hinaufgewunden werden müssen. Wir landeten auf Wideroe, wo wir in dem gleichnamigen Dorfe beim Pastor Sörensen, einem sehr gebildeten Geistlichen, gastfreundschaftliches Quartier fanden. Am 25. stellten wir in der Waewiigsbucht eine Seehundsjagd an, wir mit dem Schießgewehr, die Färinger mit dem Knittel bewaffnet. Eine kleine Viertelmeile gingen wir nach Ostviig, wo drei Wideroer Boote lagen, über das Eide, d. i. eine Niederung, welche sich zwischen zwei Felsen quer durch die Insel zieht. Als wir anlangten, war unser Boot schon in das Wasser gelassen und mit Leuten besetzt. Der Küster, der uns begleitete, wollte die Klippen zu demselben hinabsteigen, hatte aber das Unglück auszugleiten und in die See hinabzustürzen. Zwei Mal tauchte er auf und sank wieder unter. Bei dem dritten Auftauchen kam er glücklicherweise dicht bei dem Boote in die Höhe und wurde herausgezogen. Der alte, dreiundsechszigjährige Mann war ganz erstarrt und troff von Wasser, wollte sich indeß nicht überreden lassen nach Hause zu gehen, oder die Kleider zu wechseln: er machte

die sechsstündige Jagd mit, meistentheils unthätig im Boote sitzend, und sang eine Stunde nach Beendigung derselben wieder rüstig in der Kirche, bei der Taufe eines Kindes, vor. Auf der Mitte des Weges fuhren wir durch eine Höhle, die so breit war, daß drei Boote darin Platz hatten und so hoch, daß ein aufgerichteter Mastbaum ihre Decke, die aus Tropfstein bestand, nicht erreicht hätte. Der Schall darin war fürchterlich: der Knall einer abgeschossenen Flinte glich dem eines Vierundzwanzig-Pfünders. Als wir in die erwähnte Bucht kamen, wurden wir sogleich von unzähligen Seehunden umringt, welche uns mit neugierig emporgerichteten Köpfen anstarrten. Kein Schuß fiel, damit die auf den Klippen schlafenden nicht geweckt würden. Wir stiegen aus und schlichen uns an einen Klumpen von Seehunden heran, indem man nicht unterscheiden konnte, wo Kopf oder Schwanz der einzelnen Thiere sei. Sobald es knallte, wälzte sich die glitzernde Masse in die See. Nun bestiegen wir unsere Fahrzeuge wieder, und fuhren langsam in die Bucht hinein. Die ganze Schaar der Seehunde, gewiß über funfzig an der Zahl, folgte uns voller Neugier, um zu sehen, was in dem Boote vorgehe. Bald tauchten sie unter, bald auf. Kam einer zufällig ganz dicht bei dem Boote auf und man erhob das Gewehr zum Schusse, so beeilte er sich mit großem Geplätscher wieder unter die Oberfläche des Wassers zu kommen. Sobald ein Schuß fiel, verschwanden alle Köpfe, kamen aber sogleich wieder dicht bei uns empor. Pfeifen und Singen lieben sie sehr; dann kommen sie gern näher und achten nicht so auf die Bewegungen der Jäger. Sobald der Seehund einen guten Schuß in den Kopf erhalten hat, treibt er oft oben, oft aber sinkt er und bleibt verloren; niemals war er auf der Stelle todt; Schläge auf den Kopf betäuben nur für den Augenblick, wenn sie nicht kräftig wiederholt werden. Selbst nachdem ihnen die Gurgel abgeschnitten war, habe ich sie noch lange sich mit den Zähnen wehren gesehen.

Am 26. war starker Sturm aus Nordwest. Gegen Mittag legte er sich etwas, und dies veranlaßte vier junge Leute in einem Viermannsfahrer in See zu stechen, um von einem Holm junge Scharben zu holen, eine Art Pelicane, die sehr wohlschmeckend

sind. Nachmittags begann aber der Sturm auf's Neue zu wüthen, und setzte die Widerover wegen der jungen Wagehälse in die größte Angst. Um sieben Uhr Abends stieg ein Mann auf das Fjeld, um nach dem Boote zu sehen, und hatte das Glück, einen der Leute in einer Felshöhle zu erblicken. Sogleich wurde ein Achtmannsfahrer abgesandt, der alle vier glücklich heim brachte. Sie hatten einige dreißig Scharben gefangen und sich dann auf die Rückfahrt begeben, konnten aber der hohen See nicht widerstehen, und waren daher genöthigt, sich auf die Felshöhle zu flüchten. Drei waren ausgesprungen, der Vierte wollte das Boot gern in Sicherheit bringen, wäre aber bald ein Opfer der Wellen geworden. Eine hohle Sturzsee zerschmetterte das Fahrzeug an den Felsen, und nur ein Zufall rettete das Leben des Färingers.

Ein von Thorshavn abgesandter Bote brachte die frohe Nachricht, Capitain Lindved sei angelangt. Sehnsüchtig hatte ich schon lange darauf geharrt. Das kalte Fieber vereitelte mir alle ferneren Anstrengungen, und das Heimweh, welches sich seit einigen Wochen bei mir eingestellt, machte mir den Aufenthalt auf dieser bewohnten Wüstenei zuwider. Zwei Gedanken beschäftigten mich beständig: »Ich mag hier nicht länger bleiben«, und: »Ach, wär' ich doch zu Hause!« Selbst als ich das Schiff nun wieder sah, als seine Begrüßung mir lauten Jubel auspreßte, als ich Amtmann, Verwalter und Capitain ihr Möglichstes thun sah, es schnell abzufertigen, war das »nach Hause!« der Angelpunkt meiner Empfindungen. Erst als das letzte Tau gelöst war, und das Krachen des Geschützes von der Schanze mir sein Lebewohl zudonnerte, war mein Heimweh plötzlich verschwunden.

Am 2. Juli wehte der Wind ziemlich heftig aus Nordost, und es war so kalt, daß ich stark einheizen mußte. Daher wollte ich den Tag zum Zurichten meiner Vogelbälge anwenden, und dachte nichts weniger, als höchstens durch das Keifen einer Nachbarin, oder durch das Geraffel der Handfuhrwerke gestört zu werden, als um halb zehn Uhr mit einem Male von allen Seiten der laute Ruf: Grindabud! erscholl. Dieses Wort bedeutet: ein Boot hat einen Haufen Wallfische entdeckt und

verfolgt, welches es durch Aufstecken einer Jacke an den Mast zu erkennen gegeben hat. In einem Augenblicke war ganz Thorshavn in Bewegung; aus allen Kehlen erscholl der freudige Ruf: Grindabud! und allgemeiner Jubel verkündete die Hoffnung, sich bald an einem Stück Wallfischfleisch zu erlaben. Die Leute rannten durch die Gassen, als ob die Türken landen wollten. Hier liefen Einige zu den Booten, dort Einer mit Wallfischmessern, dort trabte eine Frau ihrem Manne mit einem Stück Skiärpekiöd nach, daß er nicht verhungere, Kinder wurden umgerannt, und Einer fiel vor Eifer aus dem Boote in die See. In Zeit von 10 Minuten stießen 11 Achtmannsfahrer vom Lande, die Jacken wurden ausgezogen, und gerudert, daß die Fahrzeuge mit Windeseile dahin schossen. Wir verfügten uns zum Amtmann, dessen Boote und Leute in Bereitschaft waren, und gingen mit ihm erst auf die Schanze, um zu sehen, wo die Fische wären. An dem südlichen Ende von Naalsoe erblickten wir durch unsere Fernröhre zwei Boote, die Grindabud angezeigt hatten. Jetzt stieg eine hohe Rauchsäule bei Arge auf, gleich nachher eine auf dem Fjeld bei dem Dorfe Naalsoe; überall flammten Feuerzeichen; Boten wurden nach allen benachbarten Dorfschaften abgesandt, der Fjord wimmelte von Fahrzeugen. Als wir nun auch alle Naalsoer auf den Kriegsschauplatz zueilen sahen, bestiegen wir die Jacht des Amtmanns, und hatten bald alle übrigen eingeholt. Jetzt erblickten wir die Wallfische, um welche von allen Booten ein weiter Halbkreis geschlossen wurde. Zwischen 20 und 30 Boote, denen wir uns angeschlossen hatten, umringten, jedes etwa 100 Schritte von einander entfernt, den Haufen der Wale und trieben ihn langsam vor sich her, dem Hafen von Thorshavn zu. Ungefähr der vierte Theil aller Fische war sichtbar. Bald tauchte ein Kopf hervor und spie seinen Wasserstrahl aus; bald zeigte sich die hohe Rückenfinne, bald der ganze Oberkörper. Wollten sie den Versuch machen, unter die Fahrzeuge durchzuschwimmen, so wurden Steine und an Schnüren befestigte Stücke Blei in's Wasser geworfen; schossen sie rasch vorwärts, so wurde gerudert, daß die Ruder abbrachen. Wo Unordnung vorfiel, wo einige Boote sich zu weit vordrängten oder Fehler begingen, dahin

ließ der Amtmann ſich pfeilſchnell rudern, ſo daß ſchwerlich ein Pferd im geſtreckten Galopp es mit der Jacht aufgenommen hätte. Als die Fiſche dem Eingange des Hafens nahe waren, und nicht leicht mehr entrinnen konnten, eilten wir der Stadt zu. Der Strand wimmelte von Menſchen, die dem ergötzlichen Anblick des Mordens zuſehen wollten. Wir wählten uns einen guten Standpunkt aus, von wo wir Alles ganz in der Nähe betrachten konnten. — Je näher die Fiſche dem Hafen und dem Lande kamen, deſto unruhiger wurden ſie, drängten ſich dicht auf einen Haufen zuſammen und achteten wenig mehr des Steinwerfens und Schlagens mit den Rudern. Immer dichter zog ſich der Kreis der Boote um die unglücklichen Schlachtopfer; immer langſamer zogen ſie in den Hafen hinein, die Gefahr ahnend. Jetzt, als ſie in den Weſtervaag gekommen waren, der nur ungefähr 250 Schritte breit und doppelt ſo lang iſt, wollten ſie ſich nicht länger wie eine Heerde Schafe treiben laſſen, und machten Miene umzukehren. Nun nahte der entſcheidende Augenblick. Unruhe, Beſorgniß, Hoffnung, Mordluſt zeigte ſich in den Geſichtern aller Färinger. Sie erhoben ein wildes Geſchrei: alle Boote ſtürzten auf den Haufen zu, und ſtachen mit ihren breiten Wallfiſchmeſſern diejenigen Fiſche, welche dem Boote nicht ſo nahe waren, daß dieſes von einem Schlage ihres Schwanzes hätte zerſchmettert werden können, wohin ſie treffen konnten. Die verwundeten Thiere ſtürzten mit fürchterlicher Schnelligkeit vorwärts; der ganze Haufe folgte ihnen nach und rannte auf den Strand des Weſtervaags. Nun begann ein fürchterliches Schauſpiel. Alle Boote eilten den Wallfiſchen nach, fuhren blindlings unter ſie und ſtachen tapfer darauf los. Die Leute, welche am Lande ſtanden, gingen bis unter die Arme in das Waſſer zu den verwundeten Thieren, ſchlugen ihnen eiſerne Haken, an welche ein Strick gebunden war, in den Leib oder in die Blaſeröhre, und nun zogen drei bis vier Mann den Fiſch vollends auf das Land und ſchnitten ihm die Gurgel bis auf den Rückenwirbel durch. Im Todeskampfe peitſchte das ſterbende Thier die See mit ſeinem Schwanze, daß das Waſſer weit umher ſtob. Das kryſtallhelle Waſſer des Hafens war blutroth gefärbt und hohe Blutſtrahlen wurden aus den

Blaseröhren in die Luft gespritzt. So wie der Soldat in der Schlacht alles menschliche Gefühl verliert und zum reißenden Thiere wird, so entflammte die Blutarbeit die Färinger bis zur Wuth und Tollkühnheit. An 30 Boote, 300 Menschen, 80 getödtete und noch lebende Wallfische befanden sich auf einem Raume von wenigen Quadratruthen. Geschrei und Toben überall; Kleider, Gesichter und Hände von Blut gefärbt, glichen die sonst so gutmüthigen Färinger den Kannibalen der Südsee: kein Zug des Mitleidens äußerte sich bei dem gräßlichen Gemetzel. Als aber ein Mann durch den Schwanzschlag eines sterbenden Fisches niedergestreckt und ein Boot in Stücke zerschlagen war, wurde der letzte Act dieses Trauerspieles mit mehr Vorsicht zu Ende gespielt. Achtzig getödtete Fische bedeckten den Strand; nicht ein einziger war entkommen. Sobald das Wasser erst mit Blut gefärbt und durch das Schlagen mit dem Schwanze von den Sterbenden getrübt ist, so werden die noch Lebenden erblindet und taumeln im Kreise umher. Entrinnt auch zufällig einer in das klare Wasser, so kehrt er doch sogleich in das blutige zu seinen Gefährten zurück.

Nach einer Stunde Ruhe wurden die Körper neben einander gelegt, von den Taratoren geschätzt und ihre Größe mit römischen Zahlen in die Haut geschnitten. Nachdem der Zehnte für die Kirche und den König, ein Theil für die Beamten und die Armen, sowie die Vergütigung für allen erlittenen Schaden und alle außerordentliche Mühewaltung von dem großen Haufen abgezogen war, geschah die Vertheilung nach der Größe des Landbesitzes an jeden Eigenthümer. Darauf wurden die Fische zerlegt. Man schneidet zuerst die Finnen ab, und dann wird der Körper in der Mitte durchgeschnitten. Der Speck wird in etwa anderthalb Fuß breiten Streifen, das Fleisch in Stücke von 40 bis 50 Pfund abgelöst, endlich Leber, Herz und Niere, der köstlichste Bissen für die Färinger, herausgenommen. Der Nutzen dieser Thiere für das Land ist sehr groß. Man rechnet im Durchschnitt auf jeden Fisch eine Tonne Thran, welche im Handel mit elf Thalern bezahlt wird. Die Haut an den Finnen wird zu Riemen an den Rudern gebraucht, und von den Gerippen werden Befriedigungen für das Land gemacht. Der

Magen wird aufgeblaſen und zur Bewahrung von Thran angewandt, ſo daß nur die Eingeweide unbenutzt bleiben, welche durch Boote in die See hinausgeſchleppt werden, damit ſie nicht am Lande faulen. Fleiſch und Speck werden friſch gegeſſen und eingeſalzen im Trockenhauſe aufgehängt. Je friſcher das Fleiſch zerſchnitten wird, deſto beſſer der Geſchmack. Nach achtundvierzig Stunden iſt es nicht mehr zu genießen und wirkt als Brechmittel. Ich habe das friſche Wallfiſchfleiſch gekocht recht gern gegeſſen. Es hat Aehnlichkeit mit grobem eingepökelten Rindfleiſch; der Speck hat faſt gar keinen Geſchmack, war mir aber widerlich. Wenn die Färinger vierzehn Tage lang friſches Wallfiſchfleiſch gegeſſen haben, dann glänzen ihre Geſichter, Hände und ſogar die Haare von dem Fett, welches durch die Poren der Haut dringt.

Der diesmalige Fang ging leicht und glücklich von Statten. In der Hitze wurden alle Wale erlegt. Sonſt läßt man gern einen entweichen, damit dieſer mehrere herbeihole. Oft geſchieht es, daß der Wal ſich nicht gut treiben laſſen will, beſonders wenn es große Haufen von mehreren Hunderten ſind. Dann kehrt er ſich nicht an das Steinwerfen, geht unter die Boote durch, und verurſacht den Leuten tagelange, oft ganz vergebliche Arbeit. Oftmals entwiſcht er, wenn er ſchon in eine der wenigen zum Abfangen paſſenden Buchten getrieben iſt, durch die Hitze und Unvorſichtigkeit der Leute. Wenn dieſe nämlich zu früh ſtechen, ſo daß der Wal nicht mit einer Fahrt auf den Strand läuft, ſo kehrt er wieder um, und läßt ſich nicht zum zweiten Male treiben; oder wenn ſie zuerſt ſolche Fiſche treffen, die nicht mit dem Kopfe gegen den Strand gerichtet ſind, ſo ſchießen dieſe Verwundeten in die See hinaus, und der ganze Haufe folgt. Tritt die Nacht ein, bevor man zum Abfangen kommt, ſo ſchließen die Boote einen engen Halbkreis vor der Bucht, die Leute zünden Feuer an, der Wal meint dann, es ſei der Mond, zieht gegen denſelben an, und hält ſich ruhig bis zum Morgen, wo die Blutarbeit beginnt. Die hier gefangene Art war der ſogenannte Grindewal (delphinus globiceps), von ſchwarzer Farbe mit durchſchimmerndem Grau; am Halſe iſt ein großer weißlicher Fleck. Der Kopf iſt beinahe völlig rund. Der größte

Fisch war fast zwanzig Fuß lang. — Der ganze Ort stinkt jetzt nach dem ausgebrannten Thran und getrockneten Wallfischfleische.

Am 7. Juli erscholl wieder der Ruf Grindadrud! Der Grindewal war in Göte auf Oesteroe schon 135 an der Zahl getödtet, als die Thorshavner ankamen. Während in Thorshavn Sonnenschein und Windstille herrschte, war bei Göte ein so heftiger Sturm gewesen, daß die Boote die See kaum hatten halten können. Ich habe hier mehrmals eine Erscheinung bemerkt, die sich auf dem Kap der guten Hoffnung wiederholt, nämlich daß der Nebel sich auf einer Seite des Fjelds anhäuft, steigt, den Gipfel überschreitet, und sich nun an der andern Seite des Gebirges hinabrollt, wodurch gewöhnlich sehr heftige Stoßwinde entstehen, grade wie bei dem Tafelberge.

Am 17. Juli Abends 6 Uhr gingen wir unter Segel. So sehr mich auch das Heimweh plagte, wurde mir doch der Abschied von den Färingern, namentlich vom Amtmann, der mir so viel Gutes erwiesen hatte, recht schwer. Die Gewißheit, so manche neue Bekannte, denen ich große Dankbarkeit schuldig war, ein Land und ein Volk, welches mir lieb und werth geworden war, nie wieder zu sehen, trübte die Freude der Heimkehr. Doch die Erinnerung an diese Reise wird nie in meinem Gedächtniß erbleichen, und mit hellen Farben wird die Phantasie manche Begebenheiten und Abenteuer mir wieder ausmalen, wenn ich daheim in Frieden sitze.

Als ein Segel nach dem andern vom Winde aufgeschwellt ward, die Flaggen und Wimpel salutirten, der Amtmann uns durch Kanonendonner von der Schanze sein Lebewohl zurief, die letzten uns begleitenden Färinger an der südlichen Spitze von Naalsoe von uns Abschied nahmen und uns ein dreimaliges Hurrah! nachsandten, endlich aber die steilen Küsten allmählig im Nebelduft verschwanden: da glaubte ich geträumt zu haben, so wunderbar erschienen mir alle Erlebnisse dieser fünf Monate.

Ebenezer Henderson's

Island

verglichen mit der Reiſe des Dr. Thienemann.

Einleitung.

Ein ungeheurer, gewaltig zertrümmerter Felsblock — seine tausendfach ausgezackten Ränder werden rings von den stürmischen Wogen des Nordmeers umbrandet und auf seinem Rücken stehen zwischen Schnee und Eis zahlreiche Feuerkessel, aus denen zu Zeiten Dampf und rothe Gluth emporwirbelt: das ist die durch ihre Naturwunder berühmte Insel Island, wenig mehr als eine grauenvolle Wüste, auf der aber dennoch der Mensch eine Heimath gefunden. Mit dem Namen Thule bezeichnen die Alten eine Insel als äußerste Grenze der Erde, sechs Tagereisen nördlich von Britannien: würde das nicht auf unser Island passen? Die Geschichte nennt diesen Namen erst im 9. Jahrhundert. Es war im Jahr 860, als Naddodd, ein berüchtigter norwegischer Seeräuber, der seinen Schlupfwinkel auf den Färöern hatte, bei der Rückkehr von einem Streifzuge durch Sturm nach Islands Küsten getrieben wurde. Er landete in einer der östlichen Buchten, bestieg einen hohen Berg, der ihm einen Ueberblick über die ganze Insel gewährte, entdeckte aber keine Spur einer Bevölkerung. Im nächstfolgenden Herbst schiffte er abermals dorthin, und da er die Gebirge alle weiß von Schnee schimmern sah, so gab er der Insel den Namen Snäland d. i. Schneeland. Im Jahr 864 wurde die Insel aufs Neue entdeckt von Gardar Svafarson, einem gebornen Schweden, der

daselbst überwinterte und im folgenden Frühling nach Norwegen zurückkehrte. Seine Erzählungen weckten den Geist der Abenteuer unter den Norwegern, und Floki, ein berühmter Seeräuber, faßte den Entschluß, von der Insel Besitz zu nehmen. Er rüstete ein Schiff aus, versah sich mit Vieh und den nöthigen Geräthschaften, ordnete dann ein großes Opfer an und weihete den Göttern drei Raben, welche er mit sich nahm, damit sie ihm als Wegweiser dienten. Nachdem er die Schetland-Inseln und Färöer berührt hatte, steuerte er nordwestlich. Der erste Rabe, welchen er fliegen ließ, kehrte nach Färö zurück, der zweite stieg hoch in die Luft und ließ sich dann auf die Masten des Schiffes nieder, der dritte richtete seinen Flug nach Island, wo Floki kurz darauf landete und sich ansiedelte. Allein da er zuviel Zeit auf die Fischerei verwandte, so vernachlässigte er darüber die Heuernte, und in Folge davon starb während des Winters all sein Vieh. Das Frühjahr kam, die kalte Witterung dauerte fort, und da er zufällig von der Höhe eines Berges die Entdeckung machte, daß eine der großen Meeresbuchten ganz mit Eis angefüllt war, so gab er der Insel voll Verdruß den Namen Island, den sie bis auf den heutigen Tag behalten hat. Floki entsagte bald jedem Gedanken an eine Niederlassung auf dem kalten Eiland und kehrte nach Norwegen zurück. Seine beiden Gefährten auf diesem Zuge, Heriolf und Thorolf, schilderten dagegen die Insel als überaus schön und fruchtbar, und namentlich Thorolf unterstützte dies durch die Behauptung, daß Butter von jeder Pflanze träufele, welche sie hervorbringe. Nach einigen Jahren ward Island wieder von zwei Norwegern, Hiörleif und Ingolf, besucht, welche über den Anblick einiger mit lachendem Grün bekleideten Küstenthäler so entzückt waren, daß sie mit dem festen Entschlusse heimkehrten, sich daselbst bleibend niederzulassen. Nachdem sie dazu alle möglichen Vorbereitungen getroffen, vollführten sie ihren Plan im Jahre 874, und von diesem Jahre an rechnen die Isländer die Besitznahme des Landes. Bevölkert wurde Island aber erst zur Zeit des norwegischen Königs Harald Harfagra († 980). Als Harald sich ganz Norwegen unterwarf und mit eisernem Regimente alle kleineren Fürsten unterdrückte, wanderten diese mit ihren Familien und

dem zahlreichen Gefolge ihrer Anhänger nach Westen aus, und siedelten sich namentlich auf Island an, wo sie vor den Verfolgungen ihres mächtigen Unterdrückers sicher zu sein hofften. Nach Verlauf weniger Jahrzehnte waren alle Küsten der Insel von den neuen Ankömmlingen besetzt, und König Harald mußte die Auswanderungen dahin durch Erlegung einer schweren Geldbuße beschränken. Schon um's Jahr 928 bildete sich die Bevölkerung von Island zu einem wohlgeordneten Staate aus, und man verstand es, die verschiedenen Zweige der Regierung auf eine so bewundernswürdige Weise zu vertheilen, daß die gemeinsamen Rechte ohne Gefährdung der persönlichen Freiheit gesichert wurden. Man theilte das ganze Land in vier große, nach den Himmelsgegenden benannte Bezirke mit einem Vorsteher an der Spitze. Jeder Bezirk enthielt wiederum mehrere Kreise oder Syssels, deren es zwölf gab und für deren Verwaltung man einen Landrichter oder Sysselmann wählte. Jeder Sysselmann berief in seinem Kreise den Thing oder die Volksversammlung, und sollte zugleich als Diener der Religion über die Tempel und den Gottesdienst wachen. In den Volksversammlungen hatte jeder freie Grundbesitzer das Stimmrecht. Außerdem hielt man alljährlich den Althing oder die allgemeine Versammlung des ganzen Volkes. Der Althing wurde am Thingvalla-vatn (vatn d. i. See) gehalten und dauerte sechszehn Tage. Da fand die endliche Ausgleichung aller obschwebenden Zwistigkeiten statt, da wurden die Staatsgesetze gegeben. Der Vorsitzende hieß Lögbögumade, d. i. Verkünder der Gesetze. Er wurde zu diesem Amte durch freie Volkswahl erhoben, und behielt es gewöhnlich für's ganze Leben. Sein Urtheil wurde in allen Fällen als entscheidend betrachtet. Obgleich er außer dieser Versammlung wenig oder gar keine Macht besaß, so stand er doch bei seinen Mitbürgern stets in hoher Achtung; denn er galt ihnen als oberster Richter und als Schirmer ihrer durch die Gesetze verbürgten Freiheit, weshalb er auch die übrigen Behörden zur Rechenschaft ziehen konnte. Unter dem Schutze einer solchen Verfassung lebten die Isländer länger als drei Jahrhunderte in Unabhängigkeit. Während dieser Zeit wurde, um's Jahr 1000, das Kreuz aufgepflanzt; auch die Dichtkunst blühte, und es bildeten sich die

herrlichen Saga's, die von Mund zu Mund bis in's 12. und 14. Jahrhundert gingen, wo sie zuerst durch die Schrift ein bleibendes Erbtheil für alle nachfolgenden Geschlechter wurden. Innere Unruhen und blutige Zwiste, von Norwegens Königen angestachelt, waren Ursache, daß sich die Insel 1261 dem Könige Hakon von Norwegen unterwarf, und in der Folge (1387) nebst Norwegen mit Dänemark vereinigt wurde. — Jetzt wird Island durch einen Stiftsamtmann verwaltet, der vom dänischen König auf je fünf Jahr angestellt wird. Er ist gewöhnlich Glied einer adligen Familie, bezieht einen Gehalt von etwa 1000 Thalern und hat nach seiner Rückkehr in die Heimath Ansprüche auf eine höhere Stellung. Er ist zugleich eigentlicher Statthalter des südlichen Bezirkes und hat zwei Amtmänner unter sich, den einen für den westlichen, den andern für den nördlichen und östlichen Bezirk der Insel. Die alte Eintheilung in Syssels oder Landrichterschaften ist geblieben. Außerdem giebt es noch einen Landfoged oder Landvoigt, welcher Schatzmeister oder Generaleinnehmer für die Insel ist. Im Jahre 1800 wurde der Althing abgeschafft und an seine Stelle ein Obergerichtshof zu Reikjavik eingesetzt. Dieser Gerichtshof versammelt sich monatlich ein Mal und entscheidet in allen wichtigern Fällen. — Island zählt auf 1800 □ Meilen 56,000 Einwohner (1840).

Die im Folgenden benutzten Reisewerke sind: 1) Ebenezer Henderson's Island, oder Tagebuch seines Aufenthaltes daselbst in den Jahren 1814 und 1815. Der Engländer Henderson reiste in Angelegenheiten der Kopenhagner Bibelgesellschaft, und kein Reisender giebt uns ein so umfassendes Bild von Island, daher haben wir ihn zum Hauptführer gewählt. 2) Dr. Thienemann, Reise nach Island in den Jahren 1820 und 1821. Dresden 1824. Thienemann bereiste die Insel als Naturforscher und ist namentlich ausgezeichnet in Bezug auf die Kenntniß der isländischen Vögel, er hat aber auch außerdem eine Menge der schätzbarsten Bemerkungen geliefert, so daß wir ihn zur Ergänzung von Henderson namentlich überall da zu Rathe gezogen haben, wo es sich um eine richtige Anschauung der Natur handelt. Außerdem haben wir Rücksicht genommen auf die Reise des Schotten George Stuart Mackenzie im

Sommer 1810, mehr noch auf zwei neuere Werke, nämlich: Ein Beſuch auf der Inſel Island über Tronyem im Sommer 1834 von John Barrow jun., und: Reiſe nach dem ſkandinaviſchen Norden und der Inſel Island im Jahre 1845 von Ida Pfeiffer. Peſth 1846. Der gründliche Engländer Barrow und die ritterliche Wienerin Ida Pfeiffer haben freilich, wie das in der Regel geſchieht, nur den ſüdweſtlichen Theil der Inſel beſucht, ſind indeß treulich benutzt worden, wo es ſich um Kenntniß der jetzigen Zuſtände, namentlich von Reikjavik und der Umgegend, handelte.

Nach kurzem Aufenthalte gingen wir bei frischem Winde unter Segel. Dieser verwandelte sich bald in Sturm und zwang uns, schon drei Meilen von Arendal im Hafen von Grosse-haun (Großenhafen) vor Anker zu gehen. Die Küste erhebt sich gleich ziemlich hoch, ist aber auf der Westseite von Wald entblößt und nur mit Preißelbeeren und Haide bedeckt. Der Hafen ist sehr geräumig und bekommt durch die Menge vorliegender Scheeren ein wunderbares Ansehn. Wir fuhren mit dem dortigen Lootsen fast täglich in den Scheeren umher. Seehunde waren häufig, vorzüglich der große Buchtenseehund (phoca halichörus), der zwar sehr neugierig ist, aber die Schußweite doch immer gehörig zu berücksichtigen weiß. Auf dem Wasser schwamm häufig die Sammetente (anas fusca); die gelbfüßige Möve (larus fuscus) war einzeln zu sehen, aber die Seeschwalbe (sterna fluvialis) in großen Schaaren. Auf einer entfernten Klippe saßen zwei Seeadler. Zwischen dem losen Gestein der Scheeren brütet die schwarze Lumme (uria grylle). Es kommen hierher auch Schiffe wegen des Hummerfanges. Man fängt die Hummer größtentheils mit den Händen, indem man an den Stellen, wo das Meer nicht zu tief ist, hineinrudert und sie unter den dichten Büschen der Seepflanzen hervorsucht. Man muß sich jedoch durch eine aus starkem Leder verfertigte Fuß- und Armbedeckung gegen die bedeutenden Scheeren dieser Schalthiere schützen; man zeigte uns welche, die acht Zoll lang und sehr stark waren. Sonst bedient man sich auch der Reusen zum Hummerfang.

Am 21. Juni erlöste uns ein günstiger Wind von unserem unfreiwilligen Ruheplatze. Je weiter wir aus dem Skagerracke nach der großen Nordsee vorrückten, desto größer wurden die Wellen, deren Ausdehnung in der Breite oft funfzig bis sechzig Ellen betrug. Schaaren von Möven umkreisten das Schiff, setzten sich auf die Segelstangen, und fraßen Speck und Fleisch, was wir ihnen zuwarfen; auch Sturmvögel wurden sichtbar. Auf der Oberfläche der See zeigten sich unzählige Schaaren von Delphinen; oft erschienen zehn bis zwölf mit den Köpfen dicht neben einander und durchschnitten pfeilschnell die Spitze der Wellen, gegen welche sie in nordöstlicher Richtung steuerten.

Der Wind war jetzt starker West oder Südwest, und wir legten in der Regel alle Stunden eine Meile zurück. Am 25. waren wir den schetländischen Inseln gegenüber. Durch das Fernglas konnte man deutlich die kahlen Felsen derselben erkennen. Hier hatten wir einen jener Abende:

»Wo gleicht der Scheide-Tag dem sterbenden Delphine,
Der immer neue Farben spielt im Todeskampf,
Bis auch die letzten, herrlichsten im Grau verschwinden.«

Am 30. traf unser Schiff ein eigenes Unglück. Wir waren sämmtlich des Morgens bei fast stillem Wetter auf dem Verdecke, als sich gegen zwölf Uhr einige leichte Wolken zusammenzogen, und es ein wenig zu regnen begann. Wir gingen deshalb in die Cajüte. Kaum waren wir hinab, als das Schiff einen so heftigen Stoß bekam, daß wir fast von unseren Sitzen fielen, und alsbald erhob sich ein Geschrei der Matrosen auf dem Verdecke. Wir stürzten hinauf in der Meinung, daß wir auf einer Klippe gestrandet, fanden aber die obere Hälfte beider Masten zerbrochen und mit ihren Segeln herabhängend, wodurch das Schiff auf die eine Seite gezogen wurde und still lag. Da es stilles Wetter war, so konnte das Ganze nur eine elektrische Entladung aus der kleinen Wolke sein, welche an unserem Schiffe vorüberzog. Zum großen Glücke blieb es noch eine Zeit lang windstill, so daß wir unser Schiff ungefährdet in segelfertigen Stand setzen konnten.

Am Abend des 12. Juli bekamen wir zuerst Island zu Gesicht. Am Himmelsrande konnten wir einige Eisberge entdecken, welche sich zu einer ungeheuren Höhe erheben, unten mit Wolken umgürtet und weiß schimmernd von Schnee. Von der Mitte des höchsten senkte sich ein schwarzer Riff stufenweise nach Westen, bis derselbe von zwei kegelförmigen Bergen unterbrochen wurde, welche die vollkommenste Aehnlichkeit mit Zuckerhüten hatten, und deren Spitzen gleich silbernen Knöpfen von Schnee glänzten. Da das Wetter neblicht wurde, so verloren wir an den beiden folgenden Tagen das Land wieder aus dem Gesichte; aber am Morgen des 15. ließ sich das Brausen der nahen Brandung hören, der Nebelschleier hob sich, wir entdeckten vor uns ein hohes Land, und als wir gegen neun Uhr

die Küste deutlicher unterscheiden konnten, fanden wir uns zu unserer großen Freude am Kap Reikianäs, der südwestlichen Spitze von Island. Zur Linken hatten wir die Elldey- oder Feuerinseln; das ist ein Haufen von öden, steilen Felsen, die allmählig durch unterirdisches Feuer emporgehoben wurden, und von bunten Schaaren der Seevögel ganz bedeckt sind. Schnell trieb uns die Fluth in den großen Faxefjord. Hier war uns Wind und Strömung günstig. Mit hohem Vergnügen sah ich nach und nach die verschiedenen Buchten und Baien der Küste sich vor meinen Blicken entfalten. Der Esian, der Akkra und andere Berge kamen zum Vorschein. Ihre stolze Höhe, der schöne Gürtel von silberfarbenen Wolken, der sie tief unter ihrer Spitze umgab, der prachtvolle Anblick des Gipfels und die feierliche Dunkelheit, welche über die ganze untere Gegend mit ihren schwarzen Felsen und grünen Bergflächen ausgegossen war: Alles dies machte einen gar wundersamen Eindruck. Gegen acht Uhr Abends kam unser Lootse an Bord, und bald nach zehn Uhr warfen wir bei noch hellem Tageslicht die Anker vor der Stadt Reikjavik, wo die dänische Flagge, hellroth mit weißem Kreuze, von den Giebeln der Waarenhäuser zu unserem Gruße wehte. Am Ufer stand ein Haufe von Männern, Weibern und Kindern, die uns entgegen riefen: »Friede! Kommt in Frieden! Der Herr segne euch!«

Als unser Boot dem Ufer nahte, luden uns einige Isländer auf ihre Schultern und brachten uns an's Ufer. Sie trugen Jacken, Beinkleider und weite Strümpfe von gegerbtem Schafleder. Das ist ihre Wasserkleidung, welche sie wegen des feuchten Wetters über die gewöhnliche Tracht gezogen hatten. Diese besteht aus einem tuchenen Wamms und eben solchen Hosen. Im nördlichen Island trägt man einen Ueberzug von Seehundsfell mit gleichen Kappen, wodurch die Leute ein winterliches Ansehn bekommen. Die Schuhe bestanden aus unbereiteten Seehundsfellen, welche mit Riemen an den Fuß befestigt waren. Etliche trugen wollene Mützen von brauner oder blauer Farbe mit langzipfligen Quasten, die Meisten runde herabhängende Filzhüte, dazu wollene Faustshandschuhe. Ihr schwarzes oder braunes Haar hing lang und schlicht vom Kopfe auf den Rücken herab.

Wir begaben uns in die Wohnung des Herrn Knudsen, eines Handelsgefährten unseres Capitains, wo wir uns die aus frischem Lachs bestehende Abendmahlzeit trefflich munden ließen. Gegen ein Uhr des Morgens kehrten wir an Bord zurück.

Reikjavik, die Hauptstadt Islands, liegt in einer rauhen, unfruchtbaren Gegend. Veranlassung dazu gab Ingolf, der erste norwegische Ansiedler. Als dieser sich der Küste näherte, warf er zufolge eines abergläubischen Brauches die hölzernen Hauptpfeiler seiner bisherigen Wohnung in die See, und that das Gelübde, sich an der Stelle niederzulassen, wo sie antreiben würden. Vom Ankerplatz aus sieht man ein emporsteigendes Ufer von schwarzem Schiefer, und hinter demselben eine lange Häuserreihe, von der die braunen oder rothen Dächer, hie und da der obere Theil einer Thüre oder auch wohl eine halbe Fensterreihe hervorgucken; man sieht jedoch genug, um sich zu überzeugen, daß die Häuser niedrig und nur Ein Stockwerk hoch sind. Dies ist die sogenannte Kaufstadt, welche meist von dänischen Kaufleuten bewohnt wird. An jedem Ende der Reihe bemerkt man eine Anhöhe, und auf derselben eine Anzahl Rasenhütten, deren Dächer und größtentheils auch die Wände mit Gras bedeckt sind. Hier wohnen hauptsächlich Fischer und die im Dienst der Kaufleute stehenden Arbeiter. Auf der Westseite steht mitten unter diesen Hütten, oder vielmehr über denselben, das in die Augen fallende Haus des General-Physikus von Island, der zugleich Apotheker ist. Dies Gebäude wird von einem noch höheren überragt, nämlich von einer Windmühle, der einzigen auf der ganzen Insel. Auf der Ostseite wird der Gipfel eines Hügels von einem steinernen Schuldenkmal eingenommen, welches von den Schülern der vormaligen Schule Reikjaviks errichtet war. Da dasselbe verfallen war, so wurde es von dem jetzigen Gouverneur in eine niedliche kleine Warte oder ein Luginsland verwandelt, und man hat von dort eine weite Aussicht über die ringsum liegenden Berge und Buchten, nebst den Inseln und dem Hafen mit seinen wenigen Schiffen. Beim Landen auf einem Damm, deren vier in's Wasser hinaus laufen, befindet man sich am Fuße des hohen Gestades, das bedeckt ist mit Schlacken, Asche, Lava, schwarzem Lavasand und

Steinen von jeder Größe, welche durch die Einwirkung des Waſſers abgerundet und meiſt voller Löcher ſind, als wenn Würmer ſie hineingebohrt hätten. An einem Theile des Ufers, nahe am Waſſer, bemerkt man eine niedere Kette verglaſter Felſen, an denen unregelmäßige, verſchobene und zerbrochene Baſaltſäulen ſichtbar ſind. Das flache Land hinter dem Geſtade zeigt keine Spuren des unterirdiſchen Feuers, mit Ausnahme einer Rauchſäule, die in geringer Entfernung vom Boden aufſteigt, und der Stadt den Namen gegeben hat; denn Reikjavik heißt »die rauchende Stadt.« *)

Die Stadt ſelbſt gewinnt bei näherer Bekanntſchaft keineswegs; doch konnte uns nicht entgehen, daß dieſer Ort der Sitz des Stiftsamtmanns oder General-Gouverneurs, des Biſchofs von Island und mehrerer anderer Beamten, ſowie der Haupthandelshafen der Inſel iſt. Hinter der vorderen einzeiligen Kaufſtadt, welche parallel mit der Küſte läuft, liegt noch eine Art Straße, deren doppelte unregelmäßige Zeilen nach Weſten hin in einem rechten Winkel zuſammenlaufen. Der Zwiſchenraum zwiſchen dieſen Häuſerlinien iſt mit Felſen ausgefüllt, die aus dem Boden hervorragen. In dieſem Theile der Stadt befindet ſich die Wohnung des Landvoigtes oder Schatzmeiſters, und nach dem äußerſten Ende zu ſteht eine Art Geſellſchaftshaus der Kaufleute, wo man ſich an Billard und anderen Spielen, oder an Mahlzeiten, Bällen und ähnlichen Unterhaltungen vergnügt. Die Häuſer ſind von Holz gebaut und mit Schindeln oder Brettern gedeckt. Bei jedem Kaufmannshauſe ſteht eine Waaren-Niederlage. Das einzige ſteinerne Haus iſt das am öſtlichen Ende gelegene Haus des Gouverneurs, früher ein Arbeitshaus. Die biſchöfliche Wohnung iſt ein recht bequemes, von Backſteinen gebautes und weiß angeſtrichenes Haus. Die Kirche ſteht abgeſondert hinter der Kaufſtadt. Sie iſt von Stein gebaut und hat ein großes Bretterdach; auf dem viereckigen hölzernen Thurme hängen zwei Glocken. Unter dem Kirchendache befindet ſich eine öffentliche Bibliothek, welche gegen 6000 Bände

*) Wik iſt jeder Zufluchtsort, wohin man entweichen kann, als Bardewik, Brunswik (Braunſchweig).

enthalten soll*). Der mit einer hin und wieder verfallenen Erdmauer umschlossene Gottesacker scheint sehr vernachlässigt; auch ist nicht ein einziger Stein oder ein hölzernes Kreuz zum Gedächtniß der Dahingeschiedenen errichtet; nur ein Stück ausgestochenen Rasens bedeckte die Gräber. Unweit dieses Begräbnißplatzes bemerkt man einen kleinen See, aus dem ein Bach dem Meere zufließt. Die Kaufleute und vornehmeren Beamten haben bei ihren Wohnungen einen kleinen Gemüsegarten. Man pflanzt hauptsächlich Kohl, Rüben, Petersilie und Erdäpfel. Rettige, Rübenrettige, Senf und Kresse schienen noch am besten fortzukommen. Auch bemerkte ich im Garten des Gouverneurs drei oder vier Gebirgseschen, welche eine Höhe von etwa vier Fuß erreicht hatten. Die Gärten, von denen hier die Rede ist, hatten sämmtlich einen guten Boden und eine geschützte Lage gegen Südwesten; dennoch sahen alle Pflanzen darin kraftlos und verkrüppelt aus. — Die höheren Beamten, denen wir unsere Aufwartung machten, nahmen uns sehr gütig auf. Ueberall ließ man Wein und Kaffee auftragen, welche Getränke nach Landessitte gereicht werden, der Besuch mag kommen, wann er will. Die unteren Classen der Bewohner von Reikjavik, namentlich die Fischer, sind, gleich denen aller Seehäfen, nicht frei von dem Laster der Trunksucht. — Alljährlich zu Anfang des Sommers belebt sich die Stadt durch einen großen Jahrmarkt. Dann sieht man überall zahlreiche Gruppen von Menschen und Pferden; Kinder tummeln sich vor den Zelten; Freunde begrüßen sich nach langer Abwesenheit; Waaren werden auf- und abgeladen. Die Bauern aus dem Innern kommen hierher, um ihre Erzeugnisse zu verkaufen und dafür Gegenstände des Wohllebens oder des Bedürfnisses mitzunehmen. Dies geschieht bei dem Mangel an Geld durch Tausch. Die Bauern bringen in Fässern, Kisten oder ledernen Säcken wollene Gewebe, gestrickte Strümpfe und Handschuhe, Butter, Häute, Kälber, Schafe, Lämmer, Talg, isländisches Moos, auch wohl Pferde und Hornvieh. Dagegen nehmen sie Kaffee, Zucker, Rauch- und Schnupf-

*) Neuerlich ist der Kirche ein Taufstein von Thorwaldsen, dessen Vater ein Isländer war, zum Geschenk gemacht.

tabak, etwas Branntwein, Roggen und Roggenbrot, Zwieback, Weizenmehl, Salz, Seife und andere in der Haushaltung brauchbare Dinge mit zurück. Die Vermögenderen kaufen auch schon etwas Leinwand und Baumwollenzeug ein. Die Küstenbewohner bringen Stockfisch, Salm, Robben-, Haifisch- und Wallfischthran, so wie Seehundsfelle zu Markte.

Die Umgegend von Reikjavik bildet ein trauriges Moor, aus dem hie und da einige dunkle Felsen und einzelne Steinmassen hervorragen. Alles ist kahl und nirgends Baum oder Strauch zu sehen. Ich machte gleich Anfangs einen Spaziergang zu den etwa eine halbe Meile östlich von der Stadt liegenden heißen Quellen. Ein Knabe war mein Führer. Unter blühendem Heidelbeerkraut bemerkte ich viel isländisches Moos. Auf den sumpfigen Niederungen stand in Menge das sogenannte Baumwollengras (eriophorum polystachion), aus dessen feinen seidenartigen Fasern die Landesbewohner Dochte für ihre Lampen machen. Ueber die Grasbüschel des Moors gelangten wir zu einer Stelle, von der wir schon früher hatten Rauch aufsteigen sehen. Es war eine klare Quelle mitten in einem mit grüner Decke überzogenen Morast. Dicht bei der Quelle stand ein hölzerner Schuppen. Da fanden wir ein halb Dutzend junger Weiber emsig beschäftigt, ihr Linnenzeug in dem warmen Wasser zu waschen, das sie in Wannen ausschöpften. Sonst kochen sie auch ihre Fische und andere Speisen an den heißesten Stellen. In einem großen lauwarmen Teiche dieser Gegend baden sich an einem Tage im Juni alle Mädchen aus der Nachbarschaft. Dicht bei den Quellen fließt ein Bach, der das dampfende Wasser aufnimmt, und dessen Ufer mit einem üppigen Pflanzenwuchs bedeckt sind. Dieser bildet einen auffallenden Gegensatz gegen die Oede umher. Das Wasser der Quellen ist ausgezeichnet klar, und ich konnte nicht den geringsten Geruch oder Geschmack daran wahrnehmen; doch das ausgeschöpfte soll nach einiger Zeit einen leichten Schwefelgeruch bekommen. — Auf der Rückkehr sprach ich in einer der Fischerhütten ein. Das hölzerne, mit Rasen bedeckte Dach ruht auf Mauern von unbehauenen Steinen, zwischen denen Schichten von ausgestochenem Rasen sehr regelmäßig eingefügt sind. Als

ich mich bückte, um durch die Thür einer ſolchen Hütte einzutreten, befand ich mich in einem engen Raume. Eine einzige düſtere Scheibe vertrat die Stelle des Fenſters. Der Fußboden von geſchlagener Erde oder Thon war zu beiden Seiten in einer Höhe von vier Fuß mit einem Sims verſehen. Auf dem einen dieſer Simſe war Etwas ausgebreitet, das ein Bett zu ſein ſchien; auf dem Sims gegenüber lagen verſchiedene Kleidungsſtücke. Auf dem Boden befand ſich eine große Menge getrockneter Fiſche nebſt allerhand anderen Dingen in der größten Unordnung durcheinander geworfen. Von da gelangte ich durch einen dunklen Gang am anderen Ende des Raumes in die Küche, in welcher ein kleines Feuer glimmte. Der Alles erfüllende Rauch ſtrebte durch eine oben gelaſſene Oeffnung emporzuwirbeln. Ein kleines Faß, aus dem man Boden und Deckel herausgeſchlagen, vertrat die Stelle des Schornſteins. Dieſe Hütte gehörte übrigens noch keineswegs zu den ſchlechteſten.

Den erſten größern Ausflug machte ich nach Garde und Beſſeſtad (Beſſaſtadir) in Geſellſchaft mehrerer Reikjaviker zu Pferde. Wir ritten früh Morgens aus. Unſer Weg führte uns über einen weiten kahlen Lavazug. Große Felſenmaſſen lagen hier untermiſcht mit der Lava, die mit der größten Heftigkeit gebrannt zu haben ſcheint. Es war ein grauſiges Bild der Verödung und Zerſtörung. Die Isländer ſagen, hier finde ſich die älteſte Lava der ganzen Inſel. Als wir die Spitze des einen Hügels erreicht hatten, welcher weſtlich von der Lava aufſteigt, zeigte ſich uns eine angenehmere Ausſicht. Vor uns lag die Stadt Garde, und ein wenig zur Rechten die ſchmale Halbinſel Alftaneß, welche ſich in den Hafnafjord erſtreckt und mit der Kirche und Schule von Beſſeſtad, ſowie mit einer Anzahl Bauernhütten beſetzt iſt. In Garde beſuchten wir den Archidiakonus von Island und Probſt des Goldſtriches, welcher hier ſeinen Sitz hat. Dieſer empfing uns bei unſerer Ankunft an der Thür und hieß uns herzlich willkommen. Ich kam mit ihm bald auf religiöſe Gegenſtände zu ſprechen. Er war ſehr erfreut über meine Mittheilung, daß ich eine neue Ausgabe der isländiſchen Schrift beſorgt und die Inſel nach allen Richtungen durchreiſen wolle, um das Bedürfniß von Bibeln an Ort und

Stelle kennen zu lernen. Er erzählte mir, wie schnell früher eine Sendung von Exemplaren des neuen Testaments vergriffen sei und legte mir auch eine Probe von dem hohen Ansehen vor, in welchem die heilige Schrift bei den Isländern steht. Es war dies ein Exemplar der Bibel in Folio, von welchem der Zahn der Zeit einen großen Theil zerstört hatte; aber die fehlenden Blätter waren alle wieder eingelegt und der Text auf das Sorgfältigste ergänzt worden. Die Handschrift war von der Art, daß sie jedem Schreibmeister in Europa Ehre gemacht haben würde. Ich vermuthete, daß diese Ergänzungen wohl von einem Geistlichen herrührten, erfuhr aber zu meiner Verwunderung, daß sie das Werk eines gemeinen Bauern seien, und solche Beispiele von Schönschreiberei sind in Island durchaus nichts Ungewöhnliches. In Bessestad, wo sich die einzige öffentliche Schule der Insel befindet*), wurden wir bei unserer Ankunft von einem Mann empfangen, der den Titel eines Inspectors führt, das Hauswesen beaufsichtigt und die Anstalt mit Lebensmitteln versorgt. Auch er setzte uns der Landessitte gemäß Wein vor, Champagner wie er sagte, den wir jedoch ablehnten und eine Tasse Kaffee vorzogen. Da die Schule Ferienzeit hatte, so besahen wir wenigstens die Hörsäle und die Schlafzimmer. Alles sah sehr ärmlich und unsauber aus. Ringsherum an den Wänden des Schlafgemaches befanden sich hölzerne Verschläge mit Heu, Stroh und etwas schmutzigem Bettgeräthe. Jede dieser Schlafstätten oder Krippen war mit einem genau schließenden Deckel versehen, und das war nun die nächtliche Herberge für je zwei Knaben. Die Zahl der Schüler beläuft sich auf etwa vierzig. Die Unterrichtszeit dauert vom October bis zum Mai; in den vier Sommermonaten helfen die Studirenden in ihrer Heimath bei der Arbeit. Es sind vier Lehrer angestellt. Der eine, Professor der Gottesgelahrtheit, unterrichtet im Hebräischen und Griechischen, und namentlich in der Auslegekunst der heiligen Schrift; die übrigen drei Adjuncten lehren Lateinisch, Geschichte, Erdkunde und Mathematik, so wie die dänische, norwegische,

*) Im Jahre 1846 ist diese Anstalt nach Reikjavik verlegt, wo man zu diesem Behuf ein neues zweistöckiges Haus errichtet hat.

deutſche und isländiſche Sprache. Der Profeſſor der Gottesgelahrtheit bezieht an Gehalt 800 Thaler, jeder der Adjuncten 550 Thaler, der Inſpector 220 Thaler nebſt 60 Thaler für jeden Schüler. Der Biſchof von Island bezieht als Haupt aller Kirchen und Schulen aus der Schulcaſſe 1200 Thaler und außerdem noch 800 Thaler. Die Beſoldungen der Pfarrer ſind dagegen ſehr knapp. Ihr Einkommen ſteigt von 5 bis 180 Thaler jährlich und beſteht in Zehnten, die zu Gelde veranſchlagt ſind. Außer dieſen Zehnten haben ſie Grundbeſitz, erhalten freie Arbeiter für gewiſſe Tage, und genießen Opferpfennige und Gebühren. Beſſer ſtehen ſich die Pröbſte oder Superintendenten, deren es 19 auf der Inſel giebt. — Die Aufnahme in die Schule zu Beſſeſtad wird nur Denen geſtattet, welche ſich durch Fähigkeiten auszeichnen. Iſt ihre Bildung vollendet, ſo haben ſie eine ſcharfe Prüfung in Gegenwart des Biſchofs zu beſtehen. Dadurch erhalten ſie das Recht, ſich um Pfarren zu bewerben. Mancher der jungen Geiſtlichen übernimmt auch oft nach des Vaters Tode das Gut und ſucht dann nicht weiter um eine Pfarrſtelle nach. Predigt er jährlich ein Mal, ſo behält er einige Vorrechte; dazu gehört auch der Titel Student, welcher in Island ſo viel ſagt, als bei uns Candidat. Man rechnet etwa 300 Kirchen, und bei jeder iſt ein Geiſtlicher angeſtellt. Einige von den Entlaſſenen pflegen die Kopenhagener Univerſität zu beſuchen, indeſſen ſind dies nur wenige. Viele erwerben ſich dagegen die zum geiſtlichen Fache nöthigen Kenntniſſe in der Heimath; denn trotz des geringen geiſtigen Verkehrs unter einander, den die großen Entfernungen hemmen, herrſcht in Island viel Bildung. Aber grade die Abgeſchloſſenheit treibt die Leute in die Tiefe ihres Weſens. Sie ſind umgeben von großen Wundern der Schöpfung, und die langen Winterabende feſſeln ſie an ihre Bücherſammlungen, worauf ſie viel halten. Der Pfarrer aber kann ſich in Nichts weiter vor ſeinen Pfarrkindern auszeichnen, als durch Kenntniſſe; denn da ſein äußerer Stand dürftig iſt, ſo muß er arbeiten gleich dem geringſten Manne, muß allein ſeinen Garten bebauen, ſein Gras mähen und in eigener Perſon mit auf den Fang der Fiſche und Seehunde ausziehen; auch verwaltet er häufig das Amt eines Huf-

schmiedes. Ueberdies ist das Amt eines Geistlichen in diesem Lande äußerst beschwerlich, da er oft Ortschaften zu versehen hat, die 2 bis 3 Meilen von seinem Wohnsitze entfernt sind. Noch schlimmer haben es freilich die Aerzte. Diese müssen oft 20 bis 30 Meilen machen. Dazu denke man sich die schreckliche Winterjahreszeit. Dann kommen die Bauern häufig mit Schaufeln, Hacken und einigen Pferden und holen den Arzt. Sie schreiten ihm voraus, und bahnen die unwegsamsten Stellen, während er abwechselnd bald das eine, bald das andere Pferd reiten muß, damit keines der Last erliege. Und so geht es fort, viele, viele Meilen, bei Nacht und Nebel, bei Sturm und Schneegestöber; denn von seiner Eile hängt ja oft Leben und Tod ab. Man muß sich wundern, daß zu solchen Aemtern noch Leute gefunden werden! Indeß wird von früher Jugend auf der Sinn für Gelehrsamkeit geweckt. Der Unterricht der Kinder macht eine regelmäßige Beschäftigung des verheiratheten Isländers aus. Während seine Hütte ganz in Schnee begraben liegt und es rund umher dunkel und wüste ist, schlägt er beim Lampenschein ein Buch auf, worin er Nahrung für den Geist seiner Kinder findet. Es ist höchst selten, daß ein Isländer nicht lesen kann. Ja, der Geistliche hat das Recht, eine Heirath zu verhindern, wenn die Braut nicht lesen kann. Manche scheuen die Mühe nicht, sich ein erwünschtes Buch abzuschreiben. Die Tinte, welche man sich selber bereitet, hat das Eigene, daß sie braun wird und auch das Papier um die Buchstaben braun färbt, wodurch ein vor wenigen Jahren geschriebenes Buch das Ansehn einer uralten Handschrift bekommt. Viele Bücher werden im Lande selbst gedruckt. Auf der kleinen Insel Videy, Reikjavik gegenüber, ist eine Buchdruckerpresse in beständiger Thätigkeit, von wo aus man Bibeln, Psalter und andere erbauliche und nützliche Schriften verbreitet. Von jeher hat Island auch ausgezeichnete Gelehrte gehabt, und Viele beschäftigen sich mit der Dichtkunst. Der Vater des berühmten Bildhauers Thorwaldsen, ein armer Steinmetz und Bildschnitzer, war ein geborner Isländer. Die Verwandtschaft der isländischen Sprache mit der deutschen erhellt aus folgenden Wörtern: bloma, Blume, draumur, Traum, fader, Vater, blad, Blatt, haena, Henne, hagl,

Hagel, rif, Ribbe, thif, Dieb; die Zahlen von 1 bis 12 heißen: eyrn, tveir, thryr, fioorer, fimm, sex, sive, aatta, nya, tya, ellefu, twolf.

Nachdem wir noch die ſteinerne Kirche geſehen, die größte Islands, welche aber außer dem Grabſtein eines vormaligen Gouverneurs mit einer lebensgroßen auf ihr Schwert geſtützten Figur in voller Rüſtung nichts Merkwürdiges enthält, führte uns der Inſpector in ſein Haus und zeigte uns einige herrlich gearbeitete ſilberne Gürtel, Armbänder und andere Schmuckſachen. Dann kehrten wir nach Reikjavik über Hafnafjord zurück. Letzteres iſt ein kleiner Ort mit drei däniſchen Kaufmannshäuſern, einigen Magazinen und mehreren Kothen (Bauernhäuſern).

Am 24. Juli wohnte ich dem Gottesdienſte in der Kirche zu Reikjavik bei. Er begann um ein Uhr und dauerte etwa eine Stunde. Der Geiſtliche las oder ſang vielmehr einige Gebete vor dem Altar und hielt dann mit vielem Kraftaufwande eine Predigt, der die Verſammlung mit großer Aufmerkſamkeit zuzuhören ſchien. Der Geſang klang rauh und unangenehm und war von keiner Orgel begleitet. Der Biſchof, der übrigens keinen Theil an den geiſtlichen Verrichtungen nahm, hatte ſeinen beſonderen Sitz dicht am Abendmahlstiſch. Dieſer befand ſich inmitten einer erhabenen, umgitterten Plattform, und innerhalb dieſes Raumes ſtanden noch mehrere Bänke, deren Inhaber ſich ſämmtlich erhoben, als der Biſchof eintrat. Auch der Gouverneur hatte einen eigenen Sitz auf der Gallerie. Einige der Frauen waren noch ganz nach alter Art in Schwarz gekleidet mit ungeheuren, weißen Schleifen von Leinwand auf der Stirn, welche beim Herausgehen vom Winde hin und her geweht wurden.

Abends wurde ich von Herrn Knudſen zum Eſſen eingeladen. Die Geſellſchaft beſtand aus ungefähr zwanzig Perſonen, meiſtentheils däniſchen Kaufleuten, und war ſehr heiter. Uns Engländern zu Ehren wurde ein God save the king geſungen, in welches alle Anweſenden mit einſtimmten, und das Ganze machte ſich nicht übel. Das Eſſen war ſehr gut zubereitet. Unter andern Seltenheiten hatten wir auch einige geräucherte Gänſe

und Enten, die sehr schmackhaft waren. Weine aller Art gab es im Ueberfluß, und auch an Champagner war kein Mangel.

Die Begleitung des Hauptmann von Scheel, eines der dänischen Officiere, die beauftragt waren, die Küste zu bereisen, bestimmte die Richtung meiner Weiterreise. Das Reisen ist in Island mit viel mehr Unruhe und größeren Schwierigkeiten verbunden, als in irgend einem andern Theile von Europa. Da Fahrstraßen hier zu Lande selbst mit großen Kosten nicht angelegt werden können, so giebt es weder Kutschen, noch Wagen, noch Karren, um den Reisenden und sein Gepäck fortzuschaffen, sondern jeglicher Transport muß durch Pferde bewerkstelligt werden. Das Erste also, woran Reisende denken müssen, ist, sich Pferde zu miethen oder zu kaufen; doch ist das Letztere bei einer längeren Reise vorzuziehen. Das Pferd ist des Isländers edelstes Hausthier. Norwegischer Abkunft, wie sein Herr, ist es mehr klein, als groß, mit starker Mähne und langem Schwanze, von jeder möglichen Farbe. Es wird sich ganz selbst überlassen, und muß Sommer und Winter im Freien bleiben. Im Winter erhält es von der Natur zum Schutz gegen die Kälte einen langhaarigen dichten Pelz, so daß es dann sehr häßlich aussieht. Bei harter Kälte und tiefem Schnee, wo es ihm schwer fällt seine Nahrung zu finden, wird es ganz mager, weshalb man diejenigen, welche man brauchen will, mit Heu füttern muß. Gras ist die einzige Nahrung, und auch die geliebteren Reitpferde, welche man in den Stall bringt, erhalten nichts als Heu. So viel nun auch jedes Pferd im Verhältniß zu seiner Größe tragen kann, so gehören doch immer viele dazu, um den ganzen Vorrath von Handelsartikeln eines wohlhabenden Mannes hin und zurück zu schaffen. Daher hält Mancher im Nordlande, wo die beste Pferdezucht ist, dreißig bis vierzig Pferde neben nur dreihundert Schafen und acht bis zehn Kühen. Diese Thiere haben aber auch, gleich den norwegischen, alle die Eigenschaften, welche die Beschaffenheit des Landes nöthig macht. Sie gehen selbst auf den holprigsten abschüssigen und steilen Wegen mit größter Sicherheit, waten oder schwimmen mit dem Reiter und dem Gepäck durch die reißendsten Ströme und wissen sogar in morastigen Gegenden, wo tiefer Schlamm

nur mit Sumpfpflanzen überwachsen ist, sich mit dem Fuße die Stellen auszufühlen, welche die Last tragen können. Ist Gefahr vorhanden, so lassen sie sich weder durch Streicheln noch durch Peitschenhiebe vorwärts bringen; sie suchen dann von selbst den minder gefährlichen Weg. Dabei vermögen sie erstaunenswerthe Strapazen zu ertragen. Nach dem schnellsten Ritte, da der Isländer gern im kurzen Galopp reitet, saufen sie ohne den geringsten Nachtheil aus dem kältesten Gletscherwasser. Eben so sind sie auf der Reise leicht zu unterhalten, da man nichts zu thun braucht, als ihnen auf einem Grasplatze die Vorderfüße zu fesseln, damit sie sich nicht zu weit von dem Grasplatze entfernen, wo man sich gerade aufhält. Für Wasser braucht man in diesem Feuerlande nicht besorgt zu sein, da fast überall Quellen sprudeln und Bäche fließen.

Da es keine Wirthshäuser auf der Insel giebt und man oft lange Wüsten zu durchziehen hat, so muß der Reisende sich auch mit einem Zelte versehen, und oft wird er es selbst dem besten Quartiere in einem Pachthofe vorziehen. Ferner muß man für Reisekoffer, Lebensmittel und kleine Münze Sorge tragen. Da man endlich bei Nebel- und Schneewetter häufig der Gefahr ausgesetzt ist, sich in öde Wüsteneien zu verirren, so ist auch ein Compaß für Den, der tief in's Innere eindringen will, unentbehrlich.

Zweites Kapitel.

In der Frühe des 26. Juli brachen wir nach dem Norden auf. Unser vorläufiges Reiseziel waren die Geiser. Wir bildeten einen ziemlich langen Zug, indem unsere achtzehn Pferde alle in einer Reihe gingen, so daß der Zaum des nächstfolgenden immer an den Schwanz des vorhergehenden befestigt war. Das erste wurde von einem Knecht geführt. Auf diese Weise glaubte ich mich fast unter eine arabische Handelscaravane versetzt. Auf den Rücken der Packpferde waren große viereckige Rasenstücke gelegt und darüber ein hölzerner Sattel befestigt, an dessen

beiden Seiten ſich ein Pflock zum Anhängen der Sachen befindet. Das Ganze wird durch zwei lederne Riemen oder Stricke, welche um den Bauch des Thieres gehen, zuſammengehalten. Bei genauerer Betrachtung fand ſich, daß die Raſenſtücke nicht aus Erde, ſondern aus den geflochtenen Wurzeln des gemeinen Bitterklees (menyantes trifoliata) beſtanden, und dieſe Matten oder Polſter dienen dazu, damit der Rücken der Pferde nicht wund gedrückt werde. Das Aufpacken ging ſehr langſam von Statten, und man hat den Isländern dieſe Langſamkeit oft vorgeworfen; aber man darf nicht vergeſſen, daß dieſelbe in einem Lande, wo beim Reiſen Alles auf Vorſicht und Bedachtſamkeit ankommt, zur Tugend wird.

Unſer Weg ging durch eine mit Steinen und zerbröckelter Lava bedeckte Wüſte. Zur Linken hatten wir eine Fortſetzung der Eſiangebirge, und vor uns den Skaalafial, deſſen drei pyramidenförmige Gipfel ſich hoch über die Wolken hoben. Gegen 6 Uhr Abends langten wir zu Moßfeld an. Wir fanden den Geiſtlichen nicht zu Hauſe, aber ſeine Gattin bewirthete uns mit trefflicher friſcher Sahne. Von da reiſten wir weiter durch eine düſtere Moorfläche, wo nur einige Goldregenpfeifer ihr melancholiſches tlüi ertönen ließen. Dieſe Vögel ſehen ſehr poſſirlich aus, da ſie im Verhältniß zum Körper ſehr ſtarke und hohe Füße haben, und mit langen ſchwarzen und goldgelben Dunen bedeckt ſind, ſo daß ſie wie eine Federkugel erſcheinen. Sie laufen bewunderungswürdig ſchnell, weshalb wir Mühe hatten, einige zu fangen. — Gegen Mitternacht erreichten wir das weſtliche Ufer des Thingvalla-Vatn (Vatn d. i. See) und hielten bei einer Hütte. Alles war verſchloſſen, und die Bewohner lagen im feſten Schlafe. Alles Pochen und Rufen war vergeblich, und erſt nachdem unſer Hauptmann eine der Thüren geſprengt, gelang es, die Schläfer zu wecken, und auf ſeinen Gruß: Her se Gud »Hier walte Gott« die Antwort: Drottinn blessa thik »Der Herr ſegne Dich«, zu bekommen. Alsbald waren unſere Pferde abgeladen und unſere Zelte dicht am Rande des Sees aufgeſchlagen. Letzteres geſchieht auf folgende Weiſe. Zwei ſechsfüßige Stangen werden feſt in den Boden geſchlagen und oben durch eine dritte verbunden. Darüber wird

eine weiße, linnene oder wollene Decke ausgebreitet, und deren Zipfel an hölzernen Zeltpflöcken befeſtigt, die im Kreiſe umher angebracht ſind; auf einer Stelle vertritt ein Vorhang die Thür. In dieſen Zelten leben die Eingeborenen allſommerlich mehrere Wochen hindurch auf den Bergen, während ſie mit dem Einſammeln des isländiſchen Mooſes beſchäftigt ſind. Mein Lager beſtand aus den Raſenſtücken unſerer Packſättel; der Reitſattel diente zum Kopfkiſſen. Hauptmann von Scheel ruhte dagegen ganz vortrefflich in einer Art Hängematte, deren zwei hölzerne Stangen am Haupt- und Fußende auf dem Deckel ſeiner beiden Reiſekoffer befeſtigt wurden. Bei meiner Ankunft im Norden der Inſel nahm auch ich dieſe bequeme Manier, ſich zu betten, an. Ehe ich mich dem Schlummer hingab, las ich beim hellen Schein der Sommernacht den 103. Pſalm; es war kurz vor zwei Uhr. Als ich nach ſechs Stunden erwachte, glänzte die Sonne über einer Kette rauher Berge und ſpiegelte ſich in dem klaren Waſſer des Sees, deſſen Grund aus dem reinſten Lavaſande beſtand. Mit Luſt ſtürzte ich mich in die lockende Fluth, und fühlte mich durch das erfriſchende Bad wie neu geboren. Inzwiſchen war vor den Zelten ein Feuer angemacht, und eine Taſſe Kaffee goß wohlthätige Wärme durch die Kanäle des Körpers. Beim Abſchied ertönte der Gruß: Se i Guds Fridi »Möget ihr in Gottes Frieden bleiben«, worauf geantwortet wird: Guds Fridi veri med ydr »Gottes Friede begleite Euch.« Wenn man einen Beſuch macht, ſo küßt man alle Hausgenoſſen, indem man vom Herrn und der Frau bis zu den Kindern und Dienſtboten hinabſteigt; beim Abſchied gilt die umgekehrte Ordnung, ſo daß man von Knecht und Magd beginnt und mit dem Hausherrn abſchließt. Vornehmere begrüßt der Isländer, indem er ſeine rechte Hand auf ſeinen Mund oder ſeine linke Bruſt legt, und dann eine tiefe Verbeugung macht.

Auf unſerer Weiterreiſe ſtanden wir plötzlich am Rande einer furchtbaren Gebirgsſpalte, welche von Norden nach Süden drei Meilen lang fortläuft; noch andere ſollen damit parallel gehen. Ihr Name iſt Almannagaia. In einer Tiefe von 180 Fuß ſind die Felſen geborſten. Durch eine Schlucht ſtiegen

wir auf natürlichen Treppen hinab, die Pferde mit bewunderungswürdiger furchtloser Behendigkeit von Stufe zu Stufe uns voran. Als wir unten auf dem mit Gras bedeckten Boden angekommen waren, konnten wir die merkwürdige Spalte weithin übersehen. Auf beiden Seiten steigen riesige Felswände himmelhoch empor, und oft in solcher Steilheit, als ob die ungeheuren Blöcke und Quadern von Menschenhänden aufgethürmt wären; der rauhe Gipfel erscheint als gekrönt mit den Trümmern einer alten Burg. Wir ritten eine kleine Strecke auf dem Boden der Kluft, bis eine Oeffnung in der niedrigern Wand zur Rechten uns in's Freie führte. Hart an diesem Ausgange erfreute uns der Anblick eines Wasserfalles, der mit gewaltigem Tosen in die Tiefe stürzte. Es war der Fall des Orer-aa oder Ochsenflusses, der zum Thingvalla-See geht und über den wir gleich darauf setzen mußten. Als unsere Führer uns sagten, daß wir jetzt Thingvalla (Thingvellir) erreicht hätten, sah ich mich vergebens nach einem Dorfe oder einer Stadt um, und erblickte auch keinen Thurm. Endlich entdeckte ich eine Reihe niedriger Hütten mit grünen Dächern; die größere war die Wohnung des Geistlichen. Freundlich trat dieser aus seinem Hause, um uns zu empfangen. Er bewirthete uns mit herrlichen Forellen, die der nahe See liefert. Die Kirche ist sehr klein und sieht wie eine Scheune aus. Die Wände waren im Innern getäfelt, und von ihnen liefen quer durch den Raum große hölzerne Balken, auf denen alte Bibeln, Psalter und staubige Handschriften unordentlich durcheinander lagen. Eine zwischen zwei kleinen viereckigen Fenstern befindliche hölzerne Kiste vertrat die Stelle des Communiontisches, und über demselben erhob sich ein verschossenes Gemälde auf Holz, welches das Abendmahl vorstellte. Vier bis fünf Bänke mit Lehnen standen zu beiden Seiten der Kirchenwände, auch um den Altar herum waren ähnliche Bänke aufgestellt; im Uebrigen aber war der Raum mit Kleidungsstücken, Mundvorrath, Fässern voller Fische und einer Menge Wolle ausgefüllt. Das Dach, dessen Sparren und Balken auf den Mauern auflagen, war von innen mit Brettern verkleidet. Vor der Eingangsthür, durch welche wir nur gebückt eingehen konnten, hingen ein paar Glocken von den Querbalken

herab. — In nordwestlicher Richtung von der Kirche führt der Pfad auf einem langen schmalen Strich fester Lava, welcher mit reichem Pflanzenwuchs geschmückt ist, und auf beiden Seiten von den umgebenden Felsen durch zwei unter einander parallel laufende Spalten getrennt. Diese Spalten klaffen bis zu einer Tiefe von mehreren Hundert Fuß nieder, und sind an einigen Stellen ganz grundlos. Sie sind bis ungefähr sechzig Fuß vom Rande ab mit Wasser gefüllt. Dies ist so klar und durchsichtig, daß man einen hineingeworfenen Stein bei seinem sich abwärts schlängelnden Falle bis zu einer Tiefe von acht bis neun Kaftern verfolgen kann. Diese Erscheinung erklärt sich daraus, daß die Lichtstrahlen, welche das Wasser durchdringen, sich für das mehr von der Oberfläche entfernte Auge brechen, und alle tiefer liegenden Gegenstände erhellen, während das senkrecht dicht über der Oberfläche ruhende Auge nur einen blendenden Spiegel sieht, der alle darunter befindlichen Gegenstände verdunkelt. Daher kommt es, daß die Seeleute vom Mastkorb aus Felsen, Riffe und sogar Bänke unter dem Meeresspiegel sehen, während man vom Verdeck aus Nichts wahrnimmt. Bei dem vorliegenden Falle mögen die dunklen Lavawände die Wirkung erhöhen. Die Aussicht von dieser Stelle hat etwas Großartiges. Die Gegend umher ist seltsam zerrissen und zerklüftet, die umgebenden Berge haben ein kahles, unwirthliches Ansehn; aber in ruhiger Größe zieht sich das weite Becken des Thingvalla-Sees, aus dessen blauen Fluthen zwei schwarze Inseln emporsteigen, die von Schaaren der Wasservögel besucht werden. Dieser Ort heißt Lögberg oder Gesetzberg. Das war also der Ort, wo der Althing oder die große Volksversammlung der Isländer fast tausend Jahre lang gehalten wurde. Hier nahm man im Jahre 928 das Gesetzbuch des Ulfliot an, eines Mannes, der gleich einem Solon noch in seinem sechzigsten Jahre eine Reise nach Norwegen unternommen hatte, um die dortigen Gesetze zu sammeln, und seinem Vaterlande anzupassen; hier war es, wo um's Jahr 1000 Hiallti und Gissur vor ihrem Volke in feierlichem Aufzuge und in Begleitung von sieben Männern, die in priesterlichen Gewändern einhergingen und große Kreuze in den Händen trugen, erschienen, und nach-

dem sie Weihrauch gebrannt, durch helle Gründe und begeisterte Rede dem Christenthum den Sieg über den alten heidnischen Götzendienst verschafften. Während man damals im Wortkampfe begriffen war, trat ein Bote in die Versammlung und berichtete, daß im Süden ein unterirdisches Feuer ausgebrochen sei, und Alles vor sich her verwüste und verzehre. »Das verursachen die abscheulichen Irrlehren, welche sich seit einiger Zeit in's Land geschlichen haben!« riefen die Anhänger des Heidenthums. »Aber weshalb,« erwiederte Snorro, ein eifriger Vertheidiger des Christenthums, »weshalb entbrannte denn der Zorn eurer Götter, als der nämliche Felsen, worauf wir jetzt stehen, in Feuer ausbrach?« — Darauf konnten die Heiden Nichts entgegnen, und es ward endlich die allgemeine Annahme des Christenthums auf der Volksversammlung beschlossen. Die öffentlichen Götteropfer wurden untersagt; aber manche heidnische Sitte, z. B. das Aussetzen der schwächlichen Kinder und das Essen des Pferdefleisches, wurde noch beibehalten. Alle Theilnehmer an der Versammlung ließen sich sogleich taufen, und alle Uebrigen im Lande folgten, so daß nun alle Glaubensstreitigkeiten aufhörten. Man erbaute Kirchen, führte den Zehnten zur Unterhaltung der Geistlichen ein, und stellte die Bischöfe in Holum und Skalholt an. — Bis zum Jahre 1690 wurde der Althing inmitten ergreifender Naturscenen unter freiem Himmel gehalten, indem man im Kreise umher Zelte aufschlug. Dann baute man ein einfaches, ländliches Gebäude aus Lava. Die Ruinen des Hauses, welches ehemals die erste obrigkeitliche Person bewohnte, sind noch jetzt sichtbar. Ein wenig seitwärts davon zeigte man uns die Stelle, wo in den Zeiten des finstern Aberglaubens mancher Unglückliche wegen seiner vermeintlichen Zauberkünste öffentlich verbrannt wurde. Als wir ein wenig Erde wegräumten, entdeckten wir noch Reste verbrannter Knochen und Asche. Die zum Tode verurtheilten Männer wurden auf einer Insel des Ochsenflusses enthauptet, die Weiber aber in einem Teiche ersäuft. Daher der Name Thingvalla, d. i. Gerichtsstätte.

Gleich nachdem wir Thingvalla verlassen hatten, führte unser Weg durch Etwas, was man allenfalls ein Dickicht von Zwergbirken nennen könnte, welche aus den zahllosen Spalten

und Riſſen der mit Aſche vermiſchten löcherigen Lava hervorwuchſen. Keiner dieſer Bäume war höher als drei bis vier Fuß; hie und da befanden ſich auch Zwergweiden dazwiſchen eingeſtreut. Als wir am Rande des Thingvalla-Sees dahinzogen, bemerkten wir unter zahlreichen Rothgänſen (pelecanus bassanus) auch einige Eiderenten, und weiter hin ruderten ſtolz mehrere Schwäne. Einige Strandläufer zeigten ſich außerordentlich zahm. Kaum hatten wir den See verlaſſen, ſo kamen wir an die Felſenſpalte Hrafnagiaa, das heißt »die Schlucht der Raben«, welche mit der ganz ähnlichen Almannagiaa parallel läuft. Die Lava hatte über die Tiefe der Schlucht eine natürliche Brücke von nicht mehr als zwei bis drei Fuß Breite gebaut; wir verließen uns indeß auf die Sicherheit unſerer Roſſe, und ritten über den ſchmalen Bogen hinüber. Unter den Pflanzen bemerkte ich, außer dem gemeinen Heidekraut, wilden Thymian, der mit dem Duft ſeiner dicht ſtehenden röthlichen Blüthen die Luft erfüllte. An anderen Stellen breitete ſilberfarbenes, lichtgraues Moos (trichostomum canescens) einen ſammetweichen Teppich über die Bodenfläche. Die Gegend zeigte jetzt ein weites Lavafeld. Ein Lavaſtrom war über unebenes, hügeliges Land gefloſſen, und ſtellte nun eine vielfach geſtaltete Oberfläche dar. Hier hatten ſich die glühenden Fluthen gekräuſelt und mit Schaumblaſen emporgethürmt; dort hatten ſich die Maſſen verglaſt, und waren dann in langen, tiefen Spalten auseinander geborſten; an andern Orten hatten ſich verworrene Haufen von Schlacken und Bimsſteinen gebildet. Auf unſerer linken Seite lief eine Reihe ſpitz zugehender Berge, und an ihrem Fuße ſtanden zahlreiche vulkaniſche Kegel von gelblichem Ausſehen. So gelangten wir endlich in ein angenehmes Thal mit üppigem Graswuchs, ritten dann über dürres Moorland, wanden uns um den Fuß mehrerer hohen Berge und erreichten gegen 8 Uhr Abends den Pachthof Laugarvalla, welcher dicht an dem gleichnamigen See liegt, an deſſen Ufern zahlreiche heiße Quellen emporſpringen. In der Nähe ſchlugen wir auf einem ſchönen grünen Platze unſere Zelte auf.

Das Wetter war ſeit unſerer Abreiſe von Reikjavik beſtändig heiter geweſen, und auch am Morgen des 28. Juli erſchien

die Sonne an dem azurblauen Himmel im reinsten Glanze. Vor uns zeigte der Laugarvalla-See seinen Spiegel, und majestätisch stiegen aus den heißen Kesseln am Rande des Wasserbeckens die weißgrauen Dampfwolken in die Höhe, deren eine jedoch alle übrigen verdunkelte. Diese entsprang dem Reikja-Hver in einer Entfernung von zwei Stunden. Dazu stelle man sich eine weit ausgedehnte, von Flüssen durchschlängelte Ebene vor, im Osten mit einer langen Bergkette, über welche der Hekla seine drei weißschimmernden Spitzen, gleich dreizackiger Krone, erhob; endlich die Berge von Skalholt und der stolz erhabene Eyafialla-Jökul (d. i. Eisberg). Bei der außerordentlichen Reinheit und Durchsichtigkeit der Luft schien der Hekla, mit seinen schwarzen Abhängen und dem blendend weißen Schnee seines Hauptes, nur etwa fünf Meilen entfernt, während es doch in Wirklichkeit fast zwei Tagereisen waren. Der Laugarvalla steht im Süden mit einem anderen See, dem Apa-Vatn in Verbindung. Auf der Ebene weideten mehrere Kühe nebst Schafen und Ziegen. — Das isländische Rindvieh ist von ziemlich großem Schlage und meistentheils, wie in Norwegen, ohne Hörner. Diese Thiere sind bei weitem empfindlicher gegen die Kälte, als die Pferde, weshalb sie nur während der Sommermonate aus dem Stalle gelassen werden. Da nun das Heumachen hier zu Lande viel Zeit und Arbeit erfordert, so ist eine Heerde von etwa zwanzig Kühen schon sehr kostspielig. Uebrigens geben sie vortreffliche Milch und Butter. Im Sommer hat man auf den entfernteren Weideplätzen besondere Milchhäuser nach Art der Schweizer Sennhütten. Auf Käsemachen läßt man sich selten ein. — Bei weitem mehr Nutzen gewährt das Schaf. Da es von zarter Jugend an im Freien lebt, so ist es schön gewachsen und sieht mehr wild als dumm aus. Etwa nur die Hälfte hat Hörner, einige dagegen vier Hörner. Das lange Haar des Thieres ist schwarz oder braun, meistentheils aber weiß. Es trägt einen doppelten Pelz. Der äußere hat lange, grobe Haare; unter diesem sitzt ein feines seidenartiges, welches die weichsten Zeuge liefert. Die Hammel werden bei guter Nahrung fett, und ihr Fleisch übertrifft an Wohlgeschmack selbst das schottländische Hammelfleisch, da die isländischen Schafe noch mehr im Freien

leben und eben so gewürzhafte, kräftige Kräuter genießen. Was man von dem Fleische nicht frisch verzehrt, wird eingepökelt und geräuchert. Die sehr nahrhafte Schafmilch ist von ausgezeichneter Güte und ersetzt dem Isländer jedes andere Getränk; nicht weniger schön ist die Butter. Aus den Hörnern preßt man die gewöhnlichen Eßlöffel. Außerdem liefert das Schaf dem Isländer seine vollständige Bekleidung. Mützen, Hemden, Jacken, Beinkleider, Strümpfe und Strumpfbänder, Handtücher, Betttücher und Decken werden aus Wolle, die Schuhe und die Wasserkleidung aus Schafleder bereitet. Ziegen hält man nur hier und da, wo Erlengebüsch wächst, sie sind jedoch bei weitem nicht so nutzbar als das Schaf. — Zur Bewachung der Heerden dient dem Isländer sein treuer Gefährte, der Hund, der die Mitte hält zwischen unserem Schäferhunde und dem Spitz. Er ist von Natur sehr lebhaft, und dabei gutmüthig, auch in hohem Grade gelehrig und regiert die Heerde oft ganz allein, so daß er sie zur bestimmten Zeit zum Melken treibt u. dgl. Mit dem Fuchse lebt er in Feindschaft und erwürgt ihn, wo er kann. Er übt die Reinlichkeitspolizei und verzehrt Alles, was von thierischen Bestandtheilen umher liegt; bei diesem Geschäft kommt er jedoch in beständigen Streit mit dem Raben, der sich dasselbe Amt aneignen will. — Das uns so nothwendige zahme Schwein wird gar nicht gehalten.

Im Verfolg unserer Reise gelangten wir an den Bruer-aa (d. i. Fluß), einen breiten Fluß, der sich unterwärts von Skalholt in den großen Hvit-aa oder den weißen Fluß ergießt. Er strömte so reißend, daß unsere Rosse beim Hindurchreiten einen harten Kampf zu bestehen hatten, um von den tosenden Wellen nicht fortgerissen zu werden. Der Weg zog sich nun über Moorgrund hin, und als wir zur Linken um eine Bergkette bogen, Laugerfell genannt, sahen wir mehrere Säulen von weißgrauem Dampfe aufsteigen: die Ebene der Geiser lag vor uns. Von Ungeduld und Neugierde getrieben, flogen wir Reiter dem Zuge voraus, ließen unsere Rosse auf einem Grasplatze weiden, und waren nun auf einmal mitten in dem Rauche und Dampfe der ringsum befindlichen heißen Sümpfe und kochenden Kessel, deren Anblick Alles übertraf, was wir bis dahin der Art gesehen. In

einer gewissen Unruhe gingen wir auf dem merkwürdigen Boden umher, der unter unseren Füßen zu zittern schien, und aus dessen Tiefen ein murrendes, grollendes Getöse, wie der dumpfe Donner eines fernen Gewitters, zu unseren Ohren drang. Ein ziemlich bedeutender, oben platt gedrückter, sanft aus der Ebene emporsteigender Hügel, wo das Getöse am stärksten war, und ein weites, rauchendes Becken auf seinem abgestumpften Gipfel zeigte uns den vorzugsweise so genannten großen Geiser an; über der Erde war jedoch Alles still und ruhig. Der Hügel erhebt sich sieben Ruthen über die Ebene, und verflacht sich allmählig bis auf hundert Fuß. Wir bestiegen den kreisförmigen Wall, der den Rand des Beckens oder Kessels bildete, und sahen in einen trompetenartigen Trichter hinab, der über die Hälfte mit dem schönsten, krystallhellen Wasser angefüllt war. Das Wasser steigt durch eine cylinderförmige, in der Mitte des Trichters befindliche Röhre, und war so eben mittelst einer von unten entwickelten Dampfsäule in ein leises Sieden übergegangen. Der größte Durchmesser des ovalen Kessels hält 65 Fuß, der kleinste Durchmesser 52 Fuß. Ist der Kessel ganz mit Wasser gefüllt, so steht dieses vier Fuß hoch über der Mündung der Röhre. Die Röhre selbst hat einen Durchmesser von zehn bis zwölf Fuß, erweitert sich aber gegen die Mündung bis zu einer Breite von 18 Fuß; ihre Tiefe beträgt 79 Fuß. Die Wände der Röhre bestehen ganz aus Kieselsinter und erscheinen glatt polirt. Eben so glatt ist der Boden des Beckens, der zum Theil aussieht, als wäre er von geschliffenem Achat, und dabei so hart, daß ich mit dem Hammer kein Stück davon losschlagen konnte. Der oberste Rand des Kessels ist sehr unregelmäßig gebildet. Der Abhang des Walles geht Anfangs steil nieder; allmählig neigt er sich sanfter, und ringsum sind die abgesetzten Massen in verschiedenen Entfernungen ausgestreut. Das Ganze dieser Oberfläche entfaltet, als Niederschlag der verdichteten Dämpfe, die schönsten Kieselkrystallisationen von außerordentlicher Feinheit der Zeichnung und Zartheit des Anfluges. Er besteht aus kleinen körnigen Büscheln, welche die auffallendste Aehnlichkeit mit den Köpfen des Blumenkohls haben, oder wie die Blüthen des Fuchsschwanzes und Hahnen-

kammes zusammengesetzt sind. Die Farbe ist bräunlich und geht an manchen Stellen in's Gelbe über. Das überwallende Wasser des Beckens fließt den Abhang des Hügels hinab und theilt sich dann in zwei Bäche, die dem Hvit-aa oder dem weißen Fluß zueilen. Am Rande dieser Bäche werden alle Pflanzen, Gräser und Moose mit einer schon nach zwölf Stunden sichtbaren Kruste überzogen. Gegenstände aller Art, als Holz, Knochen oder Horn, finden sich darin versteinert. Birken- und Weidenblätter ließen das ganze Geäder mit den feinsten Streifen sehen. Ein Stück gedrucktes Papier bildete mit seinen noch vollkommen leserlichen Buchstaben eine durchsichtige Kieselplatte. Ein wollener Strumpf und blaues Schnupftuch waren nach sechsmonatlichem Liegen so fest geworden, daß man sie in die Hand nehmen konnte, ohne sie zu zerbrechen; an dem Schnupftuche waren die Muster des Druckes und die ursprüngliche Farbe noch ganz sichtbar. Die Betten der Bäche sind mit einem weißen, harten, marmorartigen Stein überzogen. Wir hatten unterwegs einige Regenpfeifer und Strandläufer geschossen. Sie wurden gehörig zugerichtet, und in dem heißen Wasser des Geisers binnen zwanzig Minuten vollkommen gahr gesotten. Wir verzehrten die Vögel mit dem größten Appetit, ohne daß wir den geringsten Beigeschmack von Schwefel verspürten, wie unsere Führer vermeinten, auch war späterhin bei einer chemischen Prüfung kein Niederschlag zu erhalten*). Der Dampf hat jedoch allerdings einen schwachen Schwefelgeruch.

Nachdem wir diese unvergleichliche Quelle eine Zeit lang im Zustande der Unthätigkeit betrachtet und keine Anzeichen eines nahen Ausbruches vorhanden waren, kehrten wir an den Ort zurück, wo wir unsere Pferde gelassen hatten, und wählten eine kleine Anhöhe, die einen vollständigen Ueberblick des ganzen Striches gewährte, um unsere Zelte daselbst aufzuschlagen. Ungefähr um halb sechs Uhr Nachmittags wurden wir durch ein

*) Das Wasser enthält eine eigene Mischung von Kieselerde und vorzüglich Natron; außerdem enthält es Schwefel- und Salzsäure. Auf einen Zusatz von ein wenig Salpeter-, Schwefel- oder Essigsäure erfolgt ein reichlicher Niederschlag von Chlorsilber.

dumpfes unterirdisches Knallen und eine leise Erschütterung des Bodens benachrichtigt, daß ein Ausbruch bevorstehe, doch wurden blos einige schwache Wasserstrahlen in die Höhe getrieben und das Wasser im Kessel stieg nicht über den Rand. Da wir die ersten Vorboten dieser seltsamen Naturerscheinung nicht versäumen wollten, so hielten wir uns immer in der Nähe des Geisers auf, indem wir theils andere Vertiefungen untersuchten, theils zierliche Proben von versteinerten Holzarten, Blättern u. dgl. sammelten. Um ein Viertel auf neun Uhr zählten wir fünf oder sechs Knalle, welche die Anhöhe unserer Zelte erschütterten, doch erfolgte kein bedeutender Auswurf: das Wasser kochte blos mit großer Heftigkeit und durch sein Anschwellen füllte sich zugleich der innere Raum des Kessels immer mehr. Fünfundzwanzig Minuten nach neun Uhr, als ich von dem benachbarten Hügel zurückkehrte, hörte ich ein Knallen, lauter und anhaltender als vorher, und ganz wie das Abfeuern einer entfernten Batterie. Im Fluge eilte ich nach dem Walle des Beckens, der unter meinen Füßen erzitterte, und ich hatte kaum so viel Zeit, in den Trichter hinabzublicken, als die Quelle auch schon aus der Tiefe emporsprudelte und mich zum schleunigsten Rückzug nöthigte. Das Wasser strömte mit erstaunlicher Schnelligkeit aus der Röhre hervor, ward in unregelmäßigen Säulen in die Luft geschleudert und von unermeßlichen Dampfwolken eingehüllt, welche die Säulen den Blicken großen Theils entzogen. Die vier oder fünf ersten Strahlen erreichten nur eine Höhe von funfzehn bis zwanzig Fuß; auf diese folgte einer von etwa funfzig Fuß, dann zwei oder drei geringere, worauf die letzte kam, welche alle früheren an Glanz übertraf und sich zu einer Höhe von wenigstens siebenzig Fuß erhob. Die großen Steine, welche wir vorher in die Röhre geworfen hatten, kamen wieder zum Vorschein und einer von ihnen wurde weit höher als das Wasser selbst geschleudert. Beim Aufschießen der Strahlen bemerkte man ein Aufwolken des Wassers im Kessel, zunächst an der Mündung der trompetenartigen Röhre, bis zu einem oder anderthalb Fuß und beim Herabfallen der Säule wurde das Wasser bis über den obersten Rand des Beckens hinweg getrieben, hinter welchem wir standen. Der Körper

der Säule, der wenigstens zehn Fuß im Durchmesser hielt, stieg, gleich dem Stamm eines Baumes, senkrecht empor, theilte sich aber in eine Menge prächtiger, gebogener Nebenäste; davon zweigten sich dann wieder mehrere kleine Strahlen ab und schossen in schiefen Richtungen seitwärts zur nicht geringen Gefahr des Zuschauers, der beständig auf seiner Hut sein muß, daß er von dem herabfallenden Strahle nicht verbrannt werde. Bei dem Aufhören der Ausbrüche sank das Wasser in die Tiefe der Röhre zurück, wolkte aber gleich nachher wieder auf und blieb in einer Höhe von etwa einem halben Fuß über der Mündung stehen. Nachdem Alles vollkommen ruhig und der Kessel von Dampf frei geworden war, stieg ich in denselben hinab und fand die Wärme, die vorher beim Anschwellen des Wassers auf 203 Fahrenheit stand, um zwanzig Grad geringer, da sich dasselbe nun in der Luft abgekühlt. Der Anblick des Ganzen erfüllte uns mit Bewunderung. Unser Auge war durch das majestätische Schauspiel zufrieden gestellt, aber unser Geist hätte wohl in die verborgenen Tiefen der Erde dringen mögen, um die geheimnißvolle Werkstätte jener Urkraft zu entriegeln, welche die Kuppen der Berge wölbt, Felsen bersten läßt und den Krater zwingt, rothglühende Lava auszuwerfen, oder auch durch die Oeffnungen der Erde rauchende Riesen-Fontainen emportreibt. Wohl mag im Innern der von uns bewohnten Kugel ein Feuer brennen und dieses Wunder durch eine natürliche Dampfmaschine hervorgebracht werden; aber woher nun der unerschöpfliche Vorrath von Brennstoff, der den Brand durch so viele Hunderte, ja Tausende von Jahren genährt hat? —

In geringer Entfernung von dem großen Geiser bemerkte ich zwei Teiche mit dem herrlichsten klaren Wasser. Die Spiegelfläche dieser Teiche wurde kaum durch ein leichtes Aufsieden getrübt; ein duftiger, kaum bemerkbarer Dampf schwebte über dem Wasser und verschwamm dann in der Luft; die Hitze darin war 200° F. Sie sind wenigstens 40 Fuß tief. Beide werden durch den schmalen Bogen eines weißen Steines von einander getrennt, und dies schien die Brücke zu sein, unter welcher die Gewässer beider Teiche mit einander in Verbindung stehen. Das Ufer war an vielen Stellen hohl und wurde nur von Ver-

steinerungen getragen, die sich gleich einer weißen Mauer in die Tiefe senkten. Betrachtet man diese Krusten schräg, so bekommen sie unter dem Wasser eine schöne azurblaue Farbe. In der Nähe befanden sich einige kleinere Pfuhle mit dunkelrothem Schlamme, der ebenfalls stark erhitzt war. Auf der Ostseite der Laugerfellkette liegen mehrere Thonbänke. Aus diesen steigt an vielen Stellen Brodel hervor und hin und wieder kocht das Wasser in kleineren Kesseln, manches in rother, anderes in grauer Farbe; was von den verschiedenen Thonmassen herrührt. Die Berge, auf deren Seite die Geiser liegen, sind nicht über 300 Fuß hoch, und die ganze Ebene, wo sich außerdem noch zahllose Höhlungen, Spalten und Dampfschlote befinden, hält nicht mehr als zwölf Morgen Landes.

In der Frühe des 29. Juli weckte mich Hauptmann von Scheel gleich nach halb sechs Uhr, um einen Ausbruch der Quelle zu sehen, welche der neue Geiser oder der Strockr, d. i. Schüttler, genannt wird. Als ich den Vorhang meines Zeltes zurückzog, stieg eine prachtvolle Wassersäule, begleitet von einem furchtbaren Brausen und dichten Dampfwolken, zu verschiedenen Höhen von funfzig bis achtzig Fuß empor und drohte den im Glanze der Morgensonne schimmernden Horizont zu verdunkeln. Als wir nach einer Weile näher traten, senkten sich die Springfluthen, die aus einer Mündung von neun Fuß im Durchmesser hervorbrachen; aber nun traten Schaum und Dampf an ihre Stelle und hatten freien Spielraum. Die größten Steine, welche wir in die Röhre warfen, wurden augenblicklich wieder hoch herausgeschleudert, und einige, welche senkrechter eingefallen waren, stiegen auf eine ergötzliche Weise, gleich Fangbällen, auf und nieder. Ein frischer Nordwind trieb jetzt den Schaum auf die eine Seite nach der Spitze der Säule hin, wo er als tröpfelnder Regen herabfiel und so abgekühlt war, daß wir ihn mit Hand und Gesicht auffangen konnten. Während ich auf der Sonnenseite stand, zeigte sich mir gegenüber ein hellglänzender kreisförmiger Bogen, und nachdem ich meine Stellung so verändert, daß der Geiser zwischen mir und der Sonne stand, wölbte sich über meinem Haupte ein noch weit schönerer Kreis, der in allen Farben des Regenbogens spielte.

Allmählig nahm das Brausen und die Schaumsäule ab, bis Alles, um sechsundzwanzig Minuten nach sechs Uhr, wiederum ruhig wurde, und man sah nur das etwa zwanzig Fuß tief stehende, siedende Wasser in einem Schacht, dessen Rand sich wenig oder gar nicht über die Oberfläche des Bodens erhob*). — Eine andere brausende Quelle, deren rauchende Wasserstrahlen in regelmäßigen Pausen von zwanzig bis dreißig Minuten wiederkehren, wird der kleine Strockr genannt; ihre Strahlen steigen aber nur bis auf vier Fuß in einer Dauer von eben so viel Minuten. Der früher sogenannte brüllende Geiser macht gegenwärtig noch immer ein gewaltiges Geräusch, wie von großen Blasebälgen in einem Schmelzofen, ist aber von den Felsstücken und der Erde eines darüber emporragenden Hügels so gänzlich verstopft, daß er aufgehört hat, Wasserstrahlen emporzutreiben.

Vergleichen wir die Entladungen mit einander, so sind die Wasserkegel des Strockr nicht ausgefüllt, wie beim Geiser, sondern hohl, weshalb der Strockr viel weniger Wasser verbraucht, und deshalb länger mit einem Auswurf aushalten kann; diese steigen daher oft um das Dreifache höher, als beim Geiser. Dagegen ist der Geiser majestätischer. Dieser macht fast jeden Tag Auswürfe, jener viel seltener, so daß er oft mehrere Wochen ruhig bleibt. — Als Ursache dieser Erscheinungen nimmt man an, daß sich in den unterirdischen Lavahöhlen heißes Wasser sammle, sich in Dampf verwandle und zuerst die darüber liegende Wassersäule allmählig hebe, dann aber, bei Verdichtung des Dampfes, dieselbe in Strahlen auflöse. Der Hergang im Geiser mag etwa folgender sein. Das Wasser desselben, welches

*) Dr. Thienemann beobachtete einen Auswurf des Strockr, der ohne andere Vorboten mit einem hohen Wasserstrahle begann. Diesem folgten mit größter Schnelligkeit andere, doch so, daß man die einzelnen Würfe unterscheiden konnte. Mit einem Male stieg nun mit der Geschwindigkeit und dem Sausen des stärksten Wirbelwindes ein zusammenhängender Hohlkegel von Wasser und Dampf zu einer dem schärfsten Auge kaum erreichbaren Höhe empor, welche theils als feiner Regen herabfiel, theils als Wolke fortzog. Dieses Hauptwüthen hielt ununterbrochen zehn Minuten an; dreißig Minuten lang wurden noch sehr hohe Strahlen aufgeworfen, zwei Stunden lang dann schwächere.

wahrscheinlich längere Zeit durch heißen Boden fließt, sammelt sich zuletzt in einer Lavahöhlung, deren Wand von außen mit den die Hitze erzeugenden Bestandtheilen umgeben ist, und nur einen kleinen Ausgang nach oben hat. Nun verwandelt sich ein Theil des Wassers in Dampf, während das zufließende allmählig in dem Trichter aufsteigt und das Becken füllt. Durch die oben zehn Fuß starke Wassersäule, welche 79 Fuß tief ist, erleidet der Dampf nun einen ungemeinen Druck, bis seine Ausdehnungskraft mit Gewalt hervorbricht. Die ersten Versuche dringen noch nicht durch und verursachen die unterirdischen Donnerschläge, bis dann vollkommene Durchbrüche Statt finden, wodurch eine Masse des oberen Wassers in die Höhe gehoben wird. Dies dauert so lange, als die Kraft der Dämpfe ausreicht, das heißt fünf bis zehn Minuten. Wirft man Steine in die Röhre, welche dieselbe sperren, so erfolgen künstliche Auswürfe, die aber nicht lange anhalten und die nächsten Ausbrüche verkümmern. Der Strokr muß anders beschaffen sein, als der Geiser, da er sich viel seltener entladet, dabei auch viel mehr Dampf ausführt. Jedenfalls hat er viel weniger Wasserzufluß und einen größern Dampfkessel, der sich deshalb langsamer füllt.

Gegen zehn Uhr Vormittags wurde die Sonne auf's Neue durch einen Ausbruch des großen Geisers verfinstert, wobei die Spitzen der Wassersäulen auf eine überaus reizende Weise im Silberschimmer erglänzten. Kaum war Alles vorüber, so benutzten wir einen kleinen Wasserfall, den der Abfluß des Geisers bildet, und nahmen hier ein sehr angenehmes, lauwarmes Bad, indem die Wellen von einem vorragenden Felsen auf unsere Häupter niederfielen. Kurz vor drei Uhr Nachmittags schossen die Strahlen mit einer Schnelligkeit und einem Knallen in die Höhe, als wenn eine Menge großer Raketen gleich nach einander aufgestiegen und geplatzt wären; die Strahlen erreichten diesmal fast die Höhe von hundert Fuß*). Am Morgen unserer Abreise, den 30 Juli, fanden, wie zum Abschiedsgruß, noch

*) Dr. Thienemann beobachtete einen Ausbruch des großen Geisers von 120 Fuß Höhe. Die Erscheinung dauerte grade zehn Minuten. In der Sekunde wurden ungefähr zwei Wassersäulen aufgeworfen, also im Ganzen 1200.

einmal die stärksten Entladungen der beiden Hauptgeiser Statt. Zuerst begann der Strockr mit einem Krachen, als wäre die Erde geborsten, und zwanzig Minuten später donnerte der große Geiser, gleichsam als wäre er eifersüchtig geworden, noch furchtbarer, und hüllte seine Säule in unendliche Massen von Dampf; aber wenn dieser letzte Ausbruch der stärkste von allen war, so war er doch auch der kürzeste: schon nach Verlauf von fünf Minuten hatte das Schauspiel ein Ende.

Drittes Kapitel.

Am 30. Juli gegen eilf Uhr Mittags brachen wir unsere Zelte ab und setzten unsern Weg weiter nördlich nach Haukadal fort. Die Gegend zwischen diesem Ort und den Geisern zeigt deutlich, daß auch hier einst Alles mit heißen Quellen bedeckt war, bis sich eine von Norden kommende Lavamasse darüber hingewälzt, die an der Ebene der Geiser, da, wo sich die Kette der Laugarfell-Berge befindet, in ihrem Flusse gehemmt wurde.

Unser ferneres Reiseziel war Akur-Eyri, wo Hauptmann von Scheel seinen Wohnsitz hatte. Der Weg dahin führte uns durch eine große Wüste, wo der unwirthbare Boden nur stellenweise mit dürrem Haidekraut und spärlichen Grashalmen oder mit grauen Moosen bedeckt ist, und wo unsere Rosse bald mühsam im schwarzen vulkanischen Sande waten, bald vorsichtig über die Löcher und Spalten erstarrter Feuerströme dahinschreiten mußten. Vom Gipfel des Blaafell oder blauen Berges hatten wir eine ausgedehnte Aussicht über die weiten Ebenen, die sich über Skalholt hinaus zwischen dem Hekla und dem Meere öffnen, während sich hinter uns der majestätische Vulkan Skialdbreid so wie die ungeheuren Eisberge Geitlands-Jökul und Bald-Jökul erhoben, deren blendender Schnee grell abstach gegen das dunkle Schwarz einer vorlagernden Kette von hohen Kegelbergen. Dann setzten wir über den reißenden Hvit-aa oder weißen Fluß, der aus dem ansehnlichen Hvitaar-Vatn kommt. Dieser See ist auf seiner westlichen Seite

mit prächtig schimmernden Gletschern besetzt, die, ehe sie das Wasser erreichen, eine überaus schöne grüne Farbe annehmen. Oestlich vom Hvitaar-Vatn oder dem weißen See liegen die feuerspeienden Berge Kiaerlingar-Fialla. Sie bilden meistentheils hohe Pyramiden. Der Kegel des Hauptvulkans erscheint aus der Ferne sehr vollkommen geformt und hat ein ganz rothes Ansehn, was von den dort abgelagerten Schlacken herrührt.

Am 1. August bogen wir um die westliche Seite des mächtigen Arnafell- oder Hof-Jökul, der sich viele Meilen weit in das Innere der Insel hineinzieht, und östlich davon lagen wiederum ausgedehnte Lavafelder, Spraengi-Sandur genannt, wo man stellenweis Rauchwolken aufsteigen sieht. Von Westen her wehte ein kalter, schneidender Wind über die Gipfel des Langa-Jökul. Am 2. August früh um zehn Minuten vor drei Uhr ging die Sonne in voller Pracht grade vor uns auf, aber wir zitterten vor Kälte und sahen uns in einer mit vulkanischen Eis- und Schlackenhügeln besetzten Einöde, »wo alles Leben ausstirbt, und der Tod allein lebt.« Gegen Abend setzten wir über den Jökuls-aa oder den Fluß der Eisberge, der in einem tiefen Bette pfeilschnell dahinstürmt. Der Durchgang durch diesen Fluß ist sehr gefahrvoll, da das Bett mit vielen großen Steinen angefüllt ist, die dem Auge wegen des schlammigen Wassers verborgen bleiben. Mein Pferd strauchelte drei Mal mit mir, und hätte mich beinah in den Strom geworfen, aber mit Gottes Hülfe entging ich glücklich der Gefahr. An den Ufern dieses Stromes schlugen wir unsere Zelte auf, und setzten am folgenden Morgen die Reise mitten durch die Berge fort. Wir stiegen auf rauhen Pfaden meistens bergan, bis gegen Mittag, wo wir den Gipfel eines Bergpasses erreichten. Beim Hinabsteigen, wo es Anfangs sehr abschüssig niederging, konnten wir oft kaum die Spur eines Pfades entdecken, indessen waren in verschiedenen Entfernungen Steinhaufen aufgeworfen, um den Weg zu bezeichnen. Knochengerippe, welche hie und da umherlagen, deuteten auf gefallene Pferde hin, und mahnten an gefährlichen Stellen zur Vorsicht. Als wir nach Verlauf einer guten Stunde an der steilen Seite einer breiten, tiefen Schlucht, welche der

Bergſtrom gebildet, abwärts ſtiegen, öffnete ſich der Blick in's Thal des Eyafjord. Der grüne Teppich, womit das Thal bekleidet war, der ſchöne Fluß, der ſich in der Mitte hindurchſchlängelte, die Hütten, welche auf beiden Seiten zerſtreut lagen, die Schafe und Lämmer, welche in mannigfaltigen Gruppen graſten: alles Dies, verbunden mit der Majeſtät der Berge, welche in Form ſchöner Kuppeln und Thürme einander kühn die Spitze boten, und ſich dann ſanft in's Thal ſenkten, gab eine wahre Erquickung für die Augen, die ſeit vier Tagen kaum ein Büſchel Gras, oder überhaupt etwas Anderes als Steine und Schnee geſehen hatten. Auch die Pferde ſchienen von dem Anblick, der ſich ihnen darbot, friſch belebt zu ſein, und beſchleunigten ihren Gang aus eigenem Antrieb. Gegen drei Uhr Nachmittags kamen wir am Fuße des Bergzuges an, deſſen Höhe nicht weniger als dritthalbtauſend Fuß betragen kann.

Wir eilten jetzt, den erſten Meierhof im Thale zu erreichen, welcher Tiörnabä heißt. Die zahlreichen Schafheerden umher gaben Zeugniß von des Beſitzers Wohlhabenheit. Als wir uns der Thür des Hauſes näherten, kam er uns entgegen, führte uns mit Blicken voll Freundlichkeit und Wohlwollen in das beſte Zimmer, und verſorgte uns augenblicklich mit friſcher Sahne, um unſern Durſt zu löſchen, während ſeine Frau uns Etwas zu eſſen bereitete. Mittlerweile ſchlugen unſere Diener die Zelte in der Nähe auf, da wir hier übernachten wollten. Das Gehöft liegt genau in der Mitte des Thales auf einem ſchönen, grünen Hügel, und bildet eine ganz artige Gruppe von Gebäuden. — Die Bauernhäuſer auf Island haben alle mit geringen Veränderungen den Plan derjenigen beibehalten, welche die erſten norwegiſchen Anſiedler erbauten. Ihre Geſtalt läßt ſich mit großen viereckigen Grabhügeln vergleichen. Die Wände ſind vier bis ſechs Fuß dick und eben ſo hoch. Sie beſtehen aus Torfſtücken oder filzigen Raſenplatten, die, neben und über einander geſchichtet, ebenſo trocken als wärmend ſind, und von Erdbeben nicht leicht zerſtört werden können. Quer über dieſe Wände werden dünne Balken gelegt, und darein das Dachgerüſt gefügt, welches mit Birkenzweigen durchflochten und ebenfalls mit Raſen gedeckt iſt. Darauf wächſt immer gutes

Gras, welches man mit der Sichel abmäht. Die Wohnungen der Wohlhabenderen bestehen aus mehreren einzelnen Häusern oder Gemächern mit besonderem Dach, die in drei Abtheilungen zerfallen. Zuerst kommt das Vorhaus, welches seine Fronte mit der häufig roth angestrichenen Thür gewöhnlich gegen Mittag wendet; oben weht fast immer eine Wetterfahne. Unter dem Dache des Vorhauses befindet sich ein Bretterverschlag oder die Vorrathskammer mit getrockneten Fischen, Reitzeug und dergl., welche auch wohl als Gastzimmer dient. Aus dem Vorhause führt ein langer, finsterer Gang, auf dessen beiden Seiten hier die Milchkammer und dort gegenüber die Küche liegt, wo mehrere große eiserne Kessel zum Thransieden sichtbar werden. Am Ende des langen Ganges, der alle Abtheilungen verbindet, liegt das Hauptgebäude, das eigentliche Wohnhaus. In demselben sieht man durch die frei liegenden Querbalken bis zum Dachgesparre hinauf, und hier ist die Wohnung und Schlafstätte sämmtlicher Familienglieder, zu denen auch die Dienstleute gehören. Die hölzernen Bettstellen, in der Regel zugleich Inbegriff alles Hausgeräthes, stehen nach einander an den Wänden hin, und lassen in der Mitte einen Gang frei. Im hintersten Raume des großen Gemaches ist eine Abtheilung durch Verschlag mit zierlich ausgeschnittenen Brettern für Hausvater und Hausmutter. Innerhalb dieses Verschlages befindet sich ein Tisch mit einigen Stühlen, und das einzige Fensterchen mit Glasscheiben; statt der Stühle hat man auch hölzerne Kisten, welche zugleich die Kleidungsstücke und Kostbarkeiten enthalten. In den übrigen Gemächern fällt nur ein schwaches Licht durch ein Glasstück oder eine Haut von vier bis fünf Zoll Durchmesser. Ein Löffel aus Horn gepreßt, oft mit zierlichen Inschriften am Stiele versehen, und ein hölzerner, krugförmiger Napf mit einem Deckel ist das Eßgeschirre, ein Spinnrad zu Wolle das nöthigste Geräth zu häuslicher Arbeit. Außer der Küche heizt man in den isländischen Häusern nicht, und die Wärme der Wohnstube wird von den Insassen, wozu sich noch Katzen und Hunde gesellen, selbst erhalten, was bei dem gänzlichen Mangel an eindringender frischer Luft nicht schwer fällt. Oft schlafen in einem solchen Gemache zwanzig und mehr Menschen beisammen; dazwischen

liegen Häute, Oelsäcke und gedörrte Fische. Die dicken, schwarzen Torfwände, der unreinliche Erdboden, die Schmutzigkeit der Geräthschaften und der Leute, verbunden mit ihren Ausdünstungen und dem Qualm der Thranlampe, machen den Aufenthalt in solchen Behältnissen selbst für den unverwöhnten Ausländer unausstehlich. Die noch elenderen Kothen der gemeinen Leute haben wir schon früher kennen gelernt. Die Häuser der Vornehmeren und Reichen, die oft ein Vermögen von 4 bis 5000 Thalern besitzen, haben dagegen schon ein wohnlicheres Ansehen. Die Stuben sind geräumiger, reinlicher und mit mehreren Fenstern versehen; die Wände und der Fußboden sind mit Brettern ausgeschlagen, auch haben die Bettstellen gute Betten und darüber wollene Decken, welche mit vielem Kunstfleiße in schönen, bunten Mustern gewebt werden, aber steif und schwer sind. — Die isländischen Pächter bleiben so lange auf einem Gute, als sie wollen; nur wenn sie schlecht wirthschaften, können sie von dem Besitzer vertrieben werden. Die verpachteten Güter sind Grasplätze mit den zugehörigen Häusern und Heerden. An Ackerbau ist auf diesen Besitzungen natürlich nicht zu denken. Das einzige Stück cultivirtes Land ist ein mit dem Gehöft verbundener und mit einer Mauer von aufeinander liegenden Steinen befriedigter Grasplatz, auf den aller Dünger des Viehstandes gebracht wird, und der sich immer durch üppigeren Stand auszeichnet. Dieser Platz heißt Tuun, d. i. Zaun, umzäunter oder befriedigter Platz.

Früh am andern Morgen setzten wir unsern Weg über Grund durch das angenehme Thal fort, wo Schafe und Kühe im üppigen Graswuchs eine reiche Weide finden. Die Berge zu beiden Seiten sind 3000 bis 4200 Fuß hoch und sind bis zur Hälfte grün. Die Hütten haben hier alle ein viel stattlicheres Ansehen, als im Süden der Insel. Am Ufer des Flusses gewährte die Goldweide einen besonders schönen Anblick. Sie wächst auf den höheren Klippen in kleinen, runden Büschen, die jetzt über und über mit großen goldgelben Blüthen bedeckt waren, so daß man von Weitem auf dem schwarzen Hintergrunde eine goldene Kugel zu sehen glaubt. Gegen vier Uhr Nachmittags kamen wir in Akur-Eyri an, wo Hauptmann von Scheel

mich in seine Wohnung führte, und mich seiner Gemahlin vorstellte. Beide waren bemüht, mir jegliche Erfrischung nach einer so ermüdenden Reise zu verschaffen. Akur-Eyri, die Hauptstadt des nördlichen Island, ist einer der vorzüglichsten Handelsplätze. Sie liegt an der Eyafjordbay, und besteht aus vierzehn mit Theer angestrichenen Holzhäusern, welche dicht neben einander an einem Abhange liegen. Dahinter findet sich ein schöner Kartoffelberg. Hauptmann von Scheel, der während seines Aufenthaltes auf Island an diesem Orte seinen Wohnsitz genommen, wollte von hier aus wieder nach Kopenhagen zurückkehren, ich mußte daher meine Reise nach der Ostküste der Insel allein fortsetzen. Vorher machte ich jedoch noch einen Ausflug nach dem westlich gelegenen Holum.

Auf dem Wege nach Holum lernte ich den Dichter Jon Thorlakson, den Uebersetzer von Milton's verlorenem Paradiese, in Bägisaa kennen. Wir fanden den ehrwürdigen Geistlichen, einen mehr als 70jährigen Greis, auf einer Wiese, wo er seinen Leuten beim Heumachen half. Er führte uns in das Zimmer, wo er den Milton übersetzt hat. Es war kaum acht Fuß lang und sechs Fuß breit. Am äußersten Ende stand das Bett, und dicht neben einem kleinen Fenster von etwa zwei Quadratfuß der Tisch, wo er die Farben zu seinen Bildern mischte. So düster und armselig das Innere der Wohnung erschien, so reizend waren die Umgebungen. Unfern davon treffen drei schöne Thäler zusammen, deren Flüsse sich in einen breiten, reißenden Strom vereinigen; mehrere Wasserfälle stürzen von den Höhen, und ringsum wird die Aussicht durch einen Kranz majestätischer Berge begrenzt, deren Gipfel und Zacken sich in den seltsamsten Formen am Horizont abzeichnen.

Als ich darauf weiter durch die Hialtadals-Haide ritt, schlug ich mein Zelt in der Späte des Abends am westlichen Ufer des Hörgaa-Flusses auf, und erschrak beim Erwachen nicht wenig, als ich bemerkte, daß ich am Fuße eines Berges geschlafen, dessen herabhängende Felsspitzen das drohendste Ansehen hatten. Sehr gefährlich für die Bewohner der nördlichen Thäler ist nämlich Dasjenige, was sie Skrida nennen, d. i. der Niedergang eines Theiles der Bergoberfläche in das unten liegende

Thal. Das Gestein der Gebirge besteht hier aus einer vulkanischen Wacke, welche bald verwittert oder zerbröckelt. Leicht reißt sich nun ein Felsstück vom Gipfel los, oder eine Erdschicht löst sich nach einem Regen ab; die in Bewegung gesetzte Masse erhält, indem sie sich fortwälzt, immer frische Kräfte, immer neuen Zuwachs, breitet sich immer weiter aus, und stürzt endlich bis in die Mitte des Thals, indem sie Alles vor sich niederreißt und zerschmettert. Oft werden ganze Hütten unter diesen Bergfällen begraben. Um diese vor Ueberschwemmungen zu bewahren, werden sie gewöhnlich dicht am Fuße der Berge aufgebaut, und sind so beständig dergleichen Unfällen ausgesetzt; aber die Nothwendigkeit flößt Unerschrockenheit ein, und Gewohnheit verwischt die Eindrücke der Furcht.

Am 10. August hatte ich einen sehr beschwerlichen Uebergang über den Hialtadals-Jökul. Durch Schnee und Eis mußten wir uns auf steilen Pfaden hinaufarbeiten, und unsere Rosse von Zeit zu Zeit über breite Risse und Spalten führen, unter welchen wir die Wasser in großer Tiefe brausen hören konnten. Zuletzt mußten wir noch über einen gefährlichen Abgrund klimmen, wo ein einziger Fehltritt das Leben gekostet hätte. Auf dem Gipfel des 2000 Fuß hohen Eisberges fand ich merkwürdiger Weise die Luft zwölf Grad wärmer, als unten im Thale; auch zeigte sich auf den noch höheren Bergen umher kaum einiger Schnee. Nachdem wir das Thal von Hialtadal erreicht, das im üppigsten Grasreichthum prangte, langten wir gegen vier Uhr Nachmittags in Holum an. Dieser Ort war früher der Sitz einer blühenden Schule, welche mit der zu Bessestad vereinigt wurde; hier residirte ein Bischof von Island, dessen Bisthum 1797 mit dem zu Reikjavik verschmolzen wurde; hier war lange Zeit eine Druckerpresse in Thätigkeit, welche der Bischof Gudbrand Thorlakson errichtete, wo er die erste Ausgabe der isländischen Bibel und andere nützliche Bücher druckte. Die Kirche, vielleicht die beste des Landes, ist von rothem Sandstein erbaut, und hat in der Front sieben Fenster. Das Altarstück, eine sehr schöne Darstellung der Kreuzigung, ist in Holz geschnitten und sehr sauber vergoldet. Auf dem Altar befindet sich ein großer silberner Kelch, ein Geschenk des Papstes an den

ersten Bischof, der 1106 eingesetzt wurde. Alte Bilder der Bischöfe schmücken die Kirche, und man sieht ihre Grabschriften. Die Lage am Ausgang eines hohen Gebirges ist überaus angenehm. Ich fand eine herzliche Aufnahme bei Gisle Jonson, der früher Conrector an der hiesigen Schule gewesen war, und sich jetzt mit Landwirthschaft und gelehrten Arbeiten beschäftigte. Ich bewohnte bei ihm das vormalige Haus des Bischofs, das einzige zweistöckige Haus, welches ich in Island gesehen. Bei meiner Ankunft wurde ich mit Kaffee bedient. Zum Abendessen gab es Reis in Milch gekocht; dazu wurde gehacktes Schöpsen-Rauchfleisch in einer großen zinnernen Schüssel aufgetragen, aus welcher wir Alle gemeinschaftlich mit unsern Gabeln aßen. — Die gewöhnliche Kost der Isländer ist sehr einfach. Das Frühstück besteht in Skyr, einem Gerichte geronnener, saurer Milch; dazu pflegt man eine Menge süßer Milch oder Sahne zu essen, und den Saft der Wachholderbeere oder der Blaubeere (empetrum nigrum) beizumischen. Zu Mittag giebt es getrockneten Fisch mit Butter, am Abend entweder Skyr mit Brot und Käse oder eine Suppe von isländischem Moos. Bei festlichen Gelegenheiten ißt man Hammelfleisch, Mehlsuppe und Milchspeisen. Der größte Leckerbissen der Isländer ist indeß Weizenzwieback. Ihr gewöhnliches Getränk ist Blanda, eine Art Molken mit Wasser vermischt, oder Molken und Milch, welche sie warm trinken. — Als die Schlafstunde gekommen war, wurde ich in ein Hinterzimmer geführt, worin sich ein zwar altes, aber vortreffliches Bett befand. Hier lernte ich zuerst die isländische, auch auf Färö heimische Sitte kennen, daß die Töchter des Hauses dem müden Reisenden beim Ausziehen der Kleidungsstücke bedienstlich sind. Diese Aufmerksamkeit rechnen sie sich zur großen Ehre an, und wo keine Töchter sind, vertritt die Hausfrau deren Stelle.

Auf der Rückkehr nach Akur-Eyri begleitete mich Sturm und Regen. Als ich an den oben erwähnten steilen Abhang des Hialtadals-Jökul kam, war der Schnee so sehr vom Regen aufgeweicht, daß mein Pferd unter mir nicht auf seinen Füßen stehen konnte. Ich stieg daher ab, nahm es beim Ende des Zaumes und nachdem ich es ein wenig hinter mir hergezogen hatte, glitten wir Beide bis zu einer Tiefe von hundert Fuß

hinab, wo wir wieder auf Steine und Lehmboden zu stehen kamen. Mein Diener mit den Packpferden mußte dies Schurren nachmachen, doch bekam die an sich ergötzliche Sache dadurch von Zeit zu Zeit einen ernsthafteren Anstrich, daß die schwerer beladenen Pferde mit größerer Schnelligkeit auf die ihnen vorangegangenen niederschossen.

Zu Akur-Eyri beobachtete ich den isländischen Falken (falco islandicus). Dies war zur Zeit der Jagd mit abgerichteten Falken der gefeiertste Vogel; er zeichnet sich auch vor allen Raubvögeln durch schönen Flug, Kraft und Lebendigkeit aus. Noch jüngst gehörte er mit zu den Geschenken an die Fürsten der Berberei, damit das Raubgesindel derselben die dänischen Schiffe ungeschoren ließ. Der isländische Falke ist der größte seines Geschlechts, und wird vom Kopf bis zum Schwanzende drei Fuß lang. Bei den jüngeren Thieren ist die obere Seite rauchgrau, die untere gelblichweiß; mit den Jahren wird die Rückenfarbe bleicher und zuletzt ganz weiß. Majestätisch schwebt der Falke unter den Wolken nach Beute spähend, und sieht er einen Vogel auf der Erde oder in der Luft, so fährt er mit Blitzesschnelligkeit auf ihn zu, um ihn mit ausgestreckten Krallen im Fluge zu ergreifen. Den Raben ist er sehr verhaßt, und sie suchen ihn gemeinschaftlich als Verbündete anzugreifen. In der Regel bekümmert er sich gar nicht um sie; wenn die schwarzen Gesellen es aber zu arg treiben, so schwingt er sich über die Schaar, und wehe Dem, den sein Zorn zum Opfer ersehen hat. Die Tauben, welche in unserer Nachbarschaft gehalten wurden, waren die stete Zielscheibe der umherstreifenden Räuber. Bei Erblickung des Falken verloren sie im ersten Schrecken alle Geistesgegenwart, und statt sich in den sichern Schlag zurückzuziehen, suchten sie ihr Heil im Freien. Der Falke wählte sich nun eine aus dem Schwarm; allein diese stieg, sobald sie seine Absicht merkte, pfeilschnell in die Höhe. Der Falke kann nur in kreisförmigen Windungen aufwärts steigen, und kam, so klein er dieselben auch machte, der Taube nicht ganz nach, die sich so hoch erhob, daß man sie nur als einen Punkt sah, sich dann mit einem Male, die Flügel an den Körper gelegt, herabwarf, um in einem Hause Schutz zu suchen, wo sie oft zum Fenster

hineinkam, und eine ziemliche Zeit ganz erschöpft war. Der Falke setzte sich dann auf einen Stein oder einen Erdhügel in der Nähe, um eine bessere Gelegenheit abzuwarten, wenn er nicht schon früher durch immer fertige Schützen erlegt worden war. Oft zähmt man ihn auch, so daß er auf seinen Namen hört und aus der Hand frißt. — Ueberall, jedoch an den Fischplätzen und Kaufstätten am häufigsten, findet sich ferner der Rabe (corvus corax); allein er drängt sich zu sehr an den Menschen, und hat dadurch dessen Gunst verloren. Mit gierigen Augen folgt er dem Treiben desselben, ob nicht etwas für seinen Magen Taugliches vorkomme, und ist dann, willkommen oder unwillkommen gilt ihm gleich, bereit, sich zu Gaste zu bitten. Seine scharfen Gesichts- und Geruchswerkzeuge sind getreue Diener des Magens und gehen ihm willig zur Hand. Bei Schlächtereien, Fisch- und Seehundsfang sind ganze Schaaren versammelt, die sich dann wieder vereinzeln. Den Winter über, wo die Nahrung spärlich wird, vertheilen sie sich so regelmäßig, daß kein Ort überfüllt, keiner aber auch, wenn er nur einigermaßen Nahrung hat, ganz von diesem Bettelvolk vernachlässigt wird. — Der häufigste Strandvogel, den wir auch auf dem Hialtadals-Jökul bemerkten, ist das Schneehuhn (tetrao Islandorum). Dieser Vogel wechselt, wie alle Schneehühner, seine Federn des Jahres zwei Mal. Ihr Farbenwechsel hängt genau mit der Beschaffenheit des Bodens zusammen, worauf sie leben. Der Winterpelz ist weiß, wie der Schnee umher. Die Sommertracht ist braun, wie das mit Flechten bedeckte Gestein, zwischen welchem sie sich aufhalten; das Kleid des Herbstes und des Frühlings, wo der Schnee nur theilweis liegt, besteht aus bunten und weißen Federn. Das an schneefreien Stellen brütende Weibchen erhält zeitig seine braune Farbe, während das Männchen, das an hohen Orten lebt, die theilweise mit Schnee bedeckt bleiben, noch lange einen Theil seiner Winterfedern behält, ja in kalten Sommern sie gar nicht ganz verliert. Diese Farbenbeschaffenheit dient den Schneehühnern zu einem vorzüglichen Schutz gegen ihren Hauptfeind, den isländischen Falken. Sie drücken sich, sobald sie ihn bemerken, unbeweglich am Boden fest, und werden so auch häufig von seinem scharfen Auge übersehen.

Rührend ist die Sorge des weiblichen Schneehuhnes für ihre wandernden Küchlein. Bei nahender Gefahr warnt sie dieselben mit Geschrei, und sie verbergen sich auch augenblicklich zwischen Gestein oder Gestripp. Bei Annäherung von Hunden oder Menschen eilt die Mutter denselben entgegen, wirft sich mit flehender Stimme und Geberde dem Verfolger vor die Füße, bleibt ihm dann immer so nahe, daß er jeden Augenblick glaubt, sie ergreifen zu können, und so lockt sie ihn allmählig von der Stelle weg, wo die Jungen sich verborgen haben, immer auf dem Boden kriechend und mit den Flügeln schlagend, bis sie jene sicher glaubt, auffliegt und auf großen Umwegen zu ihnen zurückkehrt. Im Winter sind die Schneehühner wenig scheu, leicht zu fangen oder zu schießen. Dann nehmen die Isländer eine vierzig Fuß lange Schnur, befestigen in der Mitte einige Schlingen von Pferdehaaren, und nun gehen zwei Männer mit der Schnur über Feld, so daß jeder ein Ende hält. Haben sie ein Volk Schneehühner gefunden, so suchen sie dieselben in die Mitte zu bekommen, welche gewöhnlich, in der Meinung durchzuschlüpfen, den Kopf in die Schlingen stecken und gefangen werden. So fährt man mit dem Fange fort, bis man sich des ganzen Trupps bemächtigt, da die andern kaum entfliehen oder, wenn sie auffliegen, sich doch bald wieder niedersetzen. Will man sie mit dem Schießgewehre erlegen, so umgeht man den Trupp einige Male, worauf sie sich immer enger zusammenziehen, so daß man endlich eine ganze Anzahl auf einen Schuß erlegen kann. — Arm ist das Land an Singvögeln; nur die Schneeammer singt Etwas, und ihre Stimme gleicht ausnehmend der unserer Dornen-Grasemücke (sylvia cinerea). In den Birkenbüschen findet sich die Weindrossel, auf den Niederungen der Wiesenpieper, dessen Stimme hell und fein, wie Glöckchen klingt; kommt man aber den Jungen nahe, so gleicht sein ängstlicher Ton dem Zirpen eines Heimchens. Außerdem kommt auf dem Lande der Goldkibitz, die Regenschnepfe und die Heerschnepfe am häufigsten vor. Ihre unangenehmen Töne machen aber die öden Sumpfgegenden, worin sie hausen und welche sie durchschreien, nur noch trauriger.

Am Nachmittag des 13. August reiste ich von Akur-Eyri

nach Husavik ab, welches neun Meilen davon entfernt ist. Auf einem der nahe liegenden Berge sahen wir uns ganz in Nebel eingehüllt; nur eine einzige Oeffnung des Nebels gestattete, gleich einer Luke, den Blick in die Tiefe, wo auf grünem Grunde der sich schlängelnde Lauf des Eyafjordflusses nebst einigen Kirchen und Hütten erschien. Bald darauf erreichten wir das Thal Fniskaa, welches noch vor hundert Jahren mit Birken schön bewaldet war; jetzt sind nur noch die Stümpfe davon sichtbar, wovon einige über zwei Fuß im Durchmesser haben. Am folgenden Tage wohnte ich dem Gottesdienste in Haals bei. Dieser bestand, wie gewöhnlich, in Gebeten, Psalmen, einer Predigt und einer Vorlesung aus der heiligen Schrift. Auf jedem Antlitz konnte man wahre innere Erbauung lesen. Auffallend war mir, daß der Prediger beim Ausgange von seinen sämmtlichen Zuhörern, wie ein Vater von seinen Kindern, mit einem Kusse Abschied nahm. Hier lernte ich auch die reiche Tracht der isländischen Bauerfrauen kennen. Die Strümpfe sind von dunkelblauer oder rother Wolle, die Schuhe von Seehunds- oder Schaffell gefertigt. Die Röcke und die Schürze sind von blaufarbigem grobem Linnenzeug, ein knappes Jäckchen liegt über dem schwarzen oder rothen Schnürleib. Ueber das Ganze wird ein Oberkleid von schwarzem Tuch gezogen. Die Ränder dieser Kleidungsstücke sind mit Sammet besetzt. Auch der Halskragen und der Leibgürtel besteht aus Sammet. Alles dies ist nun mit weißschimmerndem Silberschmuck ausstaffirt. Die Schürze ist oben mit Silberzierrathen oder vergoldetem Kupfer behangen; an dem Schnürleib sieht man silberne Häkchen und eine Menge Tressen; der Sammetkragen ist mit Silber gestickt, vorzüglich glänzt aber der Leibgürtel von schöner Silberarbeit und geschliffenen Steinen. Die Wohlhabendern tragen auch noch silberne Ketten mit großen Schaustücken, auf denen man verschiedene Figuren und religiöse Inschriften bemerkt. Am auffallendsten ist indeß der Kopfputz, Faldur genannt. Dieser besteht aus einem weißlinnenen Turban, der mit unzähligen Nadeln aufgesteckt wird und bis zu einer Höhe von funfzehn bis zwanzig Zoll emporsteigt. Er schließt rund an den Kopf, nimmt dann eine flache Form an, biegt sich bis auf zwei Drittel der Höhe rückwärts, biegt sich

dann wieder nach vorn und endigt in ein ſechs Zoll breites Viereck. Um dieſen Turban windet man ein dunkelfarbiges ſeidenes Tuch, welches, dicht hinter den Ohren herabfallend, das Haar vollſtändig verbirgt. Die Braut trägt über dem Faldur ein goldgeſticktes Netz.

Am nördlichen Rande des Liosa-Vatn ſahen wir einen Berg, der mit zwergartigen Weiden und Büſchen von Blaubeeren bewachſen war. Die Beeren waren in voller Reife und gewährten uns eine überaus köſtliche Erfriſchung. Bald nachher überraſchte uns ein herrlicher Waſſerfall, Goda-Foß genannt. Von einer anſehnlichen Höhe ſtürzte die Waſſermaſſe, deren Schneeweiß und Schaumdampfwolken den reizendſten Gegenſatz bildeten zu der auf beiden Seiten lagernden ſchwarzen Lava. Nachdem wir den milchblauen Skialfanfliot paſſirt und durch eine vulkaniſche Gegend gekommen waren, gelangten wir gegen Abend an die Ufer der Laxaa. Der Fluß iſt wegen der Menge ſeiner Lachſe berühmt. Der Lachsfang wird gegenwärtig indeß ſchlecht betrieben und zwar auf die Art, welche die Isländer Rugga nennen. Es ſtellt ſich nämlich ein Mann mit einer zwölf Fuß langen Stange, an der ein eiſerner, nach oben gerichteter Haken befeſtigt iſt, auf eine Klippe unter dem letzten Waſſerfalle des Fluſſes und fühlt nun in den ſchäumenden Fluthen nach einem Fiſche. Hat er einen gefunden, ſo ſucht er mit dem Haken unter ihn zu kommen und zieht dann mit einem kräftigen Zuge die Stange nach oben; doch iſt's ſchon öfter geſchehen, daß ein zu ſtarker Fiſch den Mann, der die Stange nicht ſchnell genug loslaſſen konnte, in's Waſſer gezogen hat. Beim Ueberſetzen über den tiefen Fluß wurden wir und unſer Gepäck in ein Boot gebracht, die Pferde mußten durchſchwimmen. Sie wurden zu dieſem Ende ſämmtlicher Laſten und Banden entledigt und durch Schreien, Schläge und Steinwürfe in's Waſſer getrieben. Faſt augenblicklich verloren ſie den Grund, arbeiteten ſich aber unter vielem Schnaufen durch die reißende Strömung glücklich bis an's andere Ufer, wo ſie ſich ein paar Mal ſchüttelten und dann in dem hohen Graſe weideten, das auf dem Tuun des nahen Fährhauſes wuchs. Dicht daneben ſchlug ich an einem heitern Abend mein Zelt auf.

Am folgenden Tage, als am 16. August, zogen wir durch dichten Nebel weiter und erreichten gegen Mittag Husavik. Hier fand ich im Hause des Herrn Factor Baagon die gastfreundschaftlichste Aufnahme. Während das Mittagsmahl bereitet wurde, führte er mich in seinen Garten, den ich in einem vortrefflichen Zustande fand. Außer Erdäpfeln, Kohlarten und Küchenkräutern enthielt er recht ansehnliche Beete Pastinaken, Steckrüben und gelbe Rüben, Bohnen, Erbsen und Zwiebeln. Husavik liegt an der Westseite des Skialfandafjord und besteht aus mehreren stattlichen Häusern, einer Schwefelfabrik und einer Anzahl Hütten für die Arbeiter. Da der Ort mehr als hundert Fuß über dem Meere erhaben liegt, so werden die Waaren aus den Booten und in dieselben mittelst eines Krahns gehoben, welcher auf der Spitze einer senkrechten Höhe, dicht neben den Waarenhäusern angebracht ist. Der Hafen gilt für einen der gefährlichsten auf der Insel wegen der Klippen am Eingange und weil er den Nord- und Nordwestwinden ausgesetzt ist, welche ungeheure Massen von grönländischem Eise hineintreiben. Furchtbar soll oft das Tosen und Krachen der Eisschollen sein, die durch Sturm und Brandung an den scharfen Strandklippen bersten und zertrümmert werden. Uebrigens hält das Treibeis gewisse regelmäßige Striche und nimmt seinen Rückweg gewöhnlich nördlich oder nordöstlich. Dies läßt auf eine regelmäßige Strömung des Meeres schließen. Eine Strömung von Südwest wird auch durch andere Erfahrungen bestätigt: Schiffe, die auf der Fahrt von England nach Nordamerika verunglückt sind, treiben oft an den südöstlichen Küsten Islands an; unter dem Treibholze erkennt man amerikanische Holzarten, und Früchte amerikanischer Bäume finden sich an allen Küsten Islands. Dies Treibholz ersetzt den Isländern die Wälder: der größte Theil der Häuser und Böte ist daraus gebaut. In der Umgegend von Husavik trifft man einen Felsrücken, der ganz aus versteinerten Seeproducten besteht. Die Hauptmasse sind Muscheln. Ein kleiner, tief einschneidender Bach trennt dieses Muschellager von einer härteren, thonigen Gebirgsmasse, welche große in Jaspis und Chalcedon übergegangene Holzstücke enthält. Diese Stücke, von etwa vier bis fünf Fuß Länge und einem Fuß im Durchmesser,

sind versteinertes Treibholz und weit härter als die Gebirgsmasse; daher bleiben sie oft stehen, wenn sich Theile der senkrechten Thonwand durch Wasser und Witterung ablösen, was einen seltsamen Anblick giebt. Allein Luft und Wasser bewirken auch ihre Auflösung, und da, wo die Thonwand lange stehen bleibt, zerfällt das Holz ganz und bildet Löcher, welche die Seevögel zu ihren Nestern benutzen. Der Strand von Husavik ist reich an Seegewächsen, deren Blätter und Blüthen in allen Farben spielen. Das lebhafte Grün der Laminarien wird durch das mannigfach gemischte Roth, Braun und Violett vieler anderen Gewächse gehoben. Der blasige Meerestang bedeckt alle Klippen, welche nur irgend von den Wellen bespült werden. Wo das Wasser besonders stark anströmt, liegen am Ufer große Haufen dieser Pflanzen aufgethürmt, welche den widrigsten Geruch verbreiten. Einige Tangarten dienen zum Viehfutter; die Palmtange wird in Milch gekocht und von Menschen gegessen. Außerdem beobachtete ich am Strande den Küstenseehund, die einzige Art der nordischen Seehunde, welche von den Küsten auf's Land geht und daselbst auch gebiert. Sie gehen oft ziemlich weit in die Flüsse hinein, um ihren Lieblingsfraß zu verfolgen, und sind zu allen Jahreszeiten zu treffen. In der Mitte October erscheint der bärtige und der grönländische Seehund. Der bärtige Seehund ist der größte von allen und erreicht eine Länge von zehn Fuß. Er liefert viel Speck und sein Fell ist sehr fest, daher es auch zu Riemen und Schuhleder benutzt wird. Man sieht sie gewöhnlich nur paarweis. Die grönländischen Seehunde leben dagegen stets gesellig in Schaaren von zwanzig bis dreißig Stück, die wahrscheinlich jedes Mal eine Familie ausmachen, da man Alte und Junge beiderlei Geschlechtes sieht. So lange sie sich im Wasser befinden und ihrer Nahrung nachgehen, sind sie höchst lebendig und munter. Stets bewegen sie sich, bald über, bald unter der Fläche. Manche tauchen hoch auf, stehen bis über den halben Leib grade in die Höhe, um sich umzusehen oder an der Luft zu erquicken; andere tauchen, gleichsam tanzend, beständig auf und nieder; noch andere schwimmen auf dem Rücken, auf der Seite, oder dem Bauche. Merkt einer von ihnen Gefahr, so stürzt er sich mit plätscherndem

Geräusch unter den Wasserspiegel, und die andern folgen augenblicklich nach. So wandert die Gesellschaft immer lustig und beweglich umher, und zieht den Schwärmen der Lachse nach, welche ihre Hauptnahrung ausmachen. Man fängt die Seehunde in Netzen oder durch Harpune oder schießt sie mit dem Feuergewehre. — Etwa zehn Meilen nordwestlich von Husavik liegt die Insel Grims-ey. Ihre Gestalt ist unregelmäßig birnförmig; ihre größte Länge beträgt drei Viertelmeilen, die größte Breite eine Viertelmeile. Der Polarkreis schneidet fast durch ihre Mitte. Das Innere ist kahler Fels, die Ränder aber haben eine grüne Einfassung von schönem Grase. Dort giebt es einen großen Vogelberg. Den Vogelfang betreiben die Isländer eben so wie die Bewohner der Färö-Inseln.

Unendlich ist die Menge der Wasservögel auf Island. Die See- und Wasserraben sitzen auf allen Felsen. Die Seeschwalben nisten häufig bei frischem Wasser unweit der Meeresküste. Enten, Kneifer (merg-anser) und Taucher von allerlei Art schaukeln sich auf Seen, Strömen und in den Buchten und Busen des Meeres. Die Eisente lebt hier und im ganzen Nordpolarkreis in ungeheuren Schaaren. An den dänischen Küsten fängt man sie während des Winters zu Tausenden und bringt nach Kopenhagen ganze Wagen voll, ohne daß sich ihre Anzahl vermindert. Die Wasserralle, bei uns ein Zugvogel, aber hier ein Strandvogel, lebt während des Sommers in sumpfigen Gegenden von Insecten, Würmern und Pflanzen; im Winter hält sie sich, wie eine Maus, in Erdhöhlen unter Eis und Schnee verborgen. Die Augen dieses Vogels sind so lebhaft roth, daß sie zu funkeln scheinen, und leuchten vielleicht auch wirklich in der Dunkelheit, wo das Thier seiner Nahrung nachgeht. Sonst wurde er, wie bei uns die Eule, für heilig gehalten, und wer ihn tödtete, von dem glaubte man, daß er bald sterben müsse. Der Meeresstrandläufer (trynga maritima) muß seine Hauptnahrung, kleine Krebse, während des Winters ebenfalls im Finstern suchen; aber die Natur ist ihm dadurch zu Hülfe gekommen, daß sie den kleinen Krebsen leuchtende Augen gab. Der Singeschwan, der König der isländischen Gewässer, bedeckt in großer Menge Flüsse und Seen. Er ist ein vortrefflicher Schwimmer und

steuert gegen den schnellsten Strom so geschwind, als man nur gehen kann; auch auf dem Lande läuft er ziemlich schnell. Im hohen Fluge läßt er seine Stimme gleich einer fern hertönenden Posaune hören, und wenn ihrer viele zusammen fliegen, so klingt es wie ein Glockenspiel, da die Stimmen der älteren und jüngeren, oder männlichen und weiblichen Vögel höher oder tiefer sind. Der Schwan gewährt den Eingebornen mancherlei Nutzen, sie erlegen ihn theils mit der Flinte, theils mit Hunden im August, wo er sich mausert und nicht fliegen kann, oder als Junges noch nicht flügge ist. In den Meeresklippen nisten unzählbare Möven und Sturmvögel. Dies gilt besonders von dem grauen Eissturmvogel (procellaria glacialis), der die Größe einer Ente hat. Obschon er nur ein Ei legt und jährlich an 20,000 Junge ausgenommen werden, so mehrt sich die Anzahl doch noch immer, da viele steile Klippen auch den größten Wagehälsen unzugänglich bleiben. Zur Brütezeit, wo sie auf den Felsabsätzen dicht nebeneinander gereiht sitzen, sind sie oft ganz verträglich, oft aber auch im Wortstreit begriffen, der indeß nie in Thätlichkeiten ausartet. Wenn sie sich sehr veruneinigen, so stehen beide Theile gegen einander auf, schreien sich einige Zeit heftig an, und setzen sich dann wieder ruhig auf ihr Ei. Der Eissturmvogel ist der gefräßigste von der Welt, weil er so lange frißt, bis er umfällt, und dabei wenig scheu; man kann ihn mit einem langen Stocke von einem Boote aus leicht todtschlagen, wenn man Seehundsspeck oder Haifischleber auswirft, welches ihn unwiderstehlich anzieht und ihn blind gegen drohende Gefahr macht. Die Jungen sind wahre Fettklumpen, welche man sogar als Lampen verbraucht. Unter den zahlreichen Möven, geierartigen Raubvögeln mit Schwimmfüßen, zeichnet sich die etwa zwei Fuß lange weiße Mantelmöve durch ihre Freßgier aus. Immer hungrig, ist sie den ganzen Tag beschäftigt, Nahrung zu suchen, welches sich über alles Genießbare aus dem gesammten Thierreiche erstreckt. Zu träge oder zu feig, selbst zu morden, streicht sie am Meeresstrande umher, um Alles in Empfang zu nehmen, was dieses in steter Hervorbringung und Zerstörung begriffene Element unabläßig auswirft. Todte Vögel, Fische, Krebse, Schalthiere

und Würmer verschlingt sie mit gleichem Heißhunger. Um die Schalthiere von ihrer harten Schale zu lösen, nimmt sie dieselben hoch in die Luft und läßt sie auf Felsen fallen. Kranke Vögel überfällt und tödtet sie; den sehr trägen unbehülflichen Seehasen (cyclopterus lumpus), einen Fisch, der oft vier bis sechs Pfund schwer wird, überwältigt sie im seichten Wasser, indem sie ihn mit unaufhörlichen Bissen verwundet und ermattet. Sie besucht die Vorrathshäuser der Isländer und raubt von getrockneten Fischen, was sie erhalten kann; eben so ist sie stets bei den Fischereien gegenwärtig, um die Abgänge zu verzehren. Ihr Flug ist, wie der aller Mövenarten, ruhig und schön; mit ausgebreiteten Flügeln mißt sie etwa fünf Fuß.

Ehe ich Husavik verließ, ging ich noch ein Mal nach dem Strande. Es war gegen Abend. Die Sonne stand in großem, blutrothem Nebelbilde über dem Horizont, während von der wahren Scheibe nur ein kleiner Abschnitt mit mattem Glanze sichtbar wurde. Das Meer war ganz still, und in der Nähe tummelte sich eine bedeutende Anzahl Wallfische. Ein sehr großer kam in langsamer Fahrt dicht an's Land und blies seine Strahlen mit starkem Brausen wohl zwanzig Fuß hoch. Seine Länge war über hundert Fuß, und wenn er sich zuweilen hoch über die Oberfläche erhob, glich er einem großen schwarzen Felsenriffe. Mittlerweile brach die Sonne durch den Nebel durch und spiegelte sich auf der unendlichen glatten Fläche in unaussprechlicher Pracht, während die Strahlen der Wallfische, wie eben so viele Springbrunnen, in den schönsten Regenbogenfarben spielten; ein herrliches Schauspiel! — Die wallfischartigen Thiere sind in den isländischen Gewässern sehr zahlreich. Sie sind die ärgsten Feinde der Seehunde, treiben sie in Engpässe und fangen sie auch wohl im Schwimmen, weshalb die Seehunde sich bei ihrer Annäherung in größter Eile entfernen. Alljährlich stranden viele Wallfische an den Küsten, die man durch Steine und Lanzen tödtet; sonst stellt man ihnen nicht weiter nach, da man der dazu eingerichteten Schiffe entbehrt. Die Fischer fürchten ihre Annäherung und suchen sie durch Wachholderreiser, Schwefel und andere stark riechende Sachen vom Boote entfernt zu halten.

Viertes Kapitel.

Von Husavik wandte ich mich südlich nach dem Krabla. Nach einer Strecke von mehreren Meilen erreichten wir den Meierhof Reykium, wo ich wegen starker Regengüsse Rast machen mußte. Man findet nicht leicht ein Land von der Größe Islands, wo die Witterung so unbeständig und zu gleicher Zeit so verschiedenartiges Wetter wäre. In einer Entfernung von wenigen Meilen ist auf entgegengesetzten Seiten eines Bergrandes hier Sonnenschein, dort Sturm und Regen; oft hat man mitten im Sommer selbst Schneegestöber. — In der Umgegend von Reykium besuchte ich die heißen Quellen auf einem niedrigen, morastigen Boden, Reikjahwerf genannt. Ich sah sie funfzehn bis zwanzig Fuß steigen. Als ich die Tiefe der Röhre mittelst eines an eine Schnur gebundenen Steines maß, bemerkte ich, daß der Stein vom Grunde nur mittelst der größten Anstrengung losgezogen werden konnte, und erst in einer Höhe von drei Fuß über dem Boden leichter wurde, indem der Einfluß der anziehenden Kraft, welche ihn in der Tiefe der Röhre festhielt, aufhörte. — An den Ufern eines Flusses sahen wir den breitblätterigen Weiderich (epilobium latifolium), die schönste Blume Islands. Die ziemlich saftigen Blätter haben eine graugrüne, die großen Blumen eine lebhafte rosenrothe Farbe, und da sie dicht beisammen stehen, so fallen sie schon von Weitem in's Auge. Außerdem bemerkten wir mehrere schöne Schmetterlinge, welche an Felswänden und Birkenbüschen saßen. Sie waren aus der Familie der Nachtschmetterlinge (Noctuen und Geometren). Tag- und Dämmerungsschmetterlinge giebt es in Island gar nicht, obgleich solche doch in Lappland und Grönland vorkommen.

Früh am 18. August setzte ich meine Reise über Greniadarstad nach Reykjahlid am My-Vatn fort. Der Weg zog sich an der Seite des Laraa-Flusses hin, vorüber an Abgründen, Kratern, Felsenmassen und brausenden Wasserfällen; auf einigen schönen Inseln waren die Leute mit Heumachen beschäftigt. Zuletzt kamen wir durch eine dürre Sandwüste, Myvats-Sandar genannt, wo vier Stunden lang kein Grashalm und kein Tropfen

Wasser zu finden war, um den Durst zu löschen. Der Sand bestand, wie fast durchgängig auf Island, aus Lava und Bimstein. Am Ende dieser Sandwüste stieß ich auf einen ungeheuren Lavastrom. Die Masse erschien noch ganz frisch; sie ist schwarz wie eine Kohle, voller Blasen, Borsten und weit klaffenden Spalten; da, wo sie Widerstand gefunden, haben sich die wildesten, seltsamsten Gestalten gebildet. Dieser Lavastrom ist einer von denjenigen, die sich in der Zeit von 1724 bis 1730 aus dem Leirhnukr und Krabla ergossen, und fast die ganze Ebene an den nördlichen und östlichen Ufern des My-Vatn überschwemmten. Man sieht sein schwarzes Bette zur Linken an der Vorseite eines Berges, anscheinend nicht breiter als 40 Ruthen; aber sobald er den flachen Boden erreicht, breitet er sich in weiten Armen aus, umschließt die zwischenliegenden Anhöhen, schlängelt sich um jeden kleinen Felsvorsprung, und erreicht in seinem Laufe selbst den Rand des Sees. Nach den Berichten der Augenzeugen bewegte sich die glühende Fluth langsam fort, indem sie Alles, was sie auf dem Wege fand, mit sich fortriß, und in schwefelblauen Flammen brannte, die aus dem Alles verhüllenden dicken Rauche hervorschlugen. Während der Nacht schien die ganze Gegend in Flammen zu stehen; der ganze Luftraum schien entzündet und war mit großen Feuerballen angefüllt; Blitzstrahlen schossen dem Horizont entlang, um den entfernteren Bewohnern die hier Statt findenden Schreckensscenen zu verkünden. Nachdem die Lava den größten Theil der Niederungen überfluthet, stürzte sie sich in den See, den sie bis zu einer bedeutenden Strecke ausfüllte, zahlreiche kleine Inseln darin bildete, und die Fische tödtete. Bei meiner Ankunft in dem Meierhof Reykjahlid richtete ich sogleich meine Aufmerksamkeit auf die Kirche, die auf wunderbare Weise dem allgemeinen Verderben entging. Nachdem die Lava die nordwestliche Ecke der niedrigen Erdmauer des Kirchhofes erreicht hatte, ist sie plötzlich in einer Entfernung von etwa zwei Fuß stehen geblieben, hat sich in zwei Arme getheilt, und so ihren Lauf etwa zwanzig Ruthen fortgesetzt, worauf sich die beiden Ströme von Neuem vereinigt, und die Kirche in der Mitte des Feuermeers vollkommen unbeschädigt gelassen haben. Einige Theile des ver-

steinerten Stroms, dicht an der Mauer, haben mehr als die doppelte Höhe der Kirche.

Von diesem Orte aus hat man eine Aussicht, welche die auffallendste Aehnlichkeit mit der in der Nähe des todten Meeres darbietet. Der My-Vatn oder Mücken-See, so genannt von den ungeheuren Schwärmen dieser Insecten, dehnt seinen Spiegel gerade vor dem Beschauer aus. Dazwischen liegt ein weites Feld schwarzer Lava, die am nördlichen Ufer mannigfache Buchten und Vorsprünge bildet, je nachdem sie das Wasser überwältigt hat. Nordwestlich läuft eine Kette nackter Hügel, die bis zur Sandwüste reichen, von da wandert das Auge über ein langgestrecktes Moorland, das in verschiedenen Entfernungen mit rothen Kegeln abwechselt. Daran schließen sich auf der Südseite des Sees mehrere hohe finstere Berge von seltsamer Gestalt, und im Osten stehen die von ewig neuen Rauchmassen umwölkten Schwefelberge. Tiefes Schweigen des Todes ruht über der öden Landschaft. Die dunkle Finsterniß, welche die Schatten der gegenüberliegenden Berge in den See werfen, die vielen schwarzen Inseln, womit er besäet ist, und die grauen Rauchsäulen, die an verschiedenen Punkten aus dem Wasser aufsteigen, vollenden den düster-melancholischen Anstrich des ganzen Bildes; denn der steigende Rauch entwickelt wohl ein Leben, aber hier deutet er hin auf das geheimnißvolle Leben der Zerstörung, das unaufhörlich unter der Erde thätig ist. Der See hält acht Meilen im Umfange, und ist von den Lavaströmen so ausgefüllt, daß er eine nur geringe Tiefe hat. Die Nähe der in seiner Mitte dampfenden heißen Quellen ist den Forellen sehr zuträglich, die hier in Menge und vorzüglicher Größe angetroffen werden. Die Myvatn-Forelle wird bis zwei Fuß groß, und hat besonders in der Laichzeit eine schöne Färbung. Der Rücken bis zu den Seiten ist lebhaft grün, der Leib mennigroth gefärbt; auch das Fleisch dieses höchst wohlschmeckenden Fisches ist röthlich gefärbt.

Da die Luft gemäßigt war, so war ich so glücklich, den Angriffen der Mücken zu entgehen, von denen der See den Namen hat. Es sind deren mehrere Arten aus dem Geschlecht der Zweiflügler. Die meisten haben eine graulichte Farbe und lange, glänzende Flügel. Sie finden sich auf den Inseln und

in der Umgegend des Sees in zahllosen Schwärmen, gleich dichten, schwarzen Wolken, welche oft hundert Fuß im Umfang haben, und die von der Erde höher, als das schärfste Auge reicht, zum Himmel aufsteigen. Diese Insecten stechen Thiere und Menschen auf's Heftigste, und setzen sich besonders gern in Ohren, Nasen und Augen fest. Die armen Pferde, besonders die schwarzen, werden am meisten von ihnen gequält, und man hat Beispiele, daß manche sich, rasend vor Schmerz, in den See gestürzt und darin umgekommen sind. Zum Glück für die Einwohner können sie die Stubenluft nicht vertragen, und haben sie sich dahin verirrt, so fliegen sie sogleich an die Fenster, wo sie bald sterben.

Am 19. August brach ich von Reykjahlid nach den Schwefelbergen des My-Vatn auf, und kam zuerst an dem Dampfbade vorüber. Dies ist ein niedriges, unförmliches Gebäude von Lava, welches über der Oeffnung eines Dampfstromes erbaut ist. Der Dampfstrom ist so heiß, daß man nach dem Verschließen der Thür augenblicklich in den stärksten Schweiß kommt. Das Bad ist als heilsame Kur bei verschiedenen Krankheiten berühmt. Die Schwefelberge selbst sind eine Meile lang und eine Viertelmeile breit. Man sieht sich da auf allen Seiten von rauchenden Spalten und Rissen umgeben. Die Erzeugung des Schwefels wird durch das beständige Aufsteigen des Dampfes bewirkt. Die Oberfläche ist sehr uneben und besteht aus unermeßlichen Schichten von rothem Bolus und Schwefel, deren Kruste eine bunte Mischung von gelber, hellbrauner und weißer Farbe darbietet; auch haben sich kleine Gypsberge gebildet, welche noch fortwährend wachsen. Vermöge der trügerischen Natur des Bodens sahen wir uns genöthigt, von unseren Pferden abzusteigen, und sie über die härteren Stellen des Erdreiches hinwegzuführen. Bei aller Vorsicht traten die Pferde aber doch zuweilen durch die dünne Rinde, und aus der durch den Huf gemachten Oeffnung quoll dann sogleich eine Dampfwolke hervor, so daß wir alle Augenblicke in Gefahr waren, zu versinken »in ein Feuermeer, genährt von ewig brennendem und nie verzehrtem Schwefel.« An manchen Stellen war die Kruste nur einen halben Zoll dick, und wenn man sie wegnahm, kam eine dicke Schicht reinen Schwefels zum Vorschein, durch welche der

Dampf mit zischendem Geräusch aus unzähligen kleinen Löchern herausfuhr. Zuweilen liegt der reine Schwefel einige Fuß mächtig, und wo man ihn ausgräbt, erzeugt er sich alsbald wieder. Diese Bergwerke geben die reichste Ausbeute, und übertreffen bei Weitem die im Goldstrich bei Krisuvik (südlich von Reikjavik) gelegenen Schwefelberge. Indem wir an den Seiten der Schichten hinaufstiegen, deren Bolus sehr weich war, erreichten wir einen engen Durchgang in den Bergen, der auf eine ebene Gegend auslief, aber plötzlich mit einem jähen Abhang endete, und fast in gerader Richtung unter dem Rande, auf welchem wir standen, lag in einem öden Thale mehr als sechshundert Fuß tief eine Reihe großer Kessel voll kochenden Schlammes, die in voller Thätigkeit, brüllend und spritzend, unermeßliche Säulen von Dampf und dickem Qualm aussandten, so daß die Strahlen der Sonne davon verfinstert wurden. Das sind die kochenden Quellen. Als ich mich nach der linken Seite hinwandte, hatte ich die volle Ansicht vom Krabla, vom Obsidian-Berge und von zwei oder drei anderen Vulkanen, deren Namen ich nicht erfahren konnte. Wir führten unsere Pferde im Zickzack an der Seite des steilen Berges hinunter, ließen den Diener hier bei den Pferden zurück, und gingen dann zu Fuße mit vorsichtigen Schritten weiter mitten durch brennende Sümpfe, bis wir dicht bei den Quellen anlangten. Wir fanden nun im Umfange einiger Hundert Schritt fünf größere und eine Menge kleiner runder Kessel, welche in einer Tiefe von vier bis sechs Fuß eine dunkelgraue, breiartige Masse in heftigster, siedender Bewegung enthielten. Wir mußten uns entfernt von ihren Rändern halten, da die Masse oft blasenförmig aufgetrieben wurde, dann zerplatzte und ihre heißen Theile weit umherspritzte. Die größte Oeffnung hatte acht Fuß im Durchmesser, und warf die Masse mit dumpfem Getös oft acht bis zwölf Fuß hoch. Der aufsteigende Dampf roch nicht stark und verursachte beim Einathmen keine Beschwerde. Der Schlamm setzt sich an die Ränder des Kessels an, verhärtet und verschließt ihn zuletzt, worauf der Boden an einer andern Stelle gesprengt wird. Wir fanden eine große Anzahl von geschlossenen Kesseln. Die Masse besteht aus Gyps und Alaun.

Wir waren wieder bei unſern Pferden angekommen und wollten eben aufbrechen, um unſern Weg nach dem Obſidian-Berge fortzuſetzen: da bemerkte ich hart am Krabla anſehnliche Rauchwolken, welche an der ſüdweſtlichen Seite des Berges auf ungefähr zwei Drittel ſeiner Höhe mit merkwürdiger Schnelligkeit aufſtiegen. Ihr regelmäßiges Ausbleiben und Wiedererſcheinen verkündete einen thätigen Feuerſchlund, und da ich den größten Theil des Tages noch vor mir hatte, ſo beſchloß ich, den Berg zu beſteigen, um dort ein neues überraſchendes Schauſpiel zu genießen. Nur mit Mühe konnte ich meinen Wegweiſer überreden, mich dahin zu begleiten. Er ſagte, die Gegend ſei noch nie unterſucht, auch lägen verborgene Pfuhle voll kochenden Breies in ſo großer Menge um den Krabla herum, daß die Spitze des Berges dadurch ganz unzugänglich gemacht würde. Seine Beſorgniſſe wurden indeß durch ein kleines Trinkgeld beſchwichtigt. Der Fußſteig, welchen wir verfolgten, führte zur Seite eines niedrigen Berges am öſtlichen Rande eines Lavaſtromes. Der Boden war zum Theil mit Gras bewachſen; hin und wieder erhoben einzelne Weiden ihre zwerghaften Wipfel über die Zacken der Lava. Nachdem wir bei einem verlaſſenen Meierhof vorbeigekommen waren, und indem wir uns in einiger Entfernung von den Schwefelſchichten hielten, welche ſich an der Vorderſeite eines anſtoßenden Berges befanden, gelang es uns, den Fuß des Krabla zu erreichen, ohne auf einen einzigen der Pfuhle zu ſtoßen, welche der Wegweiſer ſo ſehr gefürchtet hatte; aber bald zeigte ſich ein anderes Hinderniß. Längs der Grundmauer des Berges floß ein Bach, durch welchen der Boden bis zu einer bedeutenden Tiefe ausgehöhlt worden war, und da die beiden Ufer nur aus lockerer Thonerde beſtanden, ſo hatten wir Mühe, eine härtere Stelle ausfindig zu machen, wo unſere Pferde feſten und ſicheren Fuß faſſen konnten; überdies war das gegenüberliegende Ufer ſo hoch und ſteil, daß der Boden faſt bei jedem Schritte unter uns wich, und wir in den Strom zurückglitten. Nach mehreren wiederholten Verſuchen erreichten wir endlich den oberſten Rand des Ufers, und mußten nun mühſam über Bimſtein, Sand und weiche, ſchlüpfrige Thonerde aufwärts klimmen. Indem wir in mancherlei Krümmungen ab-

wechselnd ritten und zu Fuße gingen, ließen wir verschiedene Abtheilungen des Berges hinter uns, und nachdem wir einen hohen Gipfel erreicht hatten, mußten wir noch eine zweite Anhöhe erklettern, ehe wir den Gegenstand unseres Forschens vor Augen hatten. Endlich nach Verlauf einer kleinen Stunde kamen wir ganz außer Athem auf der Höhe an, hinter welcher der Qualm emporschoß. Da öffnete sich vor uns ein grauenvoller Anblick. Auf dem Boden einer mächtigen, kraterartigen Vertiefung befand sich ein riesenmäßiger, fast dreihundert Fuß im Umfang haltender, kesselförmiger Pfuhl, voll von einer schwarzen, flüssigen Masse, und aus der Mitte dieses Pfuhls stieg von Zeit zu Zeit mit donnerndem Getöse eine große, ganz in Rauch gehüllte Schlamm-Säule in die Höhe. Die Einwohner nennen die ganze Erscheinung Wüte, d. i. die Hölle. Nachdem die Quelle einige Minuten fortgefahren hatte, ihren schlammigen Inhalt auszuspeien, ließ die Heftigkeit der Ausbrüche augenscheinlich nach, und da sich der Boden längs der Westseite hinlänglich fest zeigte, so traten wir dicht an den Rand des hölliſchen Pfuhles, der ohne Zweifel der Rest eines erloschenen Kraters war, und das furchtbare Spiel der Naturkräfte im Kleinen vorstellte. Auf der Nordseite erhob sich eine aus rothem Bolus und Schwefel bestehende Bank, von wo aus wir bei abwärts wehendem Winde eine bequeme Uebersicht des Ganzen hatten. Fast grade in der Mitte des Pfuhles befindet sich die Röhre, aus welcher eine große Masse von Wasser, Schwefel und schwarzblauem Bolus ausgeworfen wird; der Durchmesser entspricht dem der stärksten Geiser-Ausbrüche. Die Höhe der Strahlen war sehr verschieden: bei dem ersten Aufwallen erhoben sie sich bis zu etwa zwölf Fuß und stiegen dann allmählig immer höher bis zu einem Gipfelpunkt von dreißig Fuß und darüber; darauf nahmen sie wieder ab, aber mit viel größerer Schnelligkeit als beim Zunehmen. War das Auswerfen vorüber, so bemerkte man nur ein leichtes Sieden auf der Oberfläche. Die Ausbrüche traten alle fünf Minuten ein, und dauerten ungefähr dritthalb Minuten. Ein kleiner Springbrunnen, der aus demselben Pfuhl hervorbrach, war allemal der Herold eines neuen Ausbruches. Während des Ausbruches wurde eine Anzahl silberfarbener Wellen

rings an den Rändern des Kessels emporgetrieben, welcher dadurch eine Einfassung von dunkelblauem Bolus bekommen hatte. Am Fuße der Bank, auf der wir standen, zischte unaufhörlich Dampf aus zahlreichen kleinen Löchern. An der Westseite des Schlammbehälters läuft das Wasser an einem sanften Abhange ab, und wird durch eine lange sich schlängelnde Rinne an den Fuß des Berges geleitet.

Nachdem wir die Anhöhe erreicht, wo wir unsere Pferde gelassen hatten, schaute ich mich einige Minuten lang um. Die höchste Spitze des Krabla stand nicht mehr als fünfhundert Fuß über uns. Das Kleid des Berges war Thon, Bimstein und Sand, untermischt mit Streifen gelben Schwefels und gestippt mit einigen seltsam gestalteten Felsen, die über die Oberfläche hervorragen. Um den Krater lag, wie ein dunkler Sammetkragen, ein breiter Strich schwarzer Lava; die umgebenden Schichten weichen Erdreiches sollen ihn unzugänglich machen.*) Im Uebrigen war die Aussicht weit ausgedehnt, stellte aber das Bild der traurigsten Einöde dar, und erregte das Gefühl des Schauerlichen. Zur Linken hob sich die schmale Kette des Obsidian-Berges, und über einen kuppelförmigen Berg sah man in die unwirthbare Wüste hinaus, die von dem hohen Vulkan Herdubreid begrenzt wird. Grade vor uns machten die steigenden Säulen der Schwefelberge eine schöne Wirkung; jenseits lag der inselreiche My-Vatn, südlich davon zog sich nach Westen zu eine Reihe hoher Gipfel, zwischen welchen und dem Krabla der nahe Vulkan Leirhnukr das Gepräge der furchtbarsten Verwüstung an sich trug.

Nachdem wir uns mühsam um den steilen Gipfel eines Hügels auf der Südseite des Krabla gewunden, erreichten wir in Zeit einer Stunde den Obsidian-Berg, einen Vorberg des Vulkans, so genannt, weil er einen großen Ueberfluß an Obsidian oder isländischem Achat hat. Er besteht aus blauen, braunen und schwarzen Schichten dieses schönen, glänzenden Steines, welche mit Lava, Perlstein und Bimstein abwechseln. Von da steuerten wir einem Engpaß zu, um uns aus dem La-

*) Spätere Reisende haben jedoch den Gipfel bei trockenem Wetter ohne große Schwierigkeiten erstiegen.

byrinth dieser großen Werkstätte des unterirdischen Feuers herauszuwinden. Der Weg, welcher von dem Paß abwärts führte, war außerordentlich abschüssig, so daß wir unsere Pferde beständig im Zickzack führen mußten. Als wir den Fuß des Berges erreicht hatten, eilten wir unsern Durst in einem schwarzen Strome zu löschen: eine wahre Erquickung für uns und unsere Thiere, da Keiner von uns seit dem frühen Morgen einen Tropfen Wasser genossen; denn alles Wasser, welches wir bis dahin angetroffen, war stark mit Schwefel gemischt, und daher ungenießbar. Auf der Weiterreise kamen wir an einem kleinen ausgebrannten Vulkan vorüber, der kreisförmig und inwendig hohl, ganz einzeln steht, mit einer Seitenöffnung gegen Osten, so daß er Aehnlichkeit mit einer alten Burg hat; in diese Oeffnung treibt man Pferde, um sie einzufangen, daher der Name Hrossa-borg (Rosseburg).

Gegen Abend befanden wir uns am großen Jökuls-aa, oder Gletscherfluß. Gletscherflüsse heißen alle Flüsse, welche von Gletschern entspringen. Die Gletscher bilden sich in Island gewöhnlich auf längst erloschenen Feuerbergen, weshalb das Wasser dieser Flüsse viel Bimsteinsand und andere vulkanische Erdarten bei sich führt, und deshalb trübe und gelblichgrau gefärbt ist. Es fanden sich hier eine Anzahl Sandhügel, die mit wildem Getreide bewachsen waren. Mein Diener hatte die Pferde abgeladen und ihnen erlaubt, ungebunden in dem Getreide herum zu laufen, da sie aber ungeachtet des Hungers keine Lust bezeigten, von dem groben Gewächs zu fressen, und kein Gras in der Nähe war, so hatten sie Linksumkehrt gemacht, und waren im vollen Marsch nach Reykjahlid begriffen, wo sie die vorige Nacht Futter bekommen. Glücklicher Weise holten wir sie ein und trieben sie nach der Fähre zurück, wo wir das Gepäck fanden, aber der Diener war weder zu hören noch zu sehen. Er hatte einen Umweg gemacht, um die Pferde aufzusuchen und hätte wohl weit gehen können, wenn der junge Fährbursche, der uns über den Fluß setzen sollte, ihm nicht in die Wüste nachgeritten wäre. Während ihrer Abwesenheit gab ich Acht auf die Pferde und warf manchen sehnsuchtsvollen Blick auf das jenseitige Ufer, indem ich nicht ohne Besorgniß die

reißende Schnelligkeit des breiten Stromes betrachtete, welcher der ansehnlichste und gefährlichste im nördlichen Island sein soll. Ueberdies standen drohende Wolken am Himmel, und schon begann es stärker zu regnen. Nachdem jene Beiden zurückgekehrt waren, ritten wir durch das erste Drittel des Flusses bis zu einer niedrigen Sandbank. Hier brachten wir einen Theil des Gepäckes in das Boot des Fährburschen, dem sich auch mein Diener beigesellte, um die schwimmenden Pferde drüben in Empfang zu nehmen. Der Fährbursche kehrte darauf mit dem Boote zu mir zurück, und nun trieben wir die Pferde in's Wasser; aber als sie die Mitte erreicht hatten, wurden sie von der heftigen Strömung fortgerissen und wieder nach der Seite zurückgeführt, welche sie eben verlassen hatten; schwimmend erreichten sie das Ufer und eilten im vollen Laufe abermals der Wüste zu. Glücklicher Weise war das Pferd, welches der Wegweiser geritten, an einen Stein befestigt, so daß es die übrigen auf ihrer Flucht nicht begleiten konnte. Der Fährbursche setzte also den Pferden nach, während ich bei dem Boote und dem übrigen Theile des Gepäckes zurückblieb. Meine Lage fing an beunruhigend zu werden. Mein Diener war am entgegengesetzten Ufer und konnte nicht einmal meine Stimme hören, so breit war der Strom und so brausend schossen seine Wogen dahin. Ich selbst befand mich auf einer kleinen, niedrigen Sandbank, die nicht mehr als einen Fuß über die Wasserfläche hervorragte: es fing an dunkel zu werden, der Regen strömte in Bächen, und der Fluß war stark im Anschwellen begriffen. Zwar hatte ich das Schneckenhäuschen von Boot bei mir, aber ich konnte nicht daran denken mich dahinein zu wagen und den Kampf mit dem so ungestümen Strom zu unternehmen. Indem ich also Gefahr befürchtete und mir vorstellte, daß es dem Burschen nicht gelingen würde, die Pferde allein zurückzubringen, entschloß ich mich, den seichtern westlichen Arm des Stromes, über den wir geritten waren, zu durchwaten, um ihm beizustehen. Fast hätte ich jedoch meine Verwegenheit theuer bezahlen müssen: zwei bis drei Mal war ich nahe daran, von den stürmischen, mir bis über die Hüften gehenden Wellen fortgerissen zu werden; aber die Steine auf dem Grunde gaben meinen Füßen

einen Haltpunkt, und ich ſelbſt ſtemmte mich mit Anſtrengung aller Kräfte gegen die Strömung, ſo daß es mir endlich gelang, auf's Trockne zu kommen. Nachdem ich meine Stiefeln vom Waſſer geleert, richtete ich meinen Weg nach der Wüſte, und nach Verlauf einer halben Stunde traf ich zu meiner Freude den Burſchen mit den Pferden. Das Ueberſetzen über den Fluß ging nun ohne weitere Fährlichkeit von ſtatten; nur daß ich im Boote ſtehend das unangenehme Geſchäft hatte, eins der wildeſten Pferde beim Zügel zu halten, welches nebenher ſchwimmend ab und zu Miene machte, das Fahrzeug mit dem Kopfe umzuſtoßen. — Mittlerweile war es ganz dunkel geworden, und doch hatten wir noch anderthalb Meilen in einer wüſten Gegend ohne den Wegweiſer zurückzulegen, der uns vor dem Jökulfluß verlaſſen hatte. Bald war es bei ſchwarz bewölktem, regnigtem Himmel ſo finſter geworden, daß wir auch keine Spur des Weges mehr erkennen konnten. Wir ſtiegen daher ab und überließen uns ganz dem Inſtinkt unſerer Pferde, welche wir ungebunden vor uns hergehen ließen, mit der Vorſicht, das älteſte an die Spitze zu ſtellen: ſo wurden wir ohne den geringſten Unfall über Anhöhen und Tiefen geführt, bis wir auf einmal durch eine ſteile Erhöhung aufgehalten wurden, deren Beſchaffenheit wir ungeachtet alles Taſtens nicht beſtimmen konnten. Endlich klärte ſich das Geheimniß auf, indem mein Diener ausrief: »Hoh! hier iſt ein Fenſter!« Es war Grimſtad, das Ziel unſerer Tagereiſe. Als ich dies ſpäterhin einem Beamten in Reikjavik erzählte, ſagte er mir, daß er einſt in einer ſtockfinſteren Nacht auf gleiche Weiſe durch eine den Weg verſperrende Anhöhe in Verlegenheit geſetzt worden ſei. Er trieb das Pferd mit der Peitſche an und zwang es, die Anhöhe zu erſteigen, konnte aber ſeine Lage nicht eher entdecken, bis das Thier mit einem der Vorderfüße in ein Loch einſank, welches er nach dem Abſteigen für den Rauchfang eines Hauſes erkannte.

Mitternacht war ſchon vorüber, und die Familie des Gehöftes lag im tiefſten Schlafe; aber ſobald wir ſie geweckt hatten, hieß man uns herzlich willkommen und erwies uns alle möglichen Liebesdienſte. Da mein Zelt und Gepäck vom Regen

vollständig durchnäßt, auch die Pferde von den Anstrengungen des vorigen Tages sehr ermüdet waren, so beschloß ich, den ganzen folgenden Tag an diesem Orte zu verweilen. Als der Morgennebel zerflossen war, erschloß sich die Umgegend den Blicken. Mit Ausnahme einiger kleinen Hütten und Grasstellen, die zur Meierei gehörten, war ringsum keine Spur von Menschenwerk und Pflanzenwuchs zu entdecken: Alles bildete eine weite Wüste, deren düstere Einförmigkeit durch Nichts unterbrochen wurde, als durch einige seltsam gestaltete Eis- und Feuerberge, die nach allen Richtungen auf der Landschaft zusammengedrängt sind. Merkwürdig war mir der Herdubreid, oder der breitschultrige Vulkan, insofern er der Familie in Grimstad zum Tagemesser dient. Da nämlich nur wenige Isländer in Besitz einer Uhr sind, so merken sie sich den Sonnenstand an gewissen Spitzen und Vorsprüngen der Berge, oder errichten auch pyramidenförmige Haufen von Steinen auf gewissen Anhöhen im Umkreise des Horizonts.

Die Familie von Grimstad war mit Heumachen dicht bei meinem Zelte beschäftigt. Die Meierei wurde von einer Wittwe verwaltet. Sie hatte drei Söhne und sieben Töchter, alle in der Blüthe und frischen Kraft der Jugend. Einige breiteten das Heu aus, Andere brachten die schon trockenen Bunde nach dem Schober, während zwei Bursche Rasen bereiteten, um als Schutz gegen die Strenge des Winters zu dienen. Auf allen Gesichtern leuchtete Fröhlichkeit und Zufriedenheit. Sie leben sechs bis sieben Meilen von jeder bewohnten Gegend entfernt, so daß ihnen die kleinen Fehden und Streitigkeiten, welche eine unmittelbare Nachbarschaft zu erzeugen pflegt, fremd sind. Ihre vorzüglichste Sorge ist die Erhaltung der Heerden, von welchen ihre eigene Bekleidung und Nahrung abhängt. Auf meinem Abendspaziergange kam ich bei der gedrängt vollen Schafhürde an, wo zwei Mädchen die Schafe melkten. Da ich bemerkte, daß die gemelkten sich alsbald wieder unter die übrige Zahl verloren, so fragte ich, wie es ihnen möglich sei, die Schafe so leicht zu unterscheiden. »O,« antwortete sie, »wir kennen sie alle bei Namen.« Die Mädchen hatten eine fast schöne Gesichtsform, nur war die Haltung der Züge, aus denen Gut-

müthigkeit sprach, ein wenig ernst. Ueberhaupt ist die Gesichtsfarbe des weiblichen Geschlechts zart, bei Mehreren etwas blaß, doch nicht ohne einiges durchschimmernde Roth. Viele isländische Frauen sind Mütter von funfzehn und mehr Kindern; aber ein großer Theil stirbt schon früh. Dies liegt vorzüglich in dem Umstande, daß die wenigsten Mütter im Stande sind, ihren Kindern die erste und ihnen zuträglichste Nahrung selbst zu geben, sondern sie mit Kuhmilch aufziehen, was viele nicht vertragen können. Die Frauen werden haufig bis neunzig Jahre alt. Unter den Männern dagegen erreichen nur wenige ein hohes Alter; schon die in den achtziger Jahren sind selten. Obgleich sie im Allgemeinen bei ihren meist im Freien Statt findenden Beschäftigungen einer vortrefflichen Gesundheit genießen, so wird ihre Lebenszeit doch durch übermäßige Anstrengung der Kräfte verkürzt, so wie durch plötzlich eintretenden Umschlag der vorherrschend feuchten und kalten Witterung. Dies hat vornehmlich Anfälle von Gicht, Reißen und Fiebern zur Folge. Die kleinen Kinder leiden am Scharbock, was damit zusammenhängt, daß es sehr schwer fällt, ihnen durch häufiges Baden die gehörige Reinlichkeit zu verschaffen; überhaupt lieben die Isländer das Baden nicht. Augenleiden sind ziemlich häufig, und werden theils durch den plötzlichen Wechsel der Finsterniß in den Wohnungen und des hellen Lichtes außerhalb derselben, theils durch den Schneeglanz in den Monaten April und Mai hervorgebracht, wo das Land gewöhnlich noch mit Schnee bedeckt ist, obgleich die Sonne schon hoch steht. Blindheit ist häufig Folge solcher Krankheiten. Alle Isländer erfreuen sich der schönsten Zähne bis zum hohen Alter und leiden höchst selten an Zahnschmerzen. Der Grund davon liegt wohl an der Einfachheit ihrer Nahrungsmittel, welche sie noch dazu nie heiß genießen. Eben so sieht man nur ausnahmsweise Mißbildungen unter ihnen. Daß ansteckende Krankheiten oft große Verheerungen anrichten, kann bei dem Mangel an Aerzten nicht Wunder nehmen. So starben 1797 an den Masern 600 Menschen; die Pocken rafften 1707 den vierten Theil und 1402 die Pest sogar den dritten Theil der ganzen Bevölkerung hinweg.

Fünftes Kapitel.

Am 21. August verließen wir Grimstad und nachdem wir durch öde Wildnisse, grasbewachsene Steppen und eine Kette gefährlicher Sümpfe im Hofsthal passirt waren, erreichten wir am andern Tage Mittags Hof am Vopnafjord. Hof liegt auf einer Anhöhe und war vormals die Stätte eines berühmten heidnischen Tempels, jetzt ist es der Sitz des Dechanten von Nord-Mule-Syssel, der mir in seinem geräumigen Wohnhause gastliche Herberge bot. — Am 23. ging der Weg durch einen langen öden Bergstrich, die Smörvatns-Haide, und am Abend kamen wir bei dem reichen Meierhof Foßwöllum oder Wasserfallsebene an, so genannt von einem prächtigen Wasserfalle dicht hinter den Gebäuden. Ueber einen Abgrund von rauhen Felsen, der auf beiden Seiten eine grüne Einfassung von Wiesen hat, stürzen sich die schaumblitzenden Fluthen in die Tiefe; dazu die anmuthige Umgebung sanfter Anhöhen, welche die Ebene begrenzen, die stattliche Meierei mit üppigem Grauswuchse des ausgedehnten Tuun, sowie die in allen Richtungen zerstreut weidenden Heerden von Schafen, Rindern und Rossen: Alles dies machte einen höchst wohlthuenden Eindruck auf das Gemüth. Ich schlug mein Zelt in der Nähe des Wasserfalles auf und schlief alsbald sanft ein unter dem brausenden Wiegenliede des Stromes.

Am andern Morgen passirten wir die Jökulsaa-a-Bru oder den Gletscherfluß mit der Brücke. Diese Brücke, die einzige in Island, ist sechzig Fuß lang und sechs Fuß breit aus Fichtenholz quer über zwei Reihen senkrechter Felsen gelegt, ohne Pfeiler, welche gar nicht anzubringen sind. Der mächtige Fluß wälzte jetzt dreißig Fuß tief unter der Brücke zwischen den glatten Felswänden seine hellbraunen, zornigen Wogen, deren Wirbel und Strudel einen grausenerregenden Anblick gaben, und nicht ohne Empfindungen der Furcht führte ich mein Pferd über das schmale Gestell, worauf mein Diener und ein junger Landmann das Gepäck hinübertrugen und dann die Pferde einzeln nachbrachten. — Einige Meilen weiter hinauf setzt man

auf eine viel gefährlichere Weise über den Fluß. Zwei Seile sind auf beiden Seiten des Abgrunds befestigt, an diesen hängt ein Korb oder ein hölzerner Kasten, der geräumig genug ist, um einen Menschen oder die gewöhnliche Ladung eines Pferdes aufzunehmen. In diesen Korb muß der Reisende steigen und sich vermittelst eines dritten Seiles über den gähnenden Abgrund weiter fortschwingen. Die Schlaffheit der Hauptseile macht, daß der Kasten mit zunehmender Schnelligkeit bis zur Mitte hinabrutscht und bei dem plötzlich dort eintretenden Stillstehen seinen ganzen Inhalt in die Fluthen zu werfen droht. Die Hauptgefahr aber ist mit dem Uebergange der Pferde verknüpft. Sie werden etwas höher hinauf in den Fluß getrieben, und wenn sie nicht einen gewissen Felsvorsprung schwimmend erreichen, so werden sie über einen furchtbaren Wasserfall geschleudert und zerschmettert. — Gegen Abend setzten wir bei dem Meierhof Aas über den Lagarfliot, der fast eine Viertelmeile breit ist und daher mehr das Ansehn eines Sees als eines Flusses hat. Der ganze Strich auf beiden Seiten des Lagarfliot ist dicht bewohnt und einer der schönsten auf der ganzen Insel. Die Weiden sind ungemein fett und die Berge mit isländischem Moos bewachsen. Dies gedeiht am besten auf Lavaboden, wird über sechs Zoll hoch und treibt zollbreite Aeste. Ein fleißiger Sammler kann des Tages höchstens acht Pfund zusammenbringen, und da es eine gesunde, nahrhafte Kost giebt, so bezahlt man es in Island eben so theuer, wie bei uns. Man kocht es mit Milch oder zerreibt es zu Mehl und bäckt dünne Kuchen daraus. Außerdem findet man hier zahlreiche Birkenwälder; einige der Birken traf ich bis zwanzig Fuß hoch, was als große Seltenheit zu betrachten ist, da man sonst nur Büsche von fünf bis sechs Fuß Höhe findet.

Am 25. August mußte ich wegen Regenwetter in meinem Zelte verweilen. Am folgenden Tage hatte ich, nach einem sehr beschwerlichen Ritte über die Eskifjords-Haide, einen sumpfigen Bergweg, die herrliche Ansicht des Eski- und Reidarfjords, welche auf beiden Seiten von hohen Bergen begrenzt sind. Auf der Nordseite des Eskifjord entdeckte ich aus einer Höhe von mehr als 2000 Fuß die Factorei nebst einem Schiffe, welches

in dem Meerbusen vor Anker lag. Beide Gegenstände erschienen wegen der Entfernung ungemein klein und niedlich. Eine lange Kette von Felsen zieht sich dicht hinter den Häusern fort und an verschiedenen Stellen, wo sie unterbrochen wird, stürzt eine Menge prächtiger Wasserfälle über die Abgründe hinweg. Der Stolz von Eskifjord ist indeß der ungeheuere Holmafiall:

»Unregelmäßig, hoch, erhaben, steil,
Mass' auf Masse gethürmt und Fels auf mächt'gen Fels,
In Alpenmajestät; die hohe Stirn
Gefaltet jetzt in düstere Runzeln, heiter dann;
Unsichtbar bald gehüllt in Wolken, bald
In goldnen Sonnenstrahlen glühend.«

Am 29. Nachmittags passirten wir die Staps-Haide. Der Weg ging durch Schnee, Steine und Sümpfe. Ehe wir das Ende der Haide erreicht hatten, sahen wir uns von der Nacht überfallen und dadurch der größten Gefahr, ausgesetzt. Wir hielten uns am Rande eines Bergbaches, der uns auf eine tiefe Aushöhlung und von da an die Ufer eines Flusses brachte. Wir stiegen einen schmalen, steilen Strich hinab und nachdem wir durch das Wasser gewatet, fanden wir keine Möglichkeit, das weiche und steile jenseitige Ufer zu erklimmen. Da mein Diener etwas kurzsichtig war, so mußte ich es unternehmen, das tiefe Bette hinabzuwaten, um eine sichere Stelle zum Emporklimmen aufzusuchen. Indem ich mein Pferd beim Zügel führte, mußte ich jeden Augenblick fürchten, auf Triebsand oder auf einen Wasserfall zu stoßen. Nach ein paar tausend Schritten gelang es mir endlich, mein Pferd auf das rechte Ufer zu bringen. Darauf mußte ich wieder zu meinem Diener zurückkehren und ihm bei den Packpferden Beistand leisten, bis wir uns Alle glücklich aus dem düsteren Abgrund gezogen. Da der Boden vor uns sumpfig und daher ohne Zweifel mit zahlreichen Wassertümpeln erfüllt war, so schlug ich mein Zelt an der trockensten Stelle auf, die ich finden konnte, setzte mich an die Thür nieder und stärkte mich durch ein frugales Mahl, wozu mein Diener mir einen frischen Trunk Wasser holte. Während ich mich meinen Betrachtungen überließ, bemerkte ich vor mir die Umrisse wild phantastischer Felsen, welche sich mit ihren spitzen und

zackigen Häuptern aus der dahinter liegenden schwarzen Wand der allgemeinen Finsterniß ablösten. Bald traten die Felsen heller hervor, und siehe, freundlich erschien der Mond am östlichen Himmel und sandte matte Strahlen durch die durchbrochenen Wolken und Berge, indem er die schweigende Wüste erleuchtete, wo ich die Nacht zubringen mußte.

Am andern Morgen zogen wir am Ufer des Flusses weiter. Mir fiel die Menge der Chalcedone auf, die hier zahlreich, wie die Kiesel der Bäche, ausgestreut lagen. Im Breidalthal ergötzte ich mich an den wechselnden Gestalten der Berge und Felsen, die zuweilen die auffallendste Aehnlichkeit mit künstlichen Bauwerken zeigten: oft erschienen sie als alterthümliche Häuser mit hohen Giebeln, oft als ehrwürdige Burgruinen und Schlösser mit hundert Spitzen und Vorbauten, oft als Kirchen mit riesigen Thürmen. Um 5 Uhr Nachmittags kamen wir in Eydal an, und übernachteten im Hause des Probstes von Süd-Mule-Syssel. — Am 31. ritten wir längs der Küste, und fanden einen überraschenden Wechsel der Naturscenen. Weithin über die blaue Oberfläche des Oceans schweifte der Blick. Brausend schäumte die hohe Brandung an den Klippen zu unseren Füßen empor, während zur Rechten über unseren Häuptern eine mächtige Wand von rauhen Felsen drohte, deren Spitzen hie und da von Nebelwolken umflossen waren. Ungefähr in der Mitte dieses felsigen Striches erhebt sich eine große vierseitige Pyramide zu einer erstaunlichen Höhe, und die horizontalen Schichten, aus denen sie zusammengesetzt ist, erscheinen dem Auge als ungeheure Quadern, die von Riesenhand über einander gelegt sind. Die darauf folgende Landschaft Beruneß ist von reichen Meierhöfen besetzt, deren Eigenthümer ihren Reichthum den Erzeugnissen der See sowohl, als des Landes verdanken. — Bei meiner Ankunft am nördlichen Ufer des Berufjord miethete ich ein Boot, und ließ mich und mein Gepäck über die Bai fahren, während der Diener mit den ledigen Pferden den Umweg an der Küste machen mußte. Die Breite der Bai kann hier gegen zwei Meilen betragen. Um sechs Uhr Abends landete ich in Diupavog, einem ansehnlichen Handelsplatze mit sicherem Hafen. Von hier aus unternahm ich einen kleinen Streifzug

am südlichen Ufer des Berufjord entlang. In dem harten Fels waren zahlreiche Krystalle von Quarz; vorzüglich erfreute ich mich aber an der Betrachtung des Zeoliths oder Sternsteins, so genannt von den schönen, glänzenden Strahlen von Krystall, welche alle von einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte ausgehen und in einer Pyramidenform endigen. Er ist in Thonerde gebettet und daher leicht auszugraben. Einige dieser Sternsteine enthalten vierseitige Strahlen oder Stäbe von Krystall, fast so dünn wie ein Haar; andere bestehen aus Stäben, die fast einen Viertelzoll dick sind, andere haben die Gestalt eines Gänseeies, aber zwei Mal so groß, und wenn man sie aufbricht, so zeigen sie eine ebene Fläche, an einem Ende mit weißblauem Stein, am andern Ende aber dicht an einander liegende Stäbe von weißem Krystall, die mit einer dünnen hellgrünen Bekleidung überzogen sind. Chalcedon, rother Jaspis und andere Halbedelsteine finden sich zahlreich in der Umgegend, sowie überhaupt auf Island in dem Gerölle der verwitterten Felskuppen.

Am 2. September verließ ich Diupavog, passirte das Kirchspiel Hof, und kam am folgenden Tage über die Lonshaide, eine rauhe und öde Gegend, welche beständig in Nebel gehüllt ist, und von jeher der Ausbreitung ansteckender Krankheiten eine Schranke gesetzt hat. Unter Nebelgerieſel, Regengüssen und stürmischem Winde, der uns gerade entgegenblies, zogen wir an dem Ufer eines Flusses entlang. Die Felsen zu beiden Seiten traten allmählig dichter zusammen, und endlich stürzte der Fluß durch ein enges Felsenthor dicht vor unseren Füßen in die Tiefe. Wir sahen vor uns Alles mit Steinwänden abgeschlossen, und konnten auf den ersten Anblick keinen Ausgang aus der hohlen Gasse bemerken; aber indem wir der weiteren Spur folgten, kamen wir an eine Stelle, die ich nur dadurch beschreiben kann, daß ich sie mit einer hohen Treppe vergleiche; man hatte nämlich eine Anzahl großer, unförmlicher Stufen gebildet. Das Hinanklimmen auf dieser Art Treppe war äußerst ermüdend für die Pferde; denn sie konnten nur durch einen Sprung von einem Ruhepunkt zum andern kommen, bis sie endlich den Gipfel erreichten. Auf dem höchsten Punkte der Haide überraschte uns der Anblick eines furchtbaren Abgrundes, in dessen Tiefe sich

ein ansehnlicher Strom hinabstürzte, und in dampfenden Wasserwirbeln verschwand. Wegen des dichten Nebels konnten wir nur sechzig bis siebzig Fuß in den Abgrund hinabsehen, aber der Geistliche des nächsten Kirchspiels versicherte mich, daß der Fall mehr als vierhundert Fuß senkrecht niedergehe. Gegen vier Uhr Nachmittags kam ich bei der Pfarrei Stafafell an, wo ich mein Zelt aufschlug, um den morgenden Sonntag hier zu verweilen. Auf der Westseite der Pfarrei fließt durch eine niedrige Ebene der reißende Gletscherfluß Jökuls-aa i Lon, so genannt von dem benachbarten Eisberge Lons-Jökul, von wo er entspringt und sich nach kurzem Laufe in zwölf größeren und kleineren Armen in's Meer ergießt. Dieser Fluß ist besonders im Frühjahr gefährlich, wenn er mit schwimmenden Eisstücken bedeckt ist. Dann ist die größte Geschicklichkeit erforderlich, um das Pferd dazwischen durchzusteuern. Folgen die Schollen gedrängter auf einander, so muß man mit Lebensgefahr durchwaten, da das Pferd nicht schnell genug herumgewendet werden kann, um den treibenden Massen auszuweichen. Sira Berg, der Geistliche von Stafafell, erzählte mir, daß er einst, um einem Sterbenden das Abendmahl zu reichen, so durchgewatet sei, obgleich ihm das Wasser zuweilen bis an die Brust reichte. Er hatte sich mit einer langen Stange versehen, um mittelst derselben den mit Lehm und Gerölle bedeckten Boden zu untersuchen. Zugleich mußte er mit größter Aufmerksamkeit um sich blicken, damit nicht neu andrängende Eismassen ihn einholten, umwarfen oder ihn an andere Stücke schleudernd mitten durchschnitten.

Am Morgen des 5. September strömte der Regen unaufhaltsam bis gegen zehn Uhr. Da ich noch mehr Regen fürchtete, so entschloß ich mich zur Weiterreise. Als wir uns dem Flusse näherten, fanden wir ihn so angeschwollen, daß er fast die ganze Ebene bis zu den benachbarten Bergen überschwemmmt hatte. Da man nicht an den gewöhnlichen Stellen durchwaten konnte, so mußten wir höher hinauf, wo der Fluß gegen dreißig Aeste bildete, deren zwei über hundert Ruthen breit sind. Wir kamen indessen ohne große Schwierigkeiten hinüber. Ein anderer Reisender, der tiefer unten durch diesen Fluß ritt, bemerkt darüber Folgendes: »Nur einige der Flußarme waren tief; doch konnten

unsere Pferde immer gehen. Der Reiter kniet dabei auf den Sattel, um sich nicht naß zu machen. Ehe man sich an das Durchreiten durch reißendes, zumal trübes Wasser gewöhnt hat, wird man leicht schwindlig und glaubt, die ganze Carawane gehe rückwärts. Allein die Pferde arbeiten sich durch den gewaltigsten Wasserstrom, ganz schräg liegend, immer vorwärts; doch geht es sehr langsam, weil es ihnen schwer fällt, die aufgehobenen Beine vorwärts zu bringen. Die schäumenden Wellen schlugen öfters über dem Rücken der Pferde zusammen, und wir waren sehr froh, als wir den letzten Arm des Flusses hinter uns hatten.« — Ich übernachtete in der Nähe eines Meierhofes, dicht hinter Westr-Horn. Als ich am folgenden Tage das Ende eines Bergpasses (Almannaskard) erreicht hatte, entfaltete sich vor meinen Augen eine prachtvolle Aussicht: links das große Weltmeer, in dem fernen Horizont verschwimmend; rechts der Hornafliot, dessen östliches Ufer mit zerstreuten Meierhöfen malerisch geschmückt ist; dahinter der majestätische Oerafa-Jökul, der höchste Berg der Insel, von welchem aus sich eine unermeßliche Kette von Eisbergen bis tief in die Wüsten des Innern hineinzieht; hier das schöne Blau des Oceans, dort das reine Weiß am Silbermantel der Bergriesen mit dem lebhaften Grün des unteren Saumes: Alles im hellen Glanze der Mittagssonne. Vom westlichen Ufer des Hornafliot bis zu dem Meierhof Raudaberg, dem Ziele meiner Tagesreise, führte der Weg durch ungeheure Massen säulenartiger Felsen. Einige schienen umgestürzt, andere wild durch einander geschleudert zu sein, andere stehen noch herrlich da in ihrer ursprünglichen Schichtung. An einer Stelle besonders glaubte ich mich mitten unter die Trümmer der edelsten Erzeugnisse alter griechischer Baukunst versetzt. Die Säulen waren mit der vollkommensten Genauigkeit auf einander gethürmt und so geordnet, daß sie einen vollständigen Halbzirkel bildeten. Sie stehen ganz senkrecht, und die meisten sind sechseckig; die stumpfen Spitzen der abgebrochenen Pfeiler waren, wie ich bei näherer Untersuchung fand, alle am oberen Ende hohl. Während ich zwischen den schwarzen Felsen verweilte, und die Regelmäßigkeit und Vollkommenheit dieses natürlichen Säulenganges bewunderte, sowie die Genauigkeit, mit welcher die Ecken der Pfeiler gebildet

waren, stieg auch mein Diener vom Pferde und behauptete, indem er auf mich zukam, daß Alles augenscheinlich ein Werk der Kunst, aber ein zu ungeheures und erstaunenswürdiges Werk, um von menschlicher Kraft gebildet zu sein. Solche große natürliche Bauwerke nennen die Eingeborenen Tröllah-lad oder Riesenmauer; die Vertiefungen, die man in den Reihen von kleinerem Basalt antrifft, heißen Dverga-Kamrar oder Zwergzimmer.

Als ich am folgenden Tage auf der Ebene vor Kalfafell anlangte, wurde ich durch den Anblick eines Gletschers überrascht, der sich im jähen Abhange gleichsam auf einmal zum Thal herabsenkte, und fast vollständig grün erschien. Man sollte kaum voraussetzen, daß irgend ein Gewächs in der Nähe des ewigen Eises fortkommen könnte, und doch schienen die Seiten des Thales dicht am Eise ungemein fruchtbar, und gewährten hinreichende Weide für zahlreiche Heerden, wie ich sie in solcher Menge kaum irgendwo auf der Insel gesehen. Bald nachher bemerkte ich einen Berg, Fell-fiall genannt, der fast bis zu seinem Fuße herab vollständig gespalten war, und doch lag dicht an der Spalte ein Gehöft, dessen Einwohner wegen der drohend überhängenden Massen nicht die geringste Furcht haben, sondern darin nur eine vortreffliche Schutzwehr gegen die Nordstürme sehen. An den Fell-fiall ist der östliche Theil des Breidamerk-Jökul angelehnt. Dieser Gletscher macht ungefähr alle fünf Jahre eine Reise nach dem Meere zu, geht aber einen Theil des Weges wieder zurück. So machte er in einem Jahre täglich zwölf bis funfzehn Fuß, und im Ganzen 3000 Fuß; zuletzt kam eine Wasserfluth, und er ging wieder etwas zurück. Nach dem Meere zu hatte er vor sich her einen Sandwall von 20 bis 40 Fuß Höhe aufgeworfen, welcher von dem abfließenden Wasser an mehreren Stellen durchbrochen war. Auch wir konnten die Spuren der Wanderungen ganz deutlich bemerken: durch die hervorstehenden scharfen Ecken der Eismassen sind Furchen im Sande eingeschnitten, und dieser ist auf beiden Seiten aufgeworfen, gerade so wie das Erdreich unter der Pflugschaar. Der Gletscher selbst besteht an dieser Stelle aus einer festen Eismasse, welche auf ihrer Oberfläche mit zackigen Eispyramiden besetzt ist. Diese stehen zum Theil sehr dicht und

sind mit schwarzem, vulkanischem Sande bedeckt, was gegen die helle gerade Vorderwand der Eismasse sonderbar absticht. Die Wanderung dieser Eismasse kann nur dadurch bewirkt werden, daß die bedeutendere hintere Abtheilung tiefer steht, als die vordere. Unter dieser sammelt sich Wasser an, hebt die ganze Masse und schiebt sie nach vorn, ohne abfließen zu können. Erreicht das Wasser eine solche Höhe, daß es auch die vordere Masse hebt, und dadurch einen Ausweg erlangt, so bricht es hervor, und der Gletscher geht wieder eine Strecke zurück. Wie weit sich dieser Gletscher in's Land hinein erstreckt, war nicht auszumitteln; der Länge nach sind oft mehrere Meilen desselben in Bewegung gewesen. Jetzt ist er etwas über eine Viertelmeile von der See entfernt, und wahrscheinlich wird er noch bis dahin gelangen, wie das schon mehrere andere gethan haben, die sich ganz oder zum Theil in die See gestürzt. Der Rand besteht größtentheils aus mächtigen flachen Eisstücken, welche in allen Richtungen liegen; an mehreren Stellen ist er steil wie eine Wand, an anderen liegt das Eis horizontal und bildet geräumige Grotten. Das Innere dieser Grotten ist an manchen Stellen mit den schönsten, pyramidenförmigen Krystallen ausgefüllt, die im blendenden Glanze funkeln, und je nach dem Einfall der Lichtstrahlen in verschiedenen Farben leuchten. Aus den geraden Wänden der Eismasse dringt hie und da grautrübes Wasser, und mehrere Flüsse brechen aus großen Eisthoren hervor. Der größte derselben ist der Jökuls-aa a Breidamerkur-sand. Mit donnerndem Getöse stürzen sich die Wogen dieses Gletscherflusses unter dem Eise hervor und führen größere oder kleinere Eismassen mit sich fort. Dadurch wird das Durchreiten bei der reißenden Schnelligkeit des Wassers noch gefährlicher. — Es war am 8. September gegen 1 Uhr, als wir uns dem Ufer des Flusses näherten. Schon aus der Ferne hörten wir sein Rauschen. Nachdem wir über mehrere Nebenzweige gekommen, erreichten wir eine Sandbank, jenseits welcher der Hauptstrom floß; aber die Strömung war so heftig, und die dadurch fortgerissenen Eismassen schienen so schwer zu vermeiden zu sein, daß unser Wegweiser es für rathsam hielt, den Uebergang über den Gletscher selbst zu versuchen, grade oberhalb der Stelle, wo

der Fluß ihm entströmt. Indem er sein Pferd zurückließ, kletterte er mitten durch das Labyrinth der Eishöhlen und Wände, um einen Durchgang aufzusuchen; aber die Spalten und Klüfte waren so schrecklich, daß er sein Vorhaben aufgeben mußte. Die Quelle des Flusses war nur zwei Steinwürfe von uns entfernt: da kochte und wüthete das Wasser mit furchtbarer Macht, bald steigend, bald wieder sinkend, und beständig zahllose Trümmer des Gletschers mit sich fortreißend. Wir gingen nun etwas weiter hinunter, und da uns keine Wahl blieb, so wagten wir uns in den Fluß hinein. Der Wegweiser ritt voran mit seiner langen Stange, um den Boden damit zu untersuchen, dann folgte mein Diener mit den Bagagepferden, ich selbst bildete den Nachtrab. Als das Wasser so hoch kam, daß es nicht mehr unter den Füßen der Pferde, wie unter den Pfeilern einer Brücke, freien Durchgang hatte, erhob es sich brausend und hätte uns fast mit fortgerissen. Mein eigenes Pferd warf sich plötzlich instinctmäßig mit seiner ganzen Last seitwärts gegen die Strömung; indeß hielt ich mich, so gut ich konnte, im Gleichgewicht, und saß in besorglicher Erwartung, bis es mich an das entgegengesetzte Ufer gebracht. Wir hatten noch mehrere Arme zu passiren, und ich war noch nicht zwei Minuten auf dem einen Ufer angelangt, als ein Eisblock von wenigstens dreißig Quadratfuß mit unwiderstehlicher Gewalt schäumend und brausend bei mir vorüber schoß. Nachdem wir Alle glücklich hinübergekommen, dankten wir unserem himmlischen Vater für seine gnädige Obhut bei diesem gefahrvollen Wagniß. — Da, wo der Fluß von dem Breidamerk-Jökul ausgeht, streckt sich der Gletscher nach Nordwesten, bis er von dem Oeräfa-Jökul aufgenommen wird, der sich bis zu einer Höhe von 6240 Fuß erhebt. Da dies der höchste Berg auf Island ist, so möge hier über seine Ersteigung Folgendes aus einer Handschrift des Herrn Paulson entlehnt sein.

»Wir verließen Qwisker (ein kleiner Meierhof am östlichen Fuße des Berges) gegen 5 Uhr am Morgen des 11. August 1794 bei heiterer Luft und stillem Wetter, nachdem wir uns unter Anderm mit einer langen Stange und einem Seile von zehn Klaftern Länge versehen. Gegen 9 Uhr erreichten wir das Eis und ruhten auf einer kleinen Anhöhe, wo wir die schöne Schnee-

Ranunkel (ranunculus nivalis) fanden, eine Alpenpflanze, die nur selten auf den südlichen Bergen der Insel gefunden wird; die erst aufgeblühten hatten schneeweiße Blätter, die schon älteren waren mehr oder weniger roth, ähnlich dem Safrangelb. Der Rand des Gletschers war augenscheinlich gegen die Anhöhe vorgerückt, auf welcher wir standen, und hatte eine Mauer von Sand und kleinen Steinen aufgeworfen, war aber dann wieder mehrere Klaftern zurückgetreten. Nachdem ich mich vermittelst des Seiles an meine zwei Reisegefährten befestigt, so daß zwischen Jedem von uns ein Raum von zwei Klaftern blieb, damit wir, im Fall einer von uns in eine Spalte gestürzt wäre, einander beistehen konnten, fuhren wir fort, den Eisberg zu erklimmen. Kaum zwanzig Schritte waren wir gegangen, als der Boden unter unseren Füßen mit lautem Gekrach erschüttert wurde. Diese Erschütterung dauerte etwa eine Minute, und lief von Süden nach Norden durch die ganze Länge des Berges. Voll Furcht und Schrecken wären wir fast wieder umgekehrt, fanden aber später, daß der Knall durch ein sogenanntes Jökulsbersten verursacht war, indem das Eis auf beiden Seiten einer meilenlangen Spalte gesunken war. Wir setzten unseren Weg auf der weniger abschüssigen Südostseite des Jökuls fort. Hier kamen wir an Felsen von schwarzem Tuffstein vorüber, und setzten über zahlreiche Spalten, deren Tiefe kein Auge ergründen konnte. Bald wurde die Luft so dünn, daß wir nur mit Mühe Athem holten. Einer der Unsrigen fühlte sich so angegriffen und empfand eine so unwiderstehliche Neigung zum Schlaf, daß er zurückblieb, und kaum daß er sich auf das blanke Eis niedergelegt, als er sogleich in einen festen Schlaf fiel, der Andere, von Natur an Herzklopfen und Anfällen von Schwermuth leidend, fand sich, je höher wir stiegen, leichter und fröhlichen Sinnes. Gegen 12 Uhr erreichten wir die südöstliche Spitze des Jökuls und fanden, daß sie in Verbindung mit drei oder vier anderen Spitzen einen unermeßlich großen, kreisförmigen Krater umgiebt. Diese Spitzen auf dem Haupte des Jökuls sind so jäh, daß die Eisdecke sich an verschiedenen Stellen abgelöst und schwarze Massen verkalkter Felsen zum Vorschein gebracht hat. Sie sind größtentheils unzugänglich: ein einziger

Fehltritt würde den Wanderer unvermeidlich in bodenlose Klüfte stürzen.«

Südlich vom Oeräfa-Jökul liegen die Ebenen Breida-merk-Sandur und Hnappafells-Sandur. Sie sind mit Tuffstein, Bimsstein, Schlacken und zahllosem Gerölle in wildester Unordnung bedeckt: die Folgen vulkanischer Erschütterung und Zertrümmerung benachbarter Berge. Der Weg zog sich über Hnappafell nach Hof. Nördlich davon zeigte man mir einen hohen weißen Kegelberg, auf dessen Gipfel ein großer viereckiger, in der Mitte ausgehöhlter Altarstein liegt, wo in heidnischer Zeit Menschenopfer dargebracht wurden. Der Ort heißt Goda-Borg. In der Nähe der Kirche und Pfarrei Sandfell besah ich den Strich, welcher durch eine furchtbare Ueberschwemmung aus der westlichen Abtheilung des Oeräfa-Jökuls im Jahre 1727 verwüstet wurde. Sira Jon Thorlakson, damals Prediger zu Sandfell, hat unter anderm Folgendes darüber mitgetheilt.

»Am Sonntag den 7. August, als der Gottesdienst zu Sandfell begonnen, und ich selbst vor dem Altar stand, fühlte ich eine schwache Erschütterung unter meinen Füßen, worauf ich Anfangs nicht weiter merkte. Aber während der Predigt fuhr die schwankende Bewegung fort und steigerte sich so, daß die ganze Versammlung beunruhigt wurde; doch meinte man, Aehnliches sei früherhin auch schon häufig vorgekommen. Einer, ein sehr alter Mann, begab sich indeß nach einer benachbarten Quelle, und streckte sich der Länge nach auf die Erde hin, während die Andern ihn auslachten, daß er sich so viel Mühe gebe. Bei seiner Rückkunft sagte er mir: „Seid auf eurer Hut, Herr, die Erde steht in Flammen!“ Indem wir uns jetzt Alle nach der Kirchthüre wandten, kam es uns vor, als ob das Gebäude sich in sich selbst zusammenzöge. Ich verließ die Kirche, und als ich nach dem Gipfel des Berges Flaga hinaufblickte, schien sich derselbe abwechselnd auszudehnen und in die Höhe zu heben, und dann wieder seine frühere Gestalt anzunehmen. Eine bange Ahnung lag schwer auf meiner Seele und erfüllte sich nur zu bald: denn am Morgen des 8. wurden die Erderschütterungen häufiger und stärker, auch hörten wir ein lautes Knallen, wie

von Geſchütz. Alles, was in den Häuſern aufrecht ſtand, wurde umgeworfen, und wir fürchteten den Zuſammenſturz von Bergen und Häuſern. Nach neun Uhr ließ ſich ein dreimaliges ſchreckliches Knallen hören, und in demſelben Augenblicke erfolgten mehrere Waſſerausbrüche, von denen der letzte ſo mächtig war, daß er Pferde und andere Thiere, die er einholte, unwiderſtehlich mit ſich fortriß. Kaum waren dieſe Ausbrüche vorüber, ſo lief der Eisberg ſelbſt, wie geſchmolzenes Metall, welches aus einem Schmelztiegel fließt, in die Ebene hinab, und als er ſich ſetzte, füllte er ſie bis zu einer Höhe, daß ich von dem wohlbekannten Berg Lomagnupr nichts mehr als ein Tüttelchen entdecken konnte. Das Waſſer ſtrömte jetzt unabläſſig von den öſtlichen Höhen herab und verwüſtete alles fruchtbare Weideland. Es war ein überaus erbarmungswürdiger Anblick, die heulenden Weiber und meine händeringenden Nachbaren zu ſehen. Als ich bemerkte, daß der Strom ſich meiner Wohnung zuwandte, brachte ich meine Familie ſammt allen Habſeligkeiten auf den Gipfel eines hohen Felſen, wo ich ein Zelt aufſchlagen ließ. Inzwiſchen wurde der Jökul ſelbſt geſprengt und ſchleuderte weit und breit Eismaſſen umher, von welchen manche bis in die See hinausgetrieben wurden, die mächtigſten aber am Fuße des Berges liegen blieben. Das Krachen und Knallen dauerte fort. Der ganze Luftraum war von Dampf und Aſche verfinſtert, und die nächtliche Dunkelheit wurde nur durch die Feuerflammen erhellt, die durch fünf oder ſechs Spalten im Berge hervorbrachen. So wurde das Kirchſpiel Oeräfa drei Tage hindurch geängſtigt. Der Boden wurde mit Bimsſtein ganz überſchüttet, und wegen der glühend rothen Steine, die aus der Luft niederfielen, konnte man ſich nur in's Freie wagen, indem man den Kopf mit Eimern, Kübeln u. dgl. ſchützte. Am 11., wo es ſich etwas aufklärte, wagte ich mich unter vielen Gefahren durch das noch heiße Waſſer zu Pferde bis Sandfell. Der Meierhof und zwei Bauernhütten waren zerſtört; die übrigen Wohnhäuſer und einige wenige Stellen des Tuuns waren verſchont geblieben. Die Einwohner hatten ſich in der Kirche verſammelt und erfüllten ſie mit Jammergeſchrei. Die Kühe, die dem Verderben gegen alle Erwartung entgangen waren, ſtanden brüllend neben

einigen noch unbeschädigten Heuschobern; die Schafe waren verloren, und die meisten der Pferde wurden in's Meer getrieben. Zur Zeit, wo die Ueberschwemmung vom Jökul her losbrach, flüchteten sich zwei Weiber und ein Bursche auf das hohe Dach eines Schafstalles, aber kaum hatten sie den Giebel erreicht, so wurde dasselbe von der Gewalt der siedenden Fluthen fortgetrieben, und so weit das Auge reichen konnte, sah man die drei Unglücklichen am Dache hängend. Das eine der beiden Frauenzimmer fand man später unter den ausgeworfenen Massen des Jökul, aber verbrannt und, so zu sagen, zerkocht.« — Auch die Gegend im Südwesten war vor Zeiten sehr fruchtbar, entspricht aber jetzt vollkommen ihrem Namen Deräfi, d. h. die Wüste.

Von Sandfell aus suchte ich noch spät am 9. September den Meierhof Skaftafell zu erreichen. Er liegt auf dem Gipfel eines Hügels und war fernhin sichtbar; aber die Nacht überfiel uns und nachdem wir noch eine Zeit lang in der früheren Richtung fortgeritten, hörten wir das Brüllen des nahen Skeidèr-aa und sahen uns in der Finsterniß überall von Gletschern und Gletscherflüssen umgeben. Unsere Lage wurde sehr gefährlich und wir fühlten uns in gänzlicher Rathlosigkeit, als dicht über uns von einem Hügel herab das Bellen eines Hundes ertönte: es war eine höchst freudige Ueberraschung, da wir uns auf einmal am Ziele sahen.

Der Morgen des 10. Septembers zeigte denselben heitern Himmel, der uns die ganze Woche hindurch begünstigt hatte, und da sich eins der Packpferde in der Nacht verirrt hatte, so blieb mir Zeit, den Berg hinter Skaftafell zu besteigen. Einen vollständigen Ueberblick über die Eisberge des Innern konnte ich, wie ich gehofft, nicht gewinnen: eine lange Kette rauher, spitziger Bergklippen versperrte die Aussicht in dieser Richtung. Dennoch war der Blick schön. Vor mir lag die flache, sandige Gegend, welche von den vielfachen Zweigen des Skeidèr-aa durchschnitten wird. Zur Linken gegen Südosten erhob sich der Deräfa-Jökul, der an Glanz mit der über ihm stehenden Sonne wetteiferte, und aus den Bezirken des ewigen Schnees senkten sich die Gletscher Sandfell, Swinafell, Skaftafell herab, deren smaragdene Grundlage eine bezaubernde Wir-

kung hervorbrachte. Unter mir zur Rechten lag der breite Skeider-aa-Jökul und von da aus zog sich gen Norden Kuppe an Kuppe bis zu dem Feuerspeier Skaptaar, während ich hinter dem dunkel vorspringenden Lomagnupr, ganz fern gegen Sonnenuntergang, den erhabenen Gipfel des Eyasialla entdecken konnte; weiter nördlich zeigte der Wasser- und Feuerspeier Kötlugiaa den furchtbar gähnenden, finsteren Höllenschlund seines Kraters.

Gegen Mittag verließen wir Skaftafell und setzten ohne Schwierigkeit über den gefährlichen Gletscherfluß Skeider-aa. Dieser ist dem Breidamerker sehr ähnlich und wird eben so wie dieser auf der Landseite von einem Gletscher begrenzt, der über eine Sandwüste wandert. Nach den Berichten von Augenzeugen bewegt er sich wie ein von Wellen geschaukelter Nachen, vorwärts und rückwärts, während gleichzeitig unzählige Bäche am unteren Rande desselben emporschießen, welche erscheinen und wieder verschwinden. Die Sandwüste ist zwei Meilen lang, und ich entdeckte auf derselben Massen und Höhlen von altem, tief in den Boden gedrücktem Eise. Die Gewalt, welche der vordere Rand des Gletschers beim Vorrücken ausübt, muß außerordentlich sein, da das ganze Erdreich auf einer großen Strecke über zwanzig Fuß in die Höhe geschoben worden ist.

Westlich von Skaftafell liegen die fruchtbaren und reizenden Landstriche von Sída und Fliotshwerfi. Der letztere hat indeß wiederholt durch vulkanische Ausbrüche des Nord-Skeider-aa-Jökuls und des Skaptaar-Jökuls gelitten. Der schrecklichste Ausbruch fand im Jahre 1783 statt. Etwa einen Monat vor dem Ausbruche fing ein unter dem Meere liegender Vulkan im Südwesten vom Kap Reykianäs im Guldbringe-Syssel an zu spielen und brachte eine neue Insel zum Vorschein, die aber bald wieder verschwand. Der Skaptaar besteht aus ungefähr zwanzig rothen Kegeln, die sich in fast gerader Linie von N.O. nach W.S.W. erstrecken und als eben so viel Glühofen dienten, um die starren Massen im Innern der Erde flüssig zu machen. Unermeßliche Fluthen von feuerrother Lava stürzten mit wüthender Schnelligkeit von den Höhen herab und indem sie sich über die Niederungen ergossen, wurden Menschen und Heerden, Häuser und Kirchen, Weiden und ausgedehnte Wiesen ein Raub der

Vernichtung. Der Gluthstrom bahnte sich quer durch das Bette des Skaptaa einen Weg, sammelte sich im Flußthale, welches zwischen hohen Felsen liegt und an manchen Stellen 4 bis 600 Fuß tief und fast 200 Fuß breit ist, füllte es bis an den Rand und überschwemmte noch weit umher die angrenzenden Felder. Die ganze Ausdehnung der Lava umfaßte einen Raum von etwa zehn Meilen Länge und zwei bis drei Meilen Breite. Unter dem Beben der Erde und dem Krachen der berstenden Felsen hörte man fortwährend den Berg donnern und furchtbar brüllen, gleich einem ungeheuren Kessel, der im heftigsten Kochen begriffen ist, und dann vernahm man wieder ein Zischen und Seufzen, ein Brausen und Heulen, wie von großen Blasebälgen, die mit aller Macht in einen Ofen blasen. Aus den Dampf- und Rauchmassen schossen Blitze und während eines Regens von Asche, Schwefel und glühenden Steinen war die Finsterniß zuweilen so dicht, daß man in Fliotshwerft um Mittag ein am Fenster hoch gehaltenes Stück weißes Papier von der schwarzen Wand zu beiden Seiten fast gar nicht unterscheiden konnte. Die ausgeworfenen Massen wurden bis zu einer erstaunlichen Höhe hinaufgetrieben, verhüllten die Strahlen der Sonne, deren Scheibe von Zeit zu Zeit blutroth durchblickte, erfüllten die Luft mit schädlichen Dünsten und vergifteten Alles, was den Hunger und Durst von Menschen und Thieren befriedigen konnte. In einigen der entfernteren Landstriche war die Menge der herabgefallenen Asche noch so bedeutend, daß man sie mit den Händen von der Erde aufnahm. Selbst die Färö-Inseln wurden mit Sand, Asche und Bimssteinen überstreut. Schwefelsalzige Regengüsse fielen in mehreren Gegenden des Nordens, und leuchtende Himmelserscheinungen wurden in England, Holland und anderen Theilen des festen Landes beobachtet. Ueber vierhundert Menschen wurden augenblicklich ihrer Wohnsitze beraubt; die Fische zogen sich von den Küsten zurück; Hungersnoth und Seuchen zogen durch's Land und forderten ihre Opfer. Ueberall sah man abgezehrte Gerippe umherwanken, und in manchen Häusern war kaum Ein gesunder oder kräftiger Mensch übrig geblieben, um die Kranken zu pflegen und die Todten zu beerdigen. Nachdem man die gefallenen Thiere verzehrt hatte, nahm man seine Zu-

flucht zu ungegerbten Häuten, Stücken von altem Leder oder Stricken, die man kochte und gierig verschlang. Die Pferde verschlangen zuletzt Torf, Holz und selbst Excremente; die Schafe fraßen einander die Wolle ab. In dem kurzen Zeitraum von zwei Jahren starben nicht weniger als 9336 Menschen, 28,000 Pferde, 11,461 Stück Rindvieh und 190,488 Schafe.

Am 11. September setzte ich über den Hwerfisfliot und erreichte Sida. Ein wenig westlich von diesem Orte liegt Hörgland, ein Hospital zur Verpflegung der unheilbar Aussätzigen. In jedem Viertel des Landes ist ein solches Krankenhaus errichtet, und die Kosten der Unterhaltung werden theilweise dadurch aufgebracht, daß an einem gewissen Fischtage jedes Fischerboot den Antheil eines Mannes an diese Anstalten abliefert. Es befanden sich damals zwei weibliche Kranke in dem Hospital, die eine ungefähr dreißig, die andere über funfzig Jahre alt. Die jüngere der Kranken hatte ein geschwollenes Gesicht und ihre Haut war mit weißlich glänzenden Schuppen bedeckt, an manchen Stellen auch von röthlichen Streifen durchschnitten. Das ältere Frauenzimmer war viel furchtbarer angeschwollen und ganz mit bleichröthlichen Beulen bedeckt, zwischen welchen stark entzündete Narben oder Risse sichtbar wurden. Beide Leidende saßen an der Thüre des Lazareths und die düsterste Schwermuth sprach aus ihren matten Blicken. — Der nordische Aussatz ist die Elephantiasis der Araber, so genannt wegen der rissigen Elephantenhaut. Die Krankheit beginnt mit einem kleinen röthlichen Fleck, der, kaum größer als eine Nadelspitze, in der Gegend der Stirn, der Nase, der Augenwinkel und Lippen ausbricht. Damit verbindet sich ein allgemeines Uebelbefinden, Erschlaffung und Muthlosigkeit. Mit dem Fortschritte des Uebels verändert das Haar seine Farbe und fällt aus, die Finger werden steif und gekrümmt, die Stimme wird heiser und tönt durch die Nase, der Blick ist wild und zerstört; bei Nacht wird der Kranke durch schreckliche Träume geängstigt, bei Tage wird er in Anfällen von Schwermuth versucht, seinem Leben ein Ende zu machen. Unter langsamen Qualen kommt endlich der ersehnte Tod und erlöst diese Jammerbilder menschlichen Elendes vom Uebel. Neuerlich ist die Krankheit im Ab-

nehmen begriffen. Ihre Ursachen sind übermäßiger Genuß von Fischen und Mangel an Reinlichkeit. Wegen dieses Mangels leiden die Einwohner auch häufig an der Krätze.

In der Nähe von Kirkiubär, einer vormals berühmten Abtei, sah ich das schönste Werk natürlicher Baukunst. In der Mitte einer Sandfläche bilden nämlich Basaltsäulen ein vollkommenes Viereck von fünfundzwanzig Fuß Länge und zwanzig Fuß Breite. Die Pfeiler sind alle fünfeckig und auf das Genaueste zusammengefügt. Die Zwischenräume sind mit der dünnen Lage einer gelblichen Masse ausgefüllt, wie Mörtel, der mit der Maurerkelle aufgetragen wurde; bei sorgfältiger Betrachtung erscheint sie aber deutlich als natürlicher Kitt, der im flüssigen Zustande war, während die Pfeiler sich bildeten. Der größte Durchmesser derselben beträgt ungefähr neun Zoll. Ihre Oberfläche ist von häufigem Regen gebleicht und sticht sehr angenehm gegen den umgebenden schwarzen Sand ab.

Nachdem wir glücklich über den schlammigen Kudafliot gesetzt, betraten wir den Myrdals-Sand, einen wüsten Landstrich, der größtentheils aus Lava und Asche besteht. Hier sahen wir eine Menge Menschen mit dem Abmähen des wilden isländischen Getreides beschäftigt. Dies ist der Sandhafer (elymus arenarius), welcher in Europa zur Befestigung des Sandes dient und auf Island fast überall im vulkanischen Sande wächst. In einzelnen größern Büschen ragt er daraus hervor und befestigt sich mit seinen 16 bis 24 Fuß langen knotigen Wurzeln in dem flüchtigen Boden. Der Flugsand sammelt sich um diese Büsche herum an und nöthigt den Halm, immer höher aufzuschießen, wodurch auf dem übrigens ebenen Boden acht bis zwölf Fuß hohe Sandkegel gebildet werden, welche, wo sie in größerer Anzahl nahe bei einander stehen, einen ganz eigenthümlichen Anblick gewähren. Man schneidet den Sandhafer, auch Sandhaargras genannt, mit der Sichel, bindet ihn in Garben, schlägt zu Hause die Kornähren ab und hebt diese in einem Kornhause auf, während man das Stroh zum Dachdecken braucht. Im Winter trocknet man die Aehren, reibt sie aus, reinigt die Körner und mahlt sie auf Handmühlen, deren Steine aus Lava gemacht sind. Aber man gewinnt dies Getreide nicht in allen

Gegenden; auch giebt es nur wenig und sehr schwarzes Mehl. Man gebraucht es zu Suppen und bäckt daraus eine Art dünner Kuchen. Ich fand den Geschmack eigenthümlich, doch keineswegs unangenehm.

Als wir über Myrdals-Sand hinritten, hatten wir zur Linken das große Vorgebirge Hiörleifshöfdi, wo Hiörleif, der Gefährte Ingolfs, im Jahre 874 landete, im darauf folgenden Frühjahre aber von seinen irländischen Sclaven behufs Verfolgung eines Bären in den Wald gelockt und daselbst ermordet wurde. Das Vorgebirge steht ganz vereinzelt mit fast senkrechten Wänden. Gegen Osten und Westen ist sein Fuß durch Wasserfluthen des Kötlugiaa oder Katlagia furchtbar unterwühlt. Dieser Eisberg bildet das östliche Ende des Eyafialla-Jökul, und behauptet unter den isländischen Vulkanen eine bedeutende Stelle. Man zählt seit 894 acht Ausbrüche. Im Jahre 1625 entsandte er ein Meer von Wasser- und Eisfluthen in die Niederungen; bald schwängerte er die Luft mit feurigen Dünsten, bald mit Sandströmen. Des Nachts war es oft so helle, daß man die Berge mit allen ihren Klüften wie beim heitersten Tage in einer Entfernung von fünf Meilen sehen konnte. Zuweilen waren die Flammen des Berges rein wie die Sonne; zuweilen waren sie roth, und zuweilen spielten sie in allen Farben des Regenbogens. Blitze sah man bald durch die Luft fahren, bald über die Oberfläche der Erde hinlaufen. Die Strahlen schossen, wie glitzernde Schlangen, rückwärts und vorwärts, theilten sich und sammelten sich augenblicklich wieder, worauf das elektrische Feuer, gleich einem Wasserstrahl, mit betäubendem Knall zur Erde fiel und verschwand. Durch die Blitze*) wurden zwei Menschen und eilf Pferde ge-

*) Alexander von Humboldt bezeichnet diese Erscheinung in seinem neuesten Werke »Kosmos« als ein vulkanisches Gewitter. »Der heiße Wasserdampf, welcher während des Ausbruches aus dem Krater aufsteigt und sich in den Luftkreis ergießt, bildet beim Erkalten ein Gewölk, von dem die viele tausend Fuß hohe Aschen- und Feuersäule umgeben ist. Eine so plötzliche Condensation der Dämpfe und die Entstehung einer Wolke von ungeheurer Oberfläche vermehren die elektrische Spannung und Blitze fahren schlängelnd aus der Aschensäule hervor, und man unterscheidet dann deutlich den rollenden Donner des vulkanischen Gewitters von dem Krachen im Innern des Vulkans.

tödtet, wovon drei sich in einem Stalle befanden. Als ein Sandregen fiel, war es am Tage oft so finster, daß zwei Menschen, die einander bei der Hand gefaßt, ihre Gesichter nicht unterscheiden konnten. Der letzte und schrecklichste Ausbruch war der von 1755 und 1756. Die Grundfesten der ganzen nördlichen Erdhalbkugel schienen damals zu wanken, und in der Zeit, wo Lissabon in Trümmer sank, stand über dem Krater des Kötlugiaa eine himmelhohe Feuersäule, welche in prächtigem Farbenwechsel bald blau oder grün, bald gelb, roth oder violett brannte und, gleich einer riesigen Fontaine, von zahllosen Seitenstrahlen und einem Sprühregen von Funken weithin umgeben war, während in abwechselnden Pausen glühend rothe Kugeln dazwischen fuhren und raketenartig zerplatzten. Das Knallen war oft so stark, daß man es 25 bis 30 Meilen weit hörte. Späterhin sah man eine Rauchsäule voll rother Funken auf der Westseite, auf der Ostseite war es dagegen schwarz von Sand und Asche. Der Schwefelgestank war so heftig, daß die Menschen fast erstickten. Die Brust wurde dadurch angegriffen, die Augen rötheten sich, die Augenlider schwollen auf und an dem Zahnfleische bildeten sich Beulen. Unter dem nachfolgenden Steinhagel wurden manche Pferde und Kühe rasend, so daß sie wild umherliefen, bis sie zuletzt todt niederfielen. Vor den Wasserfluthen retteten sich sieben Menschen auf einen einzeln stehenden Berg, der bald eingeinselt war, und mußten darauf sieben Tage ohne Essen und Trinken verweilen — unter Wasser- und Feuerregen, Kälte und Steinhagel. Viele kamen an den Bettelstab, da Haus und Hof, Vieh und Weide ein Raub der Vernichtung geworden war. Seitdem hat der Vulkan sich ruhig verhalten.

Hinter Vyk hatten wir den Hafursaa zu passiren, einen sonst eben nicht ansehnlichen Fluß, der aber jetzt gerade durch häufige Regengüsse sehr angeschwollen war. Mein Diener, der voran ritt, wurde von der gewaltigen Strömung erfaßt: Roß und Reiter verschwanden unter den Fluthen. Die nachfolgenden Packpferde wurden ebenfalls fortgerissen, so daß ich schon alle für verloren gab; glücklicher Weise wurden sie jedoch auf eine Sandbank getrieben und erreichten alle wohlbehalten das jenseitige

Ufer. Ich selber versuchte den Durchgang auf einer andern Stelle; aber mein Pferd wollte nicht vorwärts, gleich als ahnete es die drohende Gefahr. Drüben lag ein Haus, und alsbald wurde ich einen Menschen gewahr, der auf einem Pferde ritt und sich anstrengte, zu mir herüber zu kommen; da er indeß bei jedem Versuche von der Gewalt der Strömung immer wieder zurückgetrieben wurde, so gab er mir zu verstehen, daß der Fluß nicht zu passiren sei. Schon war die Dunkelheit eingebrochen, und mir blieb Nichts übrig, als über einige Nebenarme des Flusses bis zu dem Fuße eines Berges zurückzureiten. Hier ließ ich das Pferd im Grase gehen; ich selbst setzte mich auf den Sattel, der mich vor der Nässe des Bodens schützte, und erwartete so unter Gottes freiem Himmel den Tag. Gegen zwei Uhr, wo mir die Augen vor Müdigkeit zufielen, suchte ich mir aus den benachbarten Felsklippen einige Steine zusammen, bereitete mir daraus ein Kopfkissen und versank alsbald in süßen Schlummer. Beim Erwachen sah ich vor mir die weite Ebene, durch welche der grollende Fluß seine Fluthen der See zuwälzte, deren Brandung sich an den Klippen brach. Gegen fünf Uhr sattelte ich mein Pferd und ging mit Hülfe eines Wegweisers ohne Schwierigkeit über den Fluß, da das Wasser inzwischen bedeutend gefallen war. Bei meiner Ankunft in dem jenseits liegenden Orte Holt hielt ich bei einer Schüssel warmer Milch ein vom Hunger gewürztes königliches Mahl, da ich seit dem Vormittag des vergangenen Tages nicht das Geringste genossen. — Den wilden Gletscherfluß, der die grünenden Hügel der fruchtbaren Landschaft von Solheima durchströmt, passirten wir ohne Fährlichkeit. Späterhin erfuhr ich, daß einige Tage nach mir zwei Reisende beim Uebersetzen über diesen Fluß von der Strömung fortgerissen wurden, wovon man den einen nie wieder gesehen hat, den andern fand man noch denselben Tag halb todt auf einer Sandbank. Auch hat man Beispiele, daß Personen beim Anblick des reißend schnellen Wasserzuges in der Mitte der Gletscherflüsse vom Schwindel ergriffen, und vom Pferde gestürzt sind, so daß sie ihren Tod in den Wellen gefunden. — Der Solheima-Jökul, welcher zwischen dem Kötlugiaa und dem Eyafialla-Jökul liegt, ist dadurch merkwürdig, daß er

durch die letzten Ausbrüche des Kötlugiaa in die heftigsten, krampfhaften Bewegungen versetzt wurde, indem er abwechselnd stieg und fiel, und sich endlich bis zur doppelten Höhe seines früheren Standes erhob.

Am Ende der Eyafialla-Kette bemerkten wir auf dem Gipfel eines wenigstens achthundert Fuß hohen Felsens einen Wasserfall, dessen Wassersäule durch einen von unten kommenden Windzug ganz in Schaum und Dampf verwandelt war, und gleich einem Wolkenschleier hoch in der Luft wehte. Dieser Wasserfall dient den Fischern der gegenüberliegenden Westmanna-Inseln als Wahrzeichen, sofern die Küste nur zugänglich ist, wenn der Sturz bis zum Fuße des Felsens niedergeht. Die Westmanna-Inseln konnten wir bei dem heitern Wetter deutlich vor uns liegen sehen. Es sind deren vierzehn an der Zahl und bestehen durchweg aus nackten, verglasten Felsen; einige bieten eine kärgliche Weide, und nur eine, mit Namen Heymacy, d. i. Heimathsinsel, ist bewohnt. Die Einwohner nähren sich vom Fange der Fische und Vögel; denn sie sind auf wundervolle Weise geübt, die steilsten und furchtbarsten Felsen zu erklimmen und sich vermittelst Seile zu den Vogelnestern hinabzulassen.

Nachdem wir über den breiten Markafliot gesetzt, der mehrere von Fischern bewohnte Inseln bildet, steuerten wir auf Odde zu und erreichten diesen Ort am 16. September. Hier hatten wir eine prächtige Ansicht des Hekla, der sein dreizackiges schneebedecktes Haupt bis zu den Wolken erhob. Ueber die Ersteigung des Berges möge hier der Bericht eines andern Reisenden folgen.

»Am 29. August Morgens brachen wir von Näferholt nach dem Hekla auf. Als die Lava ringsum in zackigen Pyramiden aufstieg und das Reiten unmöglich machte, banden wir unsere Pferde zusammen und setzten den Weg zu Fuße fort. Bisher waren wir in dichten Nebel gehüllt gewesen, allein die Luft klärte sich vollkommen auf, so daß der Gipfel des Vulkans klar vor unsern Augen lag. Wir waren seit unserem Aufenthalte in Island recht an das Erklimmen der Berge gewöhnt, allein

so schwer, als der Hekla, hatte es uns kein anderer Berg gemacht. Entweder waren lose, leichte Lavastücke über einander gehäuft, welche beim Emporklimmen stets abwärts wichen, oder es lag über den zackigen Erhöhungen eine so dünne Lavadecke, daß sie unter den Füßen zusammenbrach, weshalb man stets Gefahr lief, in die tiefen Klüfte hinabzustürzen. Weiter hinauf wurde der Boden fester, und wir trafen auf einzelne Massen schwarzblauer Lava, welche täuschende Aehnlichkeit mit liegenden Baumstämmen hatte, eine Gestalt, die durch langsames Fortwälzen der zähen geschmolzenen Masse gebildet worden ist. Der Berg ist überall mit ausgeworfener Lava von dunkler, hellrothbrauner oder rothgelber Farbe bedeckt. Große Spalten durchzogen die Oberfläche in verschiedenen Richtungen, manche derselben waren vier bis sechs Fuß breit. Nach dem Rücken des Berges zu, der sich in die Spitze erhebt, ward der Weg höchst beschwerlich, da größere Eisflächen vorkamen, welche ganz glatt waren, so daß man nur durch gleichzeitigen Gebrauch der Hände und Füße emporklimmen konnte. Da der Berg aber erst einige Male, und zwar immer bei Nebel und Schnee erstiegen war, so ließen wir uns durch kein Hinderniß schrecken, das klare Wetter zu benutzen, und gelangten endlich zum ersehnten Ziele. Der Hekla ist 5210 Fuß über die Meeresfläche erhaben und gewährt eine sehr weite Aussicht. Aber diese Ausdehnung macht die Aussicht zu einer der schrecklichsten, die es geben kann. Mehrere Meilen rund um den Berg erblickt man Nichts, als schwarze vulkanische Kegelberge, zwischen denen sich ein erstarrtes, dunkles, wild durcheinander geworfenes Chaos von Lava mit finsteren Betten ausdehnt; hier sucht das Auge vergebens ein grünes Ruheplätzchen: das Ganze gleicht einem großen ausgebrannten Feuerherde mit verglastem Gemäuer. Nördlich hinter dieser schwarzen Umgebung steigen im weißschimmernden Kranze mehrere der höchsten Gletscher auf, die sich in das Land hineinziehen und den Horizont mit ihren Spitzen begrenzen. Im Süden und Südwesten erhebt sich wie ein grauer Berg das öde Meer, dessen Anblick auch nichts Erfreuliches hat. Unser Führer wußte uns den Krater des Berges nicht anzugeben. Wir umgingen daher den ganzen Rücken und fanden den Haupt-

krater auf der nördlichen Seite der zweiten höchsten Spitze*). Dieser hält über zweihundert Fuß im Umfange seines oberen Randes, verengert sich trichterförmig, und ist über sechszig Fuß tief. Die untere Oeffnung und die Wände des schaurigen Schlundes sind mit Lavastücken bedeckt und angefüllt. — Auf dem Boden des Kraters lag ein sechszehn Fuß hoher Block von zusammengeschmolzenem Schnee. Darin hatte die von unten aufsteigende, aber unbedeutende Wärme Grotten gebildet, in denen man herumwandeln konnte und die von einer eigenthümlich bläulichen Dämmerung erhellt wurden. Das durch die Schnee- und Eiswände hindurchbrechende Tageslicht bewirkte diesen Dämmerschein. Dicht unterhalb des Kraters war ein großer Lavastrom vorgedrungen, der aus einer schwarzgrauen, ziemlich festen Masse bestand und sich, so weit das Auge reichte, in das Thal hinab erstreckte. Solche Ströme sind an verschiedenen Stellen in der Höhe des Berges hervorgebrochen; doch haben alle ihre Ausgänge mit der eigenen Masse verstopft und umgeben den Berg mit zackigen Wällen, über die man nicht ohne Lebensgefahr kommen kann. — Wir gingen auf der Stelle wieder zurück, von der wir aufgestiegen waren, und kamen höchst ermüdet und hungrig wieder bei unseren Pferden nach

*) Ida Pfeifer, welche den Hekla am 30. Juni 1845, zwei Monate vor seinem jüngsten Ausbruche, mit der Kühnheit einer Amazone bestieg, sagt über den Krater Folgendes: »Ich umging die ganze Spitze des Berges; ich kletterte bis zu dem anstoßenden Pökul: nirgends bemerkte ich eine Oeffnung, einen Riß, eine eingedrückte Wand, oder sonst irgend ein Anzeichen des Kraters. Nur an den etwas tiefer gelegenen Seiten des Berges, aber durchaus nicht an dem eigentlichen Kegel, sah ich weite Risse und Schlünde, aus welchen sich wahrscheinlich die Lavaströme ergossen haben.« Erläuterung dazu ist Mackenzie's Bemerkung: »Die höchste Spitze des Hekla steht zwischen zwei andern, und hat eine jetzt mit Schnee angefüllte Höhlung — den ehemaligen Krater.« Der so gründliche und scharf blickende Thienemann, dem unsere oben gegebene Beschreibung entlehnt ist, fand also am 29. August den Schnee des Kraters bis auf einen Block geschmolzen, und konnte daher in denselben hinabsteigen. Zu dieser Ansicht stimmt auch Ida Pfeifers Bemerkung: »Als wir hinabstiegen, fanden wir in einer Tiefe von 5 bis 600 Fuß den Schnee im Schmelzen; noch tiefer rauchte der ganze Berg, eine Erscheinung, die ich für eine Folge der plötzlich eingetretenen Sonnenwärme hielt.«

achtstündigem Marsche an, dessen Beschwerlichkeiten man daraus abnehmen kann, daß ich zwei Paar feste Schuhsohlen durchgegangen.«

Der Berg hat in den Jahren 1137, 1222, 1300, 1341, 1362, 1389, 1538, 1619, 1639, 1693, 1766 Feuer gespieen, Der Winter von 1765 bis 66 war so gelinde, daß man vor Ostern nur zwei Mal Frost hatte; alle Quellen, Bäche und Seen nahmen ab, und um den Berg vertrocknete das Haidekraut vor Hitze. In der Nacht vom 4. auf den 5. April 1766 bemerkte man ein Erdbeben, und des Morgens stieg eine schwarze Sandsäule in die Höhe, vermischt mit Feuer und glühenden Steinen. Zwei bis drei Meilen vom Berge entfernt fielen Bimssteine, die drei Ellen im Umfange hatten, und andere, die über sieben Pfund wogen. Viele Kirchspiele wurden ganz übersandet, und der Fluß Rang-aa mit Bimssteinen verstopft. Ringsum herrschte dabei Finsterniß; selbst in Holum, was dreißig Meilen vom Hekla liegt, war der Tag gleich einer dunklen Nacht. Acht Stunden dauerte dieser Sandausbruch. Viele andere Tage im Mai und Juni brannte der Berg mit großer Heftigkeit, und das Brüllen war fortwährend so stark, daß man es an sieben Meilen weit hörte. — Dem Ausbruche von 1766 folgten 1767 Flammen; erst 1768 wurde der Vulkan ganz ruhig und ist es seitdem geblieben. Nach der Beobachtung der Umwohner nimmt der Schnee des Hekla jetzt von Jahr zu Jahr ab, und daraus läßt sich auf einen nahen Ausbruch schließen.*)

*) Dieser gefürchtete Ausbruch ist denn auch wirklich im September 1845 erfolgt. In der Nacht vom 1. auf den 2. September hörte man ein fürchterliches unterirdisches Dröhnen. Dies währte ununterbrochen bis zum Mittag des 2. September, wo der Berg unter entsetzlichem Krachen an verschiedenen Stellen borst und durch zwei Schluchten an beiden Seiten Feuermassen hervorbrachen. Den obersten Gipfel konnte man vor Dampf und Rauch nicht sehen. Dann folgte ein Sand- und Aschenregen. In Folge davon waren 30 bis 40 Kühe gefallen. Die Schafe von den Haiden flüchteten nach den Ebenen, und viele fand man verbrannt Das Wasser der nächsten Flüsse, namentlich des Rang-aa, war so warm geworden, daß die Forellen starben und auf's Land kamen; auch die Reisenden konnten nicht übersetzen, weil die Pferde die Hitze nicht auszuhalten vermochten. Im November hatte der Ausbruch schon einen Weg von drei Meilen durchlaufen, und sich haushoch auf einer Sandebene ausge-

Eine halbe Tagereise hinter Eyrarbacka, dem vornehmsten Hafen an Islands Südküste, schlug ich mein Zelt zum letzten Male bei Breidabolstad, einem Predigersitz, auf. Am andern Morgen brach ich frühzeitig wieder auf, um Reikjavik zu erreichen. In der Nähe fand ich eine Rose (hybernica Hooker). Einige zwanzig Sträucher, etwa zwei Fuß hoch, machten den ganzen Bestand aus. Von Breidabolstad läuft der Weg in nördlicher Richtung und führt auf einmal durch eine öde Wildniß von zum Theil verglasten Lavaschichten, deren Farbe von Schwarz in ein helles Grün hinüberspielt. Hier wurde ich höchst angenehm durch den Anblick einer schönen Heerde Rennthiere überrascht. Langsam stiegen sie an der Seite eines Berges dicht neben mir herab. Es waren über funfzig. Ein edles

---

breitet. Der Fluß bot besonders bei hellen Nächten einen prachtvollen, großartigen Anblick dar, während drei ungeheure Rauchsäulen aus drei Kratern stiegen, die sich gebildet hatten. Später nahm die Lava ihre Richtung nach tiefen und feuchten Torfmooren, die dadurch auch in Brand geriethen und das Flammenmeer vermehrten. Nach Briefen vom 15. April 1846 dauerte der Ausbruch damals noch fort und war im höchsten Grade fürchterlich. Die Feuersäulen erhoben sich aus drei Schlünden bis zu einer Höhe von 1400 Fuß und waren breiter als der mächtigste Strom der Insel. Von der Lava waren schon mehrere hohe Berge gebildet worden, und der Vulkan hatte Bimssteine und Schlacken von tausend Pfund über eine Meile weit fortgeschleudert. Das Eis und der Schnee, welche den Berg seit Jahrhunderten bedeckten, waren vollständig geschmolzen. Der Fluß Rang-aa war wiederholt aus seinen Ufern getreten und hatte eine Menge todter Thiere zurückgelassen. In der Mitte des Sommers wiederholten sich noch ein Mal die Schreckens des Aprils. — Der Aschenregen im September 1845 erstreckte sich bei heftigem Nordwest bis über die Färö-Inseln. Er glich einem dichten Schneesturme, so daß weiße Schafe dunkelgrau und die Hände der Arbeiter ganz schwarz aussahen; auch wurden die meisten Blumen davon zerstört. Der ungewöhnlich milde Winter von 18½ und der darauf folgende heiße Sommer im Norden Europa's sind Erscheinungen, die mit dem Ausbruche des Hekla im Zusammenhange stehen. Aehnliches hat man auch sonst schon beobachtet. Als der Aetna im Jahre 1783 große Verheerungen anrichtete, war der Winter so mild, daß man schon im Februar bei Straßburg Veilchen fand; im Sommer desselben Jahres verspürte man eine ungewöhnliche Hitze und Heerrauch. Auffallend ist es, daß die Ausbrüche in Island oft mit Erdbeben in Italien oder Ausbrüchen des Vesuv und Aetna zusammenstimmen. Welch eine Verbindung mögen diese Feuerschlünde mit einander haben, quer unter Europa durch! —

männliches Thier führte den Vortrab, das von Zeit zu Zeit nach mir und seiner Heerde umschaute. Es war im Jahre 1770, als drei Rennthiere aus Lappland eingeführt wurden, und sie haben sich seitdem so ansehnlich vermehrt, daß sie zahlreiche Heerden bilden, welche von Flechten leben. Die Einwohner überlassen ihnen den ruhigen Besitz dieser öden Gegenden, da ihre Jagd zu beschwerlich und der Vortheil des erlegten Thieres zu gering ist. Sie zeigten sich weit zahmer, als ich geglaubt haben würde, und ließen mich auf eine halbe Schußweite an sich herankommen, ehe sie ihren Gang beschleunigten.

Ich hätte noch die Schwefelberge bei Krisuvik besuchen können, indeß war der Umweg zu bedeutend, auch sind dieselben mit denen am Krabla nicht zu vergleichen. Georg Mackenzie bemerkt unter Anderm Folgendes darüber: »Am Fuße des Hauptberges war eine schwefelhaltige weiße Thonschicht, aus der von allen Seiten Brodem herausstieg. Höher hinauf bemerkten wir auf einer Kuppe eine Höhlung, in der es kochte und plätscherte; sausend stieg aus den Spalten ringsum Qualm heraus. Die Höhlung und die ganze Seite des Berges gegenüber war mit schwefligem Thone von gelblicher und weißer Farbe bedeckt. Das Gehen über diese weiche dampfende Fläche blieb ein Wagestück. Wir wandelten gleichsam auf der Schaumkruste eines ungeheuren Siedekessels der Schöpfung. Einen Kessel kochenden Schlammes fanden wir, der wenigstens funfzehn Fuß im Durchmesser hatte. Der Schlamm war in beständiger Bewegung, und wurde oft bis zu einer Höhe von sieben Fuß emporgeworfen. Von hier aus gingen wir weiter den Berg hinauf, und fanden zu unserem größten Erstaunen hier in dieser Siedewelt eine kalte Quelle. Der Berg hat oben zwei Spitzen, die ein Rücken verbindet. Dieser Rücken besteht ganz aus Schwefel und Thon. Der Schwefel bildet hier eine glatte Kruste, die einige Zoll dick und schön krystallisirt ist. Unmittelbar darunter fanden wir lockeren, körnigen Schwefel, welcher mit dem Brodem als Luftmasse aufzusteigen scheint, um die Kruste zu bilden. Die Hauptschwefelquelle hatten wir noch nicht gesehen. Um dahin zu gelangen, gingen wir über lockeren Thon, in den wir bei jedem Schritte einsanken. Eine dichte Dampfsäule, mit etwas Wasser

vermischt, bahnt sich mit Ungestüm den Weg durch eine Felsspalte. Hinter der Dampfsäule starrt ein schwarzer Fels in die Höhe. Der Dampf dringt so gewaltsam hervor, daß er die Luft ringsum erschüttert, und dadurch ein Geräusch verursacht, was man bei stillem Wetter eine halbe Meile weit hört.«

Am 20. September Nachmittags fünf Uhr langte ich wieder in Reikjavik an, nachdem ich in 58 Tagen etwa 250 Meilen zurückgelegt hatte. Der Winter war mit seinen Stürmen und Schneeschauern vor der Thür, und ich mußte während dem in Reikjavik ausdauern. — Der Hauptzweck meiner Reise, die größere Verbreitung der heiligen Schrift auf Island, war vollkommen gelungen. Ueberall zeigte man die lebhafteste Theilnahme für das dargebotene Heil. Manche Unbemittelte brachten mit Freuden ein schweres Opfer, um nur eine Bibel zu besitzen, und es war in der That oft ein rührender Anblick, wenn Einer, glücklich über sein neues Besitzthum, dem um ihn gedrängten Kreise etwa einen Psalm oder ein Kapitel aus den Evangelien mit feierlicher Stimme vorlas: Alle saßen in Andacht und manches Auge glänzte von einer stillen Thräne.

Sechstes Kapitel.

Der abschreckende Name Island könnte uns leicht glauben machen, daß die Einwohner dieser Insel während des Winters beständig in Schnee und Eis vergraben sind. Dies ist aber keineswegs der Fall; vielmehr ist die Kälte hier selten strenger, als im Süden der skandinavischen Halbinsel, nur daß die Witterung unbeständiger ist. Der Winter, während dessen ich in Island verweilte, war sogar milder als einer von denen, die ich in Dänemark und Schweden verlebte. Große Schneemassen fielen besonders in dem nördlichen Theile der Insel, wo viele Landleute wegen Futtermangels in große Noth kamen. Es giebt auch in Island sehr strenge Winter. Die größte Kälte hatte man 1348, wo der Ocean ringsumher zufror, so daß die Einwohner von einem Vorgebirge zum andern reiten konnten. Den

größten Einfluß auf den Gang der Witterung überhaupt hat das Treibeis. Gegen Ende des Winters nähert es sich der Küste in ungeheuren Massen und in Gestalt von Eisinseln, die mit Bergen und thurmhohen Bauwerken bedeckt sind. Bei Stürmen werden diese schwimmenden Inseln unter dem schrecklichsten Gekrach gegen einander getrieben, und es kommt vor, daß das zwischen den Massen eingeklemmte Treibholz vermöge der Reibung Feuer fängt, und so dem Auge das fremdartige Schauspiel des rauchenden Eises darbietet. Ungesunde Nebel und kalte Winde gehen von den Eismassen aus, welche oft den ganzen Ocean, so weit das Auge reicht, bedecken; außerdem bringen sie auch wohl weiße Bären von Spitzbergen und Grönland mit. Man erlegt sie entweder mit Schießgewehren oder mit Spießen oder schlägt sie mit starken Knütteln todt. Während meines Aufenthaltes in Island starb ein betagter Mann, welcher allein neunzehn Eisbären erschlagen hatte. Dieses große Raubthier ist wenigstens hier zu Lande nicht so grimmig, als es sonst beschrieben wird. So ward erzählt, daß vor einigen Jahren bei einem strengen Winter ein Kind einen großen Bären auf dem Hausdache liegend fand, ihn für eine Kuh ansah und ihn streichelte, ohne daß der Bär ihm etwas zu Leide gethan hätte. — Das einzige Raubthier, welches sich in Island fortwährend aufhält, ist der Schneefuchs (canis lagopus), welcher sich von unserem gewöhnlichen Fuchse durch seine kurzen runden Ohren unterscheidet. Er lebt in den Höhlen der öden Berge und findet im Sommer überall einen leckeren Schmaus an den vielen brütenden Vögeln, ihren Eiern und Jungen; im Winter hascht er sich Schneehühner oder geht an den Strand, wo sich fast immer todte Thierkörper angeschwemmt finden, doch nimmt er auch mit Krebsen und Weichthieren vorlieb. Die Farbe der Schneefüchse ist bald weiß, bald grau, bald braun und schwarz, ohne daß dieselbe mit dem Alter oder der Jahreszeit wechselte, wohl aber fallen im Sommer die langen Haare aus und es bleibt nur ein kurzes seidenartiges Haar zurück. Die weißen Schneefüchse sind häufiger: die schwärzeren werden wegen ihres Pelzes am meisten geschätzt. Man richtet die Hunde zur Jagd auf sie ab.

Vom 3. Februar bis zum 12. Mai tritt diejenige Jahreszeit ein, welche die Isländer die Fischfangsjahreszeit nennen. Zu dieser Zeit sammeln sich zahllose Böte auf den südlichen und westlichen Küsten, während das Polareis die Baien und Buchten im Norden und Osten ausfüllt. Die Böte sind gewöhnlich außer dem Steuermann mit sechs bis acht Händen bemannt und rudern oft weit in die See hinaus; täglich verweilen sie dort bei Frost und Finsterniß acht bis zwölf Stunden. Da die Fische die Hauptnahrung des Volkes für den Winter ausmachen, so schicken die Bauern aus dem Innern zu diesem Geschäfte ihre Knechte oft vierzig bis funfzig Meilen weit; einige kommen selbst. Die Frauen helfen am Ufer beim Reinigen und Spalten der Fische. Bei den Fischereien sind eigene Kothen, die nur während der Fischzeit bewohnt werden. Alles geht in Pelzkleidung. Mitgenommen wird geräuchertes Hammelfleisch und Butter, dazu als Leckerbissen ein wenig Roggenbrot; der Branntwein pflegt auch nicht zu fehlen. Man fängt vorzüglich den Kablian. Der Kabliau (gadus morhua) hat eine graue, mit kleinen gelblichen Flecken besprenkelte Farbe, ist walzenförmig und nur mit dünnen Schuppen bedeckt, dabei glatt und schleimig, wie ein Aal. Er gehört zu den sogenannten Weichfischen, welche für das Meer das sind, was die Weißfische für die Flüsse, nämlich ein allgemeines Lebensmittel, nicht blos für die Nachbarschaft, sondern auch für die entferntesten Gegenden. Der Kabliau belebt die Meere des gemäßigten Erdstriches in ungeheurer Menge, und mehrere Tausend Schiffe gehen jährlich zu seinem Fange in's Meer, jetzt vorzüglich nach Neufoundland, sonst nach Island. Er wird zwei bis vier Fuß lang, neun bis zwanzig Pfund schwer, ja man hat ihn bis zu einem Gewichte von achtundsiebenzig Pfund gefangen. Er hält sich am Meeresgrunde auf, frißt Krebse, Seesterne, Heringe, Tintenfische, und laicht im Winter vom Februar bis zum Mai, wo er seine Eier in die Steinklippen an den felsigen Meeresküsten von Norwegen und Island legt. Diese Laichzeit ist die Erntezeit der Fischer, die dann oft eben so viel von der Kälte leiden, als unsere Erntner von der Hitze. Blasen, die aus der Tiefe aufsteigen, verrathen bei ruhigem Wetter den Aufenthaltsort der Fische.

Aus den Böten wird zuerst eine lange Leine ausgeworfen, die oft eine Viertelmeile lang ist und woran sich in angemessenen Zwischenräumen Tonnen befinden, damit sie oben bleibt und wieder gefunden werden kann. An dieser großen Leine hängen nun von Elle zu Elle die eigentlichen Fangschnüre. Am Ende jeder Fangschnur ist ein Stück Blei, und unterhalb desselben der Angelhaken mit dem Köder angebracht. Als Köder dienen zerschnittene Heringe, die Leber von Seevögeln oder auch allerlei zur Täuschung angehängte Dinge, als: weißglänzende bleierne Fische, bunte Muschelschalen, rothe Lappen. Jede Angelschnur muß 300 Fuß lang sein, weil der Kabliau in dieser Tiefe steht. Sind die Fischer an eine gute Stelle gekommen, so haben sie weiter Nichts zu thun, als die Angelhaken aufzuziehen und mit neuem Köder niederzulassen, weil die Fische in der rechten Tiefe in dicht gedrängten Massen als eine aus Leibern bestehende Wand beisammenstehen und sogleich anbeißen, wenn sie die Lockspeise gewahren. Ist der Fang glücklich, so können sechs Männer wohl in einem Tage ihr Boot füllen, worauf man an das Land zurückkehrt, um die fernere Zubereitung der Fische zu besorgen. Zuerst schneidet man die Köpfe ab und wirft sie unter Anderm den Kühen vor, die darnach besser milchen sollen. Dann werden die Fischleiber der Länge nach geöffnet und sowohl Eingeweide, als Rückgrat herausgenommen. Die Gräten braucht man in Island zur Feuerung. Aus der Schwimmblase gewinnt man die Hausenblase, einen Fischleim. Aus der den Sonnenstrahlen ausgesetzten und in Fäulniß übergegangenen Leber sickert unter wahrhaft pestartigem Geruch der Leberthran aus, der besser brennt und das Leder geschmeidiger macht, als der Wallfischthran. Auf hundert Centner Fische gewinnt man ein Faß Leberthran. Die ausgeweideten Leiber breitet der Isländer auf einer Sandfläche oder Felsenplatte aus. Wenn kein anhaltendes Regenwetter eintritt, das dort, eben so wie bei uns zur Erntezeit, sehr verderblich werden kann, so hat man den Fisch in etwa vierzehn Tagen getrocknet, und ein solcher, der auf einer Fläche lag, heißt im Lande Flachfisch (Flat-fiskr). Davon unterscheidet man den Hängefisch (Henge-fiskr). Dieser wird ganz durchgespalten, mit den Hälften an eine Stange ge-

reiht und unter einem gegen den Regen schützenden Wetterdache der Luft ausgesetzt. Im Allgemeinen heißt jeder an der Luft getrocknete Kabliau Stockfisch, der eingesalzene Laberdan, und der, welcher nach dem Einsalzen auf Felsenplatten oder Klippen getrocknet ist, Klippfisch. Da es dem Isländer an Salz fehlt, so kann er letztere Fische nur wenig zubereiten, und überläßt dies Geschäft dem Norweger, während der Deutsche und der Holländer den Kabliau wohl auch lebendig in einem unter dem Schiffsboden angebrachten Fischkasten als großen Leckerbissen mit in die Heimath bringt. — Außerdem fängt man in Island die dem Kabliau sehr verwandten Schellfische (gadus aeglefinus), dann Schollen und Heilbutten. Letzterer Fisch wiegt zwei bis drei Centner und ist fünf Ellen lang. Die Heringe fängt man erst später, nämlich im Juni und Juli, oft mit einem Netzzuge so viel, daß über hundert Fässer davon voll werden.

Außer der Fischzeit unternimmt im Allgemeinen kein Isländer im Winter eine längere Reise, als bis zur Kirche seiner Gemeinde. Die unter dem Schnee verborgenen Spalten und Klüfte der Lava, die von Eismassen erfüllten reißenden Flüsse, dazu Stürme und Schneegestöber, setzen einer Winterreise oft Hindernisse entgegen, zu deren Besiegung der Muth und die Kraft eines Menschen unzulänglich erscheinen. Dennoch gehen einzelne Postboten durch's Land, so namentlich einer von Nordland nach Reikjavik. Die Reise dieses einzelnen Mannes hat etwas besonders Schauerliches, da er alljährlich einen Weg von vierzig Meilen durch schreckliche Wüsteneien in der schlimmsten Jahreszeit zurücklegen muß, um die Briefe zu dem in Reikjavik überwinternden Postschiffe zu befördern. Pferde mitzunehmen, ist gar keine Möglichkeit, er nimmt also nur einen mäßigen Mundvorrath und seine Schneeschuhe nebst einer kleinen Schaufel mit. Hat er, wie das gewöhnlich der Fall ist, mit großem Unwetter zu kämpfen, und überfällt ihn namentlich ein dichtes Schneetreiben, welches die Luft ganz und gar verfinstert, so bleibt ihm Nichts übrig, als daß er sich oft mehrere Tage lang im Schnee vergraben aufhält, und dazu gebraucht er die Schaufel. Trifft er einmal trockenes Wetter, wo der Schnee bei klarem Froste eine harte Rinde bildet, so geht die Reise rasch vorwärts,

wenn gleich er oft über Klippen und Felsspalten setzen und ganz steil abwärts gehende Hänge passiren muß. Zum Behufe des Letzteren dienen die Schneeschuhe. Es bestehen diese Schneeschuhe aus drei Ellen langen, vier Zoll breiten und einen halben Zoll dicken Brettern von Fichten- oder Eichenholz, welche, vorn abgerundet, sich etwas aufwärts beugen und in der Mitte mit einem Querriemen versehen sind, um die Spitze des Fußes aufzunehmen. Man kann mittelst derselben über den Schnee kommen, wo er zu locker liegt, als daß er den Fuß trüge. Dem Ungeübten fällt der Gang auf den Schneeschuhen ziemlich schwer, da er in einem Fortschieben der Füße mit steifen Knieen besteht; dem Geübten ist's eine angenehme Bewegung. Einen steilen Berg hinauf kann man sie nicht gebrauchen; bei weniger schroffer Erhebung des Berges geht es schon eher, besonders wenn die untere Seite der Schuhe mit steifhaarigem Seehundsfell so beschlagen ist, daß die Haare nach hinten stehen und sie auf diese Weise das Rückwärtsgleiten des ruhenden Fußes verhindern. Bergab geht es desto besser, wo nur darauf zu sehen ist, daß man das Gleichgewicht und die Füße dicht an einander hält. Dem Unerfahrenen gleiten die Schneeschuhe dabei leicht unter den Füßen fort und suchen ihren Weg bergab voraus, so daß der Besitzer auf dem fleischigen Körpertheile, wie auf einem Schlitten, hinterdrein fährt. Die Eingebornen fahren an fast senkrechten Schneewänden mit größter Fertigkeit pfeilschnell hinab, und wissen vorstehende Klippen durch geschickte Wendungen zu vermeiden. — Die Isländer, welche zum Behufe des Fischfanges gegen das Ende des Winters vom Norden her kommen, suchen sich die besten Wege aus, und dennoch findet Mancher auf dieser Reise seinen Tod. Wohl sucht der Reisende in dieser Jahreszeit sein Quartier in einer unterirdischen Höhle; wohl baut er sich ein Haus von Schnee, worin er ausruht, bis das matte Licht des Tages wieder aufdämmert; wohl leuchtet ihm oft bei Nacht der Vollmonds- und Nordlichtsschein: aber seine größte Gefahr bleibt doch immer die Verirrung bei dichtem Schneefalle, wodurch jegliches Merkmal an den Spitzen und kantigen Vorsprüngen der Berge dem Auge entzogen wird. Wenn der Schnee geschmolzen und der Sommer gekommen ist,

dann zeigt ein Haufen gebleichter Gebeine den Ort an, wo der arme verirrte Wanderer vor Hunger und gänzlicher Erschöpfung dahin sank.

Der stete Umgang mit Gefahr macht den einzelnen Menschen leicht kalt und roh, wie man dies bei Kriegern und Matrosen häufig sieht; allein in engerer Verbindung mit einer Familie bewirkt er Frömmigkeit. An den Isländern sieht man diese letztere allgemein bewährt. Daher am Morgen und am Abend die häuslichen Andachten der ganzen Familie, wobei man einige geistliche Gesänge singt und ein Kapitel aus der Bibel liest. Dies geschieht namentlich im Winter. Die Lebensordnung ist dann höchst einfach. Man steht des Morgens um sechs oder sieben Uhr auf. Der größte Theil der Bauernfamilien nimmt Wollarbeiten vor, welche nach Maßgabe der Kräfte und Fähigkeiten vertheilt werden. Die Jüngeren zupfen den gröberen Theil der Wolle aus dem feineren heraus; Andere spinnen die gezupfte und stricken daraus Strümpfe, Handschuhe, Jäckchen und Mützen; noch Andere fertigen Taue aus Wolle oder Pferdehaaren, oder nähen Schafpelze zur Fischerkleidung. Der Hausvater oder sonst ein geschickter Arbeiter sitzt am Webstuhle und webt eine Art Tuch, welches in der Landessprache Vadmal genannt wird. Sie verstehen sich auch auf das Färben, und da Blau die Lieblingsfarbe ist, so wird viel Indigo verbraucht. Häufig erspart man durch Anwendung der natürlichen braunen Wolle alle Färbung. Alles Verfertigen von Kleidungsstücken ist das Geschäft der Weiber, während jeder Hausvater alle übrigen Handwerke in sich vereint. Sie schmieden sich die Hufeisen für ihre Pferde, machen sich Nägel und was sie sonst von eisernen Geräthschaften brauchen. Einige von ihnen sind so geschickte Silberschmiede, daß ihre Arbeiten den Kopenhagenern gleich kommen; selbst Federn oder Schrauben an den Flinten wissen sie oft mit großer Geschicklichkeit wieder in den Stand zu setzen. So fertigen sie auch die hölzernen Geräthe selbst, bessern das Haus oder bewerkstelligen einen neuen Bau. Ein Theil der Familie besorgt die Viehwirthschaft. Man wartet die

in den Ställen befindlichen Kühe und Schafe ab, oder sieht nach den Schafen und Pferden, welche sich im Freien oft meilenweit vom Hause in einem geschützten Thale, an einer warmen Quelle befinden, damit sie in Ordnung bleiben und nicht zu Grunde gehen. Dies letztere Geschäft ist oft lebensgefährlich; denn bei sehr schlimmer Witterung ist man doch genöthigt, sie in die Nähe des Wohnhauses zu bringen. Allein die Wege sind dann oft gänzlich verdorben, und der Schneesturm braust häufig mit solcher Heftigkeit, daß es nicht möglich ist, vorwärts zu kommen. Zuweilen begraben auch stürzende Lavinen den Hirten sammt der Heerde. Die Gewohnheit von Jugend auf bewirkt, daß der Isländer immer frohen Muthes selbst an das gefährlichste Geschäft geht; doch erklärt sich aus diesen stets drohenden Gefahren die Sitte, daß bei jeder kleinen Entfernung vom Hause ein förmlicher Abschied von den einzelnen Gliedern der Familie genommen wird, was zugleich die innige Anhänglichkeit Aller an einander beweist. Wenn sie in die See zum Fischen hinausziehen, so pflegen sich die Glieder einer Familie auf verschiedene Böte zu vertheilen, damit im Falle eines Unglücks das eine Haus nicht zu hart getroffen wird.

Um Abwechselung in die trübselige Einförmigkeit der langen Winterabende zu bringen, spielt man Schach- und Brettspiel, auch wohl Karten, doch ohne Geld. Zuweilen spielen die Isländer mit Kugeln auf dem Eise, wie wir bei unserm Kegeln; zuweilen vermummen sie sich und treiben allerhand Scherze. Im Sommer spielen sie Kämmerchen-vermiethen und reiten um die Wette. Eigenthümlich ist ihnen das Langspiel: ein musikalisches Instrument mit drei Saiten, welches, wie die Geige, mit einem Bogen gestrichen wird, jedoch in der Nähe etwas rauh klingt. Außerdem vergnügt man sich in Gesellschaften damit, daß man Verse liest und singt, oder daß ein Mann und eine Frau sich bei der Hand fassen und wechselweise Lieder singen, die auf einander passen, wobei der Chor von Zeit zu Zeit mit einstimmt. Eine Hauptergötzung ist jedoch das Vorlesen ihrer Sagen, so daß der Hauswirth den Anfang macht, und die Uebrigen fortfahren. Einige können diese Sagen auswendig, und man hat wandernde Geschichtserzähler, welche sich ihren Lebensunterhalt

während des Winters dadurch verschaffen, daß sie in den verschiedenen Meierhöfen so lange verweilen, bis sie ihren Vorrath erschöpft haben. — Die ursprünglichen Ansiedler hatten sich früher in Norwegen und auf den Meeren ritterlich umhergetummelt; in Island dagegen blieb der Kreis ihrer Thätigkeit immer nur beschränkt. Man baute friedlich seine Hütte, pflegte des Graswuchses im Tuun, achtete auf Heerde und Fischfang. Wohl fehlte es nicht an Fehden im Lande, wie denn einst 1300 Mann und 20 Schiffe gegen einander fochten; aber an große auswärtige Unternehmungen zur See konnte man bei dem Mangel an Schiffsbauholz nicht denken. Dadurch wurde der Isländer mehr in sein Inneres zurückgedrängt, und während im Laufe des eilften, zwölften und dreizehnten Jahrhunderts in anderen Ländern Krieg und Barbarei herrschten, lebte das Volk dieses Eilandes unter einer weisen Verfassung in seinem goldnen Zeitalter, wo Wissenschaften und Dichtkunst blühten. Die isländischen Gelehrten, Erzähler und Dichter besuchten fremde Höfe, und wurden von den Königen ferner Länder geschätzt und geehrt. Sie kehrten mit reichem Gut nach der Heimath zurück, und ihr Glück spornte Andere an, ein Gleiches zu suchen. Die Geschichten der Vorzeit und die Wunder der Schöpfung bewegten Geist und Gemüth. Die ächt volksthümliche Verfassung gab Gelegenheit, in freier Rede Verstand und Sprache auszubilden. Daher prägte sich die isländische Dichtkunst in mannigfaltigster Form aus. In Sittensprüchen, Räthseln und Wechselgesängen spricht sich oft viel Scharfsinn aus; in Spott- und Scherzliedern spielt der Witz. An Spottliedern scheinen die Isländer vorzüglich Gefallen gefunden zu haben; denn es erging einmal ein Verbot, keine Spottlieder auf einen norwegischen König zu verfertigen, weil dieser deshalb mit Krieg drohte. Ueberhaupt hatte Alles, was sich auf die alte Heimath Norwegen bezog, einen besonderen Reiz, und die Sagen des skandinavischen Nordens wurden als theures Erbtheil der Väter lebendig erhalten. Als diese Sagen dort in den Strudeln der Zeit verrauscht waren, tauchten sie hier in frischer Verjüngung aus dem Quell der Poesie wieder hervor. Ein großer Schatz derselben ist uns aufbewahrt in der isländischen Edda. Unter diesem Namen

hat man zwei Sammlungen von Dichtungen, als Werk der Skalden, das sind die alten nordischen Sänger in Dänemark, Schweden, Norwegen und Island. Die erste dieser Sammlungen, welche man die ältere oder die Sämundische Edda nennt, wird dem Sämund Siegfusson zugeschrieben. Dieser war Pfarrherr in Odde und starb 1123. Er hatte viele Reisen in Frankreich und Italien gemacht, brachte die Schreibekunst nach Island und soll die Edda nach runischen Denkstäben zusammengestellt haben. Die alten Skandinavier schnitten nämlich ihre Schriftzeichen, die Runen, in Stäbe als Zauberzeichen ein, oder gruben sie in Steine als Inschriften ein. Diese Schriftzeichen, 16 an der Zahl, ahmen in ihrer Gestalt den Gegenstand nach, dessen Namen sie führen, und bestehen aus einzelnen nach Zahl und Richtung verschiedenen Strichen, welche auf einem senkrechten Grundstrich aufstehen. Zur Buchschrift dienten sie erst seit Einführung des Christenthums. Die ältere Edda ist in Versen abgefaßt, und erzählt theils Göttergeschichten, theils verherrlicht sie das Leben und die Thaten der alten Helden. Der Name Edda, d. i. Großmutter, soll darauf hinweisen, daß dies Buch die Stammmutter aller isländischen Poesie sei. Mehrere Jahrhunderte hindurch war die ältere Edda von den Geistlichen als verruchtes heidnisches Buch gänzlich unterdrückt worden, und blieb daher vor den Augen Europas verborgen, bis der Bischof Brynjolf Svensen zu Skalholt 1643 ein auf Pergament geschriebenes Exemplar entdeckte und an's Licht brachte. In der jüngeren Edda sind die Lieder in ungebundene Rede übergetragen; auch enthält sie eine Art Anleitung zum Dichten. Man schreibt die Abfassung dieser Sammlung dem berühmten isländischen Geschichtschreiber Snorro Sturleson († 1241) zu, der auch eine norwegische Geschichte unter dem Titel Haimskringla, d. i. Weltkreis, abgefaßt hat.

Die Religion hüllte sich bei den alten Skandinaviern, wie überall, in das Gewand der Dichtkunst ein. Das Erzeugniß des Nachdenkens über die Entstehung der Welt und das Reich der Unsichtbaren gestaltete sich unter der Einwirkung der ungeheuerlichen nordischen Phantasie zu einem wunderbaren Riesenbaum, der Himmel und Erde umfaßt, und dessen Aeste und

Zweige sinnig mit seltsamen Blumengewinden geschmückt sind. Hier stehe in kurzen Umrissen das Wesentliche. Ursprünglich war nicht unten die Erde, nicht oben der Himmel: nur Abgrund war und Nebelwelt (Niflheim), worin der Alles verschlingende Brunnen floß. Zwölf Flüsse gingen von diesem aus, und als diese sich so weit von ihrem Quell entfernt, daß ihr Wasser zu Reif gefror, da wuchs ein Reif über den andern bis in die Kluft des großen Abgrundes, der davon ganz ausgefüllt wurde. Mittagwärts von der Nebelwelt war die Licht- und Feuerwelt (Mispelheim). Aus jener kam Alles dunkel und kalt, aus dieser Alles hell und heiß. Da nun die heißen Lichtstrahlen aus Mispelheim sich mit der Kälte aus Niflheim begegneten, so schmolz der Reif, und die Tropfen wurden durch die Kraft Dessen, der das Licht gesendet, lebendig. Daraus entstand Ymer, der Riese des Eises. Ihm wuchs unter seinem linken Arme ein Männchen und ein Weibchen hervor. Daraus entstanden die Eisriesen. Aus der Vermischung der Hitze und Kälte entstand aber auch die Kuh Audumbla. Ihrem Euter entflossen vier Milchströme, wovon Ymer sich nährte. Die Kuh nährte sich vom Belecken der salzigen Reifsteine. Als sie dies eines Tages that, siehe, da wuchsen am Abend aus dem Steine Männerhaare, am andern Tage ein Menschenhaupt, am dritten ein ganzer Mann, den man Bure nannte. Dessen Sprößling war Bör, der mit einer Riesentochter drei Söhne zeugte, Odin, Wile und Ve, welche die Beherrscher des Himmels und der Erde wurden. Die Söhne waren gut, die Kinder Ymers bös; Beide waren in ewigem Kampfe gegen einander begriffen. Endlich tödteten die Söhne Börs den Riesen des Eises, zogen seine Leiche in den Abgrund und schufen daraus die Welt: aus seinem Blute Meer und Flüsse, aus seinem Fleisch die Erde, aus seinem Haar Gras und Bäume, Felsen aus den Knochen, Steine und Klippen aus den Zähnen und den zerschlagenen Kiefern. Aus seinem Kopfe aber machten sie den Himmel, den vier Zwerge, Ost, Süd, West, Nord, tragen mußten. Ymers Hirn warfen sie in die Höhe, und daraus entstanden die Wolken. Die aus Mispelheim herübergeflogenen Lichter und Funken aber nahmen sie und setzten sie oben an den Himmel, damit sie

der Erde leuchten sollten. Einst wandelten die Söhne Börs am Meeresstrande, wo sie zwei Blöcke fanden. Diese hoben sie auf und schufen daraus zwei Menschen. Der Eine gab ihnen Leben und Seele, der Zweite Bewegung und Vernunft, der Dritte das Antlitz mit Sprache, Gehör und Gesicht. — Fragen wir nach der tieferen Bedeutung dieser Dichtungen, so ergiebt sich schon von selbst, daß die Lehre von der Entstehung der Welt hervorgegangen ist aus der Betrachtung der Naturerscheinungen. Die Riesen, die um den Abgrund der Zeit lagern, sind die schaffenden Kräfte des Himmels und der Erde. Der Anfang der Welt ist an die Beobachtung eines Frühlingstages geknüpft. Der Riese des Eises ist der Winter, aus dessen Tode das Leben hervorgeht; bös aber muß er und seine Kinder sein, insofern durch den Winter die Entwickelung alles Schönen gehemmt wird. Die Entstehung des Lichtwechsels wird ferner so erklärt: Der Riese Finster hatte eine schwarze Tochter, Nott d. i. Nacht. Diese vermählte sich drei Mal und zeugte mit Nagelfari, d. i. Aether, einen Sohn Andur, d. i. Stoff (das Chaos), mit Anar, d. i. Bildungstrieb, die Erde, endlich mit Dellingur, d. i. Dämmerung, den Dagur, d. i. Tag, der licht und glänzend war. Allvater nahm hierauf Nott und Dagur zu sich, und gab ihnen Roß und Wagen, um jeden Tag die Erde zu umfahren. Nacht ritt voran auf ihrem Rosse Dunkelmähne, das jeden Morgen die Erde mit dem Schaum seines Gebisses bethauete; Dagur's Roß, Glanzmähne, erleuchtete mit seiner Mähne Luft und Erde. Zwei schöne Kinder hatte Mundilfari, d. i. Achsebeweger, die heißen Sool und Maan, d. i. Sonne und Mond. Der Vater, stolz auf die Schönheit seiner Tochter, vermählte sie an Glemur, den Gott der Freude. Die Götter, erzürnt über diese Anmaßung, versetzten beide Kinder an den Himmel. Sool mußte die Rosse des Sonnenwagens lenken, Maan die Rosse des Mondwagens, und über Ab- und Zunahme des Mondlichtes wachen. — Später mischt sich in die Naturpoesie geschichtlicher Stoff, und so bildet sich die neue Götterlehre aus. Odin ist Mittelpunkt derselben. An der Spitze der Asen (Asiaten) kam er als gewaltiger Held von Osten hergezogen, unterwarf sich den ganzen skandinavischen Norden und

machte Sigtuna in Schweden zu seinem Herrschersitz. Hier begründete er eine neue Gesetzgebung und einen neuen Gottesdienst. Er selbst war das Haupt von zwölf Priesterfürsten, welche den Geheimdienst und die Rechtspflege besorgten, als Seher in die Zukunft blickten und wahrsagten. Außerdem war er Schöpfer der Kriegskunst und des Gesanges, war Erfinder der Runen und machte sich als Zauberer gefürchtet. Auf dieser geschichtlichen Unterlage wurde nun der neue Himmel der Skalden aufgebaut. Odin (Wodan oder Guodan d. i. Gote, Gute) ist der Gott des Göttergeschlechts oder der Asen, der Erste und Aelteste von Allen, der immerdar lebt; Urquell des Lichtes. Er sitzt auf einem erhabenen Throne, wo er Alles in der Welt sieht, allein mit sich, sich selbst beschauend, neben sich den Speer der Gewalt; Sleipner heißt sein flüchtiges Roß. Er hat den Vorsitz im Rathe der Asen, zu dem nur die zwölf obersten Götter kommen. Seine Gemahlin, Frigga, theilt mit ihm den wunderbaren Thron, von dem man in alle Lande sehen kann (Umschreibung der Vorsehung). Aller Menschen Schicksal ist ihr offenbar, ruht aber verschwiegen in ihrer Brust. Von Beiden stammt das Göttergeschlecht, und Odin heißt deshalb auch Alfadur, Allvater. Ihr erstgeborener Sohn ist Thor, der Gott des Donners, das Bild der Naturkraft, aller Götter und Menschen stärkster, dessen gewaltiger Fußtritt wie Sturm ertönt, dessen Hammer (der Blitz) auch das Härteste zermalmt. Ihm zur Seite steht Balder, der jugendlich schöne Gott der Beredtsamkeit und Unschuld, der das Recht entscheidet, und der im Glanze der Lilie einher wandelt, dem zu Ehren auch die weißeste Blume Baldrian genannt ist. Niord, der im Sturmwind die brausenden Schwingen schüttelt, daß Alles erbebt, ist der Gott der Winde, des Seewesens, des Handels und des Reichthums. Seine Kinder sind Freyr und Freya. Freyr, der einherschwebt im Lichtkleid des Sommers, ist Beherrscher der Sonne; Regen und Sonnenschein, wohlfeile Zeit und Theurung hängen von ihm ab; statt eines Rosses reitet er auf einem Eber mit goldnen Borsten. Freya ist die Göttin der Liebe; ihr Auge ist ewiger Frühling, Nacken und Wange Licht; sie freut sich des süßen Gesanges und erhört gern, als die sanfteste und gütigste

aller Götter, die Bitten der Menschen; ihre Botschafterin ist Gna. Tyr, ein Sohn Odins, der muthige Gott, im Blicke Todeswunden, erscheint hoch wie die Tanne und schwingt den Blitz der Schlachten. Sein Bruder Braga, der Gott der Weisheit und Dichtkunst, erscheint mit goldner Telyn (Leyer). Seine Gemahlin Iduna bewahrt die Aepfel der Unsterblichkeit, welche allein der Götter ewige Jugend erhalten; sie reicht dieselben in goldenen Schalen den Helden beim Eintritt in Walhalla. Ein Sohn des Donnerers Thor war Uller, von schöner Gestalt, Meister im Pfeilschießen und Schrittschuhlaufen; ein silberner Reif umfließt die Blume seines Kinnes. Hlyn oder Lyna, die Sanfte, die dem Freunde im Unglück die Thräne aufküßt, ist die Göttin der Freundschaft und Huld. Von sehr geheimnißvollem Wesen ist Hoder, der starke, aber blinde Gott des Reichthums, der in der Unterwelt wohnt und den Balder tödtet; seinen Namen mögen die Götter nicht aussprechen hören. Der Wächter des Himmels an der Himmelsbrücke Bifrost (Regenbogen) ist Heimdal. Sein Auge sieht bei Nacht wie bei Tage, sein Ohr hört das Gras wachsen auf dem Felde und die Wolle auf dem Vließ der Lämmer; er erscheint mit tiefer Stirn, das Auge auf die ruhige Brust gesenkt. Eine große Esche giebt es: das ist der Weltbaum über dem Brunnen der Urzeit. Ihre Zweige verbreiten sich über die Welt, ihr Gipfel reicht über die Himmel hinaus. Sie hat drei Wurzeln, die sich weit ausdehnen: bis zur Wohnung der Götter, zur Wohnung der Riesen und unter Hela (Unterwelt). An der mittlern Wurzel ist der Brunnen Mimers, das ist der Weisheit; an der Wurzel, welche bis zu den Asen reicht, ist die heilige Quelle, wo die Götter sich zur Berathung versammeln. Immerdar steigen aus dieser Quelle drei schöne Jungfrauen hervor, die Nornen, genannt Urd, Vergangenheit, Varande, Gegenwart, Skuld, Zukunft. Sie sind es, die den Rath der Götter, sowie der Menschen Schicksal und Leben bestimmen. Oben auf der Esche sitzt ein Adler, der weit umher blickt, unten an der Wurzel nagt eine Schlange, Fäulniß an den Seiten des Baumes; aber immer schöpfen die Jungfrauen aus dem heiligen Brunnen, daß er nicht dorre. Ueber dem Brunnen singen zwei Schwäne; das Laub

der Eſche thaut ſüßen Thau, die Speiſe der Bienen. Die Walkyrien ſind furchtbar ſchöne Weſen, Odins Jungfrauen. Mit Helm und Panzer ſitzen ſie auf flüchtigen Roſſen und laden ein nach Walhalla; die von ihren Reizen bezauberten Helden ſchmachten nach ihrer Ankunft. Die Wohnung der Götter war Asgard, die Götterburg, von wo die Brücke Biſroſt zur Erde niederging. Asgard umſchloß die Paläſte der Götter. Da ſtand Odins ſilberner Palaſt; im rothgoldnen Saale deſſelben iſt der Thron, von welchem Allvater die ganze Welt überſieht. Mitten in Asgard liegt das Thal Ida, wo Gladheim, der Saal der Freude, Wingolf, der Tempel der Freundſchaft und Liebe, Glaſor, der Hain von goldnen Bäumen. Ein eigener Palaſt mit Hainen und ſchönen Umgebungen war Walhalla, die Wohnung der Helden, die den Tod in der Schlacht gefunden. Auch hier iſt das ſelige Leben getheilt in ewig blutigen Kampf und ſchwelgenden Schmaus; alle Wunden des Kampfes aber ſind geheilt, ſobald das Horn des Gaſtmahls ertönt. Die Zahl der Helden iſt unausſprechlich groß und wird ſich in's Unzählbare vermehren; doch die Götter werden wünſchen, daß ſie noch größer ſein möchte, wenn einſt der Wolf Fenris kommt. Dieſer Wolf iſt der Sohn des argen Loke; ſeine Geſchwiſter ſind Hela, die häßliche Göttin der Unterwelt, und die ungeheure midgardiſche Schlange Jormungandur, welche die ganze Erde umgiebt. Loke iſt der Gott des Feuers, der ſich am Böſen erfreut. Hela herrſcht in Niflheim; ihr Saal heißt Schmerz, ihr Bette Krankheit, ihr Tiſch Hunger, ihre Diener Säumniß und Langſamkeit. Alle, die an Alter und Krankheit ſterben, wandern hinab in ihre düſtere Behauſung. Aus der Betrachtung, daß die Vernichtung endlich über alles Daſeiende ſiegen werde, entſtand die Sage vom Untergange der Welt. Eine Reihe von ſchrecklichen Wintern wird auf einander folgen, mit unendlichem Schnee, ſtrenger Kälte und furchtbaren Stürmen, wo die Sonne verborgen bleibt, und alle Welt in blutigen Kriegen entflammt iſt. Dies ſind die Zeichen, daß der Bau der Erde zuſammenſtürzen, und die große Götterdämmerung (ſo heißt der allgemeine Weltenuntergang) eintreten wird. Der Wolf Fenris, dies Ungeheuer, das, wenn es den Rachen aufſperrt, mit dem Oberkiefer an den

Himmel, mit dem Unterkiefer an den Abgrund stößt, verschlingt dann die Welt, während die Bewohner von Mispelheim einen Angriff auf Asgard machen. Der Himmel wird von den Riesen erstürmt und die Himmelsbrücke stürzt zusammen, wenn diese darüber reiten. Deshalb ist Heimdal als Wächter dahin gestellt und deshalb erfreuen sich die Götter der zahllosen Mitkämpfer. Vergebens aber ist alle Vorsicht und Gegenwehr: die Götter kommen um; selbst der allwaltende Odin und der mächtige Thor. Doch aus dem Meere steigt von Neuem ein lieblich grünendes Erdreich auf. Eine neue Sonne leuchtet der Erde, und ein errettetes Menschenpaar, von Morgenthau genährt, erneuert das Menschengeschlecht. Für Gerechte und Ungerechte giebt es dann neue Wohnungen zum Lohn und zur Strafe. Widar (der Sieger) und Wale (der Mächtige) werden den Himmel bewohnen; Mode (Geisteskraft) und Magne (Stärke) erhalten den zermalmenden Hammer, wenn Thor, vom Kampfe ermattet, gestorben ist; Widar aber reißt dem Wolf den Rachen entzwei. Dies Letztere, wie auch andere Züge deuten schon auf den Sieg des Christenthums über das Heidenthum.

Außer den Riesen spielen die Zwerge und Elfen eine Hauptrolle in den nordischen Sagen. Die Zwerge wurden nach der Götter Willen unter der Erdrinde belebt, wie Maden im Fleische, nahmen Theil am menschlichen Verstande und sehen aus wie Menschen; sie heißen auch Trolle. Sie leben, wie man sich erzählt, im Innern der Berge, Felsen und Hügel, haben kurze Beine und lange Arme, große Höcker und lange, krumme Nasen, mit einem alten, häßlichen Gesicht, tragen graue oder schwarze Jacken und rothe, spitze Mützen, werden für sehr reich gehalten, und wenn sie in der Johannisnacht, wo alle Unterirdischen ihr Hauptfest feiern, ihre Hügel und Berge auf rothen Pfeilern erhöhet hatten, dann sahen Sonntagskinder dort Alles von wunderbarem Glanze blitzen und schimmern. Sie sind geschickte und erfahrene Arbeiter in Gold, Silber, Eisen und anderen Metallen. Sie machen wundervolle und außerordentliche Sachen für die Asen, so wie für sterbliche Helden. In der Edda findet sich unter Anderm folgende Erzählung.

Loke hatte einst aus Bosheit der Siff alles Haar abge-

ſchnitten. Als Thor dies gewahr wurde, packte er den Loke, und würde ihm jeden Knochen im Leibe zerbrochen haben, hätte dieſer nicht geſchworen, die Zwerge dahin zu bringen, für Siff goldnes Haar zu verfertigen, welches wie anderes Haar wachſen würde. Loke ging nun zu den Zwergen. Dieſe brachten auch wirklich das Haar zu Stande, welches, ſobald es auf den Kopf gebracht wurde, wie wirkliches Haar wuchs. Außerdem verfertigten ſie einen Speer, der in der Schlacht immer traf, und dann ein Schiff, das, wohin es auch ſegelte, immer guten Wind hatte; auch ließ es ſich ausdehnen und einziehen, man konnte es auseinander nehmen und in einen Beutel ſtecken. Loke verwettete nun ſeinen Kopf gegen den Zwerg Brock, daß deſſen Bruder Eitri nicht drei ſo vortreffliche Sachen ſchmieden könne. Sie gingen zu der Schmiede. Eitri ſetzte die Schweinshäute, das ſind die Blaſebälge, an das Feuer, hieß ſeinen Bruder Brock blaſen und ſchärfte ihm ein, nicht eher damit aufzuhören, als bis er ſelbſt wiedergekommen wäre und die hineingelegten Dinge aus dem Feuer genommen hätte. Als nun Brock in der Schmiede die Blaſebälge trieb, kam eine Fliege, ſetzte ſich auf ſeine Hand und ſtach ihn; er hörte aber nicht auf mit dem Blaſen, bis ſein Bruder Eitri das Werk aus dem Feuer nahm: es war ein Eber mit goldenen Borſten. Darauf that er Gold in das Feuer. Der Schmied verließ wieder die Werkſtatt. Da kam die Fliege, ſetzte ſich auf Brocks Nacken und ſtach ihn heftiger als zuvor; er blies aber fort, bis der Meiſter zurückkam und aus dem Feuer den Goldreif, Drupner d. i. Tröpfler, herausnahm. Darauf that er Eiſen in's Feuer, hieß ihn blaſen und ſagte ihm, wenn er damit vor der Zeit aufhöre, ſo ſei alle Mühe verloren. Die Fliege ſetzte ſich jetzt dem Brock zwiſchen die Augen und ſtach ihn ſo heftig, daß ihm das Blut in die Augen lief und er nicht ſehen konnte. Als daher die Blaſebälge nieder waren, fing er in aller Eile die Fliege und riß ihr die Flügel aus. In dieſem Augenblicke kam Eitri und ſagte, daß alles im Feuer Befindliche auf ein Haar verdorben wäre. Nun nahm er aus dem Feuer den Hammer Miölner, d. i. Zerſchmetterer, gab alle geſchmiedete Werke ſeinem Bruder Brock, und hieß ihn damit nach Asgard zu gehen, um die Wette zu

lösen. Loke nahm nun auch seine Kleinode und Beide wählten Odin, Thor und Freyr zu Richtern. Darauf gab Loke dem Odin den Speer, dem Thor das goldne Haar, und dem Freyr das Schiff, indem er die Vorzüge dieser Dinge erklärte. Brock gab dem Odin den Goldreif und sagte, daß dieser in jeder neunten Nacht acht andere eben so kostbare Ringe von sich träufeln werde. Dem Freyr gab er den Eber und berichtete, daß derselbe schneller als das beste Roß bei Tage und Nacht durch Wasser und Feuer laufe, und daß keine Nacht so dunkel sein könne, die er nicht durch seine Borsten erleuchte. Den Hammer bekam Thor, und Brock sagte, daß derselbe niemals fehl werfen würde, wohin man ihn auch schleudere, daß er selbst aus der weitesten Ferne doch immer in Thors Hand zurückkehre, und daß er, sobald er es wünsche, sich zum Einstecken in die Tasche verkleinern würde. Nur einen Fehler hatte der Hammer: der Griff war zu kurz. Das Urtheil fiel indessen doch dahin aus, daß der Hammer das Beste sei, und der Zwerg die Wette gewonnen habe. Da bat Loke sehr, daß er nicht den Kopf verlöre; aber der Zwerg antwortete, es könne nun nicht anders sein. »So fange mich,« rief Loke, und als er sich dazu anschickte, war Loke schon weit weg; denn er hatte Schuhe an, mit denen er durch die Luft und über das Wasser laufen konnte. Da bat der Zwerg den Thor, ihn zu fangen, und Thor that es. Jetzt wollte der Zwerg dem Loke den Kopf am Nacken abschneiden, aber Loke sagte, ihm käme nur der Kopf und nicht der Nacken zu. Da nahm der Zwerg ein Messer und einen Riemen, und wollte ihm wenigstens den Mund zunähen; aber das Messer taugte nichts. Daher wünschte der Zwerg, seines Bruders Ahle möchte da sein, und kaum wünschte er es, so ging auch sein Wunsch in Erfüllung: da nähete er ihm seine Lippen zusammen.

Der skandinavische Volksglaube erzählt noch von einem Hügelvolk, das in Höhlen und Hügeln lebt, und Diejenigen, welche sich zeigen, erscheinen in holder Menschengestalt. Man schreibt ihnen ein tiefes Gefühl der Trauer zu, als beweinten sie die halbzerstörte Hoffnung auf Erlösung. In schönen Sommernächten hört man sie lieblich singen und spielen. Es darf

aber Niemand ſo grauſam ſein, auch nur mit dem kleinſten Worte ihre Hoffnung auf Erlöſung zu zerſtören, ſonſt verwandeln ſich ihre Melodien in tiefes Weinen und Klagen, wie das in folgendem Liede hervortritt.

Das Männchen am See.

Im grünen Röcklein, mit rothem Hut,
Spielt auf den ſilbernen Saiten gut
Ein Männchen an dem See,
:|: Und die tiefen Waſſer rauſchen. :|:
Mit Sprüngen, wie die Lämmer im Mai,
Hüpft eine Schaar von Kindern herbei,
Die ſchaun das Männchen am See,
:|: Da gülden ſcheint die Sonne. :|:

Auf einmal tönt von der Capell'
Des Vesperglöckleins Klingen hell:
Das Männchen blickt ſo fromm,
:|: Und die tiefen Waſſer rauſchen. :|:
Es wendet zu den Kindern ſich:
Ihr lieben Kinder, ſagt, ob ich
Wohl in den Himmel komm',
:|: Da gülden ſcheint die Sonne. :|:

Die Kinder rufen ihm lachend zu:
Auf ewig wirſt zur Hölle Du
Verdammt am jüngſten Gericht!
:|: Und die tiefen Waſſer rauſchen. :|:
Dem Männchen wird das Auge naß,
Und Thränen fließen ohn' Unterlaß
Ihm über's Angeſicht,
:|: Da gülden ſcheint die Sonne. :|:

Die Kinder geh'n nach Hauſe fort;
Sie ſagen vom See und Männchen dort,
Wie's bitterlich geweint,
:|: Und die tiefen Waſſer rauſchen. :|:
Großvater ſpricht: Lauft, tröſtet geſchwind
Den Armen, daß alle Seelen ſind
Im Himmel einſt vereint,
:|: Da gülden ſcheint die Sonne. :|:

Die Kinder bringen dem Männchen zurück
Großvaters Wort: und von neuem Glück
Das Aug' ihm wieder blinkt,
:|: Und die tiefen Waſſer rauſchen. :|:
Gar lieblich in des Abends Roth
Spielt's lange vergnügt, wie ein Pilot,
Dem hold die Heimath winkt,
:|: Da gülden ſcheint die Sonne. :|:

Mit den Zwergen nahe verwandt ſind die Elfen. Man unterſcheidet gute und böſe Elfen. Die guten oder die hellen

sind, wie es in der Edda heißt, glänzender als die Sonne anzusehen, die bösen oder die schwarzen hingegen schwärzer als Pech. Sie werden als unterirdisches Volk beschrieben, das den Menschen oft Schmach und Krankheit zufügt. Die hellen Elfen schweben in der Luft, tanzen auf dem Rasen, oder sitzen im Moorgras und im Laube. Der Mann erscheint nach Einigen wie ein alter Mann mit einem platten Hut auf dem Kopfe; die Elfenfrau ist jung und hold anzuschauen, aber hinten hohl, wie ein Backtrog; überdies hat sie ein mit Saiten bezogenes Instrument, das, wenn sie darauf spielt, alle Herzen bezaubert. Den Mann kann man oft auf dem Moore sehen, wie er sich im Sonnenstrahle badet. Die Elfenfrauen sieht man am häufigsten beim Mondschein. Dann tanzen sie sehr gern auf den Wiesen, wo sie Kreise von hellerem Grün machen, die nach ihnen Elfdans, Elfentanz, genannt werden. Wenn die Landleute des Morgens Streifen auf dem bethauten Grase des Angers oder im Walde sehen, so sagen sie, daß die Elfen da getanzt haben. Man glaubt, daß die Elfen Könige und Königinnen haben, auch ihre Hochzeiten und Gelage eben so verherrlichen, wie die Menschen. Es giebt auch eine Melodie, die Elfenkönigs-Weise genannt, die mancher gute Spieler wohl kennt, aber nie zu spielen wagt; denn sobald sie beginnt, werden Jung und Alt, ja sogar Todte gezwungen zu tanzen, und der Spieler kann nicht aufhören, bis er im Stande ist, die Arie rückwärts zu spielen, oder bis Jemand hinter ihn tritt, und die Saiten der Violine durchschneidet. — Zum Schluß stehe hier noch ein Märchen, dessen Heimath Norwegen ist.

Der Schmaus der Zwerge.

In der Gegend von Drontheim lebte ein Mann, der mit jeglichem Gute gar reichlich gesegnet war. Er besaß viele Ländereien; schöne Heerden weideten auf seinen Triften, und eine große Dienerschaft tummelte sich in seinem Hause. Aber sein kostbarstes Kleinod war eine einzige Tochter, Aslof; der Ruf ihrer Schönheit und Tugend war weit umher verbreitet. Die stattlichsten Freier umschwärmten sie, gleich Schmetterlingen, die von dem Glanze einer einsam stehenden Blume herbei ge-

lockt werden. Indeß blieben alle Bewerbungen ohne Erfolg. Wer voll ſüßer Hoffnung gekommen war, ritt traurig wieder von dannen. Auch die Edelſten und Reichſten verſuchten umſonſt ihr Glück. Da wurde der Vater zornig und ſagte zu ihr: »Ich laſſe Dir Zeit bis zum nächſten Weihnachtsfeſte. Wähle bis dahin, oder mache Dich gefaßt, Den zu nehmen, den ich für Dich beſtimme.« — Aslof liebte einen edlen und hübſchen Jüngling, Namens Orm, und wollte lieber ſterben, als ihre Hand einem Andern geben. Aber Orm war arm, und diente im Hauſe ihres Vaters. Sein Stolz hätte nie in eine ſolche Verbindung eingewilligt. Als die Tochter ſeine zornige Rede hörte, und das finſtere Ungewitter auf ſeiner Stirn ſah, da ward ſie bleich wie der Tod und zog ſich zurück in ihr ſtilles Kämmerlein; denn ſie kannte des Vaters Gemüthsart und wußte wohl, daß ſein eiſerner Wille die Drohung ausführen würde.

Schnell wechſelten die Monde; das Feſt nahte, und immer mehr wuchs die Angſt der beiden Liebenden. Zuletzt entſchloſſen ſie ſich zur Flucht. »Ich weiß einen ſichern Ort,« ſagte Orm, »wo wir unentdeckt bleiben können, bis wir Gelegenheit finden, das Land zu verlaſſen.« — Um Mitternacht, wo Alles ſchlief, nahmen ſie Kleider und Felle. Damit eilten ſie über Eis- und Schneegefilde den Bergen zu. Die funkelnden Sterne der Nacht leuchteten ihnen. Mühſam ſtiegen ſie nach der Höhe des Gebirges hinauf, bis ſie einen von Felſen umſchloſſenen einſamen Platz erreichten. Hier brachte Orm die ermattete Aslof in eine Höhle, deren dunkler und ſchmaler Eingang kaum ſichtbar war; bald erweiterte er ſich indeß zu einer großen Wölbung, die weit in den Fels hinein ging. Orm zündete ein Feuer an, und ſo ſaßen ſie bei demſelben, auf den Fellen ausruhend, in tiefer Abgeſchiedenheit von der Welt. Orm war der Erſte, der dieſe Höhle entdeckte, und da ſonſt Niemand etwas davon wußte, ſo glaubte er ſicher vor jeder Verfolgung zu ſein. Er ging täglich auf die Jagd; Aslof blieb in der Höhle, gab auf das Feuer Acht und bereitete die nöthige Nahrung. Oft erkletterte ſie die Spitzen der Felſen, aber rings umher erblickte ſie nur flimmernde Schneefelder.

Der Frühling kam; die Wälder wurden grün; die Wieſen

ſchmückten ſich mit bunten Farben. Aslof konnte jetzt nur ſelten und mit großer Vorſicht die Höhle verlaſſen. Da kehrte Orm eines Abend heim mit der Nachricht, daß er in der Entfernung ihres Vaters Leute geſehen hätte und gewiß auch von ihnen erkannt wäre. »Sie werden dieſen Platz umringen,« fügte er hinzu, »und nicht eher ruhen, bis ſie uns gefunden haben; wir müſſen ſogleich fort.« Eilends ſtiegen ſie auf der andern Seite des Gebirges hinab und erreichten den Strand, wo ſie glücklicher Weiſe ein Boot fanden. Orm ſtieß ab, und das Boot trieb in die offene See; denn ſie durften nicht wagen, an der Küſte entlang zu rudern, die Aslofs Vater gehörte. Daher blieb ihnen Nichts übrig, als das Fahrzeug den Wogen und Winden zu überlaſſen. Sie trieben die ganze Nacht hindurch. Als der Morgen leuchtete, war die Küſte verſchwunden, und ſie ſahen nur Himmel und Waſſer. Sie hatten wenig Nahrungsmittel mitgenommen. Hunger und Durſt fingen an ſie zu quälen; ſchon waren ihre Kräfte erſchöpft, und ſie ergaben ſich in ihren gewiſſen Tod. — Endlich am Abend des dritten Tages entdeckten ſie eine Inſel von ziemlicher Größe, welche von einer Menge kleinerer Eilande umgeben war. Orm ſteuerte ſogleich darauf zu. Als er ſich der Küſte näherte, ſcholl ein dumpfes Geheul aus den Lüften, und ein Sturmwind thürmte die Wogen mit Gewalt. Er wandte das Boot in der Hoffnung, auf einer andern Stelle landen zu können; aber überall wurde er wie von unſichtbarer Macht zurückgetrieben. »Gott!« rief er aus und ſegnete ſich mit einem Blicke auf die arme Aslof, welche vor Ermattung zu ſterben ſchien. Kaum war dieſer Ausruf über ſeine Lippen gegangen, ſo ſchwieg der Sturm, und die zornigen Wogen ebneten ſich zu einer ſanften Strömung, von welcher das Schiff an's Ufer getragen ward. Orm ſprang heraus; einige Muſcheln, die er am Strande fand, gaben der ohnmächtigen Aslof neue Lebenskraft, und auch ſie ſtieg an's Land.

Die Inſel ſchien anfangs wüſt. Weißgraue Steinblöcke lagen in coloſſalen Maſſen übereinander gethürmt; nur hier und da ſtanden kümmerlich auf der Haide einzelne Zwergbirken. Mehr nach innen zu wurde die Gegend fruchtbar und reizend. Smaragdgrüne Auen, von ſilberklaren Bächen durchrieſelt,

wechſelten mit ſchattigen Hainen; aus den Zweigen erſchallte ein lieblicher Geſang von goldgefiederten Vögeln, und ſchwellendes Moos lud ein zur erquickenden Ruhe. Endlich trat man in einen Garten, der auf's Herrlichſte mit dem Farbenſchmelze der Beete, mit Früchten und blühenden Geſträuchen prangte. Durch das ſanft zitternde Laub der Bäume ſäuſelte es wie von Aeolsharfen; wunderbar klingende Glockenblumen läuteten harmoniſch unter den Büſchen; Nachtigallen flöteten aus duftigen Lauben; Springbrunnen ſpielten mit melodiſchem Rauſchen, und Waſſerfälle brauſten in tiefen Orgeltönen: das Ganze gab ein bezauberndes Concert. In der Mitte des Gartens erhob ſich ein mit verſchiedenem Gehölz bewachſener Berg. Auf dem Gipfel deſſelben war ein weiter Schlund mit ſchroffen Felswänden, großen Klüften und Spalten, ähnlich dem Krater eines Vulkans. Aus dieſem Krater ſtieg ein kegelförmiger Hügel empor, gekrönt von der ſchieferbedeckten Kuppel eines Hauſes, welches halb über, halb unter der Erde gebaut zu ſein ſchien. Vergeblich ſpähten die Beiden, ob nicht Menſchen daraus zum Vorſchein kämen. Sie gingen rings herum und betrachteten Alles mit geſpannter Aufmerkſamkeit. Da entdeckten ſie einen ſchmalen Fußpfad, der ſich in mancherlei Windungen niederſchlängelte. Orm ſchritt voran; ſchüchtern und zaghaft folgte Aslof. Der Pfad wurde allmählig breiter und bequemer. Er führte an ſchauerlichen Abgründen vorbei und durch Höhlen von ſeltſamer Bildung bis zu einem hochgewölbten Bogengang, der von ſchwarzen Baſaltſäulen getragen wurde und in einer finſtern Grotte endete. Als ſie hier zweifelhaft ſtille ſtanden, ſchoß blitzſchnell eine hellgrüne, glänzende Schlange aus der Tiefe der Grotte hervor und verſchwand ſogleich wieder. Erſchrocken fuhren ſie zuſammen; doch wurde ihnen bei dem Glanze eine Pforte mit zwei Flügelthüren ſichtbar. Orm ging beherzt darauf zu und klopfte an; er lauſchte mit angehaltenem Athem. Kein Geräuſch, keine Stimme ließ ſich hören. Er faßte ſich ein Herz, öffnete und trat mit ſeiner Gefährtin ein.

Sie befanden ſich auf einem geräumigen Hausflur, wo viele kleine Lichter ſchimmerten. Zur Seite entdeckten ſie reichgefüllte Vorrathskammern, und auf dem Küchenherde brannte

lustig ein hell loderndes Feuer. Eiserne Töpfe standen umher, und eine große schwarze Katze verrichtete emsig die Geschäfte einer Köchin, ohne sich durch die Gegenwart der neuen Gäste stören zu lassen. Eine breite Marmortreppe führte hinauf nach einem Saale, der mit spitzbögigen Fenstern geziert war. Durch die bunt gemalten Scheiben fiel ein magisches Dämmerlicht, das im lieblichsten Farbenwechsel spielte. Von da stiegen sie höher, und fanden verschiedene Gemächer, ausgerüstet mit Allem, was zur Annehmlichkeit und Bequemlichkeit des Lebens gehört. Hier standen seidene Betten, dort Schränke mit Kleidungsstücken, dort allerlei kostbares Hausgeräthe. Als sie in den Saal zurückkehrten, fanden sie einen Tisch mit würzigen Speisen besetzt. Sie zauderten davon zu essen; aber der Hunger trieb sie an, und also ließen sie es sich wohlschmecken. Darauf erschien die Katze und deckte ab. Sie fing an, einige Sprünge zu machen: sogleich spielte eine prächtige Wanduhr, wie mit Geigen und Flöten, einen Hopser auf, während die Katze sich trotz der besten Ballettänzerin mit der ihr eigenthümlichen Geschmeidigkeit herumdrehte und ihre beiden Zuschauer durch die wunderlichsten Kapriolen ergötzte. Die Uhr schwieg. Orm und Aslof begannen unwillkürlich einen Schleifer, den die Uhr ebenfalls mit veränderter Melodie begleitete. Jetzt kam der Abend; ermüdet legten sie sich in die seidenen Betten und schlummerten süß, bis der Morgenstrahl sie weckte. Als sie aufgestanden waren, traten sie auf einen von alabasternen Säulen getragenen Balkon hinaus. Hier hatte man eine entzückende Aussicht. Die Insel erschien wie ein kesselförmiges Thal, mit dem Berge, worauf das Haus stand, in der Mitte. Der Fuß des Berges war mit blumigem Gürtel umzogen; um denselben legte sich in helleren und dunkleren Schattirungen ein grüner Kranz von üppigem Gras- und Baumwuchs; den gehobenen braunen Rand der Insel umstarrten weiße Klippen, gleich Pfeilern, auf denen der Kessel ruhte. Ringsum schäumten kochend und brandend die Wogen, wie durch unterirdisches Feuer, fernhin einte sich das Meer dem Horizonte. — Nach dem Frühstücke stiegen sie den Berg hinunter, lustwandelten durch den Garten, durch die Haine und Auen, ergötzten sich an den Farben und Tönen, und kehrten zu

Mittag wieder in die wunderbare Behauſung zurück. Die Katze verrichtete ihnen alle Dienſte; die Uhr ſpielte, ſo oft ſie tanzten; die Früchte des Gartens erquickten ſie auf ihren Spaziergängen. So verlebten ſie den Sommer in ungeſtörtem Glück.

Als die Blätter der Bäume anfingen ſich gelb zu färben, ſah Aslof auf ihrem Schooße einen holdſelig lächelnden Knaben. Die Freude der Eltern war grenzenlos. Da wurden ſie durch eine ſeltſame Erſcheinung überraſcht. Die Thür öffnete ſich, und eine rieſenhafte Frau trat ein. Um ihr erdfarbenes Antlitz flatterten ſilberne Locken; ihre Züge verriethen eine tiefe Schwermuth. Sie war von einem hübſchen himmelblauen Gewande umfloſſen, und in ihrem Weſen lag etwas Majeſtätiſches. Mit ſtarker, klangreicher Stimme begann ſie: »Erſchreckt nicht über mein plötzliches Erſcheinen; ich bin die Eigenthümerin dieſes Hauſes. Gern wäre ich früher gekommen; aber ich konnte nicht eher, als bis der kleine Patron da ſich eingeſtellt hatte. Nun habe ich freien Zutritt. Holt indeß nur ja keinen Prieſter vom feſten Lande her zur Taufe, ſonſt muß ich wieder fort. Wenn Ihr dieſen meinen Wunſch erfüllt, ſo könnt Ihr hier bleiben, und Glück ſoll Euch immerdar umblühen. Erfüllt Ihr dieſe Bedingung nicht, ſo wird mein Zorn Euch und ſelbſt das Kind mit Mißgeſchick und Plagen heimſuchen. Was Ihr bedürft, wird die Katze Euch herbei ſchaffen. Wenn Ihr in Gefahr ſeid, braucht Ihr nur drei Mal meinen Namen zu rufen; ich werde im Augenblicke erſcheinen und Euch Beiſtand leiſten. Ich bin vom Geſchlechte der alten Rieſen und heiße Guru. Doch hütet Euch, in meiner Gegenwart den Namen Deſſen auszuſprechen, der jeden Rieſen mit Entſetzen erfüllt; auch macht nie das Zeichen des Kreuzes. Ihr könnt hier das ganze Jahr wohnen; nur am Weihnachtsabend, wenn die Sonne am niedrigſten ſteht, müßt Ihr mir das Haus überlaſſen. Dann feiern wir ein großes Feſt, wo es uns allein erlaubt iſt, fröhlich zu ſein. Wollt Ihr während des Feſtes nicht gern aus dem Hauſe gehen, ſo haltet Euch möglichſt ruhig in den oberen Gemächern und guckt, wenn Euch Euer Leben lieb iſt, vor Mitternacht nicht in den Saal. Nachher könnt Ihr wieder Alles in Beſitz nehmen.« — Mit dieſen Worten verſchwand die Rieſin.

Als der Weihnachtsabend kam, verhielten sich Orm und Aslof, der erhaltenen Weisung gemäß, ganz still in den oberen Gemächern. Die Dunkelheit brach ein, und sie hörten in der Luft ein Rauschen, wie von dicht geschaarten Zugvögeln. Orm stieg auf den Balkon. Welch ein wunderbares Schauspiel zeigte sich da! Die kleinen Eilande umher flimmerten von zahllosen bläulichen Lichtern, die beständig auf und nieder hüpften und sich endlich im Kreise um einen großen Stein sammelten, der am Ufer der Insel stand, auf welcher Orm und Aslof wohnten. Er konnte jetzt deutlich unterscheiden, daß die bläulichen Lichter von Zwergen getragen wurden, welche allerhand possirliche Sprünge machten. Einige hatten lange rothe Nasen, andere glühende Eulenaugen, andere Krallen und Vogelschnäbel: alle waren mißgestaltet und bleich im Gesicht. Auf einmal verwandelte sich der Stein in eine riesige Menschengestalt. Der Kreis öffnete sich; die Kleinen zogen sich auf jeder Seite zurück; Guru trat heran und umarmte die Gestalt, welche sogleich Leben und Bewegung erhielt. Nun machten die Zwerge einen Lärm und ein Geschrei, daß die ganze Insel davon widerhallte. Orm kehrte daher zu der zitternden Aslof zurück. Die Procession rückte näher. Jetzt zogen alle in den Saal ein; die Riesen dumpf und schwer niedertretend, die Zwerge trippelnd und krabbelnd, wie ein Heer von hunderttausend Mäusen. Die Beiden vernahmen ein zischelndes Geschwirr und Gewirr von feinen Stimmen, dazwischen tiefe Baßtöne; sie hörten das Klappern der Schüsseln, das Klingen der Becher und gellenden Freudenruf. Als Mitternacht vorüber war, begann der Tanz, und die Uhr machte lustige Musik dazu. Während der Pausen ertönten Harfenklänge, begleitet von einer starken weiblichen Stimme in so bezaubernder Weise, daß Aslof von süßer, unbeschreiblicher Sehnsucht ergriffen wurde. Orm war nicht im Stande, sie zurückzuhalten. »Laß mich näher hinzutreten,« rief sie aus, »oder mir bricht das Herz!« Sie nahm ihr Kind und stellte sich dicht an die Treppe, wo sie ohne bemerkt zu werden lauschen und auch den Tanz mit ansehen konnte. Lange ergötzte sie sich an dem Gesange und an den Sprüngen der kleinen muntern Geschöpfe, die in der Luft zu schweben und den Boden

gar nicht zu berühren schienen. Ihre ganze Seele war versunken in ein Wonnemeer. Inzwischen wurde das Kind auf ihren Armen schläfrig und athmete schwer. Unwillkürlich schlug sie ein Kreuz über dem Säugling und sagte: »Christus segne Dich, mein Kind!« — Kaum waren diese Worte über ihre Lippen gekommen, so fing der Berg an zu donnern und zu krachen. Das Haus wurde wie von einem Erdbeben erschüttert; die Wände, Pfosten und Säulen wankten und dröhnten. Die Geister erhoben ein fürchterliches Geheul, taumelten in wirrem Gedränge aus dem Saale und stürzten über Hals und Kopf die Treppe hinunter. Die Lichter erloschen im Nu, und in wenig Augenblicken war das ganze Haus finster und öde.

Orm und Aslof standen lange wie betäubt, und wagten nicht, sich zu rühren. Sie verbargen sich in einen abgelegenen Winkel, und erst als die Nacht vorüber gegangen war und die Sonne wieder schien, faßten sie den Muth, in den Saal hinabzusteigen. Der Tisch war noch gedeckt, wie die Unterirdischen ihn verlassen hatten, mit allem köstlichen, wundervoll aus Silber gearbeiteten Geschirr. In der Mitte stand ein großer, halb mit süßem Meth gefüllter kupferner Kessel und ihm zur Seite ein Trinkhorn von reinem Golde. In einer Ecke lag ein Saiteninstrument. Als sie sich umwandten, erschraken sie sehr; denn noch saß jene ungeheure Gestalt am Tische: der Riese, den Guru hierhergeführt und der jetzt wieder in einen kalten, harten Stein verwandelt war. Während sie ihn anstarrten, erschien Guru selbst. Thränen rollten ihr von den Wangen; vor Schluchzen konnte sie kaum ein Wort hervorbringen. Endlich sagte sie: »Grenzenlosen Schmerz habt Ihr über mich gebracht; denn ich muß von nun an mein Lebelang weinen. Aber da ich weiß, daß Ihr es nicht aus böser Absicht gethan, so vergebe ich Euch, obwohl es mir ein Leichtes wäre, Euch das Haus über dem Kopfe wie eine Eierschale zusammen zu drücken. Ach!« rief sie wehklagend, »da sitzt mein Gatte, den ich mehr liebte, als mich selbst, für immer versteinert und wird nie wieder die Augen öffnen. Dreihundert Jahre lebte ich bei meinem Vater in einem fernen Lande glücklich, in jugendlicher Unschuld, die schönste der Riesenjungfrauen. Mächtige Helden kämpften um

meine Hand. Anfind gewann den Sieg und zog mit mir nach dieser Insel, die wir mit vielen Herrlichkeiten schmückten und wo wir lange in ungestörtem Frieden lebten. Da segelte Oluf von Brittanien ab. Sie nannten ihn den Heiligen, und Anfind entdeckte sogleich, daß seine Reise den Riesen verderblich sein werde. Als er Olufs Schiff erblickte, ging er an den Strand und blies mit aller Macht dagegen an. Die Wogen schwollen zu Bergen. Aber Oluf war mächtiger: er flog ungehindert und schnell, wie der Pfeil vom Bogen, durch die Fluthen, indem er grade auf unsere Insel lossteuerte. Als das Fahrzeug ganz nahe war, streckte Anfind den Arm aus, packte das Vordertheil desselben, und wollte es in die Tiefe versenken. Aber der schreckliche Oluf kreuzte die Hände und rief mit lauter Stimme: „Stehe da als ein Stein bis zum jüngsten Tage!" — Seitdem ist all mein Glück vernichtet, einsam und traurig habe ich mein Dasein fortgekümmert. Nur an Weihnachtsabenden können versteinerte Riesen ihr Leben auf sieben Stunden wieder erhalten, wenn Einer von ihrem Stamme sie umarmt und dafür hundert Jahre von seinem eigenen Leben opfert. Selten thut ein Riese das. Ich aber liebte meinen Gatten zu zärtlich und zählte nie, wie oft ich es gethan, damit ich nicht wüßte, wenn die Zeit erfüllet wäre, wo ich sein Schicksal theilen und im Augenblicke der Umarmung mit ihm zu Stein werden sollte. Ach, nun ist mir auch dieser letzte Trost genommen, und er wird nicht eher wieder in's Leben zurückkehren, als bis die Morgendämmerung des jüngsten Tages anbricht. Ich scheide jetzt von Euch, um Euch nie wieder zu sehen und schenke Euch dieses Haus. Laßt es indeß Niemanden wagen, sich auf den kleinen umliegenden Eilanden niederzulassen. Dort hausen die unterirdischen Zwerge, die Ihr beim Feste gesehen und die ich beschützen will, so lange ich noch lebe.« — Nach dieser Rede nahm sie das Saiteninstrument, das in der Ecke stand, und entfernte sich.

Seitdem verstummte die Uhr, und die Katze kam nicht wieder zum Vorschein. Aus dem Garten waren die wunderbaren Stimmen der Blumen und Wasser, aus den Hainen die goldgefiederten Vögel verschwunden. Im nächsten Frühjahr

brachte Orm das goldene Trinkhorn nebſt dem koſtbaren Silbergeräthe nach Norwegen. Der Erlös daraus machte ihn zum reichen Manne. Er beſuchte Asloſs Vater, und dieſer verſöhnte ſich nun gern mit ihm. Dann kehrte er, wohl verſehen mit Allem, was er ſich wünſchte, nach der Inſel zurück, wo ſeine Familie noch bis auf den heutigen Tag in Glück und Wohlſtand lebt. Das ſteinerne Rieſenbild blieb in dem Saale ſitzen; denn da die ungemein harte Maſſe jedem Eindrucke von Hammer, Art oder Meißel widerſtand, ſo konnte es nicht fortgeſchafft werden, bis endlich ein heiliger Mann kam, der es mit einem einzigen Worte auf ſeine alte Stelle zurück brachte, wo es ſich noch jetzt befindet und den Fremden als beſondere Merkwürdigkeit gezeigt wird. Der kupferne Keſſel blieb als Andenken aufbewahrt und wird alle Weihnachtsabende mit ſüßem Meth gefüllt, deſſen man ſich bei Spiel und Tanz erfreut.

Während des Winters hatte ich Gelegenheit, die Nordlichter faſt in jeder hellen Nacht zu beobachten. Zuweilen ſchoſſen ſie in lauter graden Linien vorwärts und ſtellten dem Auge einen unermeßlichen, unbeweglichen Lichtſtrom dar; aber weit gewöhnlicher hüpften ſie zitternd und zuckend am Horizont entlang, indem ſie bei ihrem Vorrücken die ſchönſten kreisförmigen Figuren bildeten. Wenn ſie ſich an gewiſſen Punkten des Horizontes geſammelt hatten, ſo theilten ſie ſich wieder in zahlloſe Zweige und ſchoſſen über den Scheitelpunkt hinaus bis zu den größten Entfernungen auseinander, aber immer ſo, daß die ganze Erſcheinung eine eiförmige Geſtalt beibehielt, bis ſie ſich endlich in einen ſchwachen Lichtſtrom verlor. Die Farbe war meiſt bräunlich gelb und weiß, nahm aber oft die Miſchung von Roth und Grün an. Wenn die Nordlicher beſonders ſchnell und lebhaft ſind, ſo hört man ein kniſterndes Geräuſch, wie von den Funken einer Elektriſirmaſchine*); in dieſem Falle pflegen

*) Dies kniſternde Geräuſch des Nordlichtes iſt vielfach beſtritten worden; man hat daſſelbe vielmehr dem Zuſammenziehen des Eiſes und der Schneekruſte bei plötzlicher Erkaltung des Luftkreiſes zugeſchrieben.

ſie die Vorboten eines von Norden her kommenden Sturmes zu ſein. In dieſer Himmelsgegend und in Nordoſten erſchienen ſie auch immer am ſtärkſten. Man hat verſchiedene Erklärungen dieſer Erſcheinung verſucht: möge eine poetiſche hier ihren Platz finden.

Das Nordlicht.

Was leuchtet ſo herrlich von Mitternacht
Mit fliegenden Streifen und Farben?
Was ſchimmert in lichter, in purpurner Pracht
Und ſchießt in feurigen Garben?
Was deutet dies Flimmern, dies kniſternde Sprühen,
Dies wunderlich ſpielende Glänzen und Glühen? —

Schwimmt etwa im wogenden Aethermeer,
Das Heſper durchflammt und Aurora,
Von himmliſchen Geiſtern ein jubelndes Heer?
Iſt etwa die leuchtende Flora
Erblüht an der Sonne Lichtborn helle,
Wie wilde Roſen am Rande der Quelle? —

Zog etwa bei Nacht von Afrika
Und aus Arabiens Wüſten
Die zauberiſche Fata Morgana
Nach Grönlands eiſigen Küſten,
Und ſendet nun ſehnend die weißen und rothen
Gebilde nach Süden als Liebesboten? —

Zum Nordpol ſchiffe, wer alſo fragt.
Da ſteht ein Bergesrieſe,
Der hoch in die blauen Lüfte ragt,
Wie über den Nebel der Wieſe
Ein Eichbaum mit majeſtätiſcher Krone:
So hebt er ſich über die Wolkenzone.

Im innerſten Bauche des Berges kocht's;
Man hört es heulen und ziſchen.
Wie von zehntauſend Hämmern pocht's,
Und langſam im Tacte dazwiſchen
Dröhnt immer Ein Schlag furchtbar vor allen,
Daß zittern und beben des Berges Hallen.

Vom Krater des Gipfels ſchießen mit Macht
Empor wohl hundert Meilen
In purpurner, weißlicher, grünlicher Pracht
Hell glänzende Feuerſäulen.
Bald zuckt es, bald wirbelt's in Funken-Heeren,
Als ſähe man dort die Hölle gähren.

Schmied Wieland mit ſeinen Geſellen hauſt
In dem Berg, um Waffen zu ſchmieden;
Er ſelber ſchlägt mit gewaltiger Fauſt
Den Amboß ohn' Ermüden,
Und viel pausbackige ruſſige Bläſer
Sind hier des Blaſebalgs Verweſer. —

Allmorgendlich aus Walhalla's Thor
Ziehn berſerkerwüthige Helden*);
Sie ziehen mit Wehr und Waffen hervor,
Wie alte Sagen melden
Und hau'n ſich in Stücke nach Herzensluſten,
Bis ſie ſich am Abend zur Heimkehr rüſten.

Flugs heil iſt die Haut, flugs wachſen an
Die Glieder, die gingen verloren,
Und zu Walhalla's Freuden iſt dann
Ein Jeder neu geboren.
Das Rüſtzeug und die zerbrochenen Waffen
Muß Wieland, der Schmied, von Neuem ſchaffen.

Von Eiſen ſtrotzt der Berg; es zeigt
Dahin der Bouſſole Spitze;
Doch wenn aus der Eſſe die Lohe ſteigt
Hoch auf zum Sternenſitze,
Und die leuchtenden Streifen nach Süden ziehen:
Dann ſprechen wir von Nordlichts-Glühen.

Siebentes Kapitel.

Das Leben in Reikjavik iſt nicht eben geeignet, dem Fremden die Trübſeligkeit eines isländiſchen Winters angenehmer zu machen. Freilich ſind die Häuſer der Kaufleute ganz europäiſch eingerichtet. Man findet hier Mahagony-Möbeln, große Spiegel, gußeiſerne Oefen; ſchöne Teppiche liegen vor den Sopha's ausgebreitet, niedliche Gardinen beſchatten die Fenſter, engliſche Kupferſtiche zieren die weißübertünchten Wände; Porzellan, Silberzeug und geſchliffene Gläſer ſtehen auf Kaſten oder Ecktiſchen zur Schau; auch fehlt es nicht an Blumentöpfen und Fortepiano's. Bei alledem konnte ich mich hier nie heimiſch fühlen. Der in den Geſellſchaften herrſchende ſteife Ton läßt die Gemüthlichkeit nicht aufkommen. Man giebt im Laufe des Winters einige Bälle, und ergötzt ſich durch kleine Schauſpiele, die von Privatperſonen aufgeführt werden; außerdem verbringt

*) Arngrim Berſerker, d. i. Barpanzer, war nach der ſkandinaviſchen Sage ein gefürchteter Kriegsheld, der ungeharniſcht in den Kampf ging, ſeine raſende Wuth erſetzte die Waffen. Er hatte zwölf Söhne; dieſe erbten den Namen Berſerker und ſeine Kampfeswuth. Daher wird jede wildtobende Kampfeswuth oft Berſerkerwuth genannt.

man die Zeit mit Tabakrauchen, Kartenspielen und Punschtrinken. Daß die einfachen Sitten der gebornen Isländer in und um Reikjavik durch den Einfluß der Fremden vielfach verderbt sind, ist ganz natürlich. Habsucht und Geldgier hat sich überall eingeschlichen. Eine gute Eigenschaft hat sich jedoch erhalten, das ist die Ehrlichkeit. Während meines Aufenthaltes in Reikjavik konnte ich meine Sachen unbesorgt an jeder Stelle liegen lassen, ohne daß ich je das Geringste vermißte; ja man erlaubte weder sich, noch den Kindern, Etwas davon in die Hände zu nehmen. In diesem Punkte sind die Isländer so gewissenhaft, daß, wenn etwa ein Bauer aus einem entfernteren Orte kommt und in eine Kothe treten will, er gewiß nicht unterläßt, vorher an die Thür zu klopfen, selbst wenn sie offen steht. Sagt Niemand »Herein!« so betritt er sie nicht. Man kann ohne Furcht bei offener Thüre schlafen. Ueberhaupt sind Verbrechen hier sehr selten. — Eigenthümlich ist die Art des Tabakschnupfens. Man bewahrt den Schnupftabak nämlich in einer aus Bein gedrechselten Büchse, die wie ein kleines Pulverhorn aussieht. Wenn man nun schnupfen will, so beugt man den Kopf zurück, steckt die Spitze dieses Hornes in die Nase und schüttelt eine Prise hinein; so wandert das Tabak-Horn von einer Nase zur andern. Uebrigens schnupft und kaut man den Tabak mit Leidenschaft; daneben hat das Branntweintrinken sich von den Handelsplätzen aus wie ein böser Krebs eingefressen. Vorzüglich das Geburtsfest des Königs feiert man durch Trinken. Außerdem feiert man den 19. April, als den ersten Sommertag, durch's ganze Land auf besonders festliche Weise, indem man der Jugend kleine Geschenke ertheilt, wie zu Weihnachten.

Erst gegen Ende Juni konnte ich Island verlassen, da früher kein Schiff abfegelte. Ich beschloß demnach, vorher noch den westlichen Theil der Insel zu besuchen. Am 16. Mai brach ich auf, und fuhr auf einem sechsrudrigen Boote nördlich über die Wallfischbai bis Indreholm; von da aus setzte ich meine Reise zu Lande nicht ohne mancherlei Schwierigkeiten fort, da noch alle Berge mit Schnee bedeckt und die Wege noch sehr naß und schlüpfrig waren. Am 18. kamen wir an den tiefen und breiten Hvit-aa, d. i. weißer Fluß, der sich in den Borgafjord er-

gießt und den Namen von der Milchfarbe seiner Gewässer führt. Als wir bei der Fähre anlangten, erregte der Zustand des Bootes in mir einige Besorgniß, und in der That sahen wir uns genöthigt, das eindringende Wasser beständig auszuschöpfen, um uns flott zu erhalten. Im Sommer kann man den Fluß auch an einigen Stellen durchwaten. Im vorigen Jahre ereignete sich ein sonderbarer Fall. Als die Leute eines Sonntags zur Kirche ritten, wurde das Pferd eines Landmannes, gerade an der tiefsten Stelle, scheu, und warf den Reiter ab. Da dieser nun von beiden Seiten des Ufers gleich weit entfernt war und nicht schwimmen konnte, so hielten ihn alle Zuschauer ohne Rettung für verloren. Zufällig kam er indessen auf dem Rücken zu liegen, und da er zugleich Hände und Beine ausstreckte, so erhielt er seinen Kopf über der Oberfläche des Wassers und wurde vom Strom ganz sanft abwärts getragen, während seine Gefährten an den Ufern entlang ritten und sich die ganze Zeit über mit ihm unterhielten, bis er endlich, nachdem er so fast eine Viertelmeile fortgeschwommen, auf einer kleinen Sandbank abgesetzt wurde und von dort glücklich ans Land kam. — In der Nachbarschaft des ausgebrannten Vulkans von West-Skardsheide mußten wir über den Bergweg durch ungeheure Schneemassen wandern, welche an manchen Stellen kaum so viel Festigkeit hatten, daß wir darüber hinwegreiten konnten, und die um so gefährlicher waren, als sie in ihrem Innern eine Menge kleiner Seen und Ströme verbargen, in welche wir jeden Augenblick versinken konnten. Von Hytardal aus wandten wir uns westlich und ritten noch spät Abends den 22. Mai am Rande der sandigen Küste entlang, von welcher das Meerwasser zur Ebbezeit zurückgetreten war. Indem wir abwechselnd über die vorspringenden Lavaströme und kleinen Seebuchten setzten, mußten wir unsere Pferde an den ebneren Stellen in Galopp setzen, um nicht von der Fluth eingeholt zu werden. Einmal befanden wir uns über eine Viertelmeile vom Ufer entfernt, und ich muß gestehen, daß mein Blut nicht so ganz ruhig blieb, während meine Gefährten von der Menge der Reisenden erzählten, die ihr Leben verloren, indem sie unplötzlich von den Meereswogen umringt und überstürzt wurden.

Der kalte Wind, welcher von den Bergen zu unserer Rechten wehte, machte das Reiten sehr beschwerlich; dies abgerechnet, ließ es sich so gut als bei Tage reisen, denn selbst um Mitternacht erschienen alle Gegenstände rings umher ganz deutlich. Gegen drei Uhr Morgens stellte sich der ungeheure Eisberg Snäfell-Jökul unseren Blicken zuerst dar. Er thürmt sich zu einer Höhe von fast fünftausend Fuß auf. Anfangs zeigte er sich in einem etwas dunklen Lichte und warf braune Schatten; aber bald fing er an heller zu werden und zu glühen, bis er dann nach Sonnenaufgang in seiner ganzen Herrlichkeit erschien. Um halb sechs Uhr langten wir bei der Kirche und Pfarrei Stadarstad an. Von da setzten wir unsern Weg über Buderstad nach Stappen fort.

Die ganze Küstenstrecke von Indersholm bis Stappen und höher hinauf zeigt den Schauplatz unterirdischer Feuerswuth. Die auf einander folgenden mächtigen Glühöfen, die vormals hier thätig waren, lassen jetzt nur noch auf ihrer Höhe die schwarzen Rauchfänge sehen. Zu ihren Füßen dampfen hier und dort heiße Quellen und die kleineren Kegelberge erscheinen mit ihrem oft verglasten Mantel aus der Ferne wie polirt und spielen bald in dunkleren, bald in helleren Farben: schwarz, braun, grau und bläulich, oder auch roth, lichtgelb und grünlich. Dies gilt von allen solchen Kegeln auf Island. Finstere Höhlen, zum Theil von Tropfstein, gähnen den Wanderer auf den Seiten des Weges an. In der Gegend von Hytardal besuchten wir in Begleitung mehrerer Geistlichen die singende Höhle Saunghellir, so genannt wegen ihres schönen Widerhalles. Sie ist etwa vierundzwanzig Fuß lang und halb so breit. Die Geistlichen stimmten einen Psalm an und dieser Gesang brachte die feierlichste Wirkung hervor. Bei den heißen Quellen von Stadarstad freute ich mich der schönen Versteinerungen von Moosen und Gräsern, die wie aus Zucker gebildet erschienen, auch fand ich die niedliche Nachahmung eines festen, thurmreichen Schlosses. An dem Vulkan hinter Buderstad (Butterstadt) fand ich Bruchstücke vulkanischen Glases, welche täuschend den Diamanten glichen. Hinter Buderstad schlängelte sich der Pfad oft neben Klippen hin, die über das Meer hingen; oft rausch-

ten uns Gießbäche mit Wasserfällen entgegen, und Schaaren von Seevögeln belebten das Ganze. Stappen liegt auf einer Reihe von Basaltfelsen. Diese Felsen sind aus lauter einzelnen schwarzen Säulen zusammengesetzt und erstrecken sich als Inselgruppen in die See. Die Küste bei Stappen ist überhaupt sehr merkwürdig. Auf einer Strecke von fast einer halben Meile ziehen sich die Klippen der Basaltsäulen hin, von denen einige höchst regelmäßig zusammengestellt sind; andere dagegen sind durch die Gewalt späterer vulkanischer Ausbrüche zersprengt und in wilder Verwirrung durch einander geworfen oder auch mit dem Erguß eines darüber gewälzten Lavastroms verschmolzen. Viele Säulen bilden am Meer große Höhlen. In zwei derselben fällt das Licht durch Spalten in der obern Decke und bewirkt eine sehr malerische Erleuchtung. Man fährt in einem Nachen von der Seeseite aus in diese Höhlen. Die Einfahrt in die eine glich einem mächtigen Thore, das in eine Festung führt. Hinter dem Eingang weitete sich der Raum. Die Säulen waren gerade, ungefähr vier Fuß breit, zwanzig bis funfzig Fuß hoch, meistens sechskantig, zum Theil aber auch fünfkantig. Die Isländer nennen auch hier die großen Säulenreihen Riesenwälle und die Höhlen Zwergkammern. Eine ähnliche Erscheinung von angehäuften Basaltpfeilern findet sich bei Höskuldstadt im Nordviertel, südlich von Skagestrand.

Am Strande bei Stappen erblickten wir mehrere Haifische, die man wegen des Oeles, der Leber und der Haut gefangen hatte. Starke Angeln mit Ködern werden, an Ketten befestigt, in einer kleinen Entfernung vom Ufer eingeankert und daran die gefangenen Fische ans Land gezogen. Von der Haut macht man Schuhe; das Fleisch wird theilweise geräuchert und verspeist. Mir war es unmöglich, davon zu essen; ich konnte es kaum riechen. Es war der nordische Menschen-Hai (squalus glacialis), welcher zwölf bis achtzehn Fuß lang wird. Seine Raubsucht ist so groß, daß er sein eigenes Geschlecht nicht verschont. Ein Lappländer verlor einen an seinen Kahn gebundenen Hai, ohne es zu bemerken. Kurz nachher fing er einen größern und fand in dessen Magen den verlorenen wieder. Die kleinen mit Robbenfellen überzogenen Nachen der Grönländer soll er oft mit seinem

weiten Maul niederdrücken und den darauf Sitzenden die Beine abbeißen. Ist er gefangen, so haut man ihm den Kopf ab und sobald als möglich auch den Schwanz, mit welchem selbst der geköpfte Fisch noch gefährlich um sich schlägt. In seinem Magen hat man ganze Seehunde, Kanonenkugeln, kleine Fässer mit Wein und dergleichen gefunden. Den Hauptvortheil gewährt die große Leber, welche sehr viel Thran enthält. Ein großes Thier giebt gegen dreihundert Pfund Thran.

Am 25. Mai unternahm ich die Besteigung des Snäfell-Jökuls. Der Sohn des Probstes von Stappen begleitete mich nebst drei anderen Männern. Wir verließen Stappen um acht Uhr Morgens und wanderten nördlich am Fuße des Stappafial, der von Tuffstein- und Lava-Höhlen gleichsam durchlöchert ist. Zu unserer Rechten hatten wir einen Lavastrom, der in einer langen, rinnenartigen Kluft vom Jökul herabgeflossen ist, und wir mußten wiederholt über denselben hinwegsetzen. Gegen zehn Uhr erreichten wir den letzten schwarzen Fleck, den wir entdecken konnten. Es war ein großes Stück Lava. Hier machten wir einen Ruhepunkt, um neue Kräfte zu schöpfen. Was uns bis dahin die größte Beschwerde verursacht hatte, war die außerordentliche Weichheit des Schnee's: wir sanken oft bis über die Kniee ein. Nun gewann die Oberfläche des Schnee's mehr Festigkeit, während der Berg sich sanft erhob. Nach Verlauf einer halben Stunde ward die Anhöhe indessen steiler und endlich so schroff, daß wir beständig im Zickzack hinaufklettern mußten. Alle dreißig bis vierzig Schritte mußten wir uns vor Mattigkeit in den Schnee werfen, doch nach ein paar Minuten fühlten wir uns merkwürdiger Weise wieder so frisch und munter, wie vorher. Die Sonnenstrahlen prallten blendend von den vielen kleinen Eiskrystallen auf der Oberfläche des Schnee's ab. Sehr wohlthätig empfanden wir daher den Gebrauch der schwarzen seidenen Halstücher, womit wir uns zum Schutze unserer Augen versehen hatten. Bald zeigte sich uns der östlichste Pik oder Zacken des Berges und schien nicht mehr weit zu sein; doch erst Mittags gegen ein Uhr erreichten wir nach wiederholten Anstrengungen seinen südlichen Fuß. Der Pik ist in drei kleinere Zinken getheilt, welche aus gefrorenen Eismassen be-

stehen und an ihrer Vorderseite von schönen massiven Eispfeilern getragen werden. Diese Eispfeiler spielen in einer lebhaft grünen Farbe und werfen die Sonnenstrahlen in tausend Blitzen zurück. Nachdem wir an dieser zauberhaft schönen Stelle wohl eine halbe Stunde verweilt und uns durch einige Erfrischungen gestärkt, setzten wir unser Aufsteigen bis zum Gipfel fort. Der Berg hob sich jetzt wieder sanft empor; die Luft nahm an Reinheit zu und die Schneekruste ward ganz fest, so daß wir auf dieser freilich immer noch trügerischen Brücke glücklich über die Spalten und Risse getragen wurden, welche andere Reisende als so furchtbar und gefährlich schildern. Bedenklich war uns jedoch der Umstand, daß wir Nebel gewahr wurden, die sich rings um den Jökul in einer ansehnlichen Entfernung unter uns sammelten; denn in solchem Nebel hat schon mancher der Bergsteigenden sich verirrt und ist elendiglich umgekommen, indem das Hinabsteigen dadurch viel schwieriger wird.

Gegen drei Uhr erreichten wir den Fuß der höchsten Spitze. Schon glaubten wir uns unserem Ziele nahe, als sich urplötzlich vor unseren Augen ein schauderhafter Abgrund von mehr als zweitausend Fuß senkrechter Tiefe eröffnete. In der Mitte dieser Tiefe erhob sich ein kreisförmiger Kessel, dessen Wände mit grünem Eise bedeckt waren. Indem wir an dem gefrorenen Rande dieses Abgrundes fortgingen, stiegen wir auf der Nordseite des Gipfels hinan; als wir uns aber der äußersten Spitze bis auf ungefähr drei Ruthen genähert hatten, sahen wir uns von jedem ferneren Vordringen durch eine senkrechte Wand von grün schimmernden Eispfeilern abgeschnitten. Darauf ruhte der schneeige Gipfel, wie die alabasterne Kuppel eines Tempels auf rings umgebenden smaragdenen Säulen. Wir konnten das weiße Dach sehr bequem mit dem Ende der langen Stangen oder Bergstöcke, die wir mitgenommen, erreichen. Aus unseren Stangen bildeten wir einen Sitz auf dem Schnee und ließen uns nieder, um ein kaltes Mittagsmahl einzunehmen. Der Nebel, den wir während unseres Aufsteigens nur hier und da in einzelnen Streifpartien bemerkt, umschloß den Jökul jetzt vollständig und hinderte uns, die niederen Küsten und Häfen am Fuße des Berges zu überschauen. Dessen ungeachtet war die Aussicht erhaben.

Wir standen hoch über einem Wolkengürtel, aber rings umher tauchten aus dem halbdurchsichtigen Schleier die sonnenbeglänzten Gipfel des Akkrafiall, des Geitlands-Jökul, Skiallbreid nebst dem Hekla und anderen Bergen. Die ganze Länge des Faxefiord war deutlich mit allen Buchten und einer zahllosen Menge von Inseln zu sehen. Im Norden schimmerten am hellsten die Jökuls Glauma und Draangaa. Im Westen verlor sich der Blick über das Meer am fernen Himmelssaum. Als wir eben wieder hinabsteigen wollten, stieg ein Adler aus dem Nebel empor und hob sich majestätisch zum blauen Aether: ein treffendes Bild des strebenden Menschengeistes. Das Hinabsteigen fanden wir außerordentlich leicht und schon nach drei Stunden waren wir wieder in Stappen.

Am 26. Mai verließ ich Stappen. Der Weg führte uns um den Jökul herum an der Küste entlang, die von zahlreichen rothen kegelförmigen Hügeln besetzt ist. Gleich hinter Stappen bemerkte ich Lava, die auf ihrer Oberfläche eine Anzahl schöner weißer Flecke entfaltet, gleich der schönsten Stickerei. Zu unserer Linken bemerkten wir zwei dicht neben einander stehende natürliche Obelisken von geringem Durchmesser; die Höhe des größten betrug zweihundert und vierzig Fuß. Auf der Strecke vom Kap Quendvarnes nach Olafsvik passirten wir einen grausigen Bergpaß, indem man dicht an der Küste unter überhängenden Felsmassen von braunem Tuffstein hinwegreiten muß, die von vielen Höhlungen durchlöchert sind, so daß sich oft Stücke davon ablösen und den Wanderer zerschmettern. Bald nachher mußten wir den nicht minder schrecklichen Paß von Bulandshöfder besteigen, wo man tausend Fuß hoch über der Oberfläche des Oceans schwebt, dessen brandende Wogen sich fast senkrecht unter den Füßen des Reisenden mit lautem Gebrüll emporbäumen. Als Wahrzeichen lag vor uns der sogenannte Sarg; denn wahrlich, — Ein Fehltritt, und man stürzt in den Tod. Hinter Grundafiord fanden wir einen Wasserfall, der 150 Fuß hoch über seltsam gebildete Felsen niederbrauste. Nachdem wir den an einer Meerbucht gelegenen Handelsplatz Stickesholm verlassen, fing ein heftiger Sturm an zu wüthen und wir mußten endlich einen Zufluchtsort in der Pfarrei Breidabol-

ſtadir ſuchen. Hier verlebte ich einen Sonntag und bemerke bei dieſer Gelegenheit, daß die Isländer ihren Sonntag am Sonnabend Abend um ſechs Uhr anfangen und am Sonntag Abend um ſechs Uhr endigen, ſo daß ſie ſich dann umziehen und wieder an ihre Geſchäfte gehen. Auch lernte ich hier die Sitte kennen, daß man die Leichname der im Laufe des Winters verſtorbenen Perſonen oft im Keller bis zum Frühling aufbewahrt, wo das Oeffnen eines Grabes weniger Schwierigkeiten verurſacht. Wenn es ſich ereignet, daß Jemand in der Nähe einer Kirche ſtirbt, ſo wickelt man ihn in ein Stück Tuch ein und legt ihn auf eine Bank neben dem Altar, bis man den Sarg gefertigt. — Die Gegend, welche wir auf unſerer letzten Tagereiſe durchwandert, war vormals der Hauptſitz des heidniſchen Götzendienſtes. Die Halbinſel Thorsneß war dem Thor geweiht und Thor hatte daſelbſt einen geräumigen Tempel. Hier liegt auch auf einer Landenge der Berg Hellgafell, d. i. heiliger Berg, zu dem Niemand aufblicken durfte, ohne ſich vorher durch Abwaſchung gereinigt zu haben. Man betrachtete ihn nämlich als den Hügel der Unſterblichkeit, wo die Seelen der Abgeſchiedenen in einem zukünftigen Leben verweilen würden. Bei den heidniſchen Opferfeſten war es Sitte, daß die ganze Gemeinde ſich im Tempel verſammelte und außer den Opferthieren mußte Jeder ein beſtimmtes Maß Bier mitbringen. Mit dem Blut der geſchlachteten Thiere wurde der Tempel und das verſammelte Volk beſprengt; das Fleiſch wurde gekocht und gemeinſam verzehrt. Zu dem Ende war in der Mitte des Tempels ein Feuer angezündet, über welchem Keſſel aufgehängt wurden. Rings um das Feuer lagerten ſich die Gäſte und volle Becher gingen im Kreiſe herum. Nachdem der Oberprieſter Speiſ' und Trank geſegnet, leerte man den erſten Becher zu Ehren Odins, um Sieg im Kampfe und Heil im Staate zu erhalten; der zweite und dritte Becher wurde dem Niord und der Freya gebracht zur Gewährung des Friedens und guter Jahreszeiten; darauf tranken Manche auch die Geſundheit der tapferen Helden Walhalla's. Nach Einführung des Chriſtenthums erhielt ſich noch lange Zeit der Gebrauch, bei Gaſtmählern zu Ehren des neuen Religionsſtifters und ſeiner Heiligen Geſundheiten auszubringen.

Das ſchlechte Wetter hielt mich längere Zeit auf. Als die Sonne wieder mild und freundlich ſchien, wandte ich mich nach Hwam, welches ſehr angenehm an der Seite eines fruchtbaren Thales liegt. Es gewährte einen erfreulichen Anblick, Heerden von Schafen und Lämmern zu ſehen, die in allen Richtungen zerſtreut weideten. Die ſchlimmſten Feinde dieſer Heerden ſind die Füchſe. Sie ſind ſo ſtark und verwegen, daß ſie die größten Widder angreifen. Wenn ſie dieſelben nicht auf der Stelle tödten können, ſo halten ſie ſich an der Wolle feſt und laſſen ſich ſo lange fortſchleppen, bis die Thiere ermatten, worauf ſie dieſelben bei der Gurgel packen und ihnen das Blut ausſaugen. Hwam iſt der Geburtsort des berühmten isländiſchen Geſchichtſchreibers Snorro Sturleſon. Mächtige Volkshäupter hatten lange Zeit hier ihren Sitz und noch jetzt findet man dort eine wallartige Anhöhe, Lögretta genannt, wo ſie in der Volksverſammlung Recht ſprachen.

Von Reikjaholar, einer Meierei am Gilsfjord, welche von den Dampfſäulen zahlreicher heißer Quellen umringt iſt, machte ich eine Fahrt nach der Inſel Flatey. Unterwegs legten wir bei einem kleinen Werder an und hier war ich Zeuge von der erſtaunlichen Zahmheit der Eidervögel, deren Neſter in großer Menge vor meinen Füßen umhergeſtreut lagen. Wenn ich mich ihnen näherte, wurde der Gänſerich jedesmal ſcheu und tauchte eilig unter das Waſſer; die Gans blieb gewöhnlich auf ihrem Neſte ſitzen oder flog doch nur einige Schritte weit. Machte ich jedoch den Verſuch, ihre Eier zu berühren, dann kehrte ſie ſogleich in großer Wuth zurück. Der Gänſerich reckte den Kopf empor und kurrte; ſein Geſchrei iſt, ähnlich dem der Tauben, Huho oder Ao. Einige gebrauchten ſpielend blos den Schnabel, um die ſie berührende Hand zu entfernen; andere ließen ſich ſogar von mir ſchlagen und konnten nur mit Gewalt von ihren Neſtern fortgeriſſen werden: das ſind diejenigen, welche ſchon längere Zeit gebrütet. Auf der Reikjavik gegenüber gelegenen Inſel Videy ſitzen ſie rund um die Gebäude, an den Dächern, ſelbſt im Innern der Häuſer und der Kirche. Dieſe Vögel ſtehen nämlich in Island, wie in anderen Ländern, unter dem Schutze der Geſetze. Wer während der Brütezeit eine Eidergans

tödtet und darüber ertappt wird, muß dreißig Thaler Strafe zahlen. Die Neſter ſind aus Moos, Heu oder Seetang gebaut und mit den feinſten Dunen ausgefüttert, welche ſich die Gans mit dem Schnabel aus der Bruſt rupft. Um das Neſt hat ſie andere Dunen liegen, womit ſie die Eier bedeckt, wenn ſie auf Nahrung ausgeht; dies geſchieht gewöhnlich zur Ebbezeit. Man nimmt der Gans die Dunen zweimal aus dem Neſte, ſo daß ſie gezwungen wird, ſich dreimal zu rupfen; ja zuweilen muß ſie dies viermal thun. Sind ihre ſämmtlichen Dunen ab, ſo erſetzt der Gänſerich das Fehlende. Auch nimmt man außer den Dunen eine gewiſſe Anzahl Eier weg, die für eine Leckerei gehalten werden. Gekocht ſchmecken ſie nicht übel, ſtehen jedoch den Hühner- und Enteneiern nach. Die Eidergans legt drei Mal und jedes Mal fünf grünliche Eier. Das Männchen iſt geſcheckt, oben weiß, unten ſchwarz, der Nacken blaßgrün; das Weibchen roſtgelb mit ſchwarzen Querflecken. Sie ſind etwas größer als unſere zahmen Enten. Ihre Heimath iſt der höchſte Norden der drei Welttheile; nur bei ſehr kalten Wintern laſſen ſie ſich auch in Deutſchland ſehen. Sie leben, wie unſere Gänſe und Enten, geſellig und ziehen zur Winterzeit in Schaaren von zwanzig bis tauſend Stück unter der lebhafteſten Unterhaltung in den Meerbuſen und Buchten umher, um ihre Nahrung zu ſuchen. Dieſe beſteht aus kleinen Fiſchen, Krebſen und Schalthieren, welche ſie untertauchend vom Boden holen. Oefters ſchwimmt die ganze Schaar in einer Linie; alle tauchen zugleich bis auf zwölf Faden oder Klafter tief unter und kommen auch faſt zu derſelben Zeit in die Höhe. Ihr Magen iſt ſehr muskelkräftig und ſie zermalmen dicke, ſteinharte Schalen der Muſchelthiere. Im Monat April oder Anfangs Mai ſtellen ſie ſich auf ihren Brütepläzen ein. Sobald die Jungen aus den Eiern gekrochen ſind, nimmt die Gans ſie auf den Rücken und ſchwimmt eine Strecke in's Waſſer, taucht dann unter und läßt die Kleinen ſich ſo im Schwimmen verſuchen. Von nun an fährt die Mutter ihre Jungen zu Lande und zu Waſſer, bis ſie ziemlich ausgewachſen ſind. Die geſammelten Dunen werden im Winter getrocknet und von Gras oder anderen Unreinigkeiten geſäubert. Ein Pfund Dunen gilt zwei Thaler däniſch. Dazu gehören unge-

fähr fünf Nester. Alljährlich werden aus Island tausend bis funfzehnhundert Pfund Eiderdunen ausgeführt. Ein mächtig angeschwollenes Deckbett wiegt nicht mehr als vier bis fünf Pfund. Diese Leichtigkeit ist dem Schlafenden anfangs sehr zusagend, aber da die Dunen schlechte Wärmeleiter sind, so hält man es nicht lange darunter aus. Das sicherste Kennzeichen der guten Eiderdunen ist, außer der braunen Farbe mit weißlichem Kerne, der Umstand, daß sie nicht von einander stieben, wenn man sie schüttelt. Außer der Eidergans füttern auch andere Wasservögel auf Island ihr Nest für die Jungen mit den ausgerupften Brustfedern und man entnimmt ihnen auch Dunen, aber keine halten den Vergleich mit den Nestdunen der Eidergans aus.

An den buchtenreichen Küsten des Breidefjordr fand ich vielfach Gelegenheit, den Surturbrand, d. i. Teufelsbrand kennen zu lernen. Dies ist theils versteinertes, theils verkohltes Holz, das man wegen seiner Schwere und Härte auch isländisches Ebenholz genannt hat. Man kann es brennen gleich den Steinkohlen, aber auch gleich dem Holze zu Tischen und anderen Geräthschaften verarbeiten. Es findet sich bald in Torflagern, bald in Felsschichten. Ich beobachtete es unter Anderm an einem Berge von etwa 600 Fuß Höhe. Die Westseite dieses Berges fiel senkrecht ab und bestand aus zehn oder zwölf Lagen von Surturbrand, Lava, Basalt, Tuffstein und verhärtetem Thon. Der Surturbrand lag zu unterst und nahm vier Schichten ein, welche von einander durch weichen Sandstein und Thon getrennt waren. Die vier Schichten hatten eine Dicke von anderthalb bis drei Fuß und erstreckten sich in einer Länge von ungefähr dreißig Ruthen. Die beiden untersten Schichten zeigten die vollkommensten Probestücke von versteinerten Bäumen, so daß man die Knoten und Wurzeln, sowie die ringförmigen Kreise an den Enden der Stämme und Aeste ganz deutlich wahrnehmen konnte. Diese Holzschichten sind allmählig von einem pechartigen Harz durchdrungen und von der ungeheuren Last der darüber liegenden Felsen zu einer festen Masse flach zusammen gedrückt; nur einige wenige Zweige laufen quer durch das ganze Bett, aber in der Regel liegen die Stämme parallel neben einander. Ihre Farbe ist eine glänzende Kohlschwärze.

Die dritte Schicht war dagegen von der Vermiſchung mit einem eiſenartigen Stoffe grau, ohne Glanz und weit ſchwerer als die erſteren. Die vierte Schicht endlich war mehr braunkohlenartig und mit einer Menge Erdſtoff gemiſcht. Noch merkwürdiger war eine zwiſchen der zweiten und dritten Schicht befindliche Lage einer dunkelgrauen faſerartigen Steinmaſſe von etwa vier Zoll Dicke. Dieſe Maſſe ließ ſich in dünne Platten, oft gleich dem feinſten Schreibpapier, zertheilen und dieſe zeigten dann auf beiden Seiten die ſchönſten und ſauberſten Abdrücke von Blättern mit allen ihren Verzweigungen von Nerven, Faſern und Fibern im Zuſtande der vollkommenſten Erhaltung. Zuweilen waren dieſe dicht aneinander gepreßten Blätter mit einem feinen Thon durch Anſpülung überzogen. Die meiſten der Blätter waren von der gemeinen Pappel, manche davon über drei Zoll breit; außerdem erkennt man Birken- und Weidenblätter. Die Holzſtämme ſind namentlich von Eichen und Tannen. Dieſer Surturbrand findet ſich vorzugsweiſe im nordweſtlichen Island. Man erklärt dieſe Erſcheinung aus dem Anſchwemmen von amerikaniſchem Treibholze, das ſich vor Jahrtauſenden auf den Küſten abgelagert und durch Waſſer- und Feuergewalt unter die Erde vergraben wurde.

Nachdem ich noch einige im Nordviertel gelegene Ortſchaften beſucht, kehrte ich durch das Innere des Landes nach Reikjavik zurück. In der Nacht vom 23. auf den 24. Juni ſah ich auf den Höhen der Holta-vördur-Haide die Mitternachtsſonne. Sie ſenkte ſich bis nahe an den Horizont, machte eine Pauſe von einer halben Stunde und entfaltete dann wiederum ſteigend die volle Blüthe ihres Lichtes. Die Beleuchtung der Gegend hatte während dem etwas Zauberhaftes. Im Norden ſtand der große Feuerball über dem langgeſtreckten Hrutafjord. Dicht neben mir gegen Weſten erhob ſich die Rieſenkirche, ein alter Vulkan, deſſen Kuppel mit dem zarteſten Roſaflor bekleidet war und deſſen Wände vom Schnee wie weißer Marmor glänzten. Daran ſchloß ſich eine unermeßliche Wüſte, deren öde Fläche nur durch einige Landſeen unterbrochen ward. Im Oſten und Süden erſchienen als Grenzwächter majeſtätiſche Bergrieſen, um deren gläſernes Haupt ein goldener Duft ſpielte, während

der Fuß in düsteren Schatten stand. Durch die lautlose Todtenstille aber tönte feierlich, wie ein Loblied von Geistern, der melodische Gesang einiger Schwäne.

Am Fuße des Baula irrte ich längere Zeit unter einem Gewirr von zerbrochenen weißfarbigen Basaltpfeilern umher, die in der wildesten Unordnung über einander geschichtet lagen. — Auf dem jenseitigen Ufer des Hvit-áa betraten wir Reikjadal oder das rauchende Thal, worin Reikholt (auch Reikjadal genannt) liegt. Man überschaut hier von der Höhe eines Felsens mit einem Blicke nicht weniger als sechszehn Springquellen, welche an den beiden Seiten des Felsens im wundervollen Spiel Dampf und Massen speien. Unter diesen ist eine Doppelquelle. Sie hat zwei Oeffnungen, die etwa eine Ruthe von einander entfernt sind und abwechselnd steigen und fallen. In dem einen Becken erhebt sich der Strahl 12 bis 15 Fuß hoch; das dauert über vier Minuten lang, dann sinkt er, und es erhebt sich ein Strahl aus dem andern Becken, etwa fünf Fuß hoch und dauert drei Minuten. Ganz in der Nähe des Ortes ist das Snorro-Bad. Es ist aus behauenen Steinen gebaut und bildet ein kreisförmiges Becken von ungefähr funfzehn Fuß Durchmesser und drei bis vier Fuß Tiefe. Einige Stufen führen hinab und im Innern läuft eine steinerne Bank rund herum. Das Wasser wird durch eine unterirdische Röhre aus einer heißen Quelle hierher geleitet, hat aber eine bedeutende Hitze. Es steht unter freiem Himmel und dient jezt zum Waschen für die Schafwolle. Der Erbauer war Snorro Sturleson, der hier wohnte und dessen Grabhügel dicht vor dem Eingange der Kirche zu finden ist. Ein schmaler Runenstein deckt seine irdischen Reste. Dieser berühmte Dichter und Geschichtschreiber war im Jahre 1178 zu Hwam geboren. Unter den Zeugnissen und Denkmälern des Alterthums zu Odde wuchs er auf und legte hier den Grund zu seiner Edda. Die ausgezeichneten Werke, die er schrieb, verschafften ihm bald einen großen Ruf. Durch seine Verheirathung mit der Tochter eines reichen Priesters bahnte er sich den Weg zu Glanz und Macht. Er erwarb Reikholt, Bessestad und mehrere Meiereien, dazu endlich auch die Würde eines Lögsogumadur, der ersten obrig-

keitlichen Perſon. Ein Lobgedicht auf den mächtigen norwegiſchen Jarl Hakon Galin gewann ihm die Gunſt dieſes Fürſten und er folgte einer Einladung deſſelben zu einem Beſuche in Norwegen im Jahre 1218. Er ward hier überall ſehr gefeiert und zur Würde eines Reichs-Marſchalls erhoben. Als Gegendienſt dafür machte er ſich anheiſchig, Island blos durch ſeinen Einfluß unter die Botmäßigkeit des Hakon zu bringen. Wohl mochte er dies in der Hoffnung thun, um zu verhindern, daß ſein Vaterland von dem eroberungsſüchtigen Jarl mit Krieg überzogen würde; aber das Glück wandte dem als Vaterlandsverräther Gebrandmarkten in den nachfolgenden Fehden den Rücken: er mußte fliehen und in Norwegen einen Zufluchtsort ſuchen. Hier fand er diesmal eine kühle Aufnahme und obgleich er ſpäter zur Würde eines Jarl erhoben wurde, ſo hielt er ſein Leben doch ſo wenig geſichert, daß er 1239 nach Island zurückſegelte und ſeinen Wohnſitz zu Reikholt nahm. Doch durfte er ſich nirgends ohne große Bedeckung zeigen, und beſuchte die Volksverſammlung zu Thingvalla ſtets in Begleitung von 5 bis 600 ſeiner Anhänger. Dennoch entging er der Rache ſeiner Feinde nicht: im Jahre 1241 wurde er meuchelmörderiſch überfallen und erlag nach kurzer Vertheidigung der Uebermacht. Die Heimskringla oder Zeitgeſchichte der norwegiſchen Könige iſt ein Meiſterſtück ſeiner Feder und verbreitet auch Licht über den damaligen Zuſtand des übrigen Europa.

Von Reikholt machte ich noch einen Ausflug nach der höchſt merkwürdigen Höhle Surthellir, welche von hier ſieben gute Meilen in nordöſtlicher Richtung liegt. In Kalmannſtunga nahmen wir einen Mann, der uns als Führer im Innern der Höhle dienen ſollte. Dieſe liegt auf einer ausgedehnten, etwas erhöhten Ebene, welche ganz mit Lavamaſſen umgeben iſt. Da man ſich gewöhnt hat, dergleichen Naturbildungen in den Eingeweiden der Berge zu ſuchen, ſo iſt man ſehr überraſcht, plötzlich vor einem weiten rundlichen Becken zu ſtehen, das aufgedeckt zu den Füßen liegt. Grauſig war's, da hinab zu ſchauen in den düſter gähnenden Wohnſitz der Finſterniß. Rings um den Eingang lagen große über einander gethürmte Felsblöcke, und nachdem wir über dieſe geklettert, und manche fruchtloſe

Versuche zum weitern Vorwärtsdringen über Schnee und Eismassen gemacht hatten, kamen wir endlich in einen breiten langen Gang, der sich anfangs unmerklich abwärts neigte und dann fortlief unter der Ebene, die sich als Felsdecke über unsern Häuptern wölbte. Die Höhe der Decke steigt und fällt von 50 oder 60 bis 20 Fuß. Von diesem Hauptgange, dessen Länge über 5000 Fuß beträgt, führen verschiedene Nebenwege ab, die aber, gleich den Zweigen eines Baumes, unter einander nicht in Verbindung stehen. Bei der unsicheren Flamme von zwei Fackeln schritten wir vorwärts. Fast grade vor uns, auf der entgegengesetzten Seite, entdeckten wir den Eingang zu zwei anderen unterirdischen Höhlen, in welcher vor Zeiten Räuber gehaust haben sollen. Gleich vorn zeigt man Haufen veralteter Knochen von Schafen, Rindern und Pferden, welche die Räuber zu ihrem Unterhalte geschlachtet. Von da führt eine Thür durch eine augenscheinlich von Menschenhänden errichtete Wand in eine Art Zimmer von dreißig Fuß Länge und funfzehn Fuß Breite, dessen Fußboden mit dem feinsten vulkanischen Sande bestreut ist. Man meint, daß dieser die Stelle der Betten vertreten habe. Die Gewölbe sind mit glänzenden Tropfsteinbildungen bedeckt. Die Besichtigung der Höhle ist äußerst beschwerlich, da der Boden überall mit losen, durch einander geworfenen Lavatrümmern bedeckt ist, über welche man mühsam klettern muß; dazu kommen Eismassen und Ansammlungen von Wassern. An einigen Stellen sind in der Decke kraterartige Oeffnungen, unter denen Schnee lag. Durch eine solche Oeffnung schien die Sonne mit senkrechten Strahlen, verbreitete einen wundervoll blendenden Schimmer über den Schnee und bildete einen zarten farbigen Schein um unsere Häupter. Von besonderer Wirkung war dieser helle Lichtpunkt als Gegensatz zu der Finsterniß der Schlünde, aus der wir gekommen und in welche wir uns wieder verloren. Im Verlauf unserer Wanderung bedeckte sich der Boden mit einer dicken Eislage und lief so jäh abwärts, daß wir uns niederlassen mußten und, von der eigenen Schwere getrieben, abwärts gleiteten. Als wir unsere Fackeln dicht an den Boden hielten, konnten wir bemerken, daß das Eis durchsichtig wie das reinste Glas und sieben bis acht Fuß dick war. Bald darauf

erreichten wir eine Höhle, deren erhabene Schönheit uns für alle Beschwerden den reichsten Ersatz gab. Die Decke und die Wände waren mit blitzenden Eiskrystallen von der mannigfaltigsten Gestalt geschmückt. Der Fußboden aber zeigte einen ebenfalls aus Eis geformten silbernen Wald von Säulen, Pfeilern, Thürmen, Schlössern, Tempeln, Häusern, und dazwischen die seltsamsten Bildungen von Bäumen, Pflanzen und lebenden Geschöpfen. Beim flackernden Schein der Fackeln erschien Alles noch wunderlicher, und wahrhaft zauberhaft, so daß man sich in einen Feenpalast versetzt wähnen konnte. — Nachdem wir noch eine Lava-Pyramide in Augenschein genommen, auf welcher wir gleich früheren Reisenden einige Münzen mit den Abdrücken unserer Namen in Siegellack niederlegten, kehrten wir aus dem Reiche der Finsterniß wiederum zum Reiche des Lichtes zurück. Wir waren da unten vier Stunden lang in feuchten und kalten Regionen umhergewandert. Als uns nun beim Hinaustreten die heiße Sonne mit schwüler Hitze umgab, schien es uns fast, als hätten wir urplötzlich einen grönländischen Winter mit einem afrikanischen Sommer vertauscht.

Glücklich und wohlbehalten kamen wir wieder in Reikjavik an. Bevor ich absegelte, hatte ich noch das Vergnügen, einem Lachsfange in der Laxaa beizuwohnen. Dieser findet vom halben Juni bis zum halben August wöchentlich ein Mal Statt und geschieht auf sehr einfache Weise. Wenn die Fische nämlich in den Strom hinaufgeschwommen sind, wird derselbe mit einigen leicht aufgeschichteten, ungefähr drei Fuß hohen Steinwänden durchzogen und ihnen dadurch der Rückweg zur See abgeschnitten. An dem Tage des Fanges wird dann hinter jeder Steinwand noch ein Netz aufgezogen. Man errichtet in jedesmaliger Entfernung von achtzig bis hundert Schritten drei bis vier solche Wehren, damit, wenn die Fische hier entschlüpfen, sie dort wieder aufgefangen werden können. Nun läßt man das Wasser so viel als möglich ab: da schießen die armen Fische hin und her; sie fühlen immer mehr die Abnahme des Wassers und drängen sich an die Schleusen, an deren Steinen sie sich anschlagen und verwunden. Hier ist noch die tiefste Stelle des Wassers. Dies Quartier ist aber bald so mit den glänzenden

Gästen angefüllt, daß die dort aufgestellten Fischer sie ganz bequem mit den Händen herausnehmen können. Bei der ungewöhnlichen Stärke und Schnelligkeit der glatten Thiere muß der Fischer sie mit wollenen Fäustlingen behende an Kopf und Schwanz zugleich erfassen und sie an's Ufer schleudern, wo sie dann von anderen Leuten aufgefangen und hastig tiefer in's Land hinein geworfen werden, damit sie nicht entschlüpfen; denn sie winden sich mit außerordentlicher Gewandtheit aus den Händen und wissen sich bis zu einer merkwürdigen Höhe durch die Luft fortzuschnellen, indem sie den Schwanz in's Maul nehmen. Bei jedem Fange werden in einigen Stunden zwischen fünfhundert und tausend Stück, das Stück fünf bis funfzehn Pfund schwer, erbeutet. Denselben Tag, als ich zugegen war, wurden achthundert Fische gefangen. Dieser Lachsfang ist von einem Kaufmann zu Reikjavik gepachtet. Es war ein heiteres Sommerwetter. Da wurde denn gleich von mehreren Kaufleuten verabredet, den Tag und den Fischfang durch einen Gesellschaftsschmaus im Grünen zu verherrlichen. Dies geschieht öfter. Meistens steuern Alle zusammen. Die Einen geben die Weine, die Anderen Kuchen, die Dritten Kaffee u. s. w. Die Damen reiten auf schönen englischen Sätteln, sie tragen hübsche Reitkleider und recht nette Männer-Filzhütchen mit grünen Schleiern. So ging's denn auch diesmal. Wir lagerten auf einer Wiese um einen Tisch, der reichlich mit Butter, Käse, Brot, Kuchen, Lammsbraten, Rosinen, Mandeln und einigen Orangen besetzt war. Spanische und französische Weine, sowie kalter Punsch, waren reichlich vorhanden und volle Gläser verbreiteten alsbald große Fröhlichkeit, wobei es nicht an gemüthlichen Scherzen fehlte. Dies heitere Zusammenleben im geselligen Kreise bildete den Schlußstein meiner Anwesenheit auf der Insel: noch an demselben Abend lichtete mein Schiff die Anker.

Abschied von Island.

So lebe wohl, du wundervolles Land,
Mit deinen Felsen, deinem Klippenstrand;
Mit ew'gen Flammen unter Schnee und Eis,
Wo Lavaströme füll'n des Thales Gleis,
Wo donnernd sich aus nie verwelkten Matten
Des Geisers Dämpfe mit den Wolken gatten!

Im finſtern Tode ſtarrt der kahle Fels.
Er zeigt kein Grün und keinen Blumenſchmelz;
Doch rothes Nordlicht glüht in kalten Nächten,
Die Höh'n mit Feuerlil'jen zu umflechten.
Hier fliegt die Eidergans zum Dunen-Neſt;
Dort giebt der Falke ſeinem Raub den Reſt.
Es ruht, umorgelt von des Meeres Rollen,
Der träge Seehund auf den glatten Schollen,
Nicht ahnend, daß mit drohender Gefahr
Sein Haupt umſchwebt der beutegier'ge Aar.
Durch dunkle Fluth mit weißgeſäumten Wogen
Kommt der Delphine zahllos Heer gezogen,
Und prächtig aus des Seegiganten Haupt
Ein Strahlenwald zum Himmel wird geſchnaubt.
Doch in der grasbedeckten Hütte waltet
Noch reine Sitte, reine Menſchlichkeit;
Nicht iſt des Gaſtrechts heil'ger Brauch veraltet:
Ein ſchönes Kind aus Odins Erdenzeit.
In deiner Armuth haſt du deine Tugend,
Du bieb'res Volk, du Abbild alter Jugend!

Das Segel ſchwillt; den hohen Eisvulkan
Umgürtet blauer Nebel in der Ferne;
In ſtiller Nacht zeigt an des Kieles Bahn
Ein Flammenſtreif und Millionen Sterne.

Reiſe

des kaiſerlich ruſſiſchen Flotten-Lieutenants

Ferdinand von Wrangel

längs der Nordküſte von Sibirien und auf dem Eismeere.

Einleitung.

Durch den ganzen Norden Aſiens ſtreckt ſich von dem vielverzweigten Altai, dem Baikalgebirge und den dauriſchen Alpen bis zu der unter dem ewigen Winter erſtarrten Küſte des Eismeeres, und von dem Uralgebirge bis zu dem großen Ocean, zwiſchen Europa und dem nordweſtlichen Amerika, ein ungeheueres Land, das wir unter dem Namen Sibirien begreifen. Seine Ausdehnung beträgt von Oſten nach Weſten 600 und von Norden nach Süden 200 Meilen; ſein Flächenraum umfaßt, ſich über 223,780 □ Meilen erſtreckend, beinahe den vierten Theil des Feſtlandes von Aſien. Mächtige Ströme mit ausgedehnten Waſſergebieten, der Ob mit dem Irtyſch, der Jeniſſei und die Lena, entſpringen auf den genannten ſüdlichen Gebirgen und münden, den größten Theil ihres langen Laufes mit Eis bedeckt, in das Eismeer. Den gleichen Lauf verfolgen auch im ferneren Oſten die Jana, Indigirka und Kolyma, die auf den längs dem Ochotskiſchen Meere und durch das Land der Tſchuktſchen ſich fortſetzenden Gebirgszügen entſpringen. Nur der Amur im Süden und der Anadyr im Norden ſtrömen dem großen Ocean zu. Zudem bewäſſern zahlreiche Seen, unter denen der größte, der Baikal-See, von den Waſſern des ſüdlichen Hochgebirges geſpeiſt, einen Umfang von 226 Meilen hat, das Land. Es würde unter einem ſüdlicheren Himmelsſtriche eines der reich-

sten und gesegnetsten Länder sein; so aber, hoch im Norden zwischen dem 50. und 77. Breitengrade gelegen, bildet der bei weitem größte Theil desselben eine unermeßliche, vom Frost erstarrte Wüste, die kaum auf zwei Monate ein flüchtiger Sommer begrüßt. Während im Südwesten desselben noch eine kräftige Pflanzenwelt und selbst Getreide gedeiht und die Mitte ein dichter Gürtel von Nadelwaldungen bedeckt, werden diese in dem höheren Norden immer kümmerlicher und zwerghafter und verschwinden endlich ganz in den ungeheueren Einöden, in denen ein fast ununterbrochener Winter beinahe alles Leben ertödtet hat. Nicht nur nach Norden, sondern auch nach Osten zu steigert sich die Rauheit des Klimas, so daß weiter östlich unter demselben Breitengrade schon eine weit empfindlichere Kälte herrscht. Und so sehen wir denn an den Küsten des nördlichen Eismeeres eine Schnee- und Eiswüste mit spärlichen Flüssen und Bächen, zahlreichen Seen und Tümpeln, mit einem Boden, der aus Schichten gefrorener Erde und nie thauenden Eises besteht, der unzählige Reste riesenhafter, vorsündfluthlicher Thiere und unermeßliche Lager begrabener Wälder umschließt. Im Sommer, wenn die Oberfläche aufthaut, verwandelt sich Alles weit und breit in einen undurchdringlichen Morast, in den der Fuß bis auf die Schichten des nie schmelzenden Eises einsinkt, welche die Grundlagen des aufgeschwemmten Bodens bilden.

In einem solchen Lande ist natürlich die Größe seiner Bevölkerung außer Verhältniß mit der Zahl seiner □ Meilen, und man nimmt an, daß noch nicht volle drei Millionen Menschen dasselbe bewohnen. In dem höheren Norden findet sich oft viele Tagereisen keine menschliche Wohnung und die hier zerstreut lebenden Stiefkinder der Natur sind größten Theils einem ununterbrochenen Kampfe gegen den äußersten Mangel und den nagendsten Hunger preisgegeben. Diese schwache Bevölkerung ist aber aus den verschiedenartigsten Völkerschaften zusammengesetzt, von denen manche jedoch nur die dürftigen Ueberreste und Trümmer größerer, durch Kriege, Hunger und Seuchen fast ausgestorbener Volksstämme sind und einige nur noch in wenigen Familien fortleben. Die Hauptstämme sind unter zahlreichen Verzweigungen und Namen: Tataren, Türken, Mon-

golen, Finnen, Samojeden, Jeniseier, Tunguſen, mit den im äußerſten Nordoſten lebenden Tſchuktſchen, Jakuten, Kamtſchadalen, und europäiſche Einwanderer, vornehmlich Ruſſen.

Das Königreich Sibirien iſt eine ruſſiſche Provinz, und alle dieſe Völkerſchaften ſind dem Zepter des Kaiſers von Rußland unterworfen, nur die Tſchuktſchen haben bis jetzt noch in ihren Einöden ſich ihre Unabhängigkeit bewahrt. Das Land wird durch Gouverneure verwaltet, welche in den Städten Tobolsk, Tomsk, Jeniſſeisk, Irkutsk, Ochotsk, Jakutsk und Petropaſlofsk ihren Sitz haben und unter dem Generalgouverneur von Tobolsk ſtehen. Das Land beſitzt unerſchöpfliche Schätze aus dem Steinreiche, deren Ausbeutung erſt begonnen hat; außerdem liefert es vornehmlich Pelzwerk, Leder, Thran, Talg, Mammuts- und Wallroßzähne. Beſonders dient es dem europäiſchen Rußland als Vermittlerin des Handels mit dem nordweſtlichen Amerika und mit China und als ungeheueres Strafgefängniß für ſeine Verbrecher. Die Zahl der jährlich hierher Verbannten wird auf 10,000 angegeben, unter denen die zu den Bergwerken Verurtheilten das härteſte Loos zu erdulden haben. Die meiſten halten ſich in dem Gouvernement Jakutsk auf.

Vor dem 16. Jahrhundert war Sibirien kaum dem Namen nach bekannt und von ſeiner früheren Geſchichte ſind nur höchſt dürftige Nachrichten auf uns gekommen. Dieſe beſchränken ſich im Weſentlichen darauf, daß ſchon in alter Zeit längs dem ſüdlichen Gebirgsgürtel des Landes von Oſten nach Weſten die Tunguſen, Mongolen, Samojeden und Oſtfinnen ihre Wohnſitze hatten, daß dieſe Völkerſchaften zum Theil mit an den Bewegungen der Völkerwanderung Theil nahmen, daß, nachdem der mongoliſche Eroberer Dſchingis-Khan auch Sibirien bezwungen, von Abkömmlingen deſſelben im 13. Jahrhundert ein eigenes Reich, das Khanat Turan, geſtiftet wurde, deren ſpäterer Herrſcherſitz Sibir in der Nähe des heutigen Tobolsk war, wovon in der Folge das ganze Land ſeinen Namen erhielt. — Eine wichtige Umgeſtaltung der Verhältniſſe bewirkte ein Anführer der Doniſchen Koſaken, Jermak Timofej, der, von den Ruſſen gedrängt, mit einer Schaar von 6000 Mann im Jahre

1578 zuerſt in die unermeßlichen Wüſten Sibiriens eindrang, Kutſchum, den letzten Khan von Turan, der ſich durch ſeine gewaltſamen Verſuche, den Islam einzuführen, bei dem Volke verhaßt gemacht hatte, ſtürzte, und nach ſchweren Kämpfen ein neues Reich gründete. Um daſſelbe aber behaupten zu können, machte er ſich ſeinem alten Oberherrn, dem Czar von Rußland, zinspflichtig. Nach ſeinem Tode nahm die ruſſiſche Regierung von ſeiner Eroberung Beſitz, die im Laufe des 17. Jahrhunderts faſt über das ganze Feſtland des bewohnten Sibiriens ohne großen Widerſtand ausgedehnt wurde. Bald ſiedelten ſich viele Ruſſen in demſelben an, aus deren befeſtigten Niederlaſſungen allmählig die meiſten der ſibiriſchen Städte entſtanden ſind. Zuletzt wurde auch die erſt 1690 entdeckte Halbinſel Kamtſchatka durch Wladimir Atlaſſow 1703 der ruſſiſchen Herrſchaft unterworfen.

Den äußerſten Norden kannte man aber noch ſehr wenig, und theils um neue Entdeckungen zu machen, theils um die ſchon bekannten Gegenden genauer kennen zu lernen, wurden in der Folge von der Regierung zahlreiche Expeditionen veranſtaltet, von denen wir der erfolgreichſten und wichtigſten hier noch kürzlich Erwähnung thun. Schon im Jahre 1648 vollbrachte der Koſak Des'hnew mit einem kleinen Geſchwader die Seefahrt aus der Mündung der Kolyma bis zu der Bucht des Anadyr, und ihm gebührt die Ehre, zuerſt um die Nordoſtküſte Sibiriens und durch die, Aſien von Amerika trennende Meerenge geſchifft zu ſein. Erſt unter Katharina I. fand dieſe Entdeckung ihre Beſtätigung durch Behring, der 1728 von Ochotsk aus ebenfalls durch jene nach ihm benannte Waſſerſtraße ſegelte. Auch entdeckte er die Aleutiſchen Inſeln und kam bei einer ſpäteren Fahrt auf einer derſelben, der Behrings-Inſel, 1741 mit 29 ſeiner Gefährten um. Die ſpäteren Seereiſen Cooks, Kotzebue's und Parry's erwieſen vollſtändig, daß auch weiter nördlich das Eismeer die beiden Erdtheile trennt.

Von dem Jahre 1734 bis 1743 wurde auf Befehl der ruſſiſchen Regierung eine Reihe von Expeditionen meiſt zu Schiffe, zur Aufnahme der Küſte des Eismeeres und der in

daſſelbe mündenden Flüſſe öſtlich von der Obiſchen Bucht, unter unendlichen Gefahren und Mühſeligkeiten ausgeführt. Die öſtlichſte derſelben war die des Lieutenant Laptew, der eine der Bären-Inſeln entdeckte und bis zum großen Baranow-Felſen vordrang. Alle dieſe Unternehmungen lieferten jedoch theils wegen der unüberwindlichen Naturhinderniſſe, theils auch wegen der damals noch ungenügenden Inſtrumente nur ungenügende Ergebniſſe. — Nun ruhten alle Entdeckungsverſuche bis zum Jahre 1768, wo der Jakutskiſche Kaufmann Schalaurow, um den Ruhm zu erlangen, die nordöſtliche Küſte Aſiens bis zum großen Ocean umſchifft zu haben, auf eigene Koſten aus der Jana die Fahrt längs der öſtlichen Küſte unternahm. Er gelangte bis zur Kolyma, wo er überwinterte, erreichte im folgenden Jahre die von ihm zuerſt beſuchte und aufgenommene Tſchaunbucht und die Inſeln Arautan und Sabadej und mußte dann wieder zu ſeiner Winterwohnung an der Kolyma zurückkehren. Im darauffolgenden Frühjahr weigerte ſich ſeine Mannſchaft, ihm weiter zu folgen, doch unternahm er 1764 eine zweite Seereiſe nach dem Kap Schelagskoj, von welcher er aber nicht zurückkehrte. Von dem traurigen Ende dieſes uneigennützigen, kühnen Seefahrers iſt noch in der Folge die Rede.

Im Jahre 1762 wurde der Sergeant Andrejew abgeſendet, der von der Kolyma aus fünf der Bären-Inſeln beſuchte und von der letzten derſelben gegen Oſten in weiter Ferne ein großes nördliches Land geſehen haben wollte. Andere beſtätigten nicht nur deſſen Vorhandenſein, ſondern wußten auch von deſſen Geſtalt und ſeinen Bewohnern, den Chrachaj, offenbar nur nach Mittheilungen der Tſchuktſchen, zu erzählen. Eine darauf in den Jahren 1769 bis 1771 von der Kolyma aus in drei Eisfahrten ausgeführte Expedition erwies, daß wenigſtens in der von Andrejew angegebenen Richtung und Entfernung kein nördliches Land zu finden ſei. — Um dieſelbe Zeit entdeckte der Kaufmann Lächow nördlich von dem Kap Swätoj Noß die Lächow'ſchen Inſeln.

Cook's Fahrt durch die Behringsſtraße bis zum Nordkap an der ſibiriſchen Küſte im Jahre 1778 regte auch ruſſiſcher

Seits eine neue Expedition zur Untersuchung der nordöstlichen Küsten Asiens und der gegenüberliegenden Küsten Amerikas an, die in den Jahren 1785 bis 1794 unter der Leitung des Capitain Billings unternommen wurde. Nachdem er 1787 von der Mündung der Kolyma aus zu Schiffe nicht weit über den großen Baranow-Felsen hatte vordringen können, und sich überzeugt hatte, daß das Eis von dieser Seite eine Umschiffung der Küste unmöglich mache, segelte er 1771 von Kamtschatka aus nach der Behringsstraße bis zur Bucht des heiligen Lawrentij, wo er sich durch die Versicherung der Tschuktschen von der Unmöglichkeit, an den stets dicht mit Treibeis bedeckten Küsten des Eismeeres weiter vorzudringen, von der Fortsetzung der beabsichtigten Seefahrt abschrecken ließ, und nahm seinen Rückweg zu Lande quer durch das Tschuktschenland und über Nis'hne-Kolymsk.

Erst 1805 wurde durch Kaufleute nahe der größten Lächow'schen, oder Kessel-Insel, die Insel Fadejew und 1806 Neusibirien entdeckt. Zur genaueren Untersuchung und Aufnahme der gesammten Inselgruppe wurde 1808 Hedenström dahin abgeschickt. An der Ostspitze von Neusibirien glaubte er in weiter Ferne nach Nordosten ein Land zu erblicken, erkannte aber, als er demselben zufuhr, daß ungeheuere Eismassen ihn getäuscht hatten, und reiste, da eine Polynja (offene Stelle im Eise), welche in einer Ausdehnung von 500 Werst sich bis zur Bäreninsel erstreckte, ihn diese Richtung zu verlassen nöthigte, längs der Küste bis zur Kolyma. Eine darauf von dem Baranow-Felsen in nordöstlicher Richtung unternommene Eisfahrt stieß bald wegen der Beschaffenheit des Eises auf Hindernisse, die ihn zur Umkehr nöthigten, doch meinte er aus mehreren Erscheinungen auf die Nähe eines nördlichen Landes schließen zu dürfen. Auch sein Begleiter Sannikow glaubte nördlich von der Insel Fadejew ein Land mit hohen Bergen bemerkt zu haben, das aber zu erreichen eine große Polynja ihm unmöglich machte.

Da die von den genannten russischen Reisenden gemachten Ortsbestimmungen sehr von einander abwichen, da ferner auch die ganze Nordküste vom Kap Schelagskoj bis an das Nordkap

noch völlig unbekannt war und die durch die Behauptung mehrerer Reisenden und durch die Sagen der Eingeborenen entstandene Vermuthung von einem großen im Norden gelegenen Lande zu einer genaueren Untersuchung dieser noch so wenig bekannten Gegenden aufforderte, so verordnete der Kaiser Alexander die Ausrüstung zweier wissenschaftlicher Expeditionen, um diese Lücken in der Geographie Sibiriens wo möglich auszufüllen. Jede dieser Expeditionen wurde einem Flotten-Lieutenant übertragen, welchem als Begleiter zwei Officiere, ein Arzt, der zugleich Naturforscher war, und zwei Matrosen mitgegeben wurden. Die eine unter dem Lieutenant Anjou sollte von der Jana ausgehen und sich vornehmlich mit der Untersuchung Neusibiriens und der benachbarten Inseln, sowie des Eismeeres beschäftigen. Die andere stand unter der Leitung des Lieutenants *) Ferdinand von Wrangel, und seine Begleiter waren: der Flotten-Officier Matiuschkin, der Steuermann Kosmin, der Doctor Kyber und zwei Matrosen, deren einer ein Schlosser, der andere ein Zimmermann war. Diese wurde beauftragt, auf Narten (den in jenen Gegenden üblichen leichten Schlitten) von der Mündung der Kolyma östlich die Aufnahme der Küsten bis an das Kap Schelagskoj zu bewerkstelligen und von demselben nach Norden hin auf dem Eismeere Untersuchungen über das Dasein des angeblichen großen Nordlandes anzustellen. Beide Expeditionen gingen im Jahre 1820, mit dem Nöthigsten für ihr unendlich schwieriges Unternehmen ausgerüstet, nach der Nordküste Sibiriens ab. Die Beschreibung der Reise des Herrn von Wrangel, welche die Länder- und Völkerkunde jener Gegenden um Vieles bereichert hat und uns mit der eigenthümlichen Natur des nördlichen Sibiriens in anschaulichen Bildern vertraut macht, theilen wir nun, nach den eigenen Aufzeichnungen des verdienten Reisenden, in den folgenden Abschnitten unsern Lesern auszüglich mit. Der vollständige Titel des Werkes lautet: »Reise des kaiserlich-russischen Flotten-Lieutenants Ferdinand von Wrangel längs

*) Jetzt Contre-Admirals.

der Nordküste von Sibirien und auf dem Eismeere in den Jahren 1820 bis 1824. Nach handschriftlichen Journalen und Notizen bearbeitet von G. Engelhardt, Staatsrath. Herausgegeben nebst einem Vorwort von C. Ritter, Dr. und Professor. 2 Theile. Berlin, 1839. Voß'sche Buchhandlung«, und bemerkt der Herausgeber nur noch, daß er die vorliegenden Auszüge aus dieser Reise der gütigen Mitwirkung des Herrn Pfarrers Karl Otto Friedrich Weichardt zu Nermsdorf bei Weimar zu verdanken hat.

Sibirien.

Erſtes Kapitel.

Beide Abtheilungen unſerer Expedition verließen am 23. März 1820 St. Petersburg. In Moskau blieb Lieutenant Anſon bis zum Eintritte der günſtigeren Jahreszeit mit all' unſern Inſtrumenten zurück, während ich mit dem Flottenofficier Matiuſchkin auf den eben ſo leichten und ſchnellen als unbequemen gewöhnlichen Poſtwagen, die auf allen Stationen gewechſelt werden, Jakutsk, der ehemaligen Hauptſtadt des unermeßlichen Sibiriens, zueilte. Nur im Fluge legten wir die 5317 Werſt*) lange Strecke zurück, obwohl das Austreten mehrerer Flüſſe dieſſeits und jenſeits des Ural, deren Thäler ſich in große Seen umgewandelt hatten, unſerem Fortkommen ſehr hinderlich war. Mehrmals wechſelten auf unſerer Fahrt Frühling und Winter. Im Kaſanſchen grünten die Bäume und die Wieſen waren mit den ſchönſten Blumen geſchmückt, in dem Ural aber deckte noch tiefer Schnee die Höhen und Schluchten, und während um Tobolsk kaum das erſte Grün an den Wieſenabhängen ſich zeigte, ſtanden die Umgebungen von Krasnojarsk und Ir-

*) 7 Werſt gleich einer geographiſchen Meile.

kutsk schon im üppigsten Frühlingsschmucke. Wenn man das Uralgebirge, welches die Eingeborenen auch den steinernen Gürtel nennen, überschritten hat und das eigentliche Sibirien betritt, wird man auf's Angenehmste durch die ganz eigenthümliche Gutmüthigkeit und Freundlichkeit der Bewohner dieses Landes überrascht, welches so Viele sich nur als eine ungeheuere, mit Missethätern und Verbrechern angefüllte, kalte Wüste denken. Statt dessen trifft der Reisende in den südlichen Landestheilen eine üppige Pflanzenwelt, gutbearbeitete Felder, vortreffliche Landstraßen, große, gutgebaute Dörfer und eine allgemeine öffentliche Sicherheit, wie sie in manchen gebildeteren Ländern kaum zu finden ist. Den 18. Mai langten wir in Irkutsk an, wo ich über einen Monat die gastfreundlichste Aufnahme bei dem Befehlshaber der dortigen Admiralität genoß. Diese an der Angara gelegene, befestigte Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements ist unregelmäßig und meist von Holz erbaut, zählt aber 19 Kirchen, mehrere öffentliche Anstalten, 103 Fabriken und 14,000 Einwohner und bildet den Mittelpunkt der sibirischen Wasserstraßen.

Nach der Ankunft des Lieutenants Anjou brach die vereinte Expedition den 25. Juni nach dem Norden auf, in dessen eisigen Einöden wir nun Jahre lang auf alle geselligen Freuden und Genüsse verzichten sollten. Am 27. Juni erreichten wir Kotschuga, einen Flecken am linken Ufer der Lena, die, am Baikalgebirge entspringend, von hier ab schiffbar ist, und, auf ihrem 440 Meilen langen Laufe durch zahlreiche Zuflüsse vermehrt, als einer der größten Ströme in das Eismeer mündet. Er ist ein Stapelplatz für die Kaufmanns- und Krongüter, die in großen, breiten Barken oder Fahrzeugen kleinerer Gattung zu den am Flusse belegenen Städten und Ortschaften versendet werden. Wie wichtig dieser Verkehr zu Wasser in einem menschenleeren Lande, in dem die Niederlassungen oft Hunderte von Werften auseinander liegen, zumal für den höchsten Norden ist, dem die wenigen unentbehrlichen Lebensbedürfnisse und Genüsse: Mehl, Salz, Thee, Zucker, Branntwein, Tabak und etwas Weniges an Zeugen auf diesem Wege zugeführt werden müssen, leuchtet von selbst ein. Bei der Unvollkommenheit der Fahrzeuge

aber und dem Mangel an Menschen, um sie fortzuschaffen, tritt oft schon der lange Winter ein, ehe die Waaren zur unteren Lena gelangen, und diese Gegenden müssen dieselben bis zum nächsten Frühjahr entbehren, oder das Wenige, was ihnen davon zu Lande zugeführt wird, zu ungeheueren Preisen einkaufen. Diesen drückenden Uebelständen würde nicht nur abgeholfen werden, sondern auch ein neues, reges Leben längs der ganzen, fast 4000 Werst langen Strecke von Kotschuga bis zur Mündung der Lena in das Eismeer entstehen, wenn auch nur ein einziges Dampfschiff erbaut würde, das jeden Sommer auf einer zweimaligen Fahrt den Norden mit dem Nöthigsten versehen könnte.

Auf einer für uns in Bereitschaft gehaltenen und mit den nöthigen Vorräthen befrachteten, großen und flachen Barke (páwosok) glitten wir den majestätischen Strom hinab, zu dessen malerischen Ufern sich das Gebirge und undurchdringliche Wälder dicht herandrängten, bis er bei dem Flecken Rigi in seiner ganzen Größe und Pracht aus den Felsenengen hervortritt. Nach vielen Krümmungen erreicht der inselreiche Fluß das Städtchen Kirensk, das mehr einem elenden Dorfe gleicht, aber durch seinen Gartenbau bedeutend ist, und zwängt sich dann nach etwa 250 Werst ungestüm zwischen senkrechten, 80 Faden*) hohen Felsenwänden hindurch, welche ein berühmtes Echo bilden, das einen Flintenschuß wohl hundert Mal, gleich einem wohlunterhaltenen Lauffeuer wiederholt. Bald darauf fuhren wir an der Mündung der Witima vorüber, in deren Umgebungen ganz vorzüglich schöne Zobel gefangen werden. Die besten in Sibirien liefert aber die Gegend von Olekma, welcher Stadt wir uns am 9. Juli gegenüber befanden. Hier wird ein schöner Balg mit 50 bis 100 Rubel**) bezahlt, und namentlich die in's Bläuliche spielenden sind die geschätztesten. Ueberhaupt ist das rechte, dicht bewaldete Ufer der Lena sehr reich an Pelzthieren, während die auf dem linken an Zahl und Güte

*) 1 Faden = 6 Fuß oder 1 Klafter.

**) 1 Papierrubel damals gewöhnlich = 9 Sgr. 1 Pf., jetzt 1½ Pf. mehr. — 3 Papierrubel und 50 Kopeken = 1 Silberrubel = 1 Thlr. 2 Sgr. 3 Pf. Hier ist von Ersterem die Rede.

weit nachstehen. Mehrmals sahen wir auf unserer Fahrt große Strecken brennender Wälder. Das trockene Unterholz war meist schon weggebrannt und die hohen Fichten- und Lerchenbäume standen, ganz in Flammen gehüllt, gleich riesigen Feuersäulen furchtbar knisternd da, und gewährten besonders Nachts durch den rothen Widerschein auf den Wellen ein großartiges Schauspiel. Je weiter wir nach Norden vorrückten, desto öder wurden in jeder Hinsicht die Ufer der Lena, und während in den südlicheren, obern Gegenden des Flusses Felder, Wiesen und Gemüsegärten und dazwischen Hütten und kleine Dorfschaften, die noch von einem verhältnißmäßigen Wohlstand zeugen, das Auge erfreuen, bildet Olekma die letzte Grenze für Gartenzucht und Ackerbau, an deren Stelle dann ausschließlich die Jagd, Viehzucht und Fischerei treten. Die Ansiedelungen werden immer seltener, ihre Bewohner stellen immer mehr ein Bild des Elends und des Siechthums dar, und weiter nach Norden besteht die ganze Bevölkerung blos aus Jakuten, die mit der Rauheit des Klimas und dem Mangel vertrauter sind als die russischen Bauern, deren Niederlassungen schon vor Jakutsk aufhören. Am 25. Juli langten wir endlich in dieser Stadt an und hatten demnach 27 Tage gebraucht, die etwa 2500 Werst lange Strecke von Kotschuga bis hierher zurückzulegen, wogegen im Frühling, wo der Strom viel reißender ist, sich die Fahrt in der halben Zeit bewerkstelligen läßt.

Jakutsk trägt ganz das Gepräge des kalten, düstern Nordens. Auf einer nackten, baum- und strauchlosen Fläche, auf der nur Abwesenheit des Schnees die Anwesenheit des kurzen, zehnwöchigen Sommers verkündet, liegen am linken Ufer der Lena gegen 500 hölzerne, von Zäunen umgebene, unansehnliche Häuser und Hütten, unter denen sich 5 Kirchen, 1 Kloster und 1 von Stein erbauter Kaufhof hervorheben, und doch sind seit einem Menschenalter die Wohnungen äußerlich wie innen um Vieles besser und bequemer geworden. Die einzige Sehenswürdigkeit ist eine schon im Jahre 1647 durch die Eroberer Sibiriens, die Kosaken, erbaute, alte, hölzerne Festung, mit ihren, den Einsturz drohenden, eckigen Thürmchen. Jakutsk ist der Mittelpunkt des innern Handels von Sibirien und eine Hauptniederlage der

russisch-amerikanischen Handelsgesellschaft. Auf viele Tausende von Werst im Umkreise strömen während der wenigen Sommerwochen hieher die köstlichsten wie die gemeinen Pelzwaaren aller Art, sowie Wallroßzähne und die riesigen Knochenüberreste des vorweltlichen, dem asiatischen Elephanten verwandten Mammuts, dessen Stoßzähne besonders als fossiles Elfenbein in den Handel kommen. In dieser Zeit treffen hier auch die Kaufleute aus dem Süden ein, die dieser an Allem armen Gegend fast Alles, was zum Leben nöthig ist, zuführen. Die Hauptverkaufszeit ist im Monat August, weicht aber von dem, was wir unter einem Jahrmarkt verstehen, sehr ab, indem die Kaufleute ihre Waaren in den Häusern und Höfen gleichsam verstecken, um ihre Preise, sowie die Namen ihrer Abnehmer vor einander möglichst geheim zu halten. Die Bewohner (gegen 4000) stehen noch auf einer sehr niedrigen Stufe geistiger Bildung. Der Heiligenkalender (Swätzy) ist fast ihr einziges Buch und die Erziehung ist die mangelhafteste. Die Kinder werden gewöhnlich bald nach der Geburt einer Jakutin übergeben, die sie nach 2 bis 3 Jahren fast als kleine Jakuten den Eltern wiederbringt. Später lernen sie etwas lesen und schreiben und werden dann mit dem Pelzhandel vertraut gemacht, der die Einwohner ausschließlich beschäftigt. Doch leben sie sehr gesellig, wiewohl Essen und Trinken bei ihren lärmenden Versammlungen die Hauptrolle spielen. Die Herren sitzen bei dem Punschglas und die Damen in einem bei uns längst veralteten Staate um den Theekessel, während die Jugend nach den Klängen der Gußli, einer Art liegenden Harfe mit Metallsaiten, ein Tänzchen macht.

Lieutenant Anjou ging schon im Anfange August mit seiner Abtheilung die Lena hinunter. Ich brach am 12. September, nachdem ich vorher den Mitschmann Matiuschkin und den Steuermann Kosmin mit unsern Vorräthen, um die nöthigen Vorbereitungen für unsern dortigen Aufenthalt zu treffen, nach Nis'hne-Kolymsk vorausgeschickt hatte, eben dahin auf.

Von Jakutsk führt keine gebahnte Straße nach dem Norden, sondern die Reise muß zu Pferde auf engen, holperigen Fußsteigen, die durch Moräste und dichte Wälder, über steile Berge und zwischen zahlreichen Landseen dahin führen, fortgesetzt wer-

den. Wir setzten über die Lena, die, durch Inseln verengt, hier bei ihrer Hauptdurchfahrt eine Breite von 4 Werst hat, nach der gegenüberliegenden Poststation. Die Pferde mußten erst von einer entfernten Weide herbeigeholt werden. Unsere 10 Packpferde bildeten eine lange Reihe, indem ein jedes mit dem Zügel an den Schweif des vorangehenden gebunden war. Auf dem ersten und auf dem letzten saß ein Jakute als Führer, die in dieser Eigenschaft eine so bewunderungswürdige Geschicklichkeit besitzen, daß oft ein einziger eine Karawane von 28 Pferden in vollkommener Ordnung erhält. Bei Sonnenuntergang erreichten wir die sogenannte Poststation, eine einzelne, höchst unsaubere Jakutenjurte, in der Menschen und Vieh beisammen lebten. Ich flüchtete mich in ein nahes Lerchenwäldchen und brachte die Nacht auf einer Bärenhaut und unter einer tüchtigen Pelzdecke neben einem helllodernden Holzstoße ganz angenehm zu. Ziemlich empfindlich war mir am andern Morgen beim Ankleiden die Kälte von 2 Grad, doch schon wenige Wochen später dünkte auch mir eine Kälte von 8—10 Grad gelindes, weiches Wetter zu sein. So ist der Mensch für alle Himmelsstriche geschaffen!

Unser Weg führte uns bald an einigen alten Bäumen vorüber, deren Aeste mit Pferdehaaren behängt und um deren Wurzeln eine Menge auf ähnliche Weise verzierte Stäbe in die Erde gesteckt waren. Der Jakut, welcher die Karawane führte, rupfte seinem Pferde einige Haare aus der Mähne und knüpfte sie mit vieler Ehrfurcht an den Ast eines Baumes, indem er uns erklärte, es sei das ein Opfer, das man dem Berggeiste darzubringen pflege, um sich seines Schutzes auf der Reise zu versichern. Die Jakuten halten streng auf diesen Brauch. Sie besangen fast auf dem ganzen Wege in einer einförmigen, traurigen Weise, die für das verschlossene, abergläubische Volk bezeichnend war, in Stegreifliedern die Gegend, indem sie die nackte Einöde als liebliche Landschaft und die schlammige Pfütze als krystallhellen See priesen. Nicht daß ihre Einbildungskraft ihnen einen solchen Streich spielte, sondern es geschah nur, um den sibirischen Rübezahl durch ein solches prunkhaftes Lobpreisen seines Gebietes bei guter Laune zu erhalten. Nach einem Ritt von 63 Werst

gelangten wir Abends zu einer mir wegen ihrer Geräumigkeit und Reinlichkeit gepriesenen Postjurte, doch nur der dichte, kalte Regen konnte mich vermögen, in ihr ein Obdach zu suchen. Die dicke Luft, das zahllose Ungeziefer, das Schreien der Kinder und des Viehes vertrieben mir allen Schlaf.

Der anhaltende Regen hatte die ohnehin elenden Wege fast grundlos gemacht, dagegen war die Gegend, die wir nun durchzogen, recht mannigfaltig und selbst freundlich. Wir ritten an zahllosen kleinen Landseen von regelmäßiger, ovaler Form vorüber, deren hohe, mit Lerchenbäumen bewachsene Ufer sich in der glatten Wasserfläche spiegelten und um die eine tiefe Stille herrschte. Nach einem Wege von ungefähr 40 Werst gelangten wir zu dem in mehrfacher Hinsicht bemerkenswerthen Thale Miörö von länglichrunder Form und 8 Werst Durchmesser. Der hohe, dasselbe umgebende Rand und einige kleine, aber tiefe und sehr fischreiche Seen bezeichnen es als das Bett eines ehemaligen Sees. Diese, sowie der kräftige Graswuchs haben es zu einer sehr volkreichen Niederlassung der Jakuten gemacht. Die zahlreichen, zum Theil ansehnlichen Jurten, 2 Kirchen mit Thürmen, das Getümmel der zahlreichen Bewohner, die großen Viehheerden und Pferdetabunen bilden einen höchst wohlthuenden Gegensatz zu der Einöde, die dieses Thal umgiebt.

Werfen wir einen Blick auf die Sitten und Lebensweise der Jakuten. Ihre Gesichtsform bestätigt die Sage von ihrer tatarischen Abkunft. Sie sind eigentlich ein Hirtenvolk und ihr vornehmster Reichthum besteht in Pferden und Hornvieh. Durch den Ueberfluß an Pelzthieren in ihren endlosen Wäldern wurden sie aber auch Jäger und treiben die Jagd mit unermüdlichem Eifer und bewundernswürdiger Geschicklichkeit. An Entsagungen aller Art gewöhnt, scheinen sie ganz unempfindlich gegen die Kälte und können den Hunger bis auf einen fast unglaublichen Grad ertragen. Ihre Nahrung besteht aus gesäuerter Kuh- und Stutenmilch und aus gekochtem Pferde- und Rindfleisch; vom Brote haben sie keinen Begriff.

Ihr größter Leckerbissen ist Fett, das sie, roh und geschmolzen, frisch und verdorben, im größten Uebermaße verzehren können. Ueberhaupt kommt es ihnen weit weniger auf den Wohl-

geſchmack, als auf die Menge der Nahrungsmittel an. Daher zerſtampfen ſie auch die innere Rinde des Lerchenbaumes, auch wohl der Fichten, und kochen ſie mit Fiſchen, etwas Mehl und Milch, beſonders aber mit Fett, zu einem Brei, den ſie in ungeheurer Menge verzehren. Männer und Frauen rauchen leidenſchaftlich gern Tabak, namentlich den ſcharfen tſcherkeſſiſchen, und verſetzen ſich dadurch, daß ſie den Rauch verſchlucken, in eine der Trunkenheit ähnliche Betäubung. Sie haben zweierlei Wohnungen, im Sommer die Uroſſy, bewegliche, kegelförmige Zelte von mit Birkenrinde bedeckten Stangen, im Winter die warmen Jurten. Dies ſind von dünnen Balken in Form einer abgeſtumpften Pyramide erbaute Hütten, die außen mit Raſen, Lehm und Gras dick belegt ſind, und denen zwei viereckige, im Winter mit Eisplatten verſchloſſene Oeffnungen als Fenſter dienen. Der Fußboden iſt einige Schuh vertieft und aus Lehm geſtampft, bei den Reichen aber erhöht und gedielt. Längs den Wänden, an denen die Kleidungsſtücke, Waffen und der wenige Hausrath hängen, ſind breite Sitze erbaut, die Nachts auch als Schlafſtätten dienen. In der Mitte, näher der Thüre, befindet ſich der Tſchuwàl, eine Art mit einem Schornſteine verſehener Herd, auf dem ein unaufhörliches Feuer brennt. Die Kühe ſind in ähnlich erbauten Schuppen untergebracht, werden aber auch wohl bei zu ſtrenger Kälte in die Jurte aufgenommen; die Pferde dagegen bleiben unter freiem Himmel und müſſen ſich ihre kümmerliche Nahrung unter dem Schnee hervorſcharren. Dieſe Wohnungen ſchützen genugſam gegen die Kälte und befriedigen, obwohl in ihnen die größte Unordnung und Unſauberkeit herrſcht, alle Anforderungen der Jakuten.

Sie theilen ſich in verſchiedene Stämme, und dieſe zerfallen wiederum in mehrere Unterabtheilungen; jedem der erſteren ſteht ein Golowà, der letzteren ein Knäſuz als Oberhaupt vor. Die Jakuten ſind zwar alle getauft, auch ſind die zehn Gebote, ein Theil des neuen Teſtaments und die vornehmſten Kirchengebete in ihre Sprache übertragen, doch aber haben nur ſehr Wenige einige Begriffe von den Lehren und den Grundſätzen der chriſtlichen Religion. Daher halten ſie auch noch viel auf abergläubiſche Gebräuche aus dem Heidenthum und die Schamanen,

ihre Aerzte, Zauberer und Teufelsbeschwörer, spielen bei ihnen eine große Rolle. Bezeichnend für den Jakuten ist seine Rachgier, Proceßsucht, Ungeselligkeit und Verschlossenheit. Nur der Hang zur Einsamkeit und Abgeschiedenheit macht es erklärlich, daß, obwohl das Weidebedürfniß es nicht fordert, weiter nach Norden die einzelnen Jurten oft einige hundert Werst auseinander liegen, so daß die nächsten Nachbarn sich zuweilen in Jahren nicht sehen.

Am 15. September legten wir, obgleich wir so üble Wege fanden, daß unsere Pferde mehrmals bis an den Hals in Moräste versanken, 90 Werst zurück und erreichten zur Nacht die Station Aldenskaja, welche nur eine halbe Werst von dem Aldan, dem bedeutendsten Nebenfluß der Lena, entfernt ist. Hier nehmen die gemeinschaftlichen jakutischen Niederlassungen völlig ein Ende und beginnen erst wieder jenseits des Werchojanskischen Bergrückens, 400 Werst weiter nördlich. Die ganze dazwischen liegende Strecke ist eine Wüste, die aus Bergen und dazwischen liegen Morästen besteht und den Reisenden viele Beschwerden darbietet. Auf dieser Station pflegen daher die Karawanen Halt zu machen, um sich für den bevorstehenden mühevollen Zug zu rüsten. Auch wir brachten daselbst einen Tag mit Vorbereitungen zu.

Am 17. September setzten wir über den rasch dahineilenden Aldan, der hier eine Breite von 1½ Werst hat. Mitten im Strom erhielt unser Fahrzeug ein bedeutendes Leck. Trotz unserer vereinten Anstrengungen sank es immer tiefer und wäre ohne Zweifel untergegangen, wenn wir nicht eine kleine Insel erreicht hätten, an der wir unsere Barke durch Verstopfen mit trockenem Grase und Moose wieder in guten Stand setzten. Am andern Ufer schlugen wir unter einer großen Birke unsern Polög (ein kleines viereckiges Reisezelt von gegerbtem Rennthierleder) für die Nacht auf. Den 18. zogen finstere Wolken auf und wir durchzogen unter dichtem Schneegestöber eine öde, baumlose und morastige Gegend. Am folgenden Tage bahnten wir uns durch einen dichten Wald von Lerchen, Espen und Weiden zwischen deren engverwachsenen Aesten und umgestürzten Stämmen einen Weg nach der einzigen Furth des Tukulan, der von dem süd-

lichen Abhange des Werchojanskischen Bergrückens in süd-westlicher Richtung dem Aldan zueilt. Am Morgen des 20. ritten wir ohne Unfall durch den reißenden Strom. Das Thal, durch welches er fließt, sowie seine eben so ungestümen Nebenflüsse, über die wir gleichfalls setzten, sind mit entwurzelten Bäumen und Steinmassen übersäet, die unser Weiterkommen sehr erschwerten und uns zeitig Halt zu machen nöthigten. Auf einer vom Schnee gereinigten Stelle wurde um ein tüchtiges Feuer auf eine dicke Unterlage von dürrem Reisig eine Schicht grüner Zweige von der hier in Menge wachsenden Zwergceder gelegt und darauf unsere drei Pologi aufgestellt. Die vierte Seite wurde von unsern Führern eingenommen, die auf ihren über den Schnee gebreiteten Pferdedecken, den Sattel zum Pfühl, die frostige Nacht unter freiem Himmel zubrachten. Während der mit Schnee gefüllte Kessel über dem Feuer summte, zündeten wir in Erwartung des labenden Thees und der nahrhaften Suppe unsere Gansy, jakutische kurze Tabakspfeife, an, und nach eingenommenem Mahle verkürzten uns unsere Führer, wie das die fast leidenschaftliche Liebhaberei der hiesigen Jakuten und Russen ist, den Abend durch die Erzählung ihrer Jagdabenteuer, die an Glaubhaftigkeit den münchhausenschen nicht nachzustehen pflegen. So erzählte unter Andern der Eine von einem Kosaken, der fast zu gleicher Zeit drei Bären, den einen mit dem Messer, den andern mit dem Beile, den dritten mit einem Knittel erlegt habe, und ein Anderer schrieb dem Elennthier eine so ungeheure Stärke zu, daß es im vollen Laufe mit seinem Geweihe große Bäume entwurzele. — Im Frühling und Sommer nöthigen die plötzlich anschwellenden Gebirgswasser in diesen Thälern nicht selten die Reisenden, sich mit ihrer Habe auf die Bäume zu retten und man pflegt daher auch in deren Nähe das Nachtlager aufzuschlagen. Je mehr wir uns dem Ursprunge des Tukulan näherten, desto näher traten die Felsen an den Strom und desto enger und wilder wurde das Thal, in dessen Hintergrunde sich ein Halbkreis zackiger Schneeberge zeigte. Am Morgen des 22. schickten wir uns an, bei einer Kälte von 16 Grad den Werchojanskischen Bergrücken zu ersteigen. Derselbe besteht fast ganz aus reinem, schwarzem Schiefer und bildet die Wasserscheide zwischen dem

Flußgebiete der Lena und der Jana. An ſteilen Felſenabhängen und in verſchneiten Schluchten klimmten wir unter mancherlei Gefahren volle drei Stunden empor, bis wir die Höhe des 2100 Fuß über dem Tukulan gelegenen Paſſes erreichten, über den das Gebirge noch 800 bis 1000 Fuß aufſteigt. Am ſanfteren nördlichen Abhange entſpringt aus einem kleinen See die Jana, die in nördlicher Richtung zwiſchen zwei allmählig ſich abdachenden Bergreihen dem Eismeer zufließt. Wir zogen längs dem linken Ufer derſelben, an dem wir in gewiſſen Entfernungen ſogenannte Powarni fanden, d. h. hölzerne Hütten mit einem Herd und breiten Bänken zum Schutz und zur Bequemlichkeit der Reiſenden. In dieſer eiſigen Einöde ſtießen wir auf die elende, ſchlecht verwahrte Hütte eines Tunguſen, der ſich mit ſeiner Tochter hier der Rennthierjagd wegen aufhielt. Die ſich durch Verarmung zu dieſer kümmerlichen Lebensweiſe genöthigt ſehen, werden von ihren Volksgenoſſen mit dem Namen Glücksjäger bezeichnet, als ſolche, die ausgezogen ſind, ihr verlorenes Glück wieder zu finden. In neuerer Zeit ſiedelt die Regierung ſie an den großen Flüſſen an und unterſtützt ſie mit Fiſchergeräthſchaften.

Nachdem wir neun ganze Tage unter freiem ſibiriſchen Himmel zugebracht hatten, erreichten wir am 26. September wieder die erſte Poſtſtation, Baralas, eine geräumige und reinliche Jakutenjurte, die uns nach den gehabten Entbehrungen wie ein Palaſt erſchien. Nachdem wir uns den langverſagten Genuß, uns zu waſchen und umzukleiden, verſchafft hatten, ſetzte unſer braver Wirth uns die beſten hieſigen Leckerbiſſen vor, ſo unter andern in Würfel zerhackte, gefrorene jakutiſche Butter, Struganina, d. h. gefrorenen in dünne Scheiben geſchnittenen Fiſch, und zum Nachtiſch das hieſige Prachteſſen, friſches, rohes Rennthiermark. Nach eintägiger Raſt traten wir den Weg nach der nächſten, jedoch 300 Werſt entfernten Station, Tabalog, an. Nur nachdem wir Aſche und Sand geſtreut hatten, konnten wir unſere unbeſchlagenen Pferde über das glatte Eis der Lena bringen. Ueber gefrorenen, moraſtigen Boden und durch eine einförmige Gegend gelangten wir bei einer Kälte von 10 bis 19 Grad am 3. October zu der letztgenannten Station, die

von fischreichen Seen und guten Weideplätzen umgeben, geräumig und reinlich, allen billigen Anforderungen entsprach. Auf der 415 Werst langen Strecke von da bis Saschiwersk, am rechten Ufer der Indigirka, das wir am 10. October erreichten, mußten wir bei einer Kälte von 16 bis 24½ Grad die Nächte in leeren, verfallenen Jakutenhütten und in den genannten Powarni, dem eisigen Wind und dem Rauche ausgesetzt, zubringen. Wir durchzogen auf diesem Wege die engen Thäler eines nicht beträchtlichen Gebirges, das die Wasserscheide zwischen der Jana und Indigirka bildet. An dem Flüßchen Dogdo aufsteigend, gelangten wir zu dem Todtenthale (Ubiènnoje pole), wo nach der Sage eine große Horde Rennthiertungusen, die sich vor den Eroberern des Landes, den Kosaken, hierher geflüchtet hatte, nach verzweifeltem Kampfe von diesen niedergemetzelt wurde. Auch mir wäre dies Thal beinahe verderblich geworden. Als ich über ein zugefrorenes Flüßchen reiten wollte, verschwand mein Pferd unter dem einbrechenden Eise und ich entging nur durch einen glücklichen Zufall dem gleichen Schicksal. Unsere Führer eilten jedoch lachend herbei, denn sie wußten aus Erfahrung, daß das Wasser unter dem Eise fast ganz abgeflossen war, und förderten das arme Thier unversehrt wieder zu Tage. Doch verlor ich leider bei diesem Vorfall meinen Vorrath an Thee, Zucker und Rum.

Saschiwersk besteht, seit es aufgehört hat eine Kreisstadt zu sein, nur noch aus einer Kirche und vier oder fünf Hütten. Die Umgegend hat schöne Wiesen und eine Menge fischreicher Seen. Daher beschäftigen sich die hiesigen Bewohner auch vorzugsweise mit der Pferde- und Viehzucht, sowie mit der Fischerei. Die Aermeren haben sich ganz an den Ufern der Flüsse angesiedelt, daher sie auch den Namen Retschnyn, d. h. Flußbewohner, führen. Sie halten viele Hunde, welche die gefangenen Fische in Schlitten nach den Wohnungen ziehen. Diese Hunde nähren sich nur von dem Abfall und den Gräten der Fische, und ihr Unterhalt kostet ihren Herren nichts. Ich fand hier gastfreundliche Aufnahme in der Hütte eines Mannes von seltenen Tugenden und Verdiensten. Es ist das der hier weit und breit unter dem Namen Vater Michail bekannte 87jäh-

rige Priester, der während seiner 60jährigen Amtsführung 15,000 Jakuten, Tunguſen und Jukahiren nicht nur getauft, sondern wirklich in den Lehren des Christenthums unterwiesen, und durch seine Rathschläge, wie durch sein Beispiel den heilsamsten Einfluß auf sie geübt hat. Noch jetzt macht er, seines hohen Alters ungeachtet, jedes Jahr zu Pferde durch die öden Schneesteppen Reisen von 2000 Werst, um die neugeborenen Kinder seiner verstreuten Gemeinde zu taufen, sein heiliges Amt unter ihnen zu versehen und als Rathgeber, Lehrer und Arzt ihnen zu nützen. Dabei bleibt ihm noch Zeit und Kraft, selbst für seinen Unterhalt zu sorgen. Er erlegt mit der Büchse die im benachbarten Gebirge lebenden Argali (wilde Schafe) und fängt Federwild in Schlingen. Auch bearbeitet er emsig sein Gärtchen, in dem er Kohl, Rüben und Rettig zieht — für diese Gegenden eine große Seltenheit.

Von ihm noch mit einigen kleinen Mundvorräthen beschenkt, brachen wir mit seinem Segen nach dem höheren Norden auf, und erreichten nach einer Reise von 315 Werst den großen See Orinkino, der die Grenze zwischen dem Saschiwerskischen Bezirk und dem Kolymskischen Kreise bildet. Von hier bis zum Flusse Alasej, der, wie die früher genannten großen Ströme, in nördlicher Richtung dem Eismeere zufließt, mußten wir eine völlig unbewohnte Wüste von 250 Werst durchziehen. Bis zu dem etwa 100 Werst entfernten Alasejischen Bergrücken, welcher das Flußgebiet der Indigirka von dem des Alasej scheidet, breiten sich ungeheuere Moräste aus, die hier Badaràny genannt werden. Sie trocknen nie ganz aus; bei wärmerer Witterung bildet sich auf ihrer Oberfläche nur eine Art Rinde, die bei schweren Lasten durchbricht. Nur der in einer gewissen Tiefe ewig gefrorene Boden des Morastes bewahrt im Sommer die Pferde der Reisenden vor völligem Versinken. Nichts Oderes und Traurigeres, als diese mit halb verwestem Moos bedeckten Strecken, auf denen hin und wieder ein kümmerlicher Lerchenstrauch am Boden hinkriecht. Jenseits des Alasejischen Bergrückens trafen wir wieder große Landseen und dazwischen gutes Wiesenland und erblickten am 21. October zu unserer größten Freude den Rauch, der von der Poststation Sardach aufstieg.

Sie zeichnet sich vor allen andern auf dem ganzen Wege aus. Die von zierlichen Palissaden umgebene Besitzung enthält außer einem gut gebauten Wohnhause, in dem sich ein abgesondertes, reinliches Zimmer mit Tischen und Bänken befindet, eine Jurte, einen langen Waarenschuppen und Stallungen, auch eine Badestube und selbst ein Lusthäuschen mit einer Sonnenuhr, und ist die Besitzung des ehemaligen Wachtmeisters Atlassow, eines würdigen Urenkels des Eroberers von Kamtschatka.

Auf der 250 Werst langen Strecke zwischen hier und Sredne-Kolymsk (Mittel-Kolymsk) sah ich auf einem See die erste Heerde wilder Rennthiere, die, von zwei Wölfen verfolgt, dicht an uns vorüberschossen. Letztgenannte Stadt, an der Kolyma, ist der Hauptort des Kreises und zählt 13 verhältnißmäßig gutgebaute Häuser mit einer nicht unansehnlichen Kirche. Im Sommer beschäftigt die Jagd und Fischerei fast sämmtliche Bewohner auswärts. Die täglich zunehmende Kälte, die zwischen 18 und 29 Grad wechselte, nöthigte mich, mir einen vollständigen hiesigen Winteranzug zuzulegen. Man höre, was Alles dazu gehört! Ueber meine Reiseuniform zog ich ein Kamisol und einen Brustlatz, nagrùdnik, beides mit weißem Steinfuchs, und weite Beinkleider mit Hasenfell gefüttert. Die Füße bekleideten Socken aus jungem Rennthierfelle und hohe Stiefel, tòrbassy, von demselben Felle, und für die Kniee waren besondere Decken, nakoléniki, bestimmt, darüber eine Art weiten Sackes mit Aermeln, kuchlänka, aus gegerbtem doppelten Rennthierfelle, in- und auswendig rauh. Dann folgten, auch unter besondern Benennungen, kleinere Pelzstücken für die Nase, die Stirn, die Ohren, das Kinn u. s. w., und darüber war endlich noch eine ungeheuere Fuchsmütze mit langen Ohren gestülpt. Ich war Anfangs in dieser Vermummung so unbeholfen, daß ich nicht allein auf's Pferd konnte, und öfters in den Jurtenthüren stecken blieb. In dem 320 Werst weiter entfernten russischen Dorfe Omolònskaja am Flusse Omolòn vertauschten wir jubelnd die Pferde mit den von Hunden gezogenen schmalen Schlitten, Narty genannt, auf denen wir die letzten 120 Werst in zwei Tagen bei einer Kälte von 32 Grad zurücklegten, und langten den 2. November in dem elenden Fischerdörfchen

Nis'hne-Kolymsk (Unter-Kolymsk) an, das für drei Jahre unser Wohnort sein sollte. Wir hatten die ungeheuere Strecke von 11,000 Werst zwischen hier und St. Petersburg in 224 Tagen durchmessen.

Zweites Kapitel.

Ehe wi die Beschreibung unseres Lebens und unserer Thätigkeit in Nis'hne-Kolymsk beginnen, schicken wir einige allgemeine Bemerkungen über die untere Gegend der Kolyma und ihre Bewohner voraus. Die Kolyma entspringt unter dem 61. Breitengrade in dem Gebirge Stanowoj Chrebet und fließt in nord-nordöstlicher Richtung 1500 Werst an einem Zweige desselben hin, dessen jähe Felsen das rechte Flußufer bilden. In sie münden der große und kleine Aniuj und der Omolón. Gleich nach dem Einfluß des Letzteren bildet sie eine 100 Werst lange, niedrige Insel, an deren südlichem Ufer Nis'hne-Kolymsk liegt, und ergießt sich dann etwa 70 Werst weiter nördlich in drei Armen, die mit den dazwischen liegenden Inseln eine Breite von 100 Werst haben, in das Eismeer.

Im Norden das Eismeer, im Osten eine unabsehbare nackte Haide, Tundra, ist das Land der ganzen Gewalt der rauhen Winde blosgestellt und bei Nis'hne-Kolymsk friert der Strom schon in den ersten Tagen des September zu, bei seiner Mündung oft selbst um den 20. August. Obwohl während 52 Tagen (vom 15. Mai bis 6. Juli) die Sonne nicht untergeht, so scheinen doch ihre matten, schrägen Strahlen alle Wärmekraft verloren zu haben. Es giebt in Wahrheit nur zwei Jahreszeiten: Winter und Sommer, und der letztere ist nur ein Kampf zwischen Entstehen und Vernichten. Ende Mai zeigt sich einiges kümmerliche Grün und im Juni entfalten sich sogar einige Blumen und Blüthen. Im Juli, der heiter und mild zu sein pflegt, stellen sich ungeheuere Züge von Mücken ein, gegen welche Menschen und Thiere nur in dem dicken, bittern Rauche der

Dymokury (große Haufen von Blättern, Moos und feuchtem Holz) einigen Schutz finden. Und doch leisten in dem weisen Haushalte der Natur selbst diese Plagegeister dem Menschen einen wesentlichen Dienst. Vor ihnen nämlich flüchten sich die Rennthiere in Zügen von vielen Hunderten aus den Wäldern nach dem Meere und werden, namentlich wenn sie über die Flüsse und Landseen setzen, in großer Anzahl erlegt. Der Winter dauert volle neun Monate und steigt im Januar bis zu einer Kälte von 43 Grad. Dann wird das Athmen schwer, das Rennthier steht unbeweglich, wie leblos, in dem tiefsten Dickicht der Wälder und selbst der Schnee dampft! Mit dem 22. November tritt eine 38tägige Nacht ein, nach der erst am 28. December eine blasse Morgenröthe erscheint, die selbst um Mittag die Sterne noch nicht zu verdunkeln vermag. In dieser Jahreszeit deckt fast beständig ein dichter Nebel (Morók) die weiten Schneegefilde. Eine merkwürdige Naturerscheinung, namentlich in den Thälern des Aniuj ist: »der warme Wind« (tèplot Wèter), der, von Ost-Süd-Ost wehend, in raschem Wechsel eine Kälte von 35 Grad in 1½ Grad Wärme verwandelt.

In diesem Klima und diesem Boden kann natürlich nur eine dürftige Pflanzenwelt kümmerlich ihr Leben fristen. Verkrüppelte Lerchenbäumchen und Weidengesträuch, Riedgras, Thymian, Wermuth, selbst die wilde Rose und Vergißmeinnicht, ferner Johannis-, Rausch-, Preisel- und Moltebeeren, sowie die duftreiche Mamura kommen noch, namentlich am rechten Ufer der Kolyma, vor, werden aber näher dem Meere immer seltener oder hören ganz auf. Keineswegs arm dagegen sind diese Wildnisse an vierfüßigen Thieren und Geflügel. Von den ersteren erwähne ich nur das Rennthier und Elennthier, den schwarzen Bären, den Wolf, Fuchs, Zobel und andere Pelzthiere, von den letzteren ungeheure Züge von Schwänen, Gänsen und Enten, ferner Adler, Eulen und Möven, weiße Schneehühner, Schnepfen und Krähen, ja um die Frühlingszeit hört man zuweilen den fröhlichen Finkenschlag und im Herbste das Zwitschern der kleinen Meise.

Aus welchem Lande die Vorfahren der jetzt hier lebenden Völkerschaften eingewandert sind, und was sie bewog, oder

vielmehr nöthigte, ihre wahrſcheinlich freundlicheren Wohnſitze mit dieſen unwirthbaren Einöden zu vertauſchen, meldet uns kein Denkmal und hat keine Ueberlieferung aufbewahrt. Nur eine dunkle Sage geht unter dem Volke: »es ſeien ehemals an den Ufern der Kolyma mehr Feuerſtätten der Omoki geweſen, als Sterne am klaren Himmel.« Dieſer Volksſtamm iſt gänzlich verſchwunden und ein anderer, der der Tſchukotſch oder Tſchuktſchen iſt theils weiter nördlich gezogen, theils bildet er, mit ſpäteren Einwanderern vermiſcht, die jetzige geringe Bevölkerung. Dieſelbe beläuft ſich in dem ganzen Kolymskiſchen Bezirke nur auf 2498 Menſchen männlichen Geſchlechts, nämlich 325 Ruſſen, 1034 Jakuten und 1139 Jukahiren und andere Völkerſtämme. Sie zahlen als Abgabe (jassak) an die Regierung 803 Füchſe, 28 Zobel und an Geld 10,847 Rubel. Die Ruſſen ſind meiſt Abkömmlinge von Verwieſenen und, obwohl ſie ſich zum Theil mit den Eingeborenen vermiſcht und viel von ihnen angenommen haben, ſo ſind ſie doch an dem höheren und kräftigeren Wuchſe, der weißeren Hautfarbe und meiſt auch dem helleren Haare kenntlich. Auch die ruſſiſchen Frauen und Mädchen ſind von einer angenehmeren und regelmäßigeren Geſichtsbildung und beſitzen viel Gemüthlichkeit und einen häuslichen Sinn, ſowie eine gewiſſe Empfänglichkeit für die feineren Regungen des Gefühls. Sie lieben ſehr den Geſang und pflegen in ihm ihre Stegreif-Lieder vorzutragen. Ein ſolches finde hier in der Ueberſetzung ſeine Stelle:

Sag' mir an, du holde Nachtigall,
Sag' mir an, du braungefiederte,
Wo du trafeſt die im Meere Segelnden? —
Ich traf ſie bei dem weißen Felſen an,
Wo ſie eine ſchöne Inſel fanden. —
Flieg' zurück, o Nachtigall, zum blauen Meere,
Hin zu meinem theuren Vielgeliebten,
Sag' ihm, daß daheim ſein treues Liebchen
Bitt'rer Zähren viel um ihn vergießt u. ſ. w.

Solche Geſänge, Tanz und Spiel verkürzen ihnen in traulichen Kreiſen die lange Winternacht, während die Eingeborenen den Frohſinn und Lebensgenuß gar nicht kennen. In ihren Woh-

nungen unterscheiden sich beide wenig von einander. Die Hütten sind gewöhnlich 12 bis 18 Fuß in's Gevierte und 9 Fuß hoch, die Wände aus Treibholz, das die Frühlingsüberschwemmungen vom Meere die Flüsse hinaufführen, aufgezimmert, mit Moos und Lehm verwahrt und außen mit einem hohen Erdwall beschüttet. Auch das flache Dach ist mit Erde bedeckt. Zwei einen Quadratschuh große Fensterchen, an denen im Sommer eine Fischblase, im Winter eine sechs Zoll dicke Eisplatte die Stelle des Glases vertritt, lassen nur einen Schimmer des Tageslichtes in das Innere fallen. In einer Ecke desselben befindet sich der Tschuwal mit einer Oeffnung darüber als Rauchfang, um die Wände laufen breite mit Rennthierfellen bedeckte Bänke und eine oder zwei niedrige Abtheilungen sondern die Schlafstätten von einander ab. An die Hütte schließen sich ein Vorhaus, eine Vorrathskammer, ein Hundestall und Gerüste zum Trocknen der Fische an. Reinlichkeit ist hier gar nicht und Wäsche nur bei den Reichen zu finden. Die Hauptbestandtheile der Bekleidung bilden ein Hemd (pàrka) aus weichem Rennthierfelle mit einem schmalen Besatz von Biber- oder Flußotterfell, Beinkleider von demselben Stoffe, ein mit einer Kapuze versehenes Oberkleid (kamlejà) von dickem Rennthierleder ohne Haar, dazu auf Reisen ein zweites, dem ganz gleiches, jedoch von doppeltem Fellwerk, die Kuchlänka, an deren Aermel große Fausthandschuhe genäht sind. Zu Hause tragen sie eine Art Schuhe aus braunem Juchten mit Schäften von rauchem Rennthierfelle, die mit Zierrathen besetzt und durch zwei, das Bein kreuzweis umwickelnde Riemen an die Beinkleider befestigt sind. Auf Reisen bedienen sie sich einer wärmeren Fußbekleidung und einer großen in- und auswendig rauchen Pelzmütze, sowie der früher genannten Gesichtsbedeckungen, unter denen das mit allerlei farbiger und goldener Stickerei verzierte Stirnband mehr zum Schmuck als zum Schutz bestimmt ist. An dem Gürtel hängt ein großes Messer, die kleine Gansa oder Tabakspfeife und ein Tabaksbeutel. Die Hauskleidung der Weiber unterscheidet sich von der der Männer fast in Nichts, als in der größern Leichtigkeit der Felle und einem um den Hals liegenden Kragen von feinem Rauchwerk. Als Gallaanzug tragen sie jedoch auch

baumwollene oder seidene Kleider, je großblumiger und buntscheckiger desto schöner.

Ich lebte fast drei Jahre unter diesen Uferbewohnern der Kolyma wie einer der Ihrigen, ihre ganze Lebensweise theilend, daher das Bild, was ich hier von denselben entwerfe, auf Wahrheit und Treue Anspruch machen kann. Um die Mitte Mai verlassen fast sämmtliche Bewohner Nis'hne-Kolymsk und suchen sich längs dem Strome zu ihrer Hauptbeschäftigung, dem Fischfang, günstige Stellen auf, an denen sie ihre Balagans oder leichte Sommerhütten aufschlagen. Im Frühling, wo die Wintervorräthe meist aufgezehrt sind, die Fische sich vor der Kälte in die Tiefen der Flüsse und Seen zurückgezogen haben und die ausgehungerten Hunde zur Jagd untauglich sind, pflegt sich der Hunger in seiner furchtbarsten Gestalt einzustellen. Blaß und kraftlos, gleich Gespenstern, kommen schaarenweise die Tungusen und Jukahiren zu den russischen Niederlassungen, deren Bewohner selbst zuletzt sich von den Ueberresten der für die Hunde bestimmten Vorräthe zu nähren genöthigt sind, und stürzen gierig über jeden Abfall von geschlachteten oder gefallenen Rennthieren, über Knochen, Felle oder Riemen her. Zwar hat die Regierung ein Vorrathsmagazin errichtet, allein da wegen der ungeheueren Entfernung und der Beschwerden der Zufuhr das Pud *) Roggenmehl, das zuweilen noch auf der langen Reise verdorben ist, mit 20 Rubel verkauft wird, so kommt diese Einrichtung nur sehr Wenigen zu Statten. Doch, wenn die Noth am höchsten, ist die Hülfe am nächsten. Plötzlich zeigen sich als Frühlingsboten große Schwärme von Zugvögeln und Alt und Jung eilt mit Flinten und Bogen, sie zu erlegen, herbei. Noch aber ist die Nahrung kärglich und die Natur scheint, wie ein erfahrener Arzt, die Ausgehungerten erst allmählig wieder an Speise gewöhnen zu wollen. Im Juni endlich gehen die Flüsse auf, aber — ein neues Ungemach — die ungeheueren Eismassen stemmen sich an manchen Stellen und verursachen dadurch große Ueberschwemmungen, die plötzlich die Gegend in

*) Ein Pud gleich 40 Pfund.

einen weiten See verwandeln, aus denen nur die Dächer der Häuser, wie Inſelchen, hervorragen. Die Fiſche ziehen im Frühling ſtromabwärts und ſobald die Gewäſſer fallen, beginnt die Hauptfiſcherei mit Netzen. Man fängt Storlette, eine Art großer Lachsforellen (nel'ma), große Seeſtinte (muksun) und eine hier Tſchir genannte Fiſchgattung, die, weil ſie noch ſehr mager ſind, zum Vorrathe für die Hunde dienen und als Juchala bereitet, d. h. gereinigt, platt auseinander geſchnitten und an der Luft gedörrt werden. Später beginnt die kleine Fiſcherei mit Reuſen und Setzkörben in den Nebenflüſſen der Kolyma. Da fängt man viele, ſehr fette Tſchiri, die, ſorgfältig zubereitet und gedörrt, unter dem Namen Jukola ein Hauptnahrungsmittel der hieſigen Bewohner ausmachen, während die fetteren Theile einen leckeren Zuſatz zu den aus Fiſchen bereiteten Kuchen bilden. Dann ziehen die größeren Seefiſche ſtromaufwärts und werden in Netzen und Setzkörben gefangen. Während dem ſtellen ſich die Zugvögel, Schwäne, Gänſe und Enten, ein, die hier an den Seen niſten und brüten. Wenn ſie mauſern und, ihrer Federn beraubt, nicht fliegen können, vereinigen ſich die Bewohner zu ihrer Jagd, ſcheuchen ſie durch abgerichtete Hunde auf und erlegen ſie mit Flinten, Pfeilen und Knitteln. Ein Theil der Beute wird geräuchert, das Meiſte aber im Schnee für den Winter aufbewahrt. Andere Vorräthe liefert das Fleiſch der Rennthiere, die man während ihres Sommerzuges an dem Aniuj oder an den Seen der Tundra aufſucht, durch die Hunde in's Waſſer treibt und darin die ſchwimmenden Thiere mit einer Art Speer erlegt. Am Aniuj kann ein geſchickter Jäger in guten Jahren wohl 100 Thiere erlegen, in der Tundra nur 5 bis 20, doch bleiben ſie daſelbſt nie aus und ſind beſſer genährt. Während dem feiern auch die Frauen nicht und ſammeln allerlei Beeren ein, die jedoch nicht jedes Jahr gerathen. Es iſt das für ſie eine Art Feſt, wie anderwärts die Weinleſe, und ſie beluſtigen ſich dabei mit Geſängen, Tänzen und Spielen. Auch Thymian wird als Räucherwerk und Gewürz eingetragen und die Makarſcha, eine mehlige Wurzel, welche aus den Vorrathskammern der Feldmäuſe hervorgeſucht und als eine Zugabe zu den Fleiſch- und Fiſchkuchen gebraucht wird. — Im Sep-

tember beginnt der Fang der Heringe, die in günstigen Jahren in so ungeheueren Zügen stromaufwärts gehen, daß deren oft mit einem einzigen Zuge 3000 und mehr gefangen werden. Sie allein schützen häufig, wenn die übrige Fischerei nicht ergiebig war, die Bewohner vor Hungersnoth, und allein die 100 Familien in der Umgegend von Nis'hne-Kolyma bedürften deren zu ihrem Unterhalt nicht weniger als drei Millionen. Doch wird von ihnen nur eine Million Heringe gefangen und die andern zwei Drittel müssen durch größere Fischgattungen ergänzt werden. Wenn die Flüsse zufrieren, beginnt die Herbstfischerei, indem man quer über den Fluß Löcher in das Eis hackt und die aus dem Meere durch Stürme in die Flüsse getriebenen Fische in Setznetzen fängt, so lange die zunehmende Kälte und Dunkelheit es gestatten. Mit dem Eintritt des Winters kehren auch die Rennthiere wieder von dem westlichen nach dem östlichen Ufer der Kolyma zurück und man fängt sie in Schlingen, die man in Engpässen oder an dem Ausgange engzulaufender Verzäunungen aufstellt. So reihet sich in regelmäßiger Aufeinanderfolge eine Beschäftigung an die andere. Dazu gehört auch das Aufstellen und die Besichtigung der Fallen für die Pelzthiere. Diese findet zuerst kurz vor dem ersten Schnee meist zu Pferde statt und wird dann im Laufe des Winters in mit Hunden bespannten Narten von sorgsamen Jägern wohl zehn Mal wiederholt. Diese Fallen, Past' genannt, sind eine Art länglicher Kasten, in denen sich zum Anlocken des Thieres ein Köder befindet und die sich, sobald dieser berührt wird, schließen und dasselbe gefangen halten. Bei jedesmaliger Besichtigung derselben darf man einen Fang auf zehn Fallen rechnen. Die es in dieser Art der Jägerei zu einer besondern Fertigkeit gebracht haben, stehen weit und breit in hohem Ansehen. Noch mehr aber die eigentlichen Jäger, die mit dem mächtigen Elennthier und den Bären den gewagten Kampf bestehen. Ihre Jagderzählungen bilden den Lieblingsgegenstand ihrer Unterhaltung und sind ungeachtet ihrer Uebertreibungen höchst merkwürdig.

Folgende zwei Vorfälle begaben sich während meines hiesigen Aufenthaltes. Zwei Jäger, Vater und Sohn, stießen auf

der Rückkehr von einer Fuchsjagd auf einen in seiner Höhle liegenden Bären. Obwohl für einen solchen Kampf nicht gewaffnet, beschlossen sie doch das gefährliche Abenteuer zu bestehen, und das auf folgende Weise. Der Sohn griff an der einen Oeffnung der Höhle mit einer Pocoliuga, einem leichten Speere, den Bären an, während der Alte mit seinem breiten Rücken sich vor den andern Ausgang stemmte und mit seinem dicken doppelten Pelze den Zähnen und Klauen des geängsteten Thieres so lange widerstand, bis dasselbe den fortgesetzten Angriffen seines andern Gegners unterlag.

Ein anderer ebenso ungenügend bewaffneter Jukahir schlich sich unbemerkt einem großen schwarzen Bären, der emsig in der Erde scharrte, so nahe, daß er ihn an dem einen Hinterbein erfassen konnte; ehe er aber noch sein Messer zu benutzen vermochte, ergriff das erschrockene Thier eiligst die Flucht und schleppte den beharrlichen Jäger so lange über Stock und Stein mit sich fort, bis dieser, ermattet und zerschlagen, seinen unbändigen Gefangenen loszulassen für gut fand. Ein ähnliches Schicksal hatte ein Russe, der auf der Kolyma auf ein über den Strom schwimmendes Elennthier stieß. Geschickt wirft er ihm eine Schlinge über das Geweih und rudert mit seiner Beute rüstig dem Ufer zu. Kaum aber fühlt das schwimmende Thier wieder Grund unter seinen Füßen, als auch das Gefühl seiner natürlichen Kraft wiederkehrt. In einigen Sätzen hat es das Ufer erreicht und schießt mit der Schnelligkeit des Windes dem Walde zu, indem es den leichten Kahn mit dem unglücklichen Jäger hinter sich her schleudert, der noch froh sein mußte, endlich aus demselben mit ziemlich heiler Haut geworfen zu werden.

Unter allen im hohen Norden einheimischen Thieren ist der Hund eins der unentbehrlichsten und hat für die ansässigen Bewohner dieser Gegenden dieselbe Bedeutung, wie für die nomadisirenden das Rennthier. Er hat hier viel Aehnlichkeit mit dem Wolfe, eine lange spitz auslaufende Schnauze, spitzige, aufrechtstehende Ohren und einen langen buschigen Schwanz. Sein Haar ist glatt oder auch kraus und von Farbe schwarz, weißlich, rothbraun oder gefleckt. Sein Bellen kommt dem

Wolfsgeheul sehr nahe. Ein guter Schlittenhund darf nicht unter 2 Fuß 8 Zoll hoch und 3 Fuß 2 Zoll lang sein. Im Sommer graben sie sich Gruben in die Erde, oder legen sich in's Wasser, um sich der Mücken zu erwehren, im Winter scharren sie sich tiefe Löcher in den Schnee. Ganz besondere Sorgfalt wird auf die Abrichtung der Leithunde verwandt. Gemeiniglich stürzt das ganze, gewöhnlich aus 12 Hunden bestehende Gespann, seinem angeborenen Triebe folgend, wenn es ein Wild wittert, demselben unaufhaltsam nach. Ein guter Leithund aber sucht mit bewunderungswürdiger Klugheit und List die anderen Hunde von der Verfolgung der Wildspur abzubringen. Er ist auch häufig auf Reisen über die weite Tundra, in dunkeln Nächten und dichtem Schneegestöber der Retter seines Herrn. Wenn das Thier nur einmal mit ihm die Gegend betreten und mit ihm in der schützenden Powarnä übernachtet hat, so bringt es ihn sicher zu der Stelle, wo die Hütte tief unter dem Schnee vergraben liegt, und zeigt durch sein freundliches Wedeln an, daß er hier nur nachzugraben brauche, um das gesuchte Nachtlager zu finden. Im Sommer ziehen sie die Boote stromaufwärts. Wenn das eine Ufer Hindernisse darbietet, schwimmen sie neben dem Boote, die Zugleine nach sich schleppend, nach dem andern Ufer und stellen sich dort wieder in gewohnter Ordnung auf, um auf einen zweiten Ruf das Fahrzeug weiter zu ziehen. In den Jahren 1821 bis 1823 raffte eine Seuche den größten Theil dieser nützlichen Thiere hinweg, und die Folge davon war eine allgemeine, furchtbare Hungersnoth. Es wird erzählt, daß in dieser Zeit in einer unglücklichen Jukahirenfamilie, die von 20 Hunden nur noch zwei eben erst geworfene übrig behielt, die Frau, um den letzten Rest ihres Reichthums zu retten, die beiden Hündchen an ihrer Brust gemeinschaftlich mit ihrem eigenen Kinde gesäugt habe und so die Stammältern eines neuen kräftigen Hundegeschlechtes aufgezogen habe.

Begleiten wir nun auch diese Polarmenschen nach Ablauf des Sommers wieder in ihre düstere Winterwohnung zurück. Nachdem sie dieselbe wieder ausgebessert und sorgfältig verwahrt haben, versammelt die lange Winternacht die Glieder der Familie

um den wärmenden Herd bei dem Scheine von einer oder mehreren Thranlampen. Ein schwacher Schimmer fällt durch die dicken Eisscheiben der Fenster in die Nacht und über den niedrigen Schornsteinen erheben sich hohe Säulen röthlichen Rauches mit majestätischen Funkengarben. Um die Wohnungen lagern auf oder unter dem Schnee die Hunde, die drei bis vier Mal des Tages die tiefe Stille durch ein furchtbares Geheul unterbrechen, das weithin über die öde Fläche erschallt. Die männlichen Hausgenossen sind mit der Verfertigung von Netzen aus Roßhaaren oder von Jagdwaffen beschäftigt, während die Weiber die Thierfelle zubereiten und daraus Kleidungsstücke verfertigen, indem sie sich dabei der Rennthiersehnen als Zwirn bedienen; oder sie bereiten die spärliche Mahlzeit, die vorzugsweise aus abgekochten, oder in Thran gebratenen Fischen und Rennthierfleische, als leckere Zugabe auch wohl aus etwas Fischkuchen besteht. Kommt ein reisender Gast, so wird er mit dem Besten, was man hat, bewirthet. Da werden auf dem dann mit einem alten, mehrfach zusammengelegten Fischnetz, statt des Tischtuches, bedeckten Tische die früher genannte Struganina, ausgesuchte Jukola, geräucherte Rennthierzungen, geschmolzenes Rennthierfett, gefrorene jakutische Butter und andere Leckerbissen aufgetragen, und man verabreicht auch wohl dünne, zusammengerollte Holzspähne statt der Servietten. Salz wird ebenfalls nur den Fremden vorgesetzt, da die Eingeborenen es nie bei der Zubereitung ihrer Speisen brauchen, ja sogar eine Abneigung dagegen zu haben scheinen. Auch bereiten die Reichern aus dem sehr theueren Roggenmehl ein warmes Getränk, indem man es röstet, mit Butter oder Fischthran anrichtet und mit kochendem Wasser verdünnt. — Eins der angenehmsten Geschäfte für die Mädchen ist das Wasserholen. Zu bestimmten Stunden des Tages fahren sie in ihrem besten Putze die Wassergeschirre auf einem Schlittchen nach den zu diesem Zwecke in den Fluß gehauenen Eislöchern. Diese bilden, wie bei uns die Dorfbrunnen, ihre beliebtesten Versammlungsörter, an denen sie ein Weilchen plaudern, auch wohl mit ihren nachmaligen Ehemännern Bekanntschaft anknüpfen.

Ein regeres Leben zeigt sich zur Weihnachtszeit, am Oster-

feste und besonders in der Masslänitza (der Woche vor dem großen Osterfasten), die durch ganz Rußland durch Lustbarkeiten aller Art gefeiert werden. An den Hauptfeiertagen ziehen die Einwohner von Nis'shne-Kolymsk auf's Beste herausgeputzt auf den heisern Ton der Glocke zur Kirche und später besucht der Priester mit dem Kreuze jede Hütte und ertheilt unter Besprengung mit Weihwasser den Segen. Nachmittags versammeln sich die Nachbarn zuweilen zu sogenannten Wetscherinski, oder Abendkränzchen, bei denen man sich mit Gesprächen und Spielen, mit Gesang und Tanz unterhält. Eine Hauptrolle dabei spielt immer der Thee, der in fast unglaublicher Menge und zwar natürlich ohne Milch und fast ohne Zucker getrunken wird. Daneben wird auch Branntwein, oft im Uebermaße, genossen. Alle diese Genüsse sind aber sehr kostspielig, denn ein Pfund des geringsten Thees kostet wenigstens 9 Rubel, ein Pfund Zucker 4½ Rubel, ein Maß Fruchtbranntwein 13½ Rubel. So zieht sich einförmig und freudeleer, wie die Steppen, die sie bewohnen, das Leben dieser Menschen hin, die zu ihrem Glücke kaum eine Ahnung anderer Lebensgenüsse haben, und die, wenn sie nur das Nothdürftigste zu ihrem Unterhalt besitzen, sich ganz zufrieden, ja in gewissem Sinne glücklich fühlen.

Nis'hne-Kolymsk besteht außer dem Ostrog, worunter man sich nur einen hölzernen Zaun mit vier kleinen Eckthürmchen zu denken hat, und der Kirche aus 42 Häusern und Jurten. Das größte derselben, welches als angeblicher Wohnort böser Geister einige Jahre unbewohnt war, wurde mir angewiesen. Es bestand aus zwei Zimmern von je zwölf Fuß in's Gevierte. Das vordere mit einem Backofen bezogen meine Leute, das hintere mit einem Tschuwal ich selbst. Eine dicke Eisplatte ließ nur ein spärliches Licht in diesen kleinen Raum fallen, in dem eine mir als Bett dienende Bank, ein kleiner wackeliger Tisch und ein hölzerner mit Riemen zusammengebundener Stuhl den einzigen Hausrath bildete. Doch habe ich darin drei Winter ganz erträglich verbracht.

Eine halbe Stunde nach meiner Ankunft kehrte Herr von Matiuschkin von einer Fahrt nach der Mündung der Kolyma zurück. Von ihm erfuhr ich zu meinem nicht geringen Erstaunen

Zucker nebst einigen Tellern mit Cedernüssen bewirthet und sangen ihre Volkslieder; die jüngeren spielten und tanzten schwerfällig und langsam nach den seltsamen Tönen, die ein alter Rennthierjäger einer geborstenen, schlecht besaiteten Violine entlockte. Die Männer standen um den Tschuwal und ließen sich den Thee mit einem Zusatze von Spiritus köstlich schmecken. Darauf wurde eine aus hiesigen Leckereien bestehende Abendmahlzeit eingenommen und gegen 10 Uhr ging die beglückte Gesellschaft mit endlosen Dankbezeigungen für das herrliche Fest auseinander, das ihnen noch nach Jahren als ein Lichtpunkt in der düstern Einförmigkeit des hiesigen Lebens erschien.

Am 2. Februar führte der Steuermann Kosmin uns eine große Sendung von Vorräthen und Bedürfnissen zur ferneren Reise aus Jakutsk zu. Um diese Zeit kehrt ein reges Leben in das sonst so öde Nis'hne-Kolymsk ein. Es trifft nämlich die aus Jakutsk nach dem großen Tschuktschen-Jahrmarkte zu Ostrownoje ziehende Karawane von etwa 20 Kaufleuten, deren Jeder 10 bis 40 mit Waaren beladene Pferde führt, hier ein und verkauft einen Theil ihrer Ladung. Dazu kehren die hiesigen Kaufleute von der Mündung des Omolón zurück, wo sie, die Leidenschaft des Tungusen für den Branntwein benutzend, oft gegen ein Glas dieses Getränkes seinen ganzen Pelzvorrath erhandelt haben. Weit und breit strömt die ganze Bevölkerung der Umgegend herzu, um die nöthigsten Bedürfnisse einzuhandeln, die oft schon gleich nach Beendigung des Marktes das Doppelte kosten. Die Häuser werden zum Empfange der ankommenden Handelsgäste eingerichtet, auf den sonst leeren Straßen wimmelt es von Narten und Fahrhunden. Alles harrt mit Sehnsucht der erwarteten Kaufleute. Eine Dampfwolke verkündigt ihr Nahen. Alles eilt ihnen mit Gesang und Jubel entgegen, die aus den Häusern noch bis spät in die Nacht ertönen. Der Umtausch wird theils in Geld, theils durch Tausch gegen Pelzwerk abgemacht. Letzteres wurde in diesem Jahre folgendermaßen bezahlt:

ein rother Fuchsbalg mit	8—10	Rubel,
ein schwarzer „ „	50—150	„
ein weißer Steinfuchsbalg mit . .	2½—3	„

ein blauer Steinfuchsbalg mit . . 7—10 Rubel,
ein Zobelfell mit . . . . . 10—25 „
andere Jahre letzteres um wohl 40 Rubel.

Bald nach Ankunft dieser Karavane trifft auch aus Srednе-Kolymsk der Isprawnik oder Kreisaufseher ein, um die Abgaben für die Regierung in Empfang zu nehmen und die Rechtsstreitigkeiten der Bewohner zu schlichten. Da regt sich denn bei Allen die angeborene Streitsucht, jeder Anlaß zur Klage wird hervorgesucht, und es liegt nicht eben im Vortheil des Richters, zum Frieden zu mahnen. Indessen trat die Massläniza, die russische Fastnachtszeit, ein. Um sie in volksthümlicher Weise zu feiern, errichteten wir einen Rutschberg von Schnee und Eis mit einer für die Zuschauer bestimmten Gallerie und verzierten sie mit verschiedenen bunten Flaggen. Anfangs thaten die jungen Damen verschämt und wollten nicht hinabrutschen. Als wir aber für die Fahrlustigen einige Eimer Thee und einen Sack mit Cedernüssen aufstellten, schwanden alle Bedenklichkeiten. Bald war der Berg mit Weibern, Mädchen und jungen Burschen bedeckt, die sowohl einzeln, als in kleinen Gruppen, nach hiesigem Brauche auf Rennthierhäuten statt der Schlitten sitzend, unter lautem Jubel und Gelächter hinabrutschten.

Endlich erschien der erwartete Eilbote aus Ostrownoja, der das Herannahen der Tschuktschen-Karawane zum dortigen Jahrmarkte verkündigte, und schleunigst brachen die Kaufleute unter Anführung des Isprawnik dahin auf. Am 4. März sandte ich auch Herrn von Matiuschkin eben dahin ab, theils um mit den dort sich einfindenden Tschuktschen Bekanntschaft anzuknüpfen und das argwöhnische Volk durch Darlegung unserer wohlmeinenden Absichten, sowie durch Geschenke auf unseren Besuch vorzubereiten, theils um von ihnen die für unsere Narten nöthigen Wallroßriemen, die ganz die Stelle des Eisenbeschlags vertreten, und Wallfischrippen einzuhandeln. Die Beschreibung seiner Reise und des dortigen Marktes soll in einem späteren Abschnitte mitgetheilt werden. Unsere für die zweite Hälfte des Februar beabsichtigte große Eisfahrt mußte, namentlich weil es noch an der erforderlichen Anzahl von Fahrhunden fehlte, um einen Monat hin-

ausgeſchoben werden. Ich beſchloß, dieſe Zwiſchenzeit zu benutzen, um einen Theil der Meeresküſte nach Oſten hin zu unterſuchen.

Drittes Kapitel.

Nachdem ich ſchon Tags vorher ſechs mit Reiſevorräthen beladene Narten vorausgeſandt hatte, brach ich am 19. Februar 1821 ſelbſt mit Herrn Kosmin auf. Unſern Nartenführern hatten wir die Baranow-Felſen als das Ziel unſerer Reiſe angegeben, weil die tief eingewurzelte Furcht vor den Tſchuktſchen ſie ſonſt abgehalten haben würde, uns zu begleiten. Auf der von der Kolyma bis an das Kap Schelagskoj ganz unbewohnten Küſte wagen ſich die Ruſſen nicht weiter, als bis zu den genannten Felſen, die Tſchuktſchen hingegen überſchreiten auf ihren Streifzügen, wie es ſcheint, nie den großen Baranow-Fluß. Dazwiſchen liegt ein Landſtrich von ungefähr 80 Werſt, den beide nicht betreten. Oeſtlich von dieſem dehnen ſich die weiten, moosreichen Ebenen aus, auf denen die kriegeriſchen Tſchuktſchen, mit ihren zahlloſen Rennthierheerden umherziehend, bis jetzt ihre Unabhängigkeit erhalten haben. Am dritten Tage erreichten wir nach einer Fahrt von 120 Werſt Sucharnoje. Dieſen Namen führen zwei Scheunen oder Balagany, die auf einer flachen, nackten Inſel am Ausfluß der öſtlichen oder ſteinigen Kolyma von den Bewohnern von Kolymsk als Zufluchtsſtätte erbaut ſind. Hierhin hatten wir ſchon früher bedeutende Vorräthe an Fiſchen geſchafft und die 6 mit Reiſebedarf beladenen Narten vorausgeſchickt, auch warteten unſer dort drei kräftige Geſpann Hunde mit ihren Führern zum Wechſel für die Weiterreiſe. Schon 50 Werſt vorher hörten ſelbſt die elenden, krüpplichen Sträucher auf und Nichts unterbrach mehr die furchtbare Einförmigkeit der unabſehbaren Schneefläche. Der erſte Eindruck, den dieſes rieſenhafte Leichentuch macht, iſt durchaus mit Nichts zu vergleichen, und man freut ſich der einbrechenden Nacht, die doch wenigſtens eine Art von Abwechſelung herbeiführt. Sie war ſchon eingetreten, ehe wir Sucharnoje erreichten; aufſteigende Funken ver-

kündigten uns deſſen Nähe. Bald hielten die ermüdeten Hunde auf einem Schneehügel, und während ich mich auf allen Seiten nach etwas einer Wohnung Aehnlichem umſah, krochen aus demſelben, Einer nach dem Andern, unſere drei mit den Reiſenarten vorausgeſchickten Koſaken hervor. Sie führten uns durch ein in den Schnee gegrabenes Loch zu einem kaum 5 Fuß hohen, von einem lodernden Feuer erhellten Raum. Wir befanden uns in dem erſten der beiden Balagany, in dem wir, nachdem wir uns durch Thee und ein gutes Abendeſſen geſtärkt hatten, trotz dem bittern Rauche, die Nacht recht gut verbrachten. Der ganze folgende Tag verging unter den Vorbereitungen zu unſerer Fahrt. Wie viel Gepäck wir mit uns nahmen, läßt ſich ermeſſen, wenn man erwägt, daß wir in dieſer ungeheueren Eiswüſte von dem Zelt und den Fellen, unter denen wir ſchliefen, bis zu der Eiſenplatte, auf der wir unſer Feuer anzündeten, alle unentbehrlichen Geräthſchäften und Werkzeuge, und außer den Mundvorräthen auf einen Monat für 5 Menſchen, auch noch das Futter für die Hunde *) im Betrage von 10,550 Heringen mit uns führen mußten. Jede Narte trug etwa 25 Pud an Gepäck, das mit einer großen, ledernen Decke überdeckt und ſo feſt mit Riemen angeſchnürt war, daß Schlitten und Ladung auch beim Umwerfen beiſammen bleiben. Dieſes nur dem Norden von Sibirien eigenthümliche Fuhrwerk beſteht aus einem flachen, aus Weidenzweigen dicht geflochtenen Obertheile und der ſogenannten Sohle von Birkenholz, deren untere, von Zeit zu Zeit mit Waſſer begoſſene Fläche eine etwa 6 Linien dicke Eiskruſte bildet, die auf dem feſtgefrorenen Schnee ſo leicht hingleitet, daß man die ſchwerbepackte Narte mit einer Hand fortſchieben kann und die Hunde bei gutem Wege mit ihr 10 bis 12 Werſt in der Stunde zurücklegen. Die einzelnen Theile ſind blos durch Riemen mit einander verbunden und erhalten dadurch etwas Elaſtiſches, das ſie bei heftigen Stößen vor dem Zerbrechen bewahrt. Bei geringerer Kälte, wo die Eisrinde ſich an den Sohlen nicht mehr hält,

*) Daſſelbe wird nach Heringen berechnet, deren ein Fahrhund täglich 8 bis 10 zu ſeiner Nahrung bedarf. So gilt z. B. ein als Juchala bereiteter Seeſtint gleich 5, eine Rennthierrippe gleich 8 getrockneten Heringen.

befestigt man Wallfischrippen unter die letzteren. In der Mitte, doch etwas seitwärts, sitzt der Führer, den Leitriemen in der einen und einen mit Eisen beschlagenen und mit Schellen behängten Stecken in der andern Hand, stets bereit, herabzuspringen, um den Schlitten aufzuhalten oder wieder in's Gleichgewicht zu bringen.

Am 22. Februar erreichten wir Nachmittags die Powarnä am kleineren Baranow-Felsen *). Dieselbe war ganz mit Schnee und Eis gefüllt, das wir mit vereinten Kräften nach Verlauf einer Stunde daraus entfernten. Leider konnte der enge Raum nur vier Menschen fassen, und wir waren dem Feuer so nahe, daß die herumsprühenden Funken Pelze und Decken versengten, während an den Balkenwänden Ströme von aufthauendem Schnee und Eis herabrieselten. Längs dem flachen, dann immer steiler werdenden Meeresufer hinfahrend, erreichten wir am folgenden Tage eine geräumigere, aber auch viel luftigere Powarnä unweit des großen Baranow-Felsen. Das darauffolgende Nachtlager schlugen wir an der Mündung eines Flüßchens auf, dessen klares Eis uns schmackhaftes Wasser versprach. Dies ist der fernste östliche Punkt, zu dem seit Schalaurows Reise im Jahre 1765 ein Russe am Eismeere vorgedrungen ist. Aus dem Treibholze, das sich in großer Menge an der Küste vorfand, erbauten wir eine sogenannte Sajba, einen auf vier 9 Fuß hohen Pfosten ruhenden, oben mit Balken und Schnee bedeckten Kasten. In diesem bargen wir alle unsere für die Rückfahrt nöthigen Vorräthe, um einen Theil der Narten wieder zurückschicken zu können. Binnen wenig Minuten war auch unser Zelt aufgeschlagen. Dieses und unsere Lebensweise unter demselben, wie sie nun täglich wiederkehrte, finde hier eine genauere Beschreibung.

Ueber sechs lange, in dem Schnee befestigte und an den obern Enden zusammengebundene Stäbe wurde die aus leichten Rennthierfellen zusammengenähte Zeltdecke ausgespreizt. Der innere, runde Raum hatte 10 Fuß Höhe und 12 Fuß im Durchmesser.

*) Dikie barány heißen die auf demselben in großer Menge lebenden wilden Schafe; daher der Name.

In der Mitte brannte auf einer eisernen Platte das Feuer, dessen Rauch, unsere Augen beizend, nur zum Theil durch die darüber befindliche kleine Oeffnung abzog. Bei dem hier gewöhnlichen stürmischen Wetter war unser luftiges Obdach in steter Bewegung und drohte mehr als ein Mal den Einsturz, bis wir ihm in der Folge durch einen außen aufgehäuften Schneewall eine größere Festigkeit zu geben lernten. Nun war unser erstes Geschäft, den Theekessel mit Flußeis zu füllen, denn der Thee war uns immer das angenehmste und stärkendste Labsal, das bald wieder Leben und Munterkeit in die erstarrte Gesellschaft brachte. Nachdem wir nicht weniger als 10 bis 12 Tassen davon zu uns genommen hatten, beschäftigten wir uns mit der Vergleichung unserer Beobachtungen und der Eintragung der im Laufe des Tages befahrenen Strecke auf unsere Karte, während die Führer die um das Zelt lagernden Hunde sorgfältig anbanden und fütterten. Unterdessen war die Abendmahlzeit, eine Suppe aus Fisch oder Fleisch, fertig, die für Alle gemeinschaftlich in einem Kessel gekocht und aus demselben verzehrt wurde. Darauf, nachdem wir zur Vorsicht gegen das Erfrieren der Füße Strümpfe und Stiefel gewechselt hatten, die während der Nacht oben an den Zeltstangen austrockneten, legten wir uns in unserer vollständigen Reisekleidung auf die über den gefrorenen Boden ausgebreiteten Bärenfelle und schliefen, von des Tages Arbeit ermüdet, gemeiniglich recht fest und gut. So lange noch alle Nartenführer bei uns waren, mußten wir aus Mangel an Raum, wie die Speichen eines Rades, mit den Füßen gegen die Feuerstätte und mit den Köpfen nach der Zeltwand liegen, später lagerten wir uns im Kreise um das Feuer, welches dann während der Nacht nicht weiter unterhalten wurde. Morgens pflegten wir uns um 6 Uhr zu erheben, wuschen uns an dem schnell wieder angezündeten Feuer mit frischem Schnee, und nachdem wir unsern Thee getrunken und ein der Abendsuppe gleiches Mittagsmahl eingenommen hatten, wurden die Geräthschaften gereinigt und aufgepackt, und schon um 9 Uhr brachen wir gemeiniglich auf.

Am 25. Februar nöthigte uns bei einer Kälte von 25 Grad ein schneidender Ostwind mit dichtem Schneegestöber schon nach einer Fahrt von 24 Werst an der flachen Küste Halt zu machen.

täuschungen und Verwandlungen sind bei der gewaltigen Strahlenbrechung auf dem Eismeere sehr gewöhnlich und verleiten nur zu leicht die Reisenden zu irrigen Behauptungen. Es fehlte uns völlig an Holz und wir mußten, um eine Suppe zu kochen, einige Zeltstangen und Schlittensohlen preisgeben. Nadem wir am 5. März gegen 30 Werst zwischen haushohen Torossen zurückgelegt und uns mit der größten Anstrengung über einen langen Rücken spitziger Eisschollen hinüber gearbeitet hatten, befanden wir uns endlich der Nordweststpitze des ersehnten Schelagskoj-Noß gegenüber. Unsere gefahrvolle Fahrt um dasselbe führte uns bald über 90 Fuß hohe, jähe Eisberge, bald über große Strecken, auf denen wir bis über den Gürtel durch angewehten Schnee waten mußten, bald über mit scharfem, krystallisirtem Seesalze bedeckte Eisflächen, welche die Eissohlen der Narten wegschliffen und den Hunden das Ziehen so erschwerten, daß wir uns selbst mit anspannen mußten. Düster stieg über dem blendenden Weiß der ungeheueren Eismassen die Küste in schwarzen, senkrechten, regelmäßigen Säulen von 250 und mehr Fuß Höhe auf, über die der Hauptberg des Kap fast noch 3000 Fuß emporragte. In einer kleinen Bucht, die noch die deutlichen Spuren eines kürzlichen Besuches der Tschuktschen zeigte, brachten wir die Nacht behaglich zu. Obwohl unsere Vorräthe zu Ende gingen, drang ich doch noch eine Strecke längs der Küste vor und überzeugte mich, daß sie noch wenigstens 40 Meilen in südöstlicher Richtung fortläuft. An einem Vorgebirge, dem ich den Namen Kap Kosmin beilegte, machten wir Halt und errichteten da auf dem östlichsten Punkte unserer diesjährigen Eisfahrt aus großen Steinen eine Pyramide, welche unter 70° 00′ nördlicher Breite und 171° 47′ östlicher Länge liegt, 538 Werst von Nis'hne-Kolymsk.

Spät Abends trafen wir wieder bei unserem Zelte am Kap Schelagskoj ein und halfen den zurückgelassenen Kosaken ein größes Kreuz vollenden, das wir mit eingebrannter Jahreszahl auf einer der höchsten Klippen aufrichteten. Unsern Rückweg nahmen wir bis zu dem von mir Kap Matiuschkin benannten Vorgebirge längs der Küste und fuhren dann quer über die Tschaun-Bai und erreichten das Land wieder an der Stelle, wo

wir unſere vierte Sajba mit all ihren Vorräthen wiederfanden. Die drei andern hatten dagegen Steinfüchſe und Vielfraße geleert, ſo daß wir uns auf das Kümmerlichſte behelfen mußten, bis wir am 14. März Nis'hne-Kolymsk nach einer Abweſenheit von 23 Tagen wieder erreichten. Am 19. traf auch Herr von Matiuſchkin von Oſtrownoje wieder ein, deſſen hier folgender Bericht uns mit dem höchſt eigenthümlichen Volksſtamme der Tſchuktſchen bekannt macht.

Viertes Kapitel.

Begleitet von dem früher erwähnten engliſchen Reiſenden Cochrane erreichte ich nach einer viertägigen Nartenfahrt am 8. März Oſtrownoje. Es liegt 250 Werſt von Nis'hne-Kolymsk auf einer Inſel des kleinen Aniuj unter 196° 1′ der Länge und 68° der Breite. Außer der ſogenannten Feſtung, welche in nichts Anderem beſteht, als in einigen Hütten, die als Kaſernen dienen und von einem morſchen, hölzernen Zaune umſchloſſen ſind, gehören zu dieſem Flecken eine kleine, baufällige Kapelle und etwa 20 bis 30 regellos umhergeſtreute Hütten. Dieſe ſind jetzt alle vollgepfropft mit Marktgäſten, von denen noch die größere Hälfte im Freien lagern muß. Ueberall zeigt ſich Leben und Thätigkeit. Abends verſchwinden die ſchmutzigen Schneehaufen ähnelnden Hütten und man ſieht nur noch den matten Lichtſchimmer, der durch die Eisſcheiben der Fenſter bricht, die Feuer der unter freiem Himmel campirenden Gäſte und den rothen, mit großen Funken gemiſchten Rauch, welcher aus den Zelten der Tſchuktſchen an dem geſtirnten Himmelsgewölbe aufſteigt, das gewöhnlich in dem Glanze eines ſtrahlenden Nordlichts leuchtet. Die Tſchuktſchen hatten ſich in neun Lagern auf den Inſeln des Fluſſes niedergelaſſen und waren wie zu Hauſe. Sie kommen von der äußerſten Oſtſpitze Aſiens, dem Tſchukotskoy-Noß, mit Weibern, Kindern, Hausrath, Waffen und Wohnungen auf Rennthierſchlitten wie eine kleine Völkerwanderung hierher gezogen. Zu dieſem Zuge brauchen ſie auf

vielen Umwegen fünf bis sechs Monate, so daß sie fast immer auf der Reise sind. Eine solche Karawane ist gemeiniglich bis 300 Köpfe stark. In der Tschaunbucht vertauschen sie gewöhnlich bei den dort lebenden Tschuktschen ihre ermatteten Rennthiere mit frischen und holen auf der Rückreise dort die ihrigen wieder ab. In dem Handel zwischen den Bewohnern der Nordwestküste von Amerika und den Russen sind sie eigentlich nur die Fuhrleute. Auf ledernen Böten über die Behringsstraße setzend, tauschen sie von den Ersteren Wallroßzähne und Pelzwerk gegen Tabak, Eisengeräthe, Glasperlen u. dergl. ein, die sie für jene Waaren von den Russen erhalten. In diesem Handelsverkehr gewinnen sie nicht weniger als 300 Procent, indem sie die Felle, die sie für ein halbes Pud Blättertabak einkaufen, für zwei Pud desselben Tabaks wieder verkaufen. Den russischen Kaufleuten, die diesmal mit 125 Packpferden gleich nach uns hier eintrafen, ist es verboten Branntwein an die Tschuktschen zu verkaufen. Doch führen sie heimlich einigen Vorrath für diese leidenschaftlichen Liebhaber des »wildmachenden Wassers«, wie diese ihn nennen, mit sich und verkaufen ihn zu unsinnig hohen Preisen. Außerdem besuchen den Markt auch zahlreiche Eingeborene wohl 1000 und mehr Werst im Umkreise, Jukahiren, Camuten, Tungusen, Tschuwanzen und Koräken, die vorzugsweise Pelzwerk gegen Schlittensohlen eintauschen.

Nachdem als Maßstab für den diesjährigen Handel festgesetzt worden war, daß zwei Pud Tscherkessischen Tabaks 16 Fuchs- und 20 Marderbälge gelten sollten, wurde nach einer feierlichen Messe in der Kapelle am 11. Februar der Markt eröffnet. Das Zeichen hierzu gab das Aufziehen einer Flagge über dem Thürmchen des Ostrogs. Sogleich setzten sich die Tschuktschen, vollständig mit Spießen, Bogen und Pfeilen bewaffnet, in einem ziemlich wohlgeordneten, feierlichen Zuge in Bewegung und stellten sich mit ihren Schlitten in einem Halbkreise um die Festung auf. Ihnen gegenüber nahmen die russischen und andern Marktgäste ihre Plätze; Alle erwarteten mit Ungeduld die Glocke, welche die Erlaubniß zum Beginn des Tauschhandels giebt. Kaum ertönt diese, so scheint es, als hätte ein elektrischer Schlag die ganze Russenseite getroffen; Alt und

Jung, Männer und Weiber, Alles stürzt im tollsten, buntesten Gewimmel über die Tschuktschen-Reihe her. Die Lebendigsten und Eifrigsten waren die Russen; mit der einen Hand einen schweren Tabakssack schleppend, in der andern ein paar Kessel, am Gurt und über den Schultern Beile, Messer, Tabakspfeifen, Glasperlen u. dergl. hängend, rennen diese wandernden Waarenlager von einem Schlitten zum andern und preisen in einem Kauderwelsch von russischen, tschuktschischen und jakutischen Wörtern lautschreiend ihre Waaren an. Der Lärm, das Drängen und Stoßen ist über alle Beschreibung. Mancher wird in den tiefen Schnee niedergeworfen; funfzig, hundert Nebenbuhler rennen über ihn weg; er verliert Mütze und Handschuhe, vielleicht auch ein paar Zähne — das schadet aber weiter nichts. Er rafft sich wieder auf, rennt, trotz der 30 Grad Kälte, mit bloßem Kopfe und Händen weiter, um durch verdoppelte Thätigkeit das Versäumte einzuholen. Einen höchst auffallenden Gegensatz zu dieser ungeheueren Geschäftigkeit der Russen bildet der Ernst und die unerschütterliche Ruhe der Tschuktschen, die, unbeweglich bei ihren Schlitten stehend, höchstens mit ein paar einsylbigen Worten auf die unversiegbare Beredtsamkeit ihrer Gegner antworten und, wenn sie handelseinig sind, kaltblütig ihre Waare mit der ihnen dafür dargebotenen vertauschen. Merkwürdig ist es dabei, wie sie, ohne die Waage zu kennen, die Säcke auf ihren Händen wiegen, und ziemlich genau zu bestimmen wissen, ob sie das angegebene Gewicht haben. Dieses Treiben dauert selten länger als drei Tage; dann sind die Waaren *) ausgetauscht und Alle kehren wieder heim. Nach einem tüchtigen Schneegestöber bleibt höchstens noch der Flaggenstock als Wahrzeichen der blühenden Handelsstadt sichtbar.

Die Tschuktschen haben ihre Selbstständigkeit behauptet und zahlen hier nur eine geringe Marktabgabe, die in diesem Jahre nicht mehr als 30 Stück Fuchsbälge betrug. Ohne Zweifel würden sie sich aber gleich den übrigen Völkerschaften der russi-

*) Ihr Gesammtwerth beträgt durchschnittlich nach hiesigen Preisen gegen 200,000 Rubel.

schen Regierung unterworfen haben, wenn die zahllosen Mißgriffe und die niedrige Habsucht der hiesigen Commissaire nicht stets einen solchen Erfolg vereitelten. Ich hielt mit einigen der angesehensten Tschuktschen-Häuptlinge eine Besprechung. Nachdem sie reichlich mit Tabak bewirthet und beschenkt waren, erklärte ich ihnen, wir hätten vom Kaiser den Auftrag, das Eismeer und dessen Küsten zu untersuchen, um auszumitteln, ob? und wie? man ihnen ihre Bedürfnisse billiger und in größerer Menge zu Schiffe zuführen könne. Wir hofften, wenn wir ihre Küsten bei diesen Forschungen besuchen müßten, freundliche Aufnahme und Unterstützung bei ihnen zu finden, wofür sie reichlich belohnt werden sollten. Dieser Nachsatz schien sie etwas zu beleidigen, und einer von ihnen, Waletka, von der Bai des heiligen Laurentii, sagte unter Anderem: »Wir sind ja auch Unterthanen des Sonnensohnes (des Kaisers), der uns die Waffen gegeben hat, nicht um damit zu schaden, sondern um dadurch nützlich zu werden.« Dabei schlug er mit stolzem Selbstgefühle auf seinen mit Silber beschlagenen Hirschfänger, den sein Vater einmal im Namen der Kaiserin Katharina II. zum Geschenke erhalten hatte. Das Ergebniß unserer langen Verhandlung war, daß sämmtliche Häuptlinge mit Wort und Handschlag gelobten, uns nicht nur freundlich aufzunehmen, sondern auch auf alle Weise zu unterstützen. Zur Bekräftigung dieses Vertrages erlabte ich sie zuletzt noch durch einige Gläser Branntwein. Die Unterhandlungen meines Reisegefährten Cochrane hatten einen weniger günstigen Erfolg, was ihn bewog, seinen bisherigen Reiseplan aufzugeben und nach Nis'hne-Kolymsk zurückzukehren.

Die Tschuktschen sind noch sehr wenig gekannt. Auch mir bot mein kurzes Zusammensein mit ihnen, zumal da sie sogleich Anschläge auf ihre Freiheit argwöhnen, nur wenig Gelegenheit dar, mich mit ihrer Eigenthümlichkeit vertraut zu machen. Unter allen Völkerschaften Nordasiens haben sie ihre Nationalität am reinsten erhalten. Friedliebend nur im Gefühle ihrer Schwäche, nomadisiren sie in den eisigen Einöden und Felsenklüften ihres durch die Eroberer Sibiriens sehr beschränkten Vaterlandes. Zur Befriedigung aller ihrer Lebensbedürfnisse, der Wohnung,

Kleidung und Nahrung, dient ihnen das Rennthier, und alle Entbehrungen ertragen sie mit Gleichmuth im stolzen Gefühle ihrer unbeschränkten Freiheit. Lange Zeit verging, ehe sie sich von den friedlichen Gesinnungen der Russen überzeugten und mit ihnen in Handelsverkehr traten. Erst hierdurch sind sie mit dem Gebrauch des Tabaks und Eisens vertraut geworden und haben sich ihre Sitten gemildert. Die Mehrzahl unter ihnen hat sich taufen lassen, sie sind aber nichts mehr als getaufte Heiden, da sie gar keinen Begriff von den Lehren und dem Geiste des Christenthums haben und zunächst nur das Versprechen eines Geschenkes sie zur Taufe bewegt. Eine solche hatte auch in diesen Tagen mit einem jungen Tschuktschen Statt, dem dafür einige Pfunde Tabak zugesichert waren. Der Neubekehrte stand ruhig und ziemlich anständig vor der zahlreichen Versammlung in der Kapelle und ließ den Priester und die Taufzeugen gewähren. Als er aber in den als Taufbecken dienenden, großen, hölzernen Bottich steigen sollte, um nach dem Brauche der russischen Kirche dreimal unterzutauchen, wollte er gar nicht daran, schüttelte sehr ernsthaft mit dem Kopfe und brachte eine Menge Gegengründe vor, von denen Niemand etwas verstand. Nach langem Zureden des Dolmetschers, wobei wahrscheinlich der Tabak wieder eine Hauptrolle spielte, entschloß er sich doch endlich dazu und sprang herzhaft in das kalte Wasser, aber auch gleich wieder heraus und rief am ganzen Leibe vor Kälte zitternd: »Den Tabak her, meinen Tabak!« Nichts vermochte ihn, zur Beendigung der Taufhandlung noch ein Mal in den Kübel zu treten; zähneklappernd rannte er umher und schrie beständig: »'s ist schon genug, ich will Nichts mehr, gebt mir nun meinen Tabak!« Endlich ließ er die ganze Versammlung in Stich und rannte, um sich wieder zu erwärmen, nach seinem Zelte. Dergleichen Auftritte fallen hier nicht selten vor und lassen nicht nur das Werthlose, sondern auch das Unwürdige der hiesigen Tschuktschen-Bekehrungen ermessen, denen gar kein vorbereitender Unterricht vorausgeht, da die Priester der Sprache dieses Volkes unkundig sind. Die Getauften unter ihnen haben bis jetzt von der christlichen Religion Nichts angenommen, als einige äußere Gebräuche, sofern sie ihnen nicht unbequem waren.

Dagegen aber ist unter ihnen z. B. die Vielweiberei noch allgemein, und die Reicheren haben zwei, drei und mehr Frauen, die sie nach Willkür mit andern vertauschen, obwohl dieselben eine gewisse Art von Achtung genießen. Auch haben sie noch die unmenschliche heidnische Sitte beibehalten, gebrechliche Kinder und ihre Alten, welche die Beschwerden des Nomadenlebens nicht mehr ertragen können, umzubringen. So wurde vor zwei Jahren einer der angesehensten Tschuktschen-Häuptlinge, weil er sich schwächlich und lebensmüde fühlte, auf sein eigenes Verlangen von seinen Anverwandten erschlagen, die das für ihre heilige Pflicht erachteten.

Eine sehr wichtige Rolle spielen unter ihnen, trotz der christlichen Taufe, die Schamanen. Jeder Stamm und jede Karawane hat deren einen oder mehrere bei sich, deren Entscheidung in allen wichtigen Angelegenheiten von der größten Geltung ist. Dieselben pflegen gewöhnlich als grobe, gemeine Betrüger dargestellt zu werden und ihre Verzuckungen als ein schnöden Gewinnes halber angestelltes Gaukelspiel. Das gilt allerdings von den unter dem Namen Schamanen im Lande herumziehenden Gauklern, nicht aber von den wahren Schamanen, welche bei ihren Verzückungen, in die sie ihre auf's Höchste gereizte Einbildungskraft versetzt, wohl schwerlich die Absicht zu täuschen haben. Sie bilden keine eigene Kaste und haben keine besonderen Lehrer, ja außer einigen märchenhaften Ueberlieferungen nicht einmal besondere Lehren, sondern jeder Einzelne kann durch feurige Einbildungskraft und reizbare Nerven bei dem herrschenden Glauben an Geister und Schamane zu einem solchen gleichsam von sich selbst werden, indem er sich seiner düstern Schwärmerei ganz preisgiebt. Die sie umgebende große, düstere Natur, Einsamkeit, Wachen, Fasten, erhitzende und betäubende Mittel thun das Uebrige, und bald sieht er nun selbst die Erscheinungen und Geister, von denen er in früher Jugend hörte. Zuletzt wird ihm unter gewissen Feierlichkeiten in der Stille der Nacht die Weihe ertheilt. So oft ich einen Schamanen in dem Zustande der Verzückung sah, ließ er immer einen lange dauernden, düstern Eindruck in mir zurück. Der wilde Blick, die blutrünstigen Augen, die heisere Stimme, die sich aus

der krampfhaft zusammengepreßten Brust gewaltsam einen Weg zu bahnen schien, die unnatürliche, krampfhafte Verzerrung des Gesichtes und des ganzen Körpers, das emporgesträubte Haar, ja selbst der hohle Ton der Zaubertrommel — alles Das hat etwas Grauenhaftes und Geheimnißvolles, das rohen Naturmenschen sehr begreiflicher Weise als das finstere Werk böser Geister erscheint.

Folgender schrecklicher Vorfall, der sich im Jahre 1814 auf dem Markte in Ostrownoje zutrug, bezeugt den großen Einfluß der Schamanen. Unter den dort versammelten Tschuktschen brach plötzlich eine Art Seuche aus, die, trotz der Beschwörungen der Schamanen immer weiter um sich greifend, viele Menschen und noch mehr Rennthiere wegraffte. Die Schamanen versammelten sich und beschlossen, daß Kotschen', einer der angesehensten Häuptlinge, den erzürnten Geistern geopfert werden müßte. Das Volk aber wollte den allgemein beliebten Führer nicht preisgeben. Als jedoch die Seuche nicht nachließ, und die Schamanen weder durch Geschenke, noch durch Drohungen und Mißhandlungen zu Abänderung ihres Ausspruches bewogen werden konnten, so erklärte endlich Kotschen', ein zweiter Curtius, selbst, er wolle zur Rettung seines Volkes sein Leben hingeben. Doch Keiner wollte Hand an das Opfer legen, bis endlich sein eigener Sohn, durch die Ermahnungen seines Vaters erweicht, und durch Androhung seines Fluches erschüttert, ihm den Mordstahl in's Herz stieß, und den Leichnam den Schamanen übergab.

Einen malerischen Anblick boten die Lager der Tschuktschen dar. Ein jedes besteht aus 10 bis 20 Zelten, in deren Mitte sich das des Häuptlings, größer, höher und zierlicher, gewöhnlich neben einem Baume, erhebt. Dabei sind einige auserlesene Hausrennthiere angebunden, die vor den andern ein besseres Futter von feinem Moos erhalten. An den Zelten und Baumästen hängen in malerischer Unordnung Bogen, Pfeile, Köcher, Kleidungsstücke und Felle von allen Farben. Rauchsäulen steigen aus den Zelten, auch lodert hin und wieder im Freien ein Feuer, und zwischen durch bewegen sich die vom Kopf bis zu den Füßen dick in Felle vermummten, über und über bereiften

Menschenfiguren, die ungeachtet der 34 Grad Kälte so lustig ihr Wesen treiben, als wäre es Sommer. Die Reisezelte sind aus Rennthierfellen zusammengenäht und von einigen Stangen gehalten. Unter diesen befindet sich ein Feuer mit einem eisernen Kessel und die eigentliche Wohnung, Polog. Dies ist ein großer aus den feinsten Fellen der Rennthierkälber doppelt zusammengenähter Sack, der durch Stäbe die Gestalt eines viereckigen Kastens erhält. Er hat durchaus keine Oeffnung für Luft und Licht und ist so niedrig, daß man auf allen Vieren hineinkriechen muß und darin nur sitzen, höchstens knieen kann. Zur Erleuchtung und Erwärmung steht in der Mitte ein großer, irdener Topf, in welchem Wallfischthran und statt des Dochtes ein Büschel dürres Moos brennt. Dieses Feuer bringt in dem luftdicht verschlossenen Raume eine solche Hitze hervor, daß die Bewohner selbst bei dem stärksten Froste fast ganz nackt darin sitzen.

Sehr willkommen war mir die Einladung eines der reichsten und gebildetsten Stammältesten, Namens Ceutt. Kaum aber war ich auf die oben beschriebene Weise in den Polog gekrochen, so wäre ich auch gern gleich wieder hinaus gewesen. Man denke sich die Stickluft, welche der dicke, stinkende Dampf des faulen Thranes und die Ausdünstungen von sechs halb nackten Tschuktschen und Tschuktschinnen in dem luftdichten Kasten verursachten. Die Wirthin und ihre Tochter empfingen mich mit einem lauten Gelächter, wahrscheinlich wegen meiner Ungeschicklichkeit beim Hereinkriechen und wegen der Todesangst auf meinem Gesichte. Sie hießen mich Platz nehmen und fuhren dann unbefangen fort, sich mir zu Ehren einige Schnüre Glasperlen in die struppigen Fetthaare zu flechten. Darauf stellte Madame Ceutt einen hölzernen, schmutzigen Trog mit abgekochtem Rennthierfleisch ohne Salz vor mich hin, worüber sie, um es angenehmer zu machen, eine verschwenderische Fülle ranzigen Thranes schüttete, und mich freundlich einlud, ohne Umstände zuzulangen. Mich schauderte vor diesem Gastmahle, doch aber mußte ich ein paar Bissen hinunterwürgen, während mein Wirth mit unglaublichem Appetite mit den Fingern Fleisch und Brühe verschlang und mir immer dabei in gebrochenem Russisch die seltene Geschick-

lichkeit seiner Gattin anpries, dem Thran gerade diese liebliche Bitterkeit zu geben. Heilfroh war ich, als ich mich verabschieden und wieder frische Luft schöpfen konnte, den Geruch des Polog aber konnte ich während mehrerer Tage nicht aus meinen Kleidern vertilgen. Hiernach kann man sich einen ungefähren Begriff von den Annehmlichkeiten des häuslichen Lebens der Geringeren machen. Doch ungeachtet der Unsauberkeit und verpesteten Luft, in der sie leben, sind die Leute doch gesund und kräftig, ja es ist ein schöngewachsener Menschenschlag, der sich auch durch seine Gesichtsbildung sehr merklich von allen andern asiatischen Völkerschaften unterscheidet. Sie selbst nennen sich Tschatko, d. h. Leute.

Ein anderer Häuptling lud mich zu einem Wettrennen ein, das er in der Nähe des Lagers vor zahlreichen Zuschauern veranstaltete. Die drei Siegespreise bestanden in einem Blaufuchs, einem Biber und zwei sehr schönen Wallroßzähnen. Bewunderungswürdig war die ungeheuere Schnelligkeit der Rennthiere und die Gewandtheit ihrer Lenker. Darauf folgte ein Wettlauf zu Fuß, bei dem die Läufer in ihrer schwerfälligen, steifen Fellkleidung rasch und behende in dem tiefen Schnee mit außerordentlicher Ausdauer eine Strecke von wohl 15 Werst durcheilten. Nach Beendigung der Spiele wurde die Versammlung mit abgekochtem Rennthierfleisch bewirthet, das zerschnitten in großen hölzernen Mulden auf den Schnee gestellt wurde. Das Alles ging mit einer Ruhe und Ordnung vor sich, wie sie bei unsern Volksfesten selten stattfindet.

Am folgenden Tage wurde ich von einer zahlreichen Tschuktschen-Gesellschaft, Männern und Weibern, besucht. Zwar nahmen die Damen von den ihnen vorgesetzten Thee und Kandiszucker nur den letzteren an, doch brachte sie die Vertheilung einiger bunten Glasperlen in so heitere Laune, daß sie sich erboten, mir vorzutanzen. Die vom Kopf bis zu den Füßen in ihre unförmliche, steife Pelzkleidung gehüllten Tänzerinnen stellen sich in einen engen Kreis, bewegen, ohne von der Stelle zu gehen, die Füße langsam vor- und rückwärts, und fechten dabei gewaltig mit den Händen in der Luft. Dabei verzerren sie mit unzähligen Veränderungen auf die tollste Weise das Gesicht und

begleiten dieſe Bewegungen mit einer Art von Geſang oder vielmehr Grunzen, das aus lauter einzeln ausgeſtoßenen, unharmoniſchen Tönen beſteht. Zuletzt führten noch drei ganz ausgezeichnete Künſtlerinnen einen beſonders beliebten Tanz auf, der die Bewunderung ihrer anweſenden Landsleute in hohem Grade erregte. Wir Andern ſahen weiter nichts als drei thranige Mißgeſtalten, die, ſich an den Händen haltend, mit den furchtbarſten Geſichtsverzerrungen auf einander losfuhren und zurückprallten, bis ſie im heftigſten Schweiße vor Ermüdung dem Ball ein Ende machten. Darauf wurde dieſen ein Schälchen Branntwein und etwas Tabak gereicht, und die ganze Geſellſchaft verließ uns ſehr befriedigt. — Am ſechsten Tage nach unſerer Ankunft endete der Markt. Die Tſchuktſchen-Häuptlinge ſtatteten uns noch einen letzten feierlichen Beſuch ab, um mich nochmals der freundlichen Aufnahme in ihrem Lande zu verſichern, und zogen dann in fünf bis ſechs Karawanen heimwärts. Auch wir brachen auf und erreichten am 19. März wohlbehalten Nis'hne-Kolymsk.

Fünftes Kapitel.

Unſere Zurüſtungen zu der zweiten Fahrt waren im Weſentlichen die gleichen, wie bei der früheren, nur waren ſie umfaſſender wegen der weiteren Reiſe und der zahlreicheren Begleitung und für eine längere Fahrt auf dem Eismeere eingerichtet. Unſere 6 Reiſe- und 14 Packnarten, die mit 240 Hunden beſpannt waren, hatte ich nach der Inſel Sucharnoj vorausgeſchickt. Von da brachen wir am 25. März auf, verließen am folgenden Tage bei dem kleinen Baranow-Felſen die Küſte des Feſtlandes und begannen in gerade nördlicher Richtung unſere Fahrt auf dem Eismeere. Unſere Narten bildeten eine über eine halbe Werſt lange Karawane. Bald ſtellte ſich eine Kette hoher Toroſſen entgegen und erſt nach drei mühevoll in dem Eislabyrinthe zugebrachten Stunden gelangten wir wieder auf gutes Fahreis. An einem Haltpunkte hatten wir einen Kampf mit

einem ungeheueren weißen Bären zu bestehen. Drei Mal wurde er mit Pfeilen verwundet und hatte zwei Kugeln im Leibe. Nur um so wüthender griff er uns an und warf sich schnaubend auf einen der Jäger. In diesem entscheidenden Augenblicke jagte ein Kosake dem Ungethüm eine Kugel durch die Brust. Als es sich wüthend gegen ihn wandte, stieß er ihm seine Lanze in den weit aufgesperrten Rachen und warf es mit bewunderungswürdiger Kraft zu Boden, worauf die Andern ihm das Garaus machten. Es war ein gewaltiges Thier, über 9 Ellen lang und so schwer, daß 12 Hunde es kaum fortzuziehen vermochten. Dieser Kampf hatte drei Stunden gedauert, und wir schlugen daher hier unser Nachtlager auf. Im Mittelpunkte errichteten wir unser kegelförmiges Zelt, um dieses herum vier kleine, viereckige. Darauf wurde das kleine Lager rings mit unsern Narten umstellt und an diese befestigten wir innerhalb des Umkreises die Hunde. So waren wir bei der Wachsamkeit dieser treuen Thiere vor jedem unverhofften Besuche der Eisbären gesichert. Am Abend stellten wir noch eine Schießübung an. Eine etwas behauene Eisscholle stellte den Bären vor; Augen, Schnauze und Herz wurden bezeichnet, und wer einen dieser Flecke traf, wurde dadurch berechtigt, an der nächsten Bärenjagd Theil zu nehmen. — Schon am zweiten Tage unserer Eisfahrt entzündeten sich durch die von der blendenden Schneefläche zurückprallenden Lichtstrahlen unsere Augen und verursachten uns heftige Schmerzen. Zu deren Linderung streuten sich die Eingeborenen Abends Schnupftabak in die Augen und fühlten sich nach einer qualvollen Nacht bedeutend erleichtert. Wir mußten durch mit Flor überzogene Brillen und kleine Florschleier unsere Augen schützen.

Am dritten Tage erblickten wir, die nördliche Richtung verfolgend, eine kleine Insel, welcher wir wegen der vier auf ihrer Höhe emporragenden Felsenpfeiler den Namen der Vier-Pfeiler-Insel beilegten, doch ist es ohne Zweifel dieselbe, welche ein früherer Reisender, Leontjew, als die östlichste der Bäreninseln bezeichnet. In einer Bucht derselben fanden wir einiges Treibholz, so daß wir wieder einmal an einem ordentlichen Feuer uns erwärmen konnten, denn da wir den ganzen Bedarf an Brennholz mit uns führen mußten, so wurde die größte Spar-

samkeit in dessen Verbrauch uns zur gebieterischen Nothwendigkeit. Alle Vorgebirge der Insel, die Herr von Matiuschkin während eines Rasttages umfuhr, bestehen, wie die genannten vier Pfeiler, aus senkrechten Granit-Porphyrfelsen. — Am 31. März setzten wir unsere Fahrt in nordöstlicher Richtung fort. Das scharfkörnige Salz scheuerte bald die Eiskruste von den Nartensohlen weg, so daß wir zu Fuß durch den weichen Schnee nebenher gehen mußten. Ein dichter, feuchter Nebel durchnäßte unsere Pelzkleidung und ließ vermuthen, daß das Meer, das er zugleich immer mehr uns verhüllte, in unserer Nähe offen sein müsse. Dazu kam ein heftiger Nordostwind, der das Eis zu brechen drohte und in wachsendem Ungestüm Nachts unser Zelt, das wir unter dem Schutze einer hohen Torosse errichtet hatten, umwarf.

Obwohl wir Wallfischrippen unter die Schlittensohlen banden, so arbeiteten wir uns doch an den folgenden Tagen nur sehr mühsam zwischen den Torossen und über den mit Salzkrystallen bedeckten, feuchten Schnee hindurch. Am 3. April nahm das Salz so überhand, daß wir uns endlich in einem tiefen Salzmoor befanden, in dem wir nicht vorwärts kommen konnten. Die darunter befindliche Eisschicht war nur 5 Zoll dick und sehr mürbe. Wir eilten, augenblicklich diesen verderbendrohenden Ort zu verlassen, und schlugen 7 Werst südöstlich davon unser Lager auf. Der zunehmende Nordwind mußte das Wasser im offenen Meere in große Bewegung gesetzt haben, denn wir fühlten die beinahe wellenförmige Bewegung der dünnen Eisdecke, auf der wir lagen, und hörten unter uns das heftig bewegte Element. Unsere Lage war höchst bedenklich und ließ keinen Schlaf in unsere Augen kommen.

Sobald am andern Morgen sich der Wind gelegt und der Himmel etwas aufgeklärt hatte, belud ich zwei der besten Narten mit Lebensmitteln auf 24 Stunden und mit unserem tragbaren, ledernen Boote und fuhr gegen Norden, um die Beschaffenheit des Eises zu untersuchen. Nach einer mühsam zurückgelegten Strecke von 7 Werst trafen wir auf eine Menge Risse und Spalten im Eise, dessen Dicke kaum einen Fuß betrug. Zugleich hatte es sich in einzelnen kleinen Höckern gehoben, zwischen denen graues, schlammiges Seewasser rieselte, so daß die zerstörte Eis-

fläche das Ansehen eines ungeheueren Morastes gewann. Endlich wurden aber der Spalten und offenen Stellen so viel, daß man nicht wohl unterscheiden konnte, ob es eine Eisdecke oder herumschwimmende Eisstücke waren, und daß es wenigstens nur eines Windstoßes bedurfte, um sie in solche zu verwandeln. Ich gab es daher auf, weiter vorzudringen und eilte zurück zu unsern hinterlassenen Gefährten. Mit ihnen wandten wir uns nun nach Süd-Ost. Unsere nördlichste Breite war 71° 43′, 215 Werst in gerader Linie von dem kleinen Baranow-Felsen. — Bewunderungswürdig ist die Geschicklichkeit, mit der die Nartenführer mitten in diesen verwickelten Eisklippenlabyrinthen, bald rechts, bald links wendend, hier eine große Eismasse umgehen, dort über eine kleinere wegfahren, und doch diese unaufhörlichen Aenderungen in der Richtung so einzurichten wissen, daß sie sich gegenseitig ausgleichen und wir nie unsere Hauptrichtung verloren. Auf den ebenen Flächen beobachteten wir außer dem Compaß häufig auch die in der Richtung des herrschenden Windes wellenförmig hinziehenden Schneestreifen (sastrùgi), die auch oft den Bewohnern der Tundra auf Reisen von mehreren Hundert Werst als einzige Führer dienen.

Wir hatten uns durch eine Reihe zackiger und scharfkantiger Eismassen von grünlichblauer Farbe und stark salzigem Geschmack durchzuarbeiten. Es waren sogenannte Wintertorossen, die im letzten Winter oder auch im Frühling und Herbst entstanden sind, indem bei heftigen Stürmen das Meereis gebrochen, aufgewühlt und dann durch wieder eintretende starke Fröste gefestigt wurde. Gleich darauf geriethen wir in eine Gruppe weit älteren Ursprungs und von wesentlich verschiedener Beschaffenheit. Sie bestand aus einer Menge theils kegel-, theils kugelförmiger Hügel, verschieden an Höhe und Umfang, die zuweilen längliche oder runde Thäler einschlossen, so daß wir Anfangs glaubten, auf eine bergige Insel gestoßen zu sein. Dieses Eis hatte eine weißlichgraue, in's Schwarze übergehende Farbe und einen reinen Geschmack, daher es sich nicht aus Seewasser gebildet haben kann, sondern aus gefrorenem Regenwasser, Nebel und Dünsten entstanden sein mag. Diese Gattung von Torossen nennt man uraltes oder adamitisches Eis. Die Behauptung unserer

Führer, daß daſſelbe ſelbſt am Feuer nicht ſchmelze, ließ ſich aber leicht thatſächlich widerlegen. Durch die beſchwerliche Fahrt drohte ein Theil unſerer Schlitten, wie auch unſerer Hunde ganz unbrauchbar zu werden, wir hieben daher eine Grube in einen Eisberg, in der wir einen Theil unſerer Vorräthe bargen, ſchickten 8 geleerte Packnarten zurück und ſetzten am 6. April auf unſern 6 Reiſeſchlitten mit Mundvorräthen auf 14 Tage die Fahrt in der eingeſchlagenen Richtung längs hohen Toroſſenreihen, neben offenen Stellen und über breite Spalten, fort.

Am 10. April fiel das heilige Oſterfeſt ein, das in ganz Rußland beſonders feierlich begangen wird. Wir hielten einen Ruhetag und beſchloſſen, obgleich von allen Erforderniſſen für eine ſolche Feier entblößt, uns zum Gebete zu vereinigen. Ein möglichſt regelmäßig behauener Eiswürfel vertrat die Stelle des Altars, vor dem darauf geſtellten Bilde des heiligen Nikolaus brannte auf einem Stabe die einzige Wachskerze, die wir hatten; der Kaufmann Bereshnoj aus Nis'hne-Kolymsk, der ſich uns mit zwei eigenen Narten angeſchloſſen hatte, verlas, in Ermangelung eines Prieſters, die kirchlichen Oſtergebete, und die Koſaken und Nartenführer ſtimmten die gebräuchlichen Geſänge an. Wie prunklos und einfach auch unſer Gottesdienſt war, ſo war doch die Andacht der kleinen Verſammlung von Schickſalsgefährten herzlich und wahrhaft erbaulich. Das hierauf folgende, eben ſo einfache Feſtmahl zeichnete ſich nur durch einige Rennthierzungen und durch eine doppelte Portion Branntwein aus; das Wohlthuendſte aber war ein kleines, länger als gewöhnlich unterhaltenes Feuer, um das gelagert wir den Reſt des Tages in traulichen Geſprächen verbrachten. Aus der Ferne hörten wir das donnerähnliche Getöſe der zuſammenſtürzenden Eisberge, das uns ſtündlich näher rückte. Die offenen Stellen wurden immer häufiger und ihre Umgehung immer ſchwieriger. Die mit jedem Tage wachſenden Hinderniſſe bewogen uns, zu unſerem Vorrathskeller zurückzukehren, und wir ſchlugen, um die Toroſſen zu umgehen, eine rein weſtliche und dann eine nördliche Richtung ein. In ihr zogen ſich zahlreiche Spuren von Bären und Steinfüchſen hin, welche letztere recht eigentlich die Koſtgänger der Bären zu nennen ſind, indem ſie durch Schnelligkeit und Gewandtheit immer

einen Theil der Beute sich zuzueignen verstehen. Wider Erwarten und zu allgemeiner Freude fanden wir unsern Vorrathskeller unversehrt.

In der Nacht des 16. April weckten uns unsere Hunde und wir erblickten in geringer Entfernung von uns zwei Bären von ungewöhnlicher Größe. Im Eifer wurde fehlgeschossen, die Hunde waren in ihrem Angriffe auch nicht glücklich, und die beiden Gegner suchten ihr Heil in der Flucht. Meine Leute zerstreuten sich bei deren leidenschaftlicher Verfolgung bis auf Zwei und ließen mich mitten in einer wilden Toroſſengruppe zurück. Da trat plötzlich in meiner Nähe ein dritter Bär hervor. Mein Nartenführer, der nur noch eine einzige Ladung hatte, ließ ihn bis auf 9 Schritte an sich herankommen und zerschmetterte ihm mit einem Schusse das Schulterbein, worauf das blutende Thier schnaubend zwischen den Eisschollen verschwand. Zum Theil erst spät am Morgen trafen die Uebrigen ermattet und unmuthig über das vergebliche Umherirren wieder im Lager ein. — Nach einer westlichen Fahrt wandten wir uns den 18. April nach Süden, um zu der Vier-Pfeiler-Insel, in deren Meridian wir uns befinden mußten, zurückzukehren. Ein heftiger Wind, begleitet von starkem Schneegestöber, drohte uns alle Augenblicke umzuwerfen und verwehte jede Spur. Ich sah mich genöthigt, je zwei Narten zusammenbinden und die Leithunde der nachfolgenden an die vorausfahrenden Narten anknüpfen zu lassen. So fuhren wir den ganzen Tag, ohne zu sehen wohin, fast nur nach dem Compasse uns richtend, und mußten endlich unser Nachtlager auf der platten Eisfläche nehmen, wo wir, dem anhaltenden Sturme preisgegeben, weder unser Zelt aufschlagen, noch ein Feuer anmachen konnten. Einige Mund voll Schnee, etwas trockener Zwieback und verdorbener Fisch war unsere Mahlzeit. Bei einer Kälte von 11 Grad brachten wir so sechs peinlich lange Stunden unter freiem Himmel in unseren Narten zu. Erst mußten wir uns selbst, unsere Schlitten und Hunde aus dem tiefen Schnee hervorschaufeln, ehe wir aufbrechen konnten. Dafür ward uns die Freude, Abends nach einer Fahrt von 52 Werst glücklich die nördliche Bucht der erzielten Insel zu erreichen und dort so viel Treibholz vorzufinden, daß wir einmal wieder bei ein paar tüch-

tigen Feuern unſere Glieder und Magen erwärmen und unſere durchnäßten Kleider trocknen konnten. Nur der Gedanke, daß das geſuchte, vermeintliche Land nicht zu finden geweſen war, trübte unſere Zufriedenheit. Wir fuhren darauf nach einer von uns in nordweſtlicher Richtung geſehenen Inſel, auf der wir zu unſerer unbeſchreiblichen Freude den Schlag einiger munterer Finken, der heiteren Verkündiger des herannahenden Frühlings, vernahmen. Sie gehört zu der Gruppe der Bären-Inſeln, die Herr von Matiuſchkin und ich gemeinſchaftlich unterſuchten und aufnahmen. Dieſelbe wird, die Vier-Pfeiler-Inſel mitgerechnet, von ſechs Inſeln gebildet, von denen die weſtlichſte und größte den Namen Kreſtowoj führt. Sie haben meiſt hohe, felſige Ufer und zeigen viele Lager von Steinfüchſen, Wölfen und Bären. Auf jeder der beiden größten erheben ſich zwei anſehnliche Berge. In einigen Buchten findet ſich Treibholz. Auf der dritten entdeckten wir eine Art in die Erde gegrabener Keller, ein altes Ruder, Rennthiergeweihe und Menſchenknochen. Das ſüdliche Ufer der vierten war ganz mit Mammutsknochen überſäet. Wir fuhren von der erſten dem Kap Kreſtowoj bei dichtem Schneegeſtöber zu und wurden erſt inne, daß wir uns wieder auf dem Feſtlande befanden, als einer unſerer Nartenführer eine ſeiner Fuchsfallen entdeckte. Wir fuhren nun längs dem Ufer in ſüdlicher Richtung, ſezten über den großen Tſchukotſchje, berührten den jakutskiſchen See und gelangten am 27. April zu dem Dörfchen Pochodsk. Das freundliche, ruſſiſche: »Seid uns willkommen!« erſchallte aus jedem Pförtchen; wir waren wieder unter Menſchen und hatten das Wonnegefühl, uns wieder einmal an einem Ofen in einer menſchlichen Wohnung zu erwärmen. Am folgenden Tage trafen wir wieder in Nis'hne-Kolymsk ein, nach einer Abweſenheit von 36 Tagen, während welcher wir größtentheils auf dem Meere eine Strecke von 1210 Werſt befahren hatten.

Sechstes Kapitel.

In Nis'hne-Kolymsk war schon der Frühling eingekehrt, mit ihm aber auch wie gewöhnlich großer Mangel an Lebensmitteln und in dessen Gefolge Noth und Krankheit. Sobald sich die Eisdecke auf den Strömen löste, schickte ich eine Anzahl Fischer mit Netzen und Setzkörben aus, die namentlich in dem fischreichen, kleinen Tschukotschje ansehnliche Vorräthe für die Expedition sammelten. Indessen hatte Herr Kosmin mit unendlicher Ausdauer und seltener Geschicklichkeit an einem großen, vierruderigen Boote gearbeitet, das im Mai vollendet war, und für welches wir aus den hier noch vorgefundenen Segeln von den Schiffen des Capitain Billings die Segel zusammennähten und uns aus altem Brucheisen den Anker schmiedeten. Am 25. Mai ging endlich die Eisdecke des Stromes auf und nach dem ersten Regen begann das Gras und Weidengebüsch zu grünen, dazu trat eine Wärme von 10 bis 16 Grad ein. Doch unsere Freude war von kurzer Dauer. Schon am 4. Juni stellten sich die ungeheuern Mückenschwärme ein, die uns vor den Fenstern und Thüren einen immerwährenden, dicken Rauch zu unterhalten nöthigten. Nach 10 schrecklichen Wintermonaten wehte endlich einmal ein Frühlingslüftchen, wir aber mußten, in die dumpfe Winterstube eingesperrt, stinkenden Rauch einathmen. Ein rauher Nordwind befreite uns nach einigen Tagen wieder von diesen Plagegeistern, und froh der freien und warmen Luft, durchstrichen wir mit unseren Flinten die Umgegend, erst spät Abends mit einer reichen Beute von Geflügel zurückkehrend. Wir kamen über folgende Beschäftigungen für den kurzen Sommer überein: Eine Abtheilung unserer Expedition sollte unter der Leitung der Herren Matiuschkin und Kosmin zu Pferde die Küste zwischen den Mündungen der Kolyma und Indigirka aufnehmen, ich selbst wollte zu Boote eine genaue Aufnahme der Kolyma-Mündung veranstalten, während unser Arzt, Doctor Kyber, eine Untersuchungsreise an den kleinen und großen Aniuj beabsichtigte. Auch sollte am Ausflusse der großen Baranicha ein kleines Wohnge-

häude nebſt einem Vorrathsmagazin für unſere Winterexpedition erbaut werden. Doch dieſe Pläne ſollten mannigfache Umgeſtaltungen und unvorhergeſehene Hinderniſſe finden.

Am 17. Juni fuhren wir gemeinſchaftlich auf unſerem neuerbauten Boote, das den Namen Kolyma erhalten hatte, den Fluß hinab. Nachdem wir erſt fünf Meilen zurückgelegt hatten, verletzte ſich Herr von Matiuſchkin mit einem Meſſer ſo bedeutend den Daumen, daß ich ihn mit dem Arzte zurückſchicken mußte, in deſſen Geſellſchaft er nach ſeiner Wiederherſtellung den Aniuf bereiſen ſollte. Daher mußte der Steuermann Kosmin allein die Aufnahme der Küſte übernehmen. Die hierfür von den Jakuten zu liefernden Pferde ſollten uns an dem Flüßchen Maloja Tſchukotſchja erwarten. Nach langem Harren kamen deren endlich fünf, von denen jedoch nur zwei zu Packpferden kräftig genug waren. Doch unterzog ſich Herr Kosmin mit nur zwei Begleitern dieſem beſchwerlichen und gefahrvollen Unternehmen und verabſchiedete ſich von uns am 2. Juli. Einige meiner Leute, die ich in dem Boote den Tſchukotſchja genannten, mittleren Arm der Kolyma hinabgeſchickt hatte, um Gänſe und Schwäne zu ſchießen, brachten mir die unangenehme Nachricht, daß die Bai Tſchukotskaja und ſelbſt die Mündung des Fluſſes noch feſt zugefroren ſei; nachdem wir geraume Zeit vergeblich auf den Eisgang gewartet hatten, ſah ich mich zur Umkehr genöthigt. Es ſchien auf dieſer Fahrt ein beſonderer Unſtern über uns zu walten. Als wir auf der Rückreiſe am 15. Juli von unſerem Lagerplatze aus in die Mitte des Stromes fuhren, um gutes Trinkwaſſer zu holen, erblickten wir plötzlich am Ufer unſer Zelt in hellen Flammen, was durch das in ſeiner Nähe brennende Rauchfeuer verurſacht war. Nur mit Mühe konnte ich noch den in Felle vernähten Kaſten retten, der alle meine Tagebücher, Karten und Inſtrumente enthielt, alle andern Sachen wurden ein Raub der Flammen. Zur ſchleunigen Rückfahrt genöthigt, trafen wir am 20. Juli wieder in Nis'hne-Kolymsk ein. Doch verließ ich daſſelbe ſchon wieder am 26. Juli, um mich nach Sredne-Kolymsk zu begeben, da mir für meinen Geſundheitszuſtand das weniger rauhe Klima dieſer Gegend der Arzt anempfahl. Dieſer trat am ſelbigen Tage mit dem inzwiſchen wiederhergeſtellten

Herrn von Matiuschkin die Reise nach dem Anluj an, auf die wir später zurückkommen werden.

Ich fuhr mit günstigem Winde die Kolyma hinauf und je mehr ich mich von der unter dem tödtenden Einflusse des Eismeeres stehenden Gegend entfernte, desto freundlicher ward der Anblick des Landes, das von einem zwar noch nomadisirenden, aber arbeitsamen und gutmüthigen Volke, den Sredne-Kolymskischen Jakuten, bewohnt wird. Bei dem Flecken Nisowoj-Albut verließ ich am 2. August mein Boot und setzte meine Reise zu Pferde landeinwärts fort. Aus dem ewigen Eise fühlte ich mich auf den mit üppigem Graswuchse bedeckten Wiesen, mit kräftigen Lerchenbäumen, Pappeln und Weidenbüschen, mit zahlreichen Heerden und menschlichen Niederlassungen in ein Paradies versetzt. Besonders üppig ist der Pflanzenwuchs auf den sogenannten Albuty. Es sind dies eigentlich flache Thäler, die sich im Frühlinge beim Austreten der Ströme mit Wasser füllen und unzählige, fischreiche Landseen bilden. Nach dem Ablaufe desselben überzieht sich der durch den zurückbleibenden Schlamm gedüngte Boden des Sees schnell mit dem schönsten Grase. Hier entstehen alsbald Familienniederlassungen, die daher auch gemeiniglich Albuty heißen. — Unter allen diesen Sommerwohnungen zeichnete sich die eines wohlhabenden Jakutenhäuptlings aus, der mit seinem ganzen Stamme und seinen zahlreichen Viehheerden und Pferdetabunen sich hier niedergelassen hatte. Um seine Wohnung standen mehre kleinere Hütten, in welchen sich die nächsten Angehörigen, Hausgenossen und Knechte aufhielten, und das Ganze war von einer Umzäunung eingefaßt. Alles verkündigte eine gewisse Wohlhabenheit, mit patriarchalischer Eintracht und Sittenreinheit verbunden. Die gastfreundliche Aufnahme, die ich hier fand, die milde Luft, der Ueberfluß an Milch und andern frischen Nahrungsmitteln bestimmten mich, hier den Rest des Sommers zu verweilen. Unter den von mir besuchten Albuty der Umgegend war mir besonders der Sulyi Etar (Pferdetrift) genannte anziehend. Hier lebte ein 82jähriger, für sein Alter noch sehr rüstiger und thätiger Jakut, ein der russischen Sprache ganz mächtiger und in seiner Art gebildeter Greis, mit dem ich sehr angenehme Stunden verbrachte. Er klagte

über die jetzige Unwissenheit seines Volkes, das früher den Gebrauch der Schriftzeichen gekannt haben solle, und über den zunehmenden sittlichen Verfall desselben. Zum Beweis, daß sie aus dem Süden eingewandert seien, führte er an, daß in ihren Volkssagen von Gold und Edelsteinen, Löwen und Tigern die Rede sei. Vor ihnen hätten schon die zum Theil ausgestorbenen Omoken, Schelagen, Tunguſen und Jukahiren hier ihre Wohnsitze gehabt. Den Jakuten gebührt das Verdienst, in diesen unwirthbaren Gegenden Vieh- und Pferdezucht und allerlei andere landwirthschaftliche Betriebsamkeit eingeführt zu haben. Sie sind jetzt alle getauft und die russischen Geistlichen wirken auf's Eifrigste dem Einflusse der Schamanen entgegen, doch treiben diese noch immer als Aerzte und Wahrsager ihr Wesen. In Sprache, Sitte und Lebensweise sind übrigens die hiesigen Jakuten denen um Jakutsk ganz ähnlich. Sie sind zunächst ein Hirtenvolk, ihr ganzer Wohlstand beruht auf den Heerden und deren Erhaltung auf der Heuernte, die sie in den kurzen Sommerwochen machen. — Am 22. August fiel nun schon ein dichter Schnee, der schnell alles noch auf den Wiesen liegende Heu bedeckte und die armen Bewohner um einen großen Theil ihres Winterfutters brachte. Dabei trat starke Kälte ein, die Seen froren zu und aus den Wäldern kamen große Schaaren von Wölfen, die binnen einem Monate 80 Kühe raubten. Dazu trat durch häufige Regengüsse die Kolyma aus und der Fischfang mißrieth. So sah das sonst so heitere Hirtenvölkchen mit großen Sorgen dem kommenden Winter entgegen. Sein unverhofft frühzeitiger Eintritt nöthigte mich zur Rückkehr, und schon am 1. September traf ich neugestärkt wieder in Nis'hne-Kolymsk ein. Hier bildeten ein bejahrter Kosak und eine alte Frau die ganze Bevölkerung des Orts und erst nach und nach kehrten die andern Bewohner von ihren Sommerbeschäftigungen zu ihren schon tief verschneiten Häusern zurück. Ihre Jagdberichte lauteten unerfreulich und stellten allgemeinen Mangel und Hungersnoth in Aussicht. Am 29. September langten auch die Herren von Matiuschkin und Kyber von ihrer Reise am großen und kleinen Aniuj wieder bei uns an, deren anziehenden Reisebericht wir hier im Auszuge mittheilen.

Siebentes Kapitel.

Wir fuhren am 20. Juli 1821 in die Mündung des großen Aniuj ein, welcher ſich gegenüber dem Oſtrog von Nis'hne-Kolymsk in die Kolyma ergießt. Am 23. Juli gelangten wir durch einen Fluß, welcher den großen Aniuj mit dem kleinen verbindet, in den letzteren, und fanden nach einer dreitägigen Regenfahrt, ganz durchnäßt, einen halb zerfallenen Balagan, in deſſen Schutze wir einen Raſttag hielten. Weiter ſtromaufwärts laufen dicht am rechten Ufer gegen 200 Fuß hohe, zum Theil überhängende Sandberge hin, in deren Gerölle ſich häufig Mammutsknochen zeigen. Die mit dieſem allgemeinen Namen bezeichneten, wahrſcheinlich verſchiedenen Thiergattungen angehörenden Knochen und Gerippe, unter denen wir hier auch den Schädel eines dem Nashorn verwandten Thieres fanden, ſind nicht gleichmäßig überall auf der ganzen Oberfläche Sibiriens vertheilt, ſondern ſo zu ſagen in ungeheuern Gruppen zuſammengeſchoben, die je weiter nach Norden deſto größer und reichhaltiger werden. Der ganze Boden der erſten Lächowſchen Inſel ſcheint aus ſolchen vorweltlichen Knochenüberreſten zu beſtehen. Schon ſeit 100 Jahren werden von da durch die Promyſchlenniki (Pelzjäger) ganze Ladungen von Mammutsknochen jährlich abgeholt, und noch iſt daſelbſt keine Verminderung bemerkbar. Der Strom wurde immer reißender und ſeine Ufer höher und felſiger. Nach einer dreitägigen, beſchwerlichen Fahrt erreichten wir den Ort Plotbiſchtſche, wo im Anfange des Herbſtes der Zug der Rennthiere über den Fluß zu ſetzen pflegt. Es wimmelte hier von Jukahiren, welche die Ankunft dieſer Thiere erwarteten. Ein alter Jukahirenhäuptling nahm uns gaſtfreundlich auf und bewirthete uns unentgeldlich. Bei dem allgemeinen Mangel und der wohlbegründeten Sorge für die nächſte Zukunft kann dieſe Freigebigkeit Manchem wohl unüberlegt und unvorſichtig erſcheinen, aber gerade hierin zeigt ſich die echte Gaſtfreundſchaft, die als eine auszeichnende Eigenſchaft der Nomaden-Völker Sibiriens zu preiſen iſt. Auch in dieſen Gegenden iſt die Bevölkerung ſeit

der ruſſiſchen Eroberung ſehr zuſammengeſchmolzen, doch wohnen in ihnen auf einem nicht ſehr großen Flächenraume acht bis zehn kleine Völkerſtämme, oder vielmehr Trümmer derſelben. Sie beſtehen nämlich zum Theil nur aus zwei oder drei Familien, die aber in Sprache, Sitte und Volksthümlichkeit, ja ſelbſt in ihrem Aeußern ſich von einander unterſcheiden. Unſer freundlicher Wirth rühmte ſich, noch von dem verſchollenen Volke der Omoki abzuſtammen.

Jetzt bilden am kleinen Aniuj einige Jukahiren-Familien die ganze Bevölkerung. Dieſe, durch Seuchen ihrer Rennthierheerden beraubt, haben ſich hier in feſten Niederlaſſungen angeſiedelt und in Religion, Sitte und Sprache ſich den Ruſſen anbequemt. Selbſt in ihrer Geſichtsbildung ſind ſie von dieſen kaum merklich unterſchieden. Doch haben ſie ſich den fröhlichen Sinn der Nomaden-Völker bewahrt und ſind leidenſchaftliche Liebhaber der Muſik. Alle ſpielen auf der Violine oder Balalaſka. Ihre Geſänge ſind meiſt Stegreiflieder und haben etwas ganz Eigenthümliches, Ungeregeltes, beinahe Wildes. Auch in ihnen iſt von der braunbefiederten Nachtigall, dem blauen Täubchen und andern Gegenſtänden die Rede, die ſie nie mit Augen geſehen haben. Die Fiſcherei iſt unbedeutend, die Viehzucht fehlt ganz, und ſo ſind ſie, gleich den Lappländern, faſt allein auf das Rennthier angewieſen, das ihnen Nahrung, Kleidung, Fuhrwerk und Wohnung liefert. Daher entſcheidet die Zeit des Rennthierzuges, wie in der übrigen Welt die der Ernte oder Weinleſe, ob in dem Jahre Hungersnoth oder Ueberfluß unter ihnen herrſchen wird.

Solcher Züge giebt es jährlich zwei, von denen der eine im Frühling, der andere im Herbſt ſtattfindet. Ende Mai ziehen die Rennthiere nach dem höheren Norden, um Schutz gegen die Mücken und auf der Moostundra beſſeres Futter zu finden. Da alsdann die Flüſſe meiſt noch zugefroren ſind, ſo werden die Thiere nur in geringer Anzahl mit Flinten erlegt und in Schlingen gefangen; zudem ſind ſie noch ſehr mager und durch die Biſſe der Inſekten ganz mit Beulen bedeckt, ſo daß ihr Fleiſch faſt nur zum Hundefutter benutzt wird. Die wahre Ernte iſt im Auguſt oder September, wenn die Rennthiere wiederum in

den Wäldern Schutz vor der Kälte ſuchen. Dann ſind ſie geſund und wohlgenährt und geben eine ſchmackhafte Speiſe; auch hat ihr mit neuem Winterhaar bewachſenes Fell einen vier- bis fünffach höheren Werth. Dieſer Herbſtzug, bei dem wir zugegen waren, iſt höchſt merkwürdig. Er beſteht in guten Jahren aus mehren Tauſend Rennthieren, und nimmt zuweilen eine Breite von 50 bis 100 Werſt ein. Obgleich ſie in Heerden von 200 bis 300 Stück gehen ſollen, ſo bleiben ſich doch dieſe immer ſo nahe, daß das Ganze nur Eine ungeheure Maſſe ausmacht. Ihr Weg iſt immer unabänderlich derſelbe. Der Anführer, dem einige wenige folgen, ſchreitet langſam mit hocherhobenem Kopfe voran und ſcheint die Oertlichkeit genauer prüfen zu wollen. Sobald er in den Fluß ſetzt, folgt ihm in dichtem Gedränge der ganze Haufe nach und in wenigen Minuten iſt die ganze Waſſerfläche mit ſchwimmenden Thieren bedeckt. Nun ſtürzen auch die Jäger in ihren kleinen Kähnen pfeilſchnell hinter den Buchten, Steinen, Geſträuch, wo ſie ſich unter dem Winde verborgen gehalten, hervor, umringen den Zug und ſuchen ihn aufzuhalten, während Zwei oder Drei der Gewandteſten unter ihnen, mit einem kurzen Spieße, Pokoljuga, bewaffnet, in den ſchwimmenden Haufen hineinfahren und in unglaublich kurzer Zeit eine große Menge tödten, oder doch ſo ſchwer verwunden, daß ſie den am Ufer wartenden Weibern, Kindern und Mädchen in die Hände fallen. Dieſes Geſchäft iſt übrigens mit großer Gefahr für den Jäger verknüpft. In dem ungeheuern Gewühl iſt der kleine, leichte Kahn jeden Augenblick dem Umwerfen nahe; außerdem wehren ſich auch die Verfolgten auf alle mögliche Art, die Männchen mit ihrem Geweihe, mit den Zähnen und mit den Hinterläufen, die Weibchen hingegen pflegen mit den Vorderfüßen auf den Rand des Kahnes zu ſpringen, um ihn auf dieſe Art umzuwerfen. Gelingt ihnen das, ſo iſt der Jäger verloren, wenn er ſich nicht an ein ſtarkes Thier anzuklammern und, von ihm getragen, das Ufer zu erreichen weiß. Doch die Leute beſitzen eine bewunderungswürdige Gewandtheit, ſowohl ihr Fahrzeug im Gleichgewicht zu erhalten, als auch mit jedem Streiche ein Thier zu erlegen, ſo daß ein guter Jäger in weniger als einer halben Stunde deren hundert und mehr erlegt. Wenn die

Heerde einmal in Unordnung geräth, ſo verwickeln ſich die Thiere mit ihren breiten Geweihen in einander und werden dadurch an der Gegenwehr verhindert. Die gleich Getödteten und auf dem Fluſſe Schwimmenden ſind nun Gemeingut, alle diejenigen aber, die verwundet das Ufer erreichen und dort fallen, gehören den Jägern. Dieſe haben es daher zu einer bewunderungswürdigen Geſchicklichkeit gebracht, mitten in dem ungeheueren Kampfgewühle ihre Streiche ſo einzurichten, daß ſie die kleineren und ſchwächeren Thiere gleich tödten, die großen aber nur ſtark verwunden, ſo daß dieſelben noch das Ufer erreichen können. Eine ſolche Jagd bietet ein nicht zu beſchreibendes Schauſpiel dar. Das Gewühl der Tauſende von ſchwimmenden Rennthieren, das klappernde Aneinanderſtoßen ihrer Geweihe, die zwiſchen den geängſteten Thieren mit Blitzesſchnelle und eigener Lebensgefahr ſich durchwindenden Würgengel, das Schreien und Rufen der Uebrigen, welche Beifall, Warnung, Rath ertheilen, die vom Blut dunkelroth gefärbten Wellen des Stromes — nur ein Augenzeuge kann ſich einen Begriff davon machen. Die erlegten Thiere pflegt man, um ſie vor Fäulniß zu bewahren, auf einige Tage, bis man Zeit ſie auszuweiden findet, in's Waſſer zu ſenken. Das Fleiſch wird dann an der Luft gedörrt, oder geräuchert, oder man läßt es auch, wenn bald Fröſte eintreten, einfrieren.

Nach einem zweiwöchentlichen Aufenthalte ſetzten wir am 13. Auguſt unſere Fahrt ſtromaufwärts weiter fort. Sie führte uns an flächeren und freundlicheren Ufern bei Argunowo und bei der Mündung des Poginden', der eben ſo breit und waſſerreich wie der Aniuj iſt, vorüber, und am 17. Auguſt gelangten wir zu dem am linken Ufer gelegenen, jetzt faſt menſchenleeren Obromskiſchen Sommerdorfe, welches gerade gegenüber dem Felſen Obrom, dem Ziele unſerer Reiſe, liegt. Ich beſtieg denſelben in Begleitung eines Jukahiren. Anfangs mußten wir uns mit Händen und Füßen über ſähe Felſenſpalten forthelfen, doch nach einer Stunde traf ich auf eine Rennthierfährte, der folgend wir auf einem minder halsbrechenden Wege nach dreiſtündigem Steigen den mit Schnee bedeckten Gipfel erreichten. Großartig und nicht ohne eigenthümliche Schönheit war das Rundgemälde, das ſich hier vor meinen Blicken aufrollte. Vor

mir lagen wellenförmig mit Schnee gekrönte Gebirge, die ſich in das bläuliche Eis und die Nebel des ewig gefrorenen Meeres verloren; die untergehende Sonne warf ihre dunkelrothen Strahlen, die Vorboten eines nahen Sturmes, auf die Gipfel der Berge und bildete in den flimmernden Eistheilchen, mit denen die Luft angefüllt iſt, unzählige Regenbogen. Hie und da ſpringen zackige, ſchwarze Felſen hervor, die wie Inſeln in einem unabſehbaren, weißlichgrauen Ocean ausſehen und einige Abwechſelung in die Einförmigkeit des Ganzen bringen. Ein plötzlich hervorbrechender, heftiger Oſtwind, der heulend und ziſchend durch die Bergſchluchten und Felſenklüfte wirbelte und hohe Säulen von Schnee und Sand emportrieb, nöthigte uns zu ſchleunigem Rückzuge.

Regen und Schnee hielten uns mehrere Tage in der Sommerniederlaſſung zurück, worauf wir wieder ſtromabwärts nach Plotbiſchtſche fuhren. Dieſe ganze Strecke iſt mit einer Menge kleiner Inſeln, Sandbänke und Klippen beſäet, welche die Fahrt ſehr gefährlich und weiter aufwärts unmöglich machen. Der Aniuj iſt ein Bergſtrom und ein einziger Regen ſchwellt ihn ungeheuer an. Dann wäſcht er Inſeln weg, ſetzt neue an, führt große Steinmaſſen Stunden weit hinab und bildet Untiefen und Waſſerfälle; oft verändert er auch ſeinen Lauf auf etliche Werſt, ſo daß ſelbſt die Uferbewohner ihn nie recht kennen lernen.

Von Plotbiſchtſche traten wir am 25. Auguſt zu Pferde unſere Reiſe nach dem großen Aniuj an, die theils wegen des heftigen Windes und Schneegeſtöbers, theils wegen der großen Moräſte ſehr beſchwerlich war. Nach einem Ritte von 30 Werſt erreichten wir den nackten Gipfel des ziemlich hohen Bergrückens, der die beiden Aniuj von einander trennt. Hier bewillkommte uns ein großer, ſchwarzer Bär: unſere Pferde ſcheuten, und er, nicht minder erſchrocken, kehrte eilig in's Dickicht zurück, ehe wir nach unſern Flinten greifen konnten. Die Ufer des kleinen wie des großen Aniuj ſind beſäet mit einer zahlloſen Menge von Selbſtſchüſſen, Schlingen und Fallen für die Zobel, Hermeline, Graumarder, Vielfraße und Füchſe, und häufig werden in einem Herbſte 200 bis 300 Zobel gefangen. Ein fleißiger Jukahir ſtellt gewöhnlich mit dem erſten Schnee bis 500 verſchiedene Fallen auf, die er im Laufe des

Winters 5 bis 6 Mal umgeht, und in guten Jahren findet er gewöhnlich in der achten oder zehnten Falle einen Fang. In dem Bau und der Anlage dieſer Fallen findet eine große Mannigfaltigkeit ſtatt. Sie ſind ſo vollkommen auf die Eigenthümlichkeit, den Gang und die Stärke jeder einzelnen Thiergattung berechnet, daß an ihnen eine zweckmäßige Verbeſſerung wohl kaum noch möglich iſt. Die Noth, dieſe große Lehrmeiſterin, hat die Jukahiren, in Ermangelung jedes anderen Erwerbszweiges, veranlaßt, auf dieſen einen Gegenſtand ihre ganze Erfindungskraft zu verwenden.

Am 26. Auguſt erreichten wir zur Nacht einen kleinen Ort, Tigiſchka, am großen Aniuj, wo wir Niemand fanden als ein paar halbverhungerte Weiber. Nach einem zweitägigen Aufenthalte erreichten wir unter viel Beſchwerden Labasnoje am großen Aniuj, wo ein reicher Rennthierfang ſtattzufinden pflegt. Wir ſtießen auf dieſem Wege öfter auf alte Grabſtätten der ehemaligen Bewohner dieſer Gegend. Sie beſtehen aus kleinen hölzernen Gebäuden, in welche die Leichen völlig gekleidet, mit Bogen, Pfeilen und Spieß niedergelegt wurden; den Schamanen gab man ihre Zaubertrommeln in die Hand.

Als wir uns dem letztgenannten Orte nahten, ſchallten uns Flintenſchüſſe und Geſang entgegen. Zwei Jukahiren-Häuptlinge bewillkommten uns am Ufer und erzählten uns, daß hier der Namenstag des Kaiſers, wie ſie ihn hier gewöhnlich nennen, des beloj tsar, des weißen, d. h. freien Zaars, oder lyrik jerim, des Sonnenſohnes, gefeiert werde. Wir ſchloſſen uns ihnen an und vertheilten Tabak und Branntwein unter das Volk. Die allgemeine Fröhlichkeit wurde dadurch noch erhöht. Die Männer zeigten ihre Geſchicklichkeit im Zielſchießen mit Flinten und Bogen und ſtellten Wettrennen zu Fuß und in Kähnen an; die Weiber ſangen und tanzten, und ſo dauerte der Jubel bis zum Anbruch des Tages. Faſt ununterbrochenes, dichtes Schneegeſtöber nöthigte uns zu einem Aufenthalte von 14 Tagen, in denen zahlreiche Kranke die ärztliche Hilfe des Dr. Kyber in Anſpruch nahmen. — Die Hungersnoth erreicht in dieſen Gegenden oft ſchon in der zweiten Hälfte des Sommers einen ſo hohen Grad, daß die Aermern ſich nur noch von den Fellen, auf

denen sie schlafen und die ihnen zur Kleidung dienen, nähren. Dann ist ein zufällig erlegtes Rennthier eine höchst glückliche Begebenheit; es wird gleich zerlegt, unter den ganzen Stamm vertheilt und fast buchstäblich mit Haut und Haar verzehrt, denn nur letzteres wird abgebrüht, die Haut aber, die Eingeweide, ja selbst die klargestampften Geweihe werden verschlungen, um nur den vor Hunger eingeschrumpften Magen mit irgend Etwas zu füllen. Das war auch jetzt der Fall und mit Sehnsucht erwartete man den Rennthierzug. Endlich am 12. September zeigte er sich am andern Ufer. Noch nie habe ich eine so ungeheuere Menge dieser Thiere beisammen gesehen; alle Anhöhen waren davon bedeckt und ihre Geweihe bildeten in der Ferne einen wandelnden Wald. Bald strömten von allen Seiten Jakuten, Tschuwanzen, Tungusen und Lamuten in ihren Kähnen herbei. Freudige Hoffnung belebte alle Gesichter, für diesmal das Ende ihres Elendes durch eine reiche Jagd zu finden, Alles schickte sich an und erwartete mit Ungeduld den Augenblick, wo der unabsehbare Zug über den Fluß setzen würde. Aber die Thiere, vielleicht durch die Menschenmenge erschreckt, verließen nach kurzem Besinnen wieder das Ufer und verloren sich in den Bergen. Die Verzweiflung der Unglücklichen war über alle Maßen, und äußerte sich bei diesen rohen Naturmenschen auf die verschiedenartigste Weise. Einige jammerten laut und rangen die Hände, Andere warfen sich zur Erde und wühlten den Schnee auf, noch Andere standen stumm und leblos da und starrten mit thränenvollem Blicke nach der Gegend hin, wo ihre Hoffnung ihnen entschwunden war. Da wir nicht helfen konnten, so eilten wir diesen Ort der Verzweiflung zu verlassen und fuhren am folgenden Tage trotz des widrigen Windes weiter. In den Niederlassungen längs des Flusses, die wir berührten, suchten die Bewohner in der Fischerei einigen Ersatz, aber auch diese fiel in diesem Unglücksjahre nur sehr kärglich aus. So war die allgemeine Hungersnoth unausbleiblich, und gewiß hat sie, wie in so manchen früheren Jahren, viele Hunderte der ohnehin zusammengeschmolzenen Bevölkerung hinweggerafft. In der That haben diese Stiefkinder der Natur sich nicht Glück zu wünschen, unter russische Herrschaft gekommen zu sein. Sie

waren früher Nomaden, die mit ihren zahmen Rennthieren weit und breit, wie es eben das Weidebedürfniß erheischte, in den Tundry umherzogen. Nach der Eroberung Sibiriens wurden ihnen feste und beschränkte Weideplätze angewiesen. Es fehlte ihnen da oft an dem nöthigen Futter; wenn eine Seuche in einer Heerde ausbrach, so durften die anderen nicht, wie früher, sich von dem Orte der Ansteckung entfernend, das Weite suchen, und so starben ihnen nach und nach ihre zahmen Rennthiere aus. Im Laufe der Zeit nahmen sie in ihrer Lebensweise, Kleidung und Wohnung Manches von den Russen an, auch ersetzten sie ihr Zugvieh, die Rennthiere, durch Hunde, doch behielten sie die allen Nomaden eigene Sorglosigkeit für die Zukunft bei. Sie sammeln nie Vorräthe, und so sind sie nach einem mißglückten Rennthierzuge dem tiefsten Elende preisgegeben. Dazu kommen die mörderischen Gefechte mit den noch nicht unterworfenen Koräken und Tschuktschen und mancherlei ansteckende Krankheiten, so daß nur ein geringer Theil der ehemaligen Bevölkerung am Aniuj noch übrig ist. Wenn dieselbe dennoch der Zahl nach seit einiger Zeit zugenommen hat, so rührt das allein daher, daß Rennthiernomaden sich durch den Verlust ihrer Heerden zu festen Niederlassungen am Aniuj genöthigt sahen. Ein alter Häuptling erzählte mir, daß das wiederholte Gesuch der Tschuwanzen, nach den unbewohnten, aber fruchtbaren Gegenden längs dem Anadyr und dem Pens'hen' hinüber ziehen zu dürfen, von den Beamten wegen des vortheilhaften Pelzhandels mit diesen Völkerschaften hintertrieben werde. Nicht viel besser ist das Loos der Jakuten, die von den Ufern des Aldan, um zum Dienste der Regierung verwandt zu werden, hierher versetzt worden sind. Bei der großen Entfernung kann die Regierung in diesen ungeheueren Wüsten freilich wenig oder nichts thun, den traurigen Zustand dieser Völker zu verbessern, aber eben darum sollte sie auch Keinem die dürftigen Mittel zu seinem Unterhalt noch schmälern und verkümmern. Sie sind alle getauft, und jährlich macht bei ihnen der Priester aus Nis'hne-Kolymsk die Rundreise, um die Gebräuche der russischen Kirche unter ihnen zu vollziehen. Für seinen beschwerlichen Dienst bringt derselbe gewöhnlich zwei bis drei schwerbeladene Narten mit den kost-

barſten Pelzwerken als Geſchenke mit zurück. Doch iſt unter ihnen der Glaube an den Einfluß guter und böſer Geiſter und an die Schamanen noch ſehr im Schwunge, dem ſogar die hieſigen Ruſſen nicht ganz fremd geblieben ſind, obwohl dieſe die Künſte der Schamanen mehr wie eine Art Zeitvertreib und Abendunterhaltung betrachten, etwa wie wir uns bei denen eines geſchickten Taſchenſpielers kurzweilen.

Indeſſen ſtieg mit jedem Tage die Kälte; an den Ufern ſetzten ſich immer breitere Eisränder an, und an einigen Stellen fror der Strom völlig zu, ſo daß wir uns mit Beilen und Stangen eine Durchfahrt brechen mußten. Unter viel Beſchwerden gelangten wir endlich zu der Sommerwohnung eines jakutiſchen Knäs oder Häuptlings, wo wir, bis der Strom ganz zugefroren war und der eigentliche Winterweg ſich eingeſtellt hatte, ein erträgliches Unterkommen fanden. Am 24. September endlich konnten wir auf Narten weiter fahren. Unſere Hunde waren ausgehungert und matt und führten uns nur langſam vorwärts. So fuhren wir noch fünf Tage meiſt auf dem gefrorenen Strom durch eine öde, einförmige, mit Landſeen und Moräſten bedeckte Gegend, bis wir nach einer Abweſenheit von 70 Tagen am 29. September Nis'hne-Kolymsk wieder erreichten.

Von den Uferbewohnern der beiden Aniuj läßt ſich im Allgemeinen ſagen, daß ſie, ungeachtet des ruſſiſchen Einfluſſes, in ihrer Geſtalt und ihrem Weſen viel Eigenthümliches beibehalten haben. Sie ſind, wie faſt alle Bewohner des hohen Nordens, zwar von kleinem Körperwuchs, aber dabei breitſchulterig und von ſtarkem Muskelbau, wogegen die Füße und Hände ſehr klein ſind. Ihr Kopf iſt verhältnißmäßig groß, das Geſicht breit und platt; die großen Backen drücken gewiſſermaßen den Mund zuſammen und geben ihm eine mehr runde Form. Das Haar iſt ſchwarz und ſtruppig, und die kleinen, tiefliegenden Augen ſind ohne Feuer und Leben. Ihr Körper ſcheint durch Hunger und Kälte in ſeinem Wachsthum aufgehalten und gewiſſermaßen nicht völlig ausgebildet zu ſein. Unter dieſen Einflüſſen hat auch die geiſtige Entwickelung dieſer Eismenſchen leiden müſſen. Ihr Blut rollt langſamer in den Adern, das

Herz schlägt ruhiger und alle ihre Gefühle sind wie erstarrt und gelähmt. Kaum fähig einer regeren Gemüthsbewegung in Freude und Leid, in Liebe und Haß, führen sie ein Scheinleben in der geisttödtenden Einförmigkeit ihrer Beschäftigungen und im ununterbrochenen Kampfe gegen Mangel, Hunger und Kälte, und verlassen endlich ohne Ueberwindung ein Leben, das sie kaum lieben konnten.

Achtes Kapitel.

Auf den kurzen, für die Bewohner von Nis'hne-Kolymsk an Mißgeschick aller Art reichen Sommer von 1821 folgte ein langer, für sie höchst qualvoller Winter, der auch uns bei der Unfähigkeit, dem allgemeinen Elende abzuhelfen, in eine peinliche Lage versetzte. Die größtentheils verunglückte Rennthierjagd und die durch die Ueberschwemmungen und den frühzeitigen Winter auch sehr kärglich ausgefallene Fischerei hatten über das ganze Land eine unvermeidliche Hungersnoth herbeigeführt. Dazu kam noch ein neues und in dieser Gegend fast unerhörtes Unglück, eine verheerende Seuche unter den Hunden, welche den größten Theil dieser nützlichen, ja unentbehrlichen Thiere wegraffte. Schon im Sommer zeigte sie sich längs den Flüssen Indigirka, Jana und Lena, und erreichte mit Eintritt des Winters auch die Ufer der Kolyma. Ich ließ schleunige Anstalten treffen, zu der bevorstehenden dritten Eisfahrt 96 gesunde Hunde zu erlangen, um sie nach dem großen und kleinen Tschukotschja-Flusse zu bringen und sie so vor der ansteckenden Seuche zu bewahren. Aber ehe wir das in Ausführung zu bringen vermochten, griff dieselbe so furchtbar um sich, daß wir mit aller Mühe nur 36 Hunde auftreiben und abschicken konnten. Die Sterblichkeit unter den Hunden wuchs mit der steigenden Kälte von Tag zu Tag und wüthete bald in allen Dörfern und Niederlassungen des Kolymskischen Kreises so heftig, daß da, wo es sonst von Hunden wimmelte, die Erscheinung eines dieser

Thiere eine Seltenheit war. Jetzt mußten die Bewohner sich selbst vor die Narten spannen, um ihr Brennholz aus dem Walde und die längs der Kolyma aufbewahrten Fischvorräthe herbeizufahren, und sahen sich überdies genöthigt, ihren Haupterwerbszweig während des Winters, die Jagd der Pelzthiere, aufzugeben, bei der sie der Narten nicht entbehren konnten. So war gleichsam ihr ganzes Dasein durch den Verlust der Hunde auf's Schwerste bedroht, und der Jammer unter den unglücklichen Besitzern grenzenlos. Unter solchem Elende traten wir in das Jahr 1822. Mit der abnehmenden Kälte schien auch die Seuche an Kraft zu verlieren, bis sie endlich ganz nachließ, aber die unglücklichen Bewohner von Kolymsk hatten über vier Fünftel ihrer einzigen und unentbehrlichen Hausthiere verloren. — Die Kosaken der hiesigen Staniza, bei denen verhältnißmäßig noch die meisten Hunde am Leben geblieben waren, boten mir freiwillig mit der lobenswerthesten Selbstentsagung 20 Narten, jede mit 12 Hunden bespannt, an. Ferner hatte ein Kosak in meinem Auftrage mit großer Mühe an der Indigirka 45 Hunde aufgetrieben und ebenfalls an den großen Tschukotschje gebracht. So besaßen wir zwar mit den dort befindlichen gegen 300 Hunde, doch waren leider darunter nur 60 zu einer weiteren Fahrt tauglich und zuverlässig, welche nur für fünf Schlitten ausreichten, die übrigen waren alle kraftlos und durchaus unbrauchbar. — Wir konnten nun nicht nach dem ursprünglichen Plane unsere Expedition in zwei Abtheilungen vornehmen, auch die Reisevorräthe nur nach Sucharnoje und nicht bis zu dem neuen Vorrathsmagazin an der großen Baranicha schaffen lassen.

Endlich war Alles so weit in Bereitschaft, daß ich am 10. März 1822 in Begleitung des Mitschmannes Matiuschkin, des Steuermannes Kosmin und eines Matrosen aufbrechen konnte, und wir erreichten am 12. Sucharnoje. Wir hatten nur fünf eigentliche Reisenarten, von besonderer Güte, für die ganze Dauer der Fahrt, und außerdem 19 Packnarten, die, wie früher, sobald sie geleert waren, zurückgeschickt werden sollten. Nachdem wir sie dort mit Lebensmitteln auf 40 Tage und Futter für die Hunde auf 35 Tage beladen hatten, begannen wir am 14. unsere Fahrt auf dem Eismeere. Am folgenden Tage erreichten wir den

großen Baranow-Felsen, wo wir uns mit so viel Treibholz versorgten, als unsere Narten Holz nur tragen konnten. Außerdem führten wir schon von Kolymsk aus Birkenholz mit uns und 4 Pud Fischthran, welcher nach hiesiger Weise mit Moos und Holzspähnen gebrannt wird, so daß wir auf beinahe 40 Tage mit Brennmitteln versorgt waren. Von der nördlichsten Spitze des genannten Felsen begannen wir unsere Meerfahrt in nordöstlicher Richtung. Mein Plan war, dieselbe beizubehalten bis zu der Mittagslinie des Vorgebirges Schelagskoi, daselbst, 150 Werst nördlich von demselben, einen Vorrathskeller anzulegen und dann meine Untersuchungen nach Osten, Norden und Nordwesten fortzusetzen. So wurde diese Reise eine Fortsetzung der vorjährigen und wir konnten hoffen, zu einem befriedigenden Ergebniß über das Dasein des vorgeblichen Landes im Norden zu gelangen. — Schon am ersten Tage litten unsere Packschlitten durch die Fahrt in den Torossen so sehr, daß wir einen ganzen Tag Zeit und einen großen Theil unseres Birkenholzes zu der Ausbesserung derselben verwenden mußten. Am 18. hörten die Torossen auf, dagegen ging unsere Fahrt über eine große, von 12 Fuß und darüber hohen Schneewellen durchfurchte Fläche, die unsere Hunde sehr ermüdete. In der Nacht stieg die Kälte bis auf 25 Grad. Am 20. langten bei heftigem Winde und Schneegestöber die Packnarten erst spät nach uns in der Nacht im Lager an, und zwei blieben ganz aus. Wir verbrachten die Nacht in der peinlichsten Unruhe wegen unserer armen Gefährten, zumal da es hier von weißen Bären wimmelte, deren einer Nachts in unser Lager einbrach und erlegt wurde. Erst am Morgen trafen die Vermißten bei uns ein. Durch das dichte Schneegestöber von uns getrennt, waren sie genöthigt gewesen, bei einbrechender Dunkelheit Halt zu machen, und hatten die sehr kalte Nacht ohne Feuer und fast ohne Nahrung in beständiger Furcht vor den Bären zugebracht, die sie nur durch ihr Geschrei und das Bellen der Hunde von sich abgewehrt hatten. Wir legten hier einen Vorrathskeller an und schickten drei Narten zurück. Am folgenden Tage erlegten wir einen Bären, der uns nachzog und schon drei unserer besten Hunde verwundet hatte. Einige unserer Nartenführer entschlossen

ſich, ungeachtet des herrſchenden Widerwillens gegen das Bärenfleiſch, einige Stücke davon zu braten, und fanden es ſehr wohlſchmeckend. Am 23. erhob ſich der früher beſchriebene warme Wind, der die Kälte plötzlich bis auf 1¼ Grad verminderte. Wir benutzten dieſe günſtige Gelegenheit, unſere Wäſche und die vom Schnee durchnäßten Kleider zum Trocknen aufzuhängen. Die Geſchäftigkeit, mit der ein Jeder das günſtigſte Fleckchen zu erwiſchen ſuchte, um ſeine Lumpen aufzuhängen, das Jubeln über den Genuß einer Luft, die man doch einathmen konnte, ohne zu erfrieren, — das Alles gab ein ſo ſeltſam komiſches Bild, daß wir ſelbſt es nicht ohne Lachen anſehen konnten.

In der Hoffnung, eine freiere Bahn zu finden, ſchlugen wir nun eine weſtliche Richtung ein, ſtießen aber bald auf nicht minder hohe und ſteile Toroſſen. Auf einer derſelben riß der Anſpann-Riemen; die Hunde flogen die Höhe hinab und ließen mich mit der Narte oben ſitzen. Unglücklicher Weiſe trafen ſie auf eine friſche Bärenſpur und ihrem Naturtrieb folgend, ſtürzte das ganze Geſpann ihr nach. Alles Rufen war umſonſt, und nach langem Suchen fanden wir ſie endlich in einer Entfernung von vier Werſt, wo ſie mit dem nachſchleppenden Riemen zwiſchen zwei Eisſchollen hängen geblieben waren. — Die Mühſeligkeiten, die wir am folgenden Tage, den 24., zu beſtehen hatten, überſtiegen alle früheren. Nur mit Hilfe von Brechſtangen konnten wir uns durch eine dichte und hohe Toroſſen-Gruppe arbeiten, deren Eis von unglaublicher Feſtigkeit war. Bei jedem Schritte faſt brach oder riß etwas an den Narten, die häufig in die tiefen Spalten und Schründe hinabſtürzten. Menſchen und Thiere wurden ungeheuer angegriffen und Keiner von uns blieb ohne Beſchädigung. Nach fünfſtündiger Anſtrengung hatten wir erſt fünf Werſt zurückgelegt und mußten vor Erſchöpfung ſchon Halt machen. Um uns daher noch der übrigen 13 Packnarten entledigen zu können, ließ ich wieder zwei große Vorrathskeller im Eiſe aushauen und die gefüllten mit Eisblöcken ſchließen, deren Fugen mit Schnee verkittet und mit Waſſer übergoſſen wurden, das, bald gefroren, das Ganze zu einer den Bären unzugänglichen Maſſe verband. Die rückkehrenden Nartenführer waren voll Jubels und brachten, trotz aller

Ermüdung, den Reſt des Tages unter Geſang, Tanz und allerlei Spielen hin.

Um einen nördlichen Ausweg aus den Toroſſen zu finden, theilten wir uns hier, und mit der Verabredung, nach drei Tagen bei den Vorrathskellern wieder zuſammenzutreffen, ſchlug Herr von Matiuſchkin eine mehr öſtliche und ich eine mehr weſtliche Richtung am 26. ein. Nach 14 Werſt kam ich aus den Toroſſen des ewigen Eiſes zu jüngern, die ſich durch ihre grünlich-blaue Farbe, nackte, ſpitze Gipfel und eine regelmäßigere Lage von den früheren unterſchieden. Zu meinem großen Erſtaunen erblickte ich alte Schlittenſpuren, die ich bald für die von unſerer vorjährigen Fahrt erkannte. Da wir aber noch wenigſtens 35 Werſt von dem weſtlichſten Punkte derſelben nach unſerer Berechnung entfernt waren, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß jene ganze Eisfläche ſo weit nach Oſten vorgeſchoben worden iſt. Am 27. glaubten wir nach Nord-Oſten zwei Hügel zu erblicken. Je weiter wir in dieſer Richtung vorrückten, deſto mehr gewannen ſie das Anſehen eines nicht ſehr entfernten, flachgebirgigen Landes. Bald unterſchieden wir deutlich die dazwiſchen liegenden Thäler und ſogar einzelne Felsparthien. Wir wünſchten uns ſchon gegenſeitig Glück, das mit ſo vielen Beſchwerden geſuchte Land endlich gefunden zu haben. Doch unſere ſchönen Hoffnungen fielen bald in ihr Nichts zurück. Mit der veränderten Abendbeleuchtung rückte unſer neuentdecktes Land plötzlich in der Richtung des Windes fort, dann dehnte es ſich nach allen Seiten aus, ſo daß wir in der Mitte eines rings von Bergen eingeſchloſſenen Landſee's zu ſtehen ſchienen. Es war eins der ſchon beſchriebenen Trugbilder, die ſich aus den dem Meere entſteigenden Dünſten und aus den feinen Eistheilchen bilden. — Da ich am folgenden Tage durchaus keine Verminderung der Toroſſen bemerken konnte, trat ich die Rückfahrt an, und erreichte am Abend des 29. wieder unſere Vorrathsniederlage, wo ich den Herrn von Matiuſchkin ſchon vorfand, deſſen Fahrt beſonders durch vielen tiefen Schnee erſchwert geweſen war.

Nach einer zweitägigen Raſt ſchlugen wir daher, mit Vorräthen auf 20 Tage verſehen, den von mir ſoeben befahrenen nördlichen Weg am 31. ein. Mit den ſchwerbeladenen Schlitten

ging unsere Reise nur langsam und unter mancherlei Ungemach vorwärts, so daß wir erst am siebenten Tage (den 6. April) den Punkt erreichten, an dem ich am 28. März umgekehrt und zu dem ich damals in nur 2¼ Tagen gelangt war. Wir drangen von da weiter nördlich vor durch höhere und dichtere Toroſſen. Durch die anhaltenden ſtarken Anſtrengungen, deren wir, um uns Bahn zu machen, bedurften, wurde der uns begleitende Tſchuktſchen-Dolmetſcher von ſo heftigen Magenkrämpfen befallen, daß wir uns entſchließen mußten, ihn nach der Kolyma zurückzuſchicken, obwohl wir wenigſtens 250 Werſt vom feſten Lande entfernt waren. Ich fertigte den Kranken mit zwei Begleitern auf einer tüchtigen Narte mit doppeltem Vorſpann ab und gab ihnen unſer großes Reiſezelt mit, während wir nur ein paar kleine Sommerzelte (pològi) zurück behielten. Unſere ganze Geſellſchaft war jetzt auf fünf Perſonen mit drei Narten eingeſchmolzen. Am 8. fuhren wir, nachdem wir Tags zuvor unter fünfſtündigen Anſtrengungen uns durch ein unabſehbares Labyrinth dichtſtehender Toroſſen, deren tiefe Zwiſchenräume verrätheriſch mit lockerem Schnee angefüllt waren, mit Hilfe unſerer Brechſtangen hindurch gearbeitet hatten, über eine ebene, mit Salzkryſtallen bedeckte Fläche und erſtiegen dann den Gipfel eines Eisberges, der uns eine weitausgedehnte Ausſicht verſtattete. Gegen Norden erblickten wir neue Toroſſenreihen von friſchem Bruche und grünlicher Farbe, die den aufgethürmten Wellen des ſturmbewegten Oceans glichen, und nach Süden zu, jenſeits der eben zurückgelegten Ebene, die wie ein Fluß zwiſchen den Eisfeldern hinlief, hohe mit Schnee bedeckte Eisberge alter Bildung, deren Unebenheiten dieſem Theile des Meeres das Anſehen eines von tiefen Schluchten durchfurchten Landes gaben. Der Gegenſatz, den dieſe ſüdlichen alten zu den nördlichen neuen Toroſſen bildeten, ließ uns vermuthen, daß wir hier die äußerſte Grenze des ſibiriſchen feſten Ufereiſes erreicht und vor uns ein Meer hatten, *das von keinem noch nördlicheren Lande begrenzt war.*

Als wir am 9. wieder in einer der wildeſten Toroſſen-Gruppen nach ſiebenſtündiger, ſchwerer Arbeit doch nicht mehr als drei Werſt vorgerückt waren, hielt ich, da der Zuſtand un-

ſerer Narten und Hunde uns täglich mit deren gänzlichem Verluſte bedrohten, mit den beiden mich begleitenden Officieren eine Berathung. Sie erklärten, daß wenn das Eis auch noch weiterhin ſicher wäre, wir doch unter dieſen Umſtänden in einer ganzen Woche kaum 30 Werſt vorwärts gelangen könnten. Ich beſchloß daher unſere Umkehr, doch zuvor ſollte Herr von Matiuſchkin erſt weiter nördlich das Eis prüfen und ſich überzeugen, ob es wirklich unmöglich ſei, weiter zu fahren. Am 10., nachdem wir in der Nacht das Krachen der ſich löſenden Eismaſſen gehört hatten, kehrte er nach ſechs Stunden wieder zurück und erzählte uns, daß, als er zehn Werſt in gerader nördlicher Richtung vorgedrungen ſei, der völlige Bruch des Eiſes und das offene Meer ihm jedes Weitergehen verboten habe. Dort war er Zeuge des großen Naturſchauſpiels geweſen, das nur in den Polargegenden ſtattfindet, und mit dem gewöhnlichen Eisgange der größten und reißendſten Flüſſe durchaus gar nicht zu vergleichen iſt. Er ſah, wie das Eismeer ſich ſeiner Feſſeln entledigte, wie die ungeheueren Eisfelder von den tobenden Meereswogen faſt ſenkrecht in die Höhe gerichtet, fortgetrieben, mit furchtbarem Krachen auseinander geſchleudert und dann durch die Gewalt der ſchäumenden Wellen in die Tiefe hinabgeworfen wurden, von wo ſie, durch das aufgeregte Element wieder gehoben, bedeckt mit dem durch ſie aufgewühlten grünlichen Lehm des Meeresbodens, auf's Neue an der Oberfläche erſchienen. Dieſe ungeheuere, in wilde Bewegung verſetzte Eiswüſte, dieſe Hunderte von Klaftern großen Eismaſſen, die wie leichte Brettchen auf- und abgeſchleudert werden, das unaufhörliche donnerähnliche Krachen der berſtenden dicken Eismaſſen, das Rauſchen der dazwiſchen wüthenden Meereswogen, das Alles bildet ein Schauſpiel, einzig in ſeiner Art, mit Nichts zu vergleichen, durchaus nicht zu beſchreiben!

Wir befanden uns in 71° 52′ nördlicher Breite und 3° 23′ öſtlich vom großen Baranow-Felſen. Es war an kein Weitergehen zu denken; wir eilten zu unſerem nächſten Vorrathskeller zurück, ehe der Eisbruch auch dahin gelangte, und verſuchten nun in weſt-nord-weſtlicher Richtung vorzudringen. Doch ſchon am folgenden Tage (den 11. April) vernahmen wir ein dem

entfernten Donner ähnliches Getöſe und ſahen nördlich an vielen Punkten dichte, blaue Dünſte ſäulenartig ſich erheben — ein deutliches Anzeichen von dem Aufbrechen des Meereiſes, und am 12. wurde das Eis zuletzt ſehr dünn, ſtark geborſten und mit Salzwaſſer bedeckt. Wir befanden uns jetzt in 72° 2′ nördlicher Breite und 262 Werſt in gerader Richtung vom großen Baranow-Felſen. Die Meerestiefe betrug 14½ Faden, und der Grund beſtand nicht, wie insgemein, aus grünlichem Lehm, ſondern aus Kies. So mußten wir auch dieſe Richtung verlaſſen, aber auch in ihr hatte ſowohl die Beſchaffenheit des Eiſes als die regelmäßig zunehmende Tiefe des Meeres unſere fortſchreitende Entfernung vom feſten Lande angezeigt, und wir glaubten daraus den Schluß machen zu dürfen, daß, wenn das geſuchte Land wirklich vorhanden wäre, wir von der ſibiriſchen Küſte aus höchſtens die Hälfte des Wegs zu ihm zurückgelegt hätten, obwohl, wie ſpäter die Erfahrung uns lehrte, nicht immer das Meer je näher dem Lande deſto mehr an Tiefe abnimmt. Auf dem gleichen Wege zurückkehrend, langten wir am 13. April da an, wo wir am 6. übernachtet hatten. Nach einem Raſttage nahmen wir nun eine oſt-ſüd-öſtliche Richtung in der Abſicht, die Mittagslinie der Landſpitze Schelagskoj zu erreichen, von der das angebliche Land gerade nach Norden liegen ſollte. Nach einer ſiebentägigen beſchwerdevollen Fahrt, auf der uns hohe Toroſſenreihen und offene Stellen im Meere öfter die eingeſchlagene Richtung zu ändern nöthigten, erblickten wir endlich am 22. April, nachdem ein dichter Nebel ſich zertheilt hatte, ſüdlich in einer Entfernung von 87 Werſt die ſchwarzen, ſchroffen Felſen des Kap Schelagskoj. Wir konnten uns hier überzeugen, daß in der Mittagslinie dieſes Kaps wenigſtens in einer Strecke von 130 Werſt nördlich von demſelben kein Land liegt.

Die Vorräthe neigten ſich zu Ende und wir waren noch 200 Werſt von unſerem Vorrathskeller entfernt. Nach einer viertägigen Fahrt in weſtlicher Richtung erreichten wir ihn am 27. An den ſtarkbenagten Eisblöcken und dem aufgewühlten Schnee war deutlich zu ſehen, daß die Bären indeſſen viele ernſtliche, aber zum Glücke vergebliche Verſuche gemacht hatten,

ſich unſerer vergrabenen Schätze zu bemeiſtern. Nach einem Raſttage fuhren wir auf unſerem alten Herwege durch den indeſſen feſter gewordenen Schnee ſo raſch vorwärts, daß wir binnen zwei Tagen 105 Werſt zurücklegten und den 1. Mai Abends glücklich die Küſte erreichten, wo wir unſer Nachtlager zwiſchen dem großen und dem kleinen Baranow-Felſen aufſchlugen.

Trotz unſerer Ermüdung waren wir doch ſchon mit der erſten Morgendämmerung wach, um uns an dem lange entbehrten Anblick der ſchon von ihrer Schneedecke befreiten Erde zu erfreuen; ein Gefühl, das ſich nicht beſchreiben läßt! Schon der Seemann freut ſich, wenn er nach langer Fahrt wieder einmal Land erblickt, wie viel mehr wir, die wir 49 Tage auf dem todten, ſtarren Eismeere umhergeirrt waren, und, von ewigem Eis und Schnee umgeben und unaufhörlich mit Gefahren, Kälte und Mangel an allen Lebensbedürfniſſen und Bequemlichkeiten kämpfend, als einziges Obdach gegen Polarfroſt und Stürme nur ein leichtes Zelt und oft nicht einmal Feuer zur Erwärmung unſerer erſtarrten Glieder gehabt hatten. Das Alles war nun glücklich überſtanden und wir begrüßten froh die heimiſche Erde und die Uferberge, die trotz ihrer Nacktheit unſerem ermüdeten Blicke maleriſch und freundlich erſchienen. Das kümmerliche, falbe Moos, der niedrige, blätterloſe Strauch, das Gezwitſcher der hier und da umherflatternden Vögelchen — Alles dünkte uns köſtlich und ſchön, denn es verkündigte uns den Frühling und unſere Wiederkehr in eine belebte Natur, und freudig wünſchten wir uns gegenſeitig Glück zu dem Ende unſerer diesmaligen Mühſeligkeiten.

Am 4. Mai langten wir in Pochodsk an. Hier wartete meiner in dem unerwarteten Zuſammentreffen mit meinem Freunde und Dienſtgefährten, dem Lieutenant Anjou, der eben von Neu-Sibirien kommend mit ſeiner Expedition hier eingetroffen war, eine frohe Ueberraſchung. Dieſe Freude aber wurde leider durch den Anblick des uns umgebenden Jammers ſehr getrübt. Sechs halbverhungerte Tunguſen-Familien hatten in der höchſten Verzweiflung ihre Steppen verlaſſen und waren mit Anſtrengung ihrer letzten Kräfte hierher gekommen, in der Hoffnung, Rettung

vor dem Hungertode zu finden. Aber auch die hiesigen wenigen Einwohner waren fast in einer ähnlichen Lage und fristeten ihr elendes Leben mit den widernatürlichsten Gegenständen. Wir theilten den ganzen Rest unserer Vorräthe unter diese Unglücklichen aus mit dem lohnenden Bewußtsein, viele derselben von dem Hungertode zu erretten. Am 5. Mai zogen wir wieder in Nis'hne-Kolymsk ein, nach einer Abwesenheit von 57 Tagen, während welcher wir 1355 Werst zurückgelegt hatten. Die Bewohner hatten den Ort verlassen, um ihren Sommerbeschäftigungen nachzugehen, und wir fanden auch diesmal nur einen wachhabenden, invaliden Kosaken und eine alte Bürgersfrau, die beständige Hüterin des Ortes, vor, die uns nach alter Sitte mit einem frischgebackenen Kuchen empfing. Am 22. Mai begann hier der Eisgang, nachdem der Strom 259 Tage mit Eis bedeckt gewesen war. Darauf trat die gewöhnliche Ueberschwemmung ein, die uns auf die platten Dächer der Häuser zu flüchten nöthigte, wo wir, die einzigen lebenden Wesen der ganzen Gegend, umringt von allen unseren Sachen, Vorräthen und Hunden, unter freiem Himmel das Ende dieser Sündfluth erwarteten. Derselben alljährlich gewärtig, ermangeln die Bewohner nie, ehe sie im Frühling den Ort verlassen, alle ihre Habseligkeiten auf die Dächer zu bringen, die dann, mit allerlei Hausrath, Schlitten und Kisten bedeckt, nebst den dazwischen herumrudernden Böten einen höchst sonderbaren Anblick gewähren. Am 31. Mai begann das Wasser zu fallen, unsere Wohnungen aber blieben noch lange naßkalt und dumpf, bis sie das eingesaugte Wasser allmählig verdunstet hatten.

Neuntes Kapitel.

Ich hatte diesen Sommer zu Vorbereitungen für die Eisfahrt des nächsten Winters bestimmt, deren Mittelpunkt unser neuer, am Ausflusse der großen Baranicha erbauter Balagan sein sollte, sowie zur Aufnahme der Meeresküste vom Ausflusse der

Kolyma bis zum großen Baranow-Felſen und zur nochmaligen aſtronomiſchen Beſtimmung der vornehmſten Küſtenpunkte.

Nach dem genannten Balagan ſchickte ich am 11. Juni vier zuverläſſige Leute mit dem Auftrag ab, dort einen Karbaß (großes Boot) zu erbauen, einen möglichſt großen Vorrath von Fiſchen für die Wintererpedition zu fangen und aufzubewahren, und daneben auch mit der Gänſe- und Schwanenjagd ſich zu beſchäftigen. Ich ſelbſt fuhr mit dem Lieutenant Anjou, dem Mitſchmann Matiuſchkin und dem Steuermann Kosmin am 23. Juni auf unſerem Boote Kolyma den Strom hinab. Nachdem in Pochodsk Herr von Anjou ſich von uns getrennt hatte, um mit drei Begleitern zu Pferde ſeine Reiſe nach der Indigirka fortzuſetzen, erreichten wir am 26. am rechten Ufer der Kolyma die felſige Landſpitze Kreſt, das Kreuz genannt, wo ſich einige ruſſiſche Familien der Fiſcherei wegen niedergelaſſen hatten. Die Lage dieſes Punktes iſt ſo ſehr vor der von Nis'hne-Kolymsk begünſtigt, daß die Verſetzung dieſes Städtchens hierher von dem größten Nutzen für deſſen Bewohner ſein würde. Das hochgelegene Uferland iſt nie den Ueberſchwemmungen ausgeſetzt, an ihm giebt es Treibholz von vorzüglicher Gattung und in der Umgegend ſchöne Weideplätze, die ſelbſt für den Winter hinlänglich Heu für die Pferde liefern können. Ueberhaupt iſt die Pflanzenwelt hier weit kräftiger und mannigfaltiger, und es gedeihen allerlei nützliche Kräuter und Beeren. Endlich liegt auch Kreſt ziemlich im Mittelpunkte der Dörfer und Niederlaſſungen, die mit dem Städtchen in Verkehr ſtehen, und die Lage und Umgebung iſt viel freundlicher, geſchützter und geſunder als die von Nis'hne-Kolymsk.

Nach einer Fahrt von 15 Werſt gelangten wir zu der Mündung des kleinen, an den ſogenannten Weißen Felſen entſpringenden Fluſſes Pantelejewka, den uns 12 vor unſer Boot geſpannte Hunde 17 Werſt bis zu dem Dorfe Pantelejewa aufwärts zogen. Es liegt auf dem linken Ufer des Flüßchens in einer mit fiſchreichen Seen bedeckten und mit üppigem Graſe bewachſenen weiten Fläche, während auf dem rechten ſich der Berg Pantelejew mit ſeinen beiden Gipfeln in einer Entfernung von acht Werſt erhebt. In dem zur Winterszeit

von ſieben Familien bewohnten Dorfe trafen wir den raſtlos thätigen Kaufmann Beres'hnoj, meinen Reiſegefährten auf der zweiten Eisfahrt, der uns aus einer großen Verlegenheit half, indem er uns zu unſerer ferneren Reiſe zehn ſeiner Pferde überließ, ohne dafür eine Entſchädigung anzunehmen. »Sie reiſen auf Befehl des Kaiſers und zum allgemeinen Nutzen,« ſprach der wackere Ruſſe, »wie ſollte ich da Bezahlung nehmen; Gott hat mich geſegnet — ich brauche das nicht.« Dabei blieb er. Er war auf einer Reiſe nach der Tſchaunbucht begriffen, um dort Mammutsknochen zu ſuchen, und da Herr von Matiuſchkin auch jene Gegenden beſuchen ſollte, ſo machten ſie die Reiſe zuſammen. Von ihr iſt im folgenden Abſchnitte die Rede.

Wir benutzten die heitere und milde Witterung zur Beſteigung des Pantelejew-Berges, zu dem das Land allmählig aufſteigt. Bis auf die Spitze führt ein gebahnter Fußſteg, den die Mädchen gehen, um die an den Berghängen reichlich wachſenden Rauſchbeeren zu ſammeln. Leider iſt der dichte Lerchenwald, welcher einſt die Südſeite bedeckte, vor 50 Jahren durch einen furchtbaren Waldbrand verzehrt worden, der ſich von den beiden Aniuj-Flüſſen bis an die nördlichſte Grenze der Waldungen erſtreckte. Merkwürdiger Weiſe hat hier vor 2 Jahren ein neuer Lerchenanwuchs begonnen, durch deſſen lichtes Grün eine Menge buntfarbiger Blumen hervorſchimmerten. Weiter hinauf wuchs Thymian, Kamille und andere Kräuter und noch höher rankte längs dem ſteinigen Boden die ſibiriſche Zwergceder und niedriges Geſträuch, welches zuletzt kaum noch von dem dazwiſchen ſtehenden Graſe zu unterſcheiden iſt. Den nackten Boden des Gipfels endlich bedeckten nur noch einige graue Moosgattungen. Reichlich wurden wir für unſere Anſtrengung durch die ausgedehnte Ausſicht entſchädigt, die ſich faſt nach allen Richtungen 300 Werſt weit erſtreckt. Von Nordweſt nach Süden dehnte ſich von den Mündungen der beiden Aniuj und dem linken Ufer der mit Inſeln beſäeten Kolyma, deren Lauf wir bis in das Meer verfolgen konnten, die weite, unabſehbare Tundra mit ihren zahlloſen Landſeen aus. Im Norden ragte über flachen Höhenzügen die Berggruppe von Sucharnoj mit ihren von ewigem Eis und Schnee bedeckten Gipfeln hervor, und noch weiter hinauf wur-

den die ſchwarzen, zackigen Spitzen der längs der Meeresküſte hinlaufenden Felſen ſichtbar. Gegen Oſten erhoben ſich die weißen Felſen, und im Süden und Südoſten ſchweifte das Auge über eine weite Fläche zu den fernen, längs den Ufern der Aniuj und Tunkina hinlaufenden Berge. — Der Berg erhebt ſich nach unſerer Meſſung 1491 Fuß über Nis'hne-Kolymsk. Die Nacht darauf legten ſich ſchwarze Wolken um denſelben und am Morgen war die obere Hälfte mit dichtem Schnee bedeckt, während unten der Regen in Strömen herabfiel.

Dieſes Unwetter hielt bis zum 1. Juli an, wo ich meine Reiſe nach der Meeresküſte und den Baranow-Felſen fortſetzte. Im unerfreulichſten Gegenſatze zu der freundlichen Gegend, die wir nun verließen, bildete der den Nordwinden blosgeſtellte Landſtrich jenſeits des Pantelejew eine traurige Wüſte, zwiſchen deren falbem Mooſe und vom Froſt gegilbtem, ſpärlichem Graſe die von den Waldbränden übrig gebliebenen ſchwarzen Baumſtümmel hervorragten. Am 2. erreichten wir das Ufer der kleinen, aber reißenden Philippowka, die an den weißen Felſen entſpringt und deren Lauf wir nun verfolgten. Hier fanden ſich wieder ziemlich kräftige Lerchenbäume und Lerchenweiden, auch Rauſchbeeren und die ſogenannte Knäſcheniza (rubus arcticus), deren Pflanze der Erdbeere, die Frucht aber an Geſtalt der Brombeere gleicht und der ein überaus feiner, würziger Geſchmack und Geruch eigen iſt, wie man ihn unter dieſem Himmelsſtriche nicht erwarten ſollte. Früher war das Flußthal durch die Menge der in ihm einheimiſchen Elennthiere berühmt. Durch den großen Waldbrand im Jahre 1770 wurden ſie faſt ganz verſcheucht, fanden ſich aber in der Folge wieder ſo zahlreich ein, daß im Winter 1812 allein die Bewohner des Dorfes Pantelejewa 70 Stück ſchoſſen. Doch das war die letzte glückliche Jagd, und jetzt iſt im ganzen Kolymskiſchen Kreiſe die Erſcheinung eines Elennthieres eine große Seltenheit. Das Verſchwinden dieſes Thieres iſt für die an Nahrungsmitteln ſo höchſt arme Gegend ein großer Verluſt. In der Breite von 69° 5′ hört aller Wald auf und es beginnt die ſogenannte ſteinige Tundra, eine von Bäumen ganz entblößte und mit großen Steinen und Felſen beſäete Haide, die nach allen Seiten von hohen, mit ewigem Schnee

bedeckten Bergen umgeben iſt. Das genannte Flüßchen verlaſſend, ſchlugen wir über ſie am 4. unſern Weg ein. Endlich erſchloß ſich uns am 6. von einem Hügel eine weite Ausſicht auf das Meer, wo nach Norden hin große Eisberge umherſchwammen, während im Oſten die Waſſerfläche bis an die Küſte des Feſtlandes mit einer unbeweglichen Eisdecke überzogen war.

Wir erreichten den Strand bei dem kleinen Baranow-Felſen, da wo der Capitain Billings während ſeiner Expedition gelandet war, und fanden das von ihm errichtete Kreuz mit der einfachen Inſchrift: »Im Jahre 1787 am 12. Juli«, noch ganz unverſehrt. Hier, wo jener Seefahrer ſeine Breitenbeobachtungen vor 55 Jahren anſtellte, ließ ich unſer Lager aufſchlagen, um dieſelben zu wiederholen. Darnach ergab ſich die nördliche Breite dieſes Ortes 69° 38′ und die öſtliche Länge 162° 49′. Auch an drei andern Punkten, wo Capitain Billings am kleinen und am großen Baranow-Felſen ſeine Breitenbeobachtungen angeſtellt hatte, that ich ein Gleiches, und es ergab ſich dabei durchſchnittlich ein Unterſchied von 15′. — Von einem Bergrücken gewahrten wir in einem grasreichen Thale anſehnliche Heerden wilder Schafe, die ſich vorzugsweiſe gern bei dieſen Felſen aufhalten, deren ſteile, faſt ſenkrechte Wände ſie mit einer unbegreiflichen Schnelligkeit erſteigen. Inzwiſchen machten wir auch aus Mangel an Nahrungsmitteln einen Abſtecher nach einem der zahlreichen Landſeen mehr landeinwärts, wo gewöhnlich viele wilde Gänſe niſten, und erlegten deren in kurzer Zeit 17 Stück. Weit zahlreicher ſind ſie aber ſeit einigen Jahren an den Ufern der Indigirka, wo deren jeden Sommer mehrere Tauſende erlegt werden. Man pflegt ſie dort gewöhnlich heerdenweiſe in eine leere Sommerwohnung hineinzutreiben und dort zu ſchlachten. Um ſie auf freiem Felde mit Knitteln zu erſchlagen, müſſen die Jäger ſehr behende ſein, denn obwohl die mauſernden Gänſe wegen der mangelnden Schwingfedern nicht fliegen können, ſo ſind ſie doch bei ihrem ſchnellen Laufe über die Tundra kaum einzuholen. Wenn ſie ſich gefährdet glauben, ſo recken ſie den Hals aus und ſtecken, wie der Strauß, den Kopf zwiſchen die kleinen Mooshügelchen. Dabei liegen ſie ſo unbeweglich da, daß ein ungeübter Jäger ſie für todt hält. Gemeiniglich halten ſie

ſich in ziemlich großen Heerden zuſammen, deren jede ihren eigenen Führer hat, den die übrigen nur in der größten Gefahr verlaſſen. Noch ſtießen wir an der Mündung eines Flüßchens auf eine große Heerde dieſer Vögel. Als ſie uns aber anſichtig wurden, erfüllten ſie die Luft mit ihrem kreiſchenden Angſtgeſchrei und ſchwammen an der Mündung über eine offene Stelle bis nach der das Meer bedeckenden Eisfläche, auf welcher ſie mit unglaublicher Schnelligkeit weiter liefen. Auch die Rennthiere flüchten ſich auf dieſe Art vor ihren Verfolgern auf die Eisfläche des Meeres. Desgleichen ſahen wir auch eine zahlloſe Menge wilder Rennthiere an der Südſeite des großen Baranow, die bei dem Gebelle unſerer Hunde eiligſt die Flucht ergriffen. Die mit Rennthierhaaren bedeckte Ebene beſtätigte uns die Verſicherung unſerer Führer, daß dieſe Thiere, wie die Gänſe, an der Seeküſte ihre Haarungszeit abwarten, um ſich vor den Mücken zu bergen.

Nach Beendigung unſerer Unterſuchungen zogen wir längs der Küſte öſtlich vom großen Baranow-Felſen hin, deſſen Umgebungen unwillkürlich zum Trübſinn und zur Schwermuth ſtimmen. Rauhe, düſtere Felſenberge und Eisblöcke, von denen landeinwärts ſich der durch die unſägliche Einförmigkeit ermüdete Blick in öden, unüberſehbaren Ebenen ohne Baum und Strauch verliert und nach Norden über die noch ödere, unbegrenzte Eisfläche des Meeres ſchweift, Todtenſtille, die ſelten ein Zeichen thieriſchen Lebens und ſonſt nur das Brauſen des Sturmes und der dumpfe Donner berſtender Eismaſſen unterbricht, das Alles übt einen niederſchlagenden Einfluß auf das Gemüth, deſſen es ſich auf die Dauer nicht erwehren kann. Unſer Weg führte uns auf der mit zahlreichen Landſeen bedeckten Tundra über drei Flüſſe, die in geringer Entfernung von einander und in faſt gleicher Richtung ihres Laufes ſich zwiſchen großen Eisblöcken in's Meer ergießen. Als wir am 14. Juli über den breiteſten und tiefſten derſelben zogen, wurde das Pferd des Herrn Kosmin ſcheu und warf ihn mitten im Strom ab. Schwimmend erreichte er das Ufer und wechſelte ſogleich Kleider und Wäſche. Um aber ſein Blut wieder in gehörigen Umlauf zu bringen und eine ernſtliche Erkältung zu vermeiden, ritten und gingen wir die ganze Nacht

hindurch und erreichten nach einem 18ſtündigen Marſche den am linken Ufer der großen Baranicha bei ihrer Mündung erbauten Balagan der Expedition. Er beſteht aus einer geräumigen Wohnſtube mit einem Feuerherde und einer daran gebauten Scheune für allerlei Vorräthe. Der Fluß iſt hier 1 Werſt breit, aber ſo flach, daß ſich in ſeiner Mitte öfter trockene Sandbänke zeigen. Im Süden erblickt man eine Kette mit ewigem Schnee bedeckter Gebirge, aus denen ſowohl die große, als die 35 Werſt weiter öſtlich in's Meer mündende kleine Baranicha entſpringen. Beide Flüſſe haben von den Eingeborenen dieſen Namen erhalten, weil ſich an deren Urſprunge ſehr viel wilde Schafe (baràny) einfinden, die ihnen im Winter eine einträgliche Jagd gewähren. Etwa 1 Werſt abwärts von unſeren Gebäuden fanden wir die Spuren einer ehemaligen Tſchuktſchen-Anſiedelung, große Haufen halbverbrannter Rennthierknochen und Geweihe, einiges zerbrochene Hausgeräth und unter anderen eine recht gut aus Baſalt gearbeitete Thranlampe.

Unſere hierher geſchickten Leute trafen wir alle geſund und wohlbehalten an. Sie erzählten uns zwar von allerlei Streifereien der Tſchuktſchen und ſogar von nächtlichen Beſuchen derſelben, die aber bei der allgemeinen Furcht vor dieſem Volke wohl nur in der Einbildung der guten Leute ſtattgefunden hatten. Erſt folgenden Tages ſpät in der Nacht langten unſere Jakuten mit den Packpferden an. Die durch die Erſcheinung eines großen, ſchwarzen Bärs erſchreckten Pferde hatten ſich losgeriſſen und auf der Tundra verlaufen, ſo daß die Leute nur mit vieler Mühe ihrer habhaft werden konnten. Das ſämmtliche Gepäck war dabei in's Waſſer gefallen und Vieles verdorben. Wir benutzten die Zeit unſeres hieſigen Aufenthalts theils zur Fiſcherei, theils zu zahlreichen Ausflügen, um die Gegend kennen zu lernen und zu jagen. Auf einem derſelben fuhren wir mit unſerem neuerbauten Boote in die 20 Werſt öſtlich von uns befindliche Mündung des Flüßchens Kosmina ein. Trotz des Sommers war nur in der Mitte Fahrwaſſer, während an den Ufern noch ſtarke und feſte Eisränder ſtanden. Dieſe löſten ſich aber bald nach unſerer Einfahrt und verſperrten den ganzen Fluß ſo, daß wir nicht zurück konnten und ganze drei Tage ohne Obdach und Schutz

gegen den häufig herabſtrömenden Regen zubringen mußten, bis endlich ein günſtiger Südwind die Eisſchollen auseinandertrieb und uns einen Durchweg eröffnete. In dieſer Gegend hat das Eismeer ſeine vormaligen Reichthümer verloren, von denen man nur noch die verweſenden Ueberreſte längs der Küſte antrifft. Hier ſtößt man auf ganze Haufen altes Fiſchbein, dort auf halb verwitterte Wallfiſchgerippe und dann wieder auf halb verweſte Stämme Treibholz. Wahrſcheinlich war das Meer an dieſer Küſte früher vom Eiſe freier und geſtattete daher beſſer die Annäherung dieſer ſchwimmenden Gegenſtände.

Während dieſer ganzen Zeit war das Wetter mehr trübe und nebelig als heiter. Der wärmſte Tag war der 24. Juli, an welchem wir um Mittag 10 und um Mitternacht noch 9½ Grad Wärme hatten. Wir wurden an die warmen Sommernächte eines ſüdlicheren Himmelsſtriches erinnert; nicht das leiſeſte Wehen des Windes ſtörte die vollkommene Ruhe der Luft, nur ſtarke Donnerſchläge im Oſten unterbrachen von Zeit zu Zeit die feierliche Stille. Ein dichter Nebel war endlich die Folge von dieſer ungewöhnlichen Luftbeſchaffenheit. Am Morgen des 26. erreichte das Queckſilber eine Höhe von 16 Grad, fiel aber gegen Mittag ſchon wieder auf 9 Grad, und um 5 Uhr Abends hatten wir einen ſtarken Platzregen und ein heftiges Gewitter. Bald darauf waren es nur noch 2 Grad Wärme und um Mitternacht ſchon 1 Grad Kälte. Hiermit ſchien der kurze Sommer ſich wieder abwärts zu neigen; dichte Nebel hüllten uns beſtändig ein; das Queckſilber ſtieg um Mittag ſelten über 3 Grad und war Nachts immer unter dem Gefrierpunkte. — Nirgends, weder hier, noch an andern Punkten dieſer Küſte, haben wir eine regelmäßige Ebbe und Fluth bemerken können. Der Weſtwind verurſacht eine Strömung längs der Küſte; dann nähern ſich die Eisſchollen derſelben, und das Waſſer ſteigt auf 3 bis 4, auch wohl mehr Fuß, bis ein Landwind es wieder zurückdrängt, oder es durch eine Windſtille wieder ſeinen natürlichen Stand erhält. — Das Meereis verloren wir nie aus dem Geſichte; es ſchien am fernen Geſichtskreiſe unbeweglich zu ſtehen. An windſtillen Tagen hörten wir deutlich aus der Ferne das Krachen der durch den Eisbruch zuſammenſtürzenden Eisberge. Ich wurde dadurch noch

in meiner früheren Vermuthung beſtärkt, daß das Eis, in dem wir im verfloſſenen Frühlinge unſern großen Vorrathskeller angelegt hatten, ein ewiges, d. h. ein feſt- und unbeweglich ſtehendes iſt.

Nachdem ich die öſtliche Länge unſerer Niederlaſſung auf 166° 40′ und die weſtliche Breite auf 69° 30′ berechnet hatte, ſetzte ich am 31. Juli mit zwei Begleitern und 4 Pferden meine Reiſe weiter fort. Meine Abſicht war, längs der großen Baranicha bis zu ihrem Urſprunge zu gehen und mich dann nach dem kleinen Aniuj und der Kolyma zu wenden. Am erſten Tage trafen wir auf eine große Menge von Steinfuchshöhlen, die alle mit junger Brut beſetzt waren. Es iſt höchſt ſonderbar, daß nach den Beobachtungen der Eingeborenen in regelmäßigem Wechſel von drei zu drei Jahren ſich die Steinfüchſe ungemein vermehren, und ſo hatten die diesjährige Fruchtbarkeit derſelben die Tunguſen ſchon vor zwei Jahren vorausgeſagt. Am folgenden Tage gelangten wir bald aus den Hügeln in eine mit unzähligen Seen beſäete Ebene und ſchlugen am linken Ufer des hier ungefähr 20 Faden breiten Stromes, 38 Werſt von ſeiner Mündung, unſer Lager auf. In dem aus ſchwarzem Schiefer und Grünſtein-Porphyr beſtehenden Gerölle des rechten, felſigen Ufers fanden wir auch Feuerſtein, dunkelrothen Jaspis und Karniole, letztere von ziemlicher Reinheit und ſchöner Farbe. — Wir zogen am 2. Auguſt in ſüdlicher Richtung über Felſenhügel und eine Bergkette, an deren ſüdlichem Abhange die Baranicha ſich in zwei Arme theilt, und folgten dem weſtlichen und, als am folgenden Tage ſich dieſer wieder in drei Arme theilte, dem mittleren. Das Thal verengte ſich immer mehr, und bald fanden wir uns von hohen Bergen eingeſchloſſen, deren nackte, ſteile Wände ſich über finſtere, mit Schnee angefüllte Schluchten, nicht ſelten weit überhängend, erhoben. Mit unſäglicher Mühe erreichten wir erſt ſpät in der Nacht den Gipfel dieſes Gebirges. Er beſtand aber aus einem nur an der Oberfläche gefrorenen, tiefen Moraſt, der uns kein trockenes Weide- und Lagerplätzchen darbot, und ſo ſahen wir uns genöthigt, noch 7 Werſt weiter zu ziehen. Dieſe Höhe bildet die Waſſerſcheide zwiſchen der Baranicha und dem kleinen Aniuj. Wir folgten einem aus dem Moraſt entſpringenden, ſüdwärts dem Poginden' zufließenden Bache.

Am 4. wurde ich durch ein mir ganz neues und in seiner Art schönes und großartiges Schauspiel ergötzt. Zwei unabsehbare Rennthierzüge, auf ihrer Rückwanderung begriffen, zogen nicht weit von unserem Lagerplatze die Hügel hinab und über die Ebene hin den Wäldern zu, die sie den Winter über bewohnen. Dicht aneinandergedrängt, bildete jeder Zug eine große, nach vorn sich verengende Masse, die langsam und majestätisch daherwogte und mit ihren breitgezackten, hohen Geweihen einem entlaubten, wandelnden Walde glich. An der Spitze des Zuges ging als Anführer ein vorzüglich großes Thier, welches immer eine Rennthierkuh, nie ein Bock sein soll. Hinter der einen Heerde schlich ein Wolf her, der nur den Augenblick zu erwarten schien, wo ein schwächeres Thier etwas zurückblieb, um sich desselben zu bemächtigen. Dem andern Zuge folgte in einiger Entfernung ein großer, brauner Bär, der sich damit begnügte, von Zeit zu Zeit mit vieler Geschicklichkeit ein Mäuschen unter dem lockeren Boden hervorzuscharren und zu verspeisen. Dieses harmlose Geschäft trieb er so emsig, daß er sich dabei nicht im Mindesten durch unsern Anblick stören ließ. Nur mit vieler Mühe konnten wir unsere Hunde ruhig erhalten, denn ihr Bellen würde den Zug verscheucht und die am kleinen Aniuj auf denselben lauernden Rennthierjäger um ihre zum Leben so nöthige Beute gebracht haben. Der ganze Zug dauerte über zwei Stunden; als er an uns vorüber war, brachen wir auf.

Am 5. August wurden wir, indem wir unsern Weg nach Westen im Flußthale des Poginden' verfolgten, in 68° 36½' nördlicher Breite, durch den lang entbehrten Anblick eines Wäldchens erfreut und am 6. erblickten wir in dem erweiterten Thale längs dem in sanften Windungen sich hinschlängelnden Flusse lichtgrüne Gruppen hoher Weidengebüsche und schlanke, kräftige Espen, die mit dem dunkleren, bläulichen Grün der Lerchenbäume abwechselten. Die dahinter emporragenden schwarzen Felsen und die immer noch sehr ärmliche Natur verloren darüber in unsern Augen ihre Düsterkeit, und jedes Blättchen, jeder Grashalm schien uns freundlich und heimisch zuzuwinken. Am folgenden Morgen erhob sich ein scharfer Ostwind, der Nachmittags sich zum Sturm steigerte, so daß wir nur mit Mühe uns

auf den Pferden erhalten konnten und dieſe ſelbſt oft ſtrauchelten und taumelten. Doch ſetzten wir mit aller Anſtrengung unſern Marſch fort, um möglichſt bald menſchliche Wohnungen zu erreichen, da unſere Lebensmittel alle zu Ende waren. Nach 16 Werſt verſagten unſere müden Pferde den Dienſt. Eins war ſo angegriffen, daß ich es zu verlieren befürchtete, und mich daher genöthigt ſah, hier zwei Tage zu raſten. Der Sturm hatte ſich indeſſen zwar gelegt, aber am 8. regnete es heftig und am 9. fiel ein ſtarker Schnee. Das Schlimmſte war aber, daß davon der Fluß in kurzer Zeit ſo ungeheuer anſchwoll, daß er das ganze Thal überſchwemmte und wir auf der kleinen Anhöhe, wo unſer Zelt ſtand, wie auf einer Inſel von allen Seiten mit Waſſer umgeben waren. Auch dahin würde das Waſſer gedrungen ſein, wenn uns nicht ein ſtarker Froſt aus dieſer peinlichen Lage befreit hätte. Am 10. zogen wir bei dichtem Schneegeſtöber weiter, um gerade nach Süden zu den kleinen Aniuj baldmöglichſt zu erreichen; doch vergeblich ſuchten wir nach einer Furth, um über den Poginden' zu gehen. Wir mußten zwei Werſt von dem letzten Nachtlager bei einem Waſſerfalle Halt machen, wo wir am andern Morgen, als das Waſſer etwas gefallen war, glücklich überſetzten. An einem in den Poginden' fallenden Flüßchen ſtiegen wir zwiſchen Gebüſch und jungen Lerchenbäumen aufwärts. Seit vier Tagen hatten wir nichts als getrockneten Roggenzwieback und Thee als Nahrung zu uns genommen und hofften hier eine reiche Beute an Rebhühnern machen zu können, aber nur eines einzigen konnten wir habhaft werden und mit getäuſchten Hoffnungen und hungrigen Magen zogen wir weiter.

Als wir am 13. Auguſt erwachten, wurden wir durch die höchſt unerfreuliche Entdeckung überraſcht, daß unſere Pferde, die wie gewöhnlich auf einer nahe gelegenen Wieſe gegraſt hatten, in der Nacht alle bis auf eins, das alt und kraftlos war, verſchwunden waren. Wahrſcheinlich hatte ein Bär oder Wolf ſie verſprengt. Wir ſuchten ſie nach allen Seiten den ganzen Tag und kamen erſt ſpät in der Nacht unverrichteter Sache und ſehr ermüdet zu unſerem Zelte zurück. Hier konnten wir uns nicht einmal durch Speiſe und Trank ſtärken, denn unſer Zwieback war zu Ende und Thee und Zucker unſere einzigen Lebensmittel.

Dazu kam noch eine in unserer Lage nicht minder wesentliche Unannehmlichkeit. Der uns als Wegweiser begleitende Jukahir erklärte, daß er durchaus gar nicht mehr wisse, wo wir uns eigentlich befänden. Er wußte nicht einmal anzugeben, ob wir zu weit nach Osten oder nach Westen gerathen seien, und hatte so vollkommen den Kopf verloren, daß er sogar den Fluß Poginden' nicht erkannte.

Am 14. verbargen wir unser Zelt und den größten Theil unserer Sachen an einem leicht wiederzufindenden Orte und nahmen nur unsere Theegeräthschaften, einen Kessel und meine Instrumente mit; hiermit beluden wir das uns treugebliebene alte Pferd und machten uns früh Morgens, bei ziemlich dichtem Regen und scharfem Winde, zu Fuße auf den Weg. Unter beständigem Regen mußten wir durch Sümpfe waten, über ziemlich tiefe, reißende Bäche auf in der Eile zusammengeworfenen Stegen gehen und uns durch Gebüsch und stachliches Strauchwerk einen Weg bahnen. Nach 8 mühevollen Stunden hatten wir nicht mehr als 15 Werst gemacht, waren aber so ermüdet, daß wir schon Halt machen mußten. Der Regen hörte auf; wir zündeten ein Feuer an, um unsere Kleider etwas zu trocknen, genossen etwas Thee und verbrachten die Nacht unter freiem Himmel. Am Morgen stellte sich der Hunger bei Allen immer dringender ein. Wir hofften in den Vorrathslöchern der Mäuse die in Sibirien unter dem Namen Makarscha bekannte, süßliche und mehlige Wurzel zu finden, die den Jukahiren oft aus der Noth hilft, aber vergeblich. Endlich mußten wir unsere Zuflucht zu einem andern hiesigen Ersatzmittel der Nahrung, zur Baumrinde, nehmen. Wir schnitten die innere, weiche Rinde eines jungen Lerchenbaumes in kleine Stücke und kochten dieselben in unserem Kessel so lange, bis sich die Oberfläche des Wassers mit Harz überzog. Nachdem dieses rein abgeschöpft war, würzten wir den Brei mit Salz und Pfeffer, und ich muß gestehen, daß das neue Gericht sich bei solchem Hunger recht gut essen ließ. — Auch an diesem Tage regnete es abwechselnd, doch aber setzten wir zeitig unsere Reise fort. Die Hügel wurden allmählig höher und gestalteten sich zu hohen, senkrechten Bergen. Ein ununterbrochener Marsch von 13 Werst brachte uns auf den höchsten

Gipfel der Bergkette. Wie groß war unsere Freude, als wir im Süden vor uns ein tiefes Thal und in diesem das Ende unserer Noth, den ersehnten Aniuj entdeckten. Der Jukahir, der nun das Thal, den Strom und seinen Winterwohnort, Konowalowo erkannte, jauchzte laut, und brach plötzlich, Ermüdung und Hunger vergessend, in seinen fröhlichen Volksgesang, Andylschtschina, aus. Nach einem Weg von 9¼ Werst erreichten wir den Strom, waren aber zu entkräftet, um noch nach dem 2 Werst entlegenen Konowalowo zu gehen. Unser Jukahir aber erbot sich dazu, um von dort einige Lebensmittel zu holen. Um ein tüchtiges Feuer gelagert, erwarteten wir mit Ungeduld seine Rückkehr. Nach 1½ Stunden kam er wieder, aber mit leeren Händen. Er hatte alle Vorrathskammern seiner abwesenden Landsleute durchsucht, aber durchaus nichts gefunden, als die traurigen Beweise einer schrecklichen Hungersnoth. Zu ermüdet, um nur noch an die Verfertigung eines Baumrindenbreies zu denken, tröfteten wir uns über unsere getäuschten Hoffnungen mit etwas Thee und mit der Ueberzeugung, bald in dem unfernen Ostrownoje Menschen und einige Lebensmittel zu finden. Als wir aber am andern Morgen (16. August) nach einem Marsche von 3½ Stunden jenen Ort erreichten, fanden wir uns auch in dieser Hoffnung getäuscht. Alles war leer und keine Vorräthe vorhanden. Während wir, sehr niedergeschlagen, uns wieder einen harzigen Baumrindenbrei bereiteten, fertigte ich zwei meiner Leute nach dem Sommerlager der Jukahiren am Fuße des Berges Obrom ab. Der Häuptling derselben schickte mir den ganzen Rest seiner Vorräthe, der freilich nur in einem Stück Rennthierfleisch, zwei Rennthierzungen und einem Fische bestand. Auch dort herrschte schreckliche Noth, zerstampfte Knochen, gekochte Stücke Rennthierfell, Wurzeln und dergl. waren schon seit einiger Zeit die einzigen Nahrungsmittel, und noch war das Ende dieser fürchterlichen Noth nicht abzusehen. Die Frühlingsjagd war mißrathen, und selbst jetzt, wo die Rennthiere in vollem Wandern waren, hatten die Hungernden noch keins dieser Thiere erlegen können. Die Rennthiere scheinen nämlich, gleichsam durch lange Erfahrung belehrt, ihre Wanderungszeit geändert zu haben; anstatt im Sommer durch den Aniuj zu gehen, benutzten

ſie jetzt im Frühling und Herbſt die Eisdecke des Stroms zu ihrem Uebergange, wo ſie weit ſchwieriger zu erlegen ſind. Daher pflegen die Jukahiren zu ſagen: »Zu unſerm Unglück iſt auch das Rennthier klüger geworden.« Da ich zugleich erfuhr, daß ein Koſak aus Jakutsk mich mit Briefen und Geld in Nis'hne-Kolymsk erwarte, ſo fuhr ich am 17. Auguſt auf einem Boote den reißenden Aniuj hinab, deſſen Umgebungen im 7. Kapitel ausführlicher beſchrieben ſind, und langte am 20. nach einer zweimonatlichen Abweſenheit wieder in Nis'hne-Kolymsk an. Eine Woche ſpäter kehrte auch Herr Kosmin von der Baranicha zurück, an der die Fiſcherei leider nur unbedeutend ausgefallen war.

Zehntes Kapitel.

Nachdem ich Herrn von Wrangel auf ſeiner im letzten Kapitel beſchriebenen Reiſe bis zum Dörfchen Pantelejewka begleitet hatte, trennte ich mich von ihm am 1. Juli und brach in Geſellſchaft des Kaufmann Beres'hnoj zu Pferde zunächſt nach Oſtrownoje auf. Am folgenden Tage erreichten wir die weißen Felſen. Je mehr wir uns ihnen näherten, deſto öder und kahler wurde die moraſtige, von vielen kleinen Bächen durchſchnittene Gegend, die nur zahlreiche Sumpfvögel und unendliche Schwärme, wie es ſchien, ausgehungerter Mücken belebten. Der Biſſe der letzteren konnten wir uns auf keine Weiſe erwehren. Vergebens bedeckten wir uns in unſerem Nachtlager mit aus Pferdehaaren geflochtenen Netzen, vergebens hüllten wir uns in dicken, ſtinkenden Rauch ein, Nichts half, bis uns endlich die Kühle der Nacht einige Ruhe ſchaffte, doch ſchon mit den erſten Sonnenſtrahlen fielen unſere Peiniger wieder mit erneuerter Wuth über uns her. — Wir ſetzten unſern Ritt möglichſt in ſüdöſtlicher Richtung durch immer dichter werdende Waldungen, zuweilen die Pfade der Rennthiere benutzend, fort. Aber auch dieſe verloren ſich am 4. ganz und das vielleicht

noch von keinem menschlichen Fuße betretene Dickicht wurde durch die Wurzeln und Aeste der umgestürzten Bäume immer unwegsamer, so daß wir uns oft mit Aexten Bahn machen und zuweilen nur eine halbe Werst in einer Stunde vordringen konnten. Auf dem Wege stießen wir in einem Bache auf einen sehr großen und werthvollen Mammutszahn, der wohl gegen 100 Pfund an Gewicht haben mochte. Er war aber zum größten Theil so fest im Eise eingefroren, daß wir, in Ermangelung der nöthigen Werkzeuge, zu unserem allgemeinen Bedauern ihn nicht herauszubrechen vermochten. — Zwischen den beiden am kleinen Aniuj gelegenen Bergen Krugi und Rupgol hindurchschreitend, gelangten wir am Morgen des 5. zu der am Ufer des Flusses liegenden Sommerwohnung einer jukahirischen Fischerfamilie. Da nach ihrer Versicherung der Wald auf dem diesseitigen Ufer des Stromes undurchdringlich sein sollte, setzten wir hier mit Hülfe ihrer Böte über denselben und zogen am 6. längs des Aniuj durch einen schmalen, aber dichten Waldstrich. In demselben fanden wir zahlreiche Grabstätten der Urbewohner dieses Landes, Jukahiren oder Omoki, die man jetzt mit der Benennung »Ungetaufte« bezeichnet. Diese bewahrten, so wie die meisten der Nomadenvölker im östlichen Sibirien, ihre Leichen in einer Art großer, viereckiger Särge, die auf hohen Pfählen in der Luft schwebend befestigt waren, um sie vor den Bären und Wölfen sicher zu stellen. Die Pfähle sowohl als die Leichenbehälter schienen mit steinernen Aexten gearbeitet zu sein. Diese luftigen Grabstätten waren alle schon umgestürzt. Ich hoffte etwas von alten Geräthschaften oder Waffen zu entdecken, doch fand ich Nichts als ganz verwitterte Gebeine und Schädel. Dagegen versicherte ein uns begleitender Jukahir, daß sich in Schamanengräbern der gleichen Art zuweilen noch Ueberreste von Götzenbildern und allerlei Stückchen Eisen und Kupfer fänden. Nachdem wir einen für unsere Pferde höchst beschwerlichen Morast durchschritten hatten, erreichten wir die Wohnungen einiger tschuwanzischen Familien, die nach dem Verluste ihrer Rennthiere hier sich niedergelassen hatten, um sich von der Fischerei zu ernähren. Da sie aber keine Netze besaßen und dabei nur auf unvollkommene Angeln und fast unbrauchbare

Setzkörbe beſchränkt waren, ſo war das Elend dieſer Leute über alle Beſchreibung groß. Durch einen Theil unſerer Vorräthe beglückten wir ſie im vollen Sinne des Wortes. Schon der bloße Anblick einer menſchlichen Speiſe entzückte ſie; als ſie nun aber nach langer Zeit einmal wieder ſatt geworden waren, da überließen ſie ſich den ſeltſamſten, kaum zu beſchwichtigenden Ausbrüchen der Freude und des Dankes. Am folgenden Morgen begleitete uns die ganze kleine Niederlaſſung noch eine weite Strecke, und die Weiber ſangen Lieder zu unſerem Lobe, wie ſie ihnen der Augenblick eingab, während die Männer durch das Abſchießen einiger alten Flinten dazu gleichſam den Takt angaben. Noch lange, nachdem ſie von uns geſchieden waren, hallte ihr lauter Geſang uns nach. Die Armen vergaßen in ihrer Freude, daß morgen wieder die alte Noth ſich einſtellen würde, und zwar um ſo ſtärker, da ſie heute in ihrer Sorgloſigkeit gewiß keine Angel ausgeworfen, keinen Setzkorb geſenkt hatten. — Nachdem wir zwei Tage wegen einer Unpäßlichkeit Beres'hnoſ's in einer Sommerwohnung, gegenüber dem Berge Obrom, zugebracht hatten, erreichten wir am 10. Oſtrownoſe.

Hier nahm mein Reiſegefährte einen Tſchuwanzen-Häuptling, der die Tſchuktſchenſprache kannte, als Dolmetſcher an, und wir ſetzten am 12. unſere Reiſe in nordweſtlicher Richtung fort. Schon am folgenden Tage ſtellte ſich Regenwetter ein, das eine ganze Woche anhielt. Die Gegend, die wir in dieſen Tagen durchzogen, war eine vollkommen unbelebte Wüſte, und wir ſehnten uns um ſo mehr die eigentliche Tundra mit ihren Seen, voll Fiſche und Geflügel, und den gewöhnlich fiſchreichen Poginden' zu erreichen, zu dem wir endlich am 14. um Mittag gelangten. Nachdem wir vergeblich eine Furth über den angeſchwollenen Fluß geſucht hatten, ſchlugen wir am Ufer deſſelben unſer Lager auf. Wir glaubten uns hier in ein anderes Land verſetzt. Statt des einförmigen Lerchengehölzes und der ewigen Sümpfe und Mooshügel fanden wir hier dichte Wäldchen von ſchönen, hochſtämmigen Pappeln, Espen und einer zierlichen Weidengattung mit langen feinen Zweigen, ſowie auch grasreiche Wieſen, und die Ufer des Stromes waren mit allerlei blühenden, wohlriechenden Kräutern bewachſen. Da ſelbſt mitten

im Sommer die Nebenbäche und geringeren Zuflüsse Nachts ganz zuzufrieren pflegen, so war, wie wir gehofft, am andern Morgen das Wasser des Poginden', und zwar um volle zwei Fuß, gefallen. Wir überschritten ihn an einer oberhalb gelegenen Stelle, wo er sich in drei Arme theilt. In dem dritten aber war die Strömung so stark, daß eins unserer Packpferde, während die andern schon das gegenüberliegende, steile Ufer langsam erklimmten, von dem Strom überwältigt und umgeworfen wurde. Nur der lange Leitriemen, durch welchen es an das vordere Pferd gebunden war, rettete das Thier und seine Ladung vor dem Untergange. Nachmittags erreichten wir den nach Süden fließenden Filatow, einen der drei Hauptzuflüsse des Poginden', der viele Inseln bildet und bei geringer Breite in seinem raschen Laufe einem ununterbrochenen Wasserstrudel gleicht. Wir stiegen das nur 10 bis 15 Faden breite Flußthal hinauf, das aber durch seine hohen, mit Lerchenbäumen bewachsenen Vorsprünge ein sehr malerisches Ansehen gewinnt, und schlugen auf einem derselben unser Lager auf. Trotz dem immer fortdauernden Regen, zu dem sich Nachts noch ein dichter, die Luft verfinsternder Schnee gesellt hatte, setzten wir am andern Morgen unsere Reise weiter fort und gelangten bei einem Nebenflüßchen zu dem Ende des Waldgebietes. Weiter nördlich fanden wir nur noch Weidengebüsch, das sich endlich in verkrüppeltes Gesträuch verlor. Am 18. ritten wir in einem von zahlreichen angeschwollenen Bächen durchfurchten Thale aufwärts, das immer wilder und schauerlicher wurde und zuletzt einem ehemaligen, mit unzähligen Steintrümmern bedeckten Flußbett glich. Die zu beiden Seiten senkrecht emporsteigenden Felswände mit ihren sonderbaren Zacken und Spitzen und den dazwischen gähnenden, finstern Schluchten gaben ihm ein um so unheimlicheres Aussehen. Die Jukahiren behaupten, es sei hier der Sommeraufenthalt mächtiger, böser Geister, doch pflegen sie dasselbe mit Beobachtung aller möglichen Vorsichtsmaßregeln im Herbste zu besuchen, wo der hier häufig wachsende Wermuth viele wilde Schafe anlockt. Noch häufiger finden diese Thiere sich an der Beresowaja, die daher auch die kleine Baranicha genannt wird, ein. Wir blieben nun bis nah an seine Mündung im

dem Thale dieſes Fluſſes, das in eben dem Verhältniß breiter wurde, als die daſſelbe einſchließenden Berge ſich abflachten. Unſer Mundvorrath war ſchon bis auf einige Zwiebäcke eingeſchmolzen, als wir am Morgen des 20. Juli durch ein gewaltiges Concert ſchnatternder Gänſe geweckt wurden. Hocherfreut erſtiegen wir einen Hügel und ſahen auf dem nahen See eine zahlloſe Menge federnder Gänſe. Wir eilten ſogleich hinab, unſere Hunde halfen uns die willkommenen Gäſte wacker an's Ufer treiben, und es glückte uns, 75 derſelben mit unſern Knitteln zu erlegen. Sie gehen hier ganz aus ihrer Gänſenatur heraus und wiſſen ſich, eben ſo verſchlagen wie die Füchſe, durch allerlei Liſt vor ihren Verfolgern zu bergen und zu retten. Sobald ſie nämlich merken, daß ſie nicht zu entkommen vermögen, legen ſie ſich unbeweglich wie todt hin, daher die Eingeborenen, die dieſes Kunſtſtück ſchon aus Erfahrung kennen, auf jede liegende Gans derb losſchlagen und ſagen: »Ein überflüſſiger Schlag ſchadet nie.« Die Schnelligkeit, mit der ſie zwiſchen den nach allen Seiten fliehenden Gänſehaufen umherrennen, und links und rechts, vorwärts und rückwärts ihre Streiche mit dem Knittel führen, iſt bewundernswürdig. Es iſt ein ganz eigenthümliches, bewegtes Bild, welches, wenn auch in ſehr verkleinertem Maßſtabe, ein Seitenſtück zu dem Rennthierſtechen im Fluſſe abgiebt. — Endlich trat nun auch wieder heiteres Wetter ein, und am Abend deſſelbigen Tages konnten wir unſer Lager am Strande des Meeres aufſchlagen, das ſo weit wir blicken konnten mit einer blendend weißen Eisdecke überzogen war. Am folgenden Tage (21. Juli) um Mitternacht erreichten wir den Balagan an der Baranicha, wo ſich Herr von Wrangel ſchon ſeit einigen Tagen befand.

Erſt am 31. Juli brachen wir von da auf, ſetzten auf dem neuerbauten Boote über die drei Arme des Fluſſes und zogen an dem minder felſigen, rechten Ufer deſſelben nahe der Küſte in nordöſtlicher Richtung hin. Ungeheuere Schwärme von Gänſen zogen, uns unerreichbar, nach überſtandener Mauſerzeit dem Süden zu. Dagegen wurden neun Paar noch in derſelben begriffene Schwäne von uns erlegt. Dieſe Vögel ſieht man gewöhnlich nur paarweiſe, ſelten zu vier, auf den Landſeen

umherziehen. Wir kamen an einem Hügel vorbei, an dessen Fuße auf einer Strecke von mehr als einer halben Werst bis zum Meere der Boden fast aus lauter Mammuts- und Büffelgerippen bestand. Trotz aller emsigen Nachsuchungen fand aber mein Reisegefährte darunter auch nicht ein einziges sogenanntes Mammutshorn, wie die den Elephantenzähnen ähnlichen Hauer hier genannt werden. Aus der großen Menge Backenzähne schlossen wir, daß schon Andere, Glücklichere vor uns dagewesen waren. Diese Vermuthung bestätigte sich sehr bald. In einem benachbarten Thale stießen wir auf mehrere Feuerstellen, um welche eine Menge verwitterter und abgesägter Wurzelenden von großen Mammutshauern lagen. Als wir die etwa 20 Werst vom Balagan entfernte Kosmina erreichten, trafen wir am rechten Ufer derselben unerwartet Herrn Kosmin, der hier einen reicheren Fischzug als in der Baranicha zu thun hoffte. Die Kosmina, welche bei niedrigem Wasserstande eine Breite von 25 Faden und 4 bis 5 Faden Tiefe hat, scheint mir nichts Anderes als eine schmale, tief in das Land gehende Bai zu sein, zumal da die Fischer, welche ungefähr 20 Werst hinauf gegangen waren, überall dieselbe Breite und Tiefe und das Wasser in gleicher Weise salzig fanden.

Wir verweilten hier zwei Tage und zimmerten ein leichtes Boot, zum Uebersetzen über die breiteren Flüsse. Mit diesem und 16 Reit- und Packpferden zogen wir in der früheren Richtung weiter. Wir waren unser sechs: der Kaufmann Beresnoj mit seinem Dolmetscher, dem Tschuwanzen-Häuptling Mordowskij, drei Jakuten und ich. In einem großen, tiefen Thale, das wir am 4. August erreichten, wahrscheinlich dem Becken eines ehemaligen Sees, hielten wir uns einige Tage auf, da es unseren Pferden sehr gute Weide darbot und die dasselbe umgebenden Hügelwände eine gute Ernte von Mammutszähnen hoffen ließ. Doch der Erfolg entsprach dem nicht, glücklicher aber waren wir auf der Jagd, indem wir zwei Rennthiere schossen. Diese Thiere scheinen hier heimisch zu sein, da man sie in dieser ganzen Gegend nur in kleinen Heerden findet. — Von dem Gipfel des Abhanges, wo wir lagerten, sahen wir nach Osten, über 100 Werst von uns entfernt, die hohen Berge

Wajwanin, Grilka, Rautan und das Kap Schelagskoj, oder, wie es die Eingeborenen auch nennen, Jerri. Alle die schroffen Felsen, welche die Tschaunbucht im Osten und Süden begrenzen, waren deutlich zu unterscheiden. Am 7. brachen wir in südwestlicher Richtung auf und gelangten zu der westlichen Mündung der Tschaunbucht, die man bisher immer für einen Fluß gehalten und mit dem Namen Bolschaja-Reka, der große Fluß, belegt hat.

Dieselbe hat zwei Mündungen, welche durch die niedrige, sandige Insel Ojou (Ajun), auf der kein Strauch, ja nicht einmal Gras, sondern nur Moos zu sehen ist, von einander getrennt werden. Die westliche Mündung ist die kleinere, und bei niedrigem Wasserstande beträgt ihre Tiefe nicht über zwei Fuß. So konnte mein Reisegefährte im vorigen Jahre auf seinem Zuge hierher sie ganz bequem durchwaten. Jetzt aber hatte die Bai eine Breite von 10 bis 15 Werst. Den sandigen Abhang des Strandes, auf dem wir hinzogen, fand ich fast ganz mit Muscheln bedeckt, die zum Theil mit großblätterigem Seekohl und andern ähnlichen Seekräutern überwachsen waren. — Um Mittag beobachteten wir eine sehr schöne Himmelserscheinung, welche meine Begleiter für den Vorboten von anhaltendem Unwetter erklärten. Die Sonne erschien von vier Nebensonnen umgeben, die durch einen mit den schönsten Regenbogenfarben spielenden Kreis verbunden waren. Außerdem lief noch durch die Sonne und zwei ihrer Trugbilder ein Regenbogen von 80° Ausdehnung, an dessen Enden sich in besonders brennenden Farben zwei kleinere Bogen befanden. Zwei Stunden war diese Erscheinung sichtbar, und bald darauf trat übles Wetter ein. An einem Erdfalle konnten wir den Bodendurchschnitt eines ehemaligen kleinen Sees beobachten. Den untern Boden bedeckte eine dichte, ziemlich ebene Eiskruste, über welcher eine zweite Eisschicht lag, zwischen beiden aber befand sich ein schmaler, leerer Raum. Diese obere Eisschicht war mit Erde bedeckt, auf welcher sich schon allerlei Kräuter und am Boden hinkriechendes Gesträuch befand.

Am 8. August um Mittag setzten wir über einen, in die Tschaunbucht fallenden, nicht sehr breiten aber tiefen Fluß, der

mir eine zweite Mündung der oben erwähnten Kosmina zu ſein ſcheint. Am 9. wurde das mit Regen gemiſchte Schneegeſtöber ſo dicht, daß wir ſelbſt die näheren Gegenſtände nicht deutlich erkennen konnten; doch ſchritten wir, ſelbſt ungeachtet der häufigen Flüſſe und Bäche, raſch längs dem ebenen, feinen Kies vorwärts, der die Höhe einer faſt ſenkrechten Felswand von ſchwarzem, mit Quarzadern durchſchoſſenen Schiefer bedeckte. Im Meere erblickten wir, als der Himmel ſich Abends aufklärte, etwa 3 Meilen von der Küſte, einen einzeln ſtehenden Felſen, der einer mit halbem Winde gehenden Fregatte ähnlich ſah, und nach ſeiner weißlich-grauen Farbe und dem Widerſtande, den er den Wellen und Eisſchollen leiſtet, ein Quarzblock zu ſein ſchien. Nachdem wir am 12. längs der ſehr hohen und ſteilen Küſte, die einen Abſturz des Berges Wajwanin bildet, vorgeſchritten waren, gelangten wir am 13. an eine Kette ſchroffer Felſen. Ich hatte mich zwiſchen dieſen von meinen Gefährten entfernt, als ich plötzlich beim Umbiegen um einen Vorſprung einen Bären erblickte, der einen eben gefangenen Seehund verzehrte. Er ſchien mich noch für ſchmackhafter zu halten, als ſeinen Seehund, ließ dieſen im Stiche und kam ſchnaubend auf mich los. Weder an Flucht, noch an Vertheidigung war zu denken; meine einzige Waffe war ein kurzes Meſſer. In dieſer übeln Lage erinnerte ich mich der Behauptung der hieſigen Jäger, daß der Bär den ſtarren Blick des Menſchen nicht ertrage, ſondern vor demſelben fliehe. Ich ſprang ſchnell vom Pferde und ging ſo beherzt als nur immer möglich auf das Thier los. Aber weder mein entſchiedenes Auftreten, noch mein ſcharfer Blick machten irgend einen Eindruck auf den Bären, der in verdoppelter Wuth auf mich zurannte. Es wäre mir wahrſcheinlich übel ergangen, wenn nicht in dieſem entſcheidenden Augenblicke mein zurückgebliebener Hund mit lautem Gebelle herbeigeſprungen wäre und das Unthier erſchreckt und zur Flucht bewogen hätte. Mit dem von ihm im Stiche gelaſſenen Seehunde kehrte ich zu unſerer Karawane zurück, der ich durch den friſchen Thran deſſelben einen ſehr angenehmen Zuſatz zu unſerer kärglichen, nur noch auf Mehlbrei und Wurzeln beſchränkten Koſt verſchaffte.

Unſere Lage war ſehr bedenklich. Seit faſt ſechs Wochen

zogen wir umher, ohne noch das eigentliche Ziel unſerer Reiſe, das Tſchuktſchenland, erreicht zu haben; dabei war die Jahreszeit ſchon ſo weit vorgerückt, daß wir befürchten konnten, der Winter möchte uns überraſchen und uns vielleicht den Rückweg ganz unmöglich machen. Herr Beres'hnoj ſah ſich daher gedrungen, von unſerem Wegweiſer, dem Dolmetſcher, beſtimmte Antwort zu verlangen, wohin und wie weit wir noch ziehen müßten, um zu den Tſchuktſchen zu gelangen. Nach langem Hin- und Herreden erklärte er endlich, daß, da wir ſie trotz allen ſeinen Bemühungen noch nicht gefunden hätten, er nun auch nicht mehr anzugeben wiſſe, wo eigentlich dies Volk und ihr Land zu finden ſei. Es ergab ſich, daß er uns nur auf's Geradewohl vorwärts geführt hatte. Unſer Aerger und Verdruß war groß. Mein Reiſegefährte beſchloß, in Erwägung der vorgerückten Jahreszeit, ſeinen ganzen Reiſe- und Handelsplan für dieſes Jahr aufzugeben und auf dem geradeſten Wege über die Tundra nach der Kolyma zurückzukehren. Ich mußte ſeiner Meinung beipflichten, und wir kamen überein, nur noch bis zu einem im Oſten liegenden hohen Berge vorzuſchreiten, der eine Art von Kap zu bilden ſchien und von welchem wir die ganze Gegend zu überſehen und unſeren Rückweg beſtimmen zu können hofften. Nach einem Ritte von 20 Werſt gelangten wir zu dem Berge und nachdem wir noch über einen, von ihm uns trennenden, tiefen und ziemlich reißenden Fluß geſetzt waren, ſchlugen wir in der Dunkelheit unſer Nachtlager an dem gegenüberſtehenden, hohen Ufer auf.

Doch mit den erſten Strahlen der Morgenſonne des 15. Auguſt erwartete uns eine höchſt unverhoffte, angenehme Ueberraſchung: vor uns im Thale ſchlängelte ſich der Taunmeo hin, an deſſen Ufer wir eine Menge Tſchuktſchenjurten erblickten — wir befanden uns innerhalb der Grenzen des Tſchuktſchenlandes. Wir eilten den Wohnungen zu, fanden aber alle leer. Bei mehreren waren noch ganz friſche Spuren des Aufenthaltes ihrer Bewohner zu ſehen. Auf den Feuerſtätten hatte noch der Wind nicht die leichte Flugaſche verweht; Knochen und allerlei Ueberbleibſel von Lebensmitteln lagen zerſtreut umher; ſelbſt die Wölfe waren noch nicht erſchienen, um hier aufzuräumen. Herr Beres'hnoj

drang demungeachtet darauf, den Rückweg anzutreten und wir zogen in dieser Absicht den Fluß hinauf. Das von ihm durchströmte Thal hat eine ansehnliche Breite; wie alle Thäler dieser Gegend, enthält es eine Menge Seen und wird von beiden Seiten, anfänglich durch flache Hügel, zuletzt aber von senkrecht sich aufthürmenden Felsengruppen, begrenzt. Auf dem ganzen Wege sahen wir an diesem Tage zwar häufig Stellen, wo Tschuktschenjurten gestanden hatten, aber nirgends eine Spur von Bewohnern. Wir trafen dagegen auf große Rennthierheerden, die uns ruhig an sie herankommen ließen und wahrscheinlich zahme Hausthiere der abwesenden Thalbewohner waren. Wirklich erfuhren wir auch in der Folge, daß diese Letzteren uns gesehen hatten, aber aus Furcht entflohen waren. Je weiter wir uns von der Meeresküste entfernten, desto wärmer wurde die Luft. Doch am 17. stellte sich bei einem heftigen Nordwestwinde so dichter Schnee und Regen ein, daß wir Halt machen mußten. Der Sturm war zu heftig, als daß wir unser Zelt aufschlagen und mit dem wenigen durchnäßten Reisig, das wir auflasen, ein Feuer anmachen konnten. In der Nacht trat ein ordentlicher Frost ein, von dem wir in unsern völlig durchnäßten Kleidern sehr viel litten, und der Sturm wurde immer wüthender. Mit Tagesanbruch eilten wir weiter, um unsere erstarrten Gliedmaaßen zu erwärmen. Die Seen und Moräste waren zugefroren und der Fluß hatte in seinen Buchten starke Eisränder angesetzt.

Nach einer wieder ohne Feuer zugebrachten Nacht stießen wir am 20., einigen westlich ziehenden Rennthierheerden folgend, in einer zwischen zwei Flüssen liegenden Ebene auf die Spur eines Wegs, den, wie wir nachher erfuhren, die Tschuktschen bei ihrem Zuge nach Ostrownoje genommen hatten. Mein Vorschlag, ihm zu folgen, fand keinen Beifall, und wir gingen einen der Flüsse hinauf, der uns bald in eine völlige Wildniß brachte. Die mit Dünsten und Nebel erfüllte Luft gaukelte uns allerlei Trugbilder vor, die mit jedem Schritte wechselten. Die aus dem tiefen Thale aufsteigenden Felsen nahmen die sonderbarsten Gestalten an, je nachdem wir ihnen näher oder ferner kamen. Plötzlich senkte sich ein dichter Nebel über die ganze Gegend. Die zunehmende Dunkelheit, das Rauschen der von allen Seiten her-

abstürzenden Wasserfälle, das Poltern der von ihnen fortgerollten Felsstücke und das Heulen des Sturmes zwischen den Schluchten erfüllten uns mit Grausen. Endlich merkten wir, daß der Boden unter unsern Füßen immer steiler wurde, der Fluß schien sich zu entfernen, und wir geriethen in enge Schluchten, die uns von den Pferden abzusitzen nöthigten. Nach zweistündiger Anstrengung erreichten wir die Spitze einer vorspringenden Anhöhe, wo der Pfad plötzlich zu endigen schien und ein jäher Abgrund vor uns lag, dessen Tiefe wir durch den Nebel nicht erkennen konnten. Nach und nach hatte sich die ganze kleine Karawane auf dem engen Raume versammelt; Keiner wußte zu rathen. Unsere Lage war verzweifelt; vorwärts zu gehen, war unmöglich, und zurückzukehren nach dem 30 Werst entlegenen Weideplatze, wo wenigstens unsere Pferde Gras gefunden hätten, das war bei deren völliger Ermattung auch unmöglich. In dieser peinlichen Ungewißheit hörten wir plötzlich das Röcheln und Trappeln einer vorüberziehenden Rennthierheerde, deren rauhe Töne, einen nahen Ausweg verkündigend, uns wie eine liebliche Musik klangen. Dem tröstlichen Schalle folgend, erspähten wir die dichten Massen eines wandernden Zuges dieser Thiere, die aber bald in den Nebelwolken verschwanden. Unsere Pferde am Zügel führend, gingen wir der Rennthierspur in südwestlicher Richtung nach und gelangten in einen engen Hohlweg, der sich allmählig in die Höhe wand und uns auf den höchsten Gipfel des Bergrückens brachte. Wir standen hier über dem Nebel; unter unsern Füßen wogte ein unübersehbares Wolkenmeer, dessen dichte Massen sich träge durcheinander hinwälzten. Noch weit größere Mühen und Gefahren hatten wir beim Herabsteigen zu bestehen. Bis zur Hälfte des Berges führte uns der Schlangenpfad der Rennthiere, deren vorsichtigen Gang wir eben so sehr bewunderten, als den festen Tritt unserer Pferde, denen die Gefahr neue Kräfte zu geben schien. Nun verloren sich aber die Spuren unserer Leiter auf losen Steintrümmern, die bei jedem Schritte in den neben uns tief in einem Abgrunde liegenden See hinabrollten. Auf diesem abschüssigen Abhange leiteten wir unsere Pferde hinunter. Endlich gelangten wir bei einbrechender Nacht an das Ufer des unten liegenden Sees, doch mußten wir noch

einige Werste weiter ziehen, ehe wir einen Weideplatz für unsere Pferde fanden. Für diese war nun gesorgt, mit uns selbst aber sah es übel aus, denn eine allgemeine, genaue Durchsuchung aller Säcke und Taschen brachte nur einige alte Zwiebacke und ein paar Stücke getrockneten Fisches zu Tage. Wir theilten uns in diese wenigen Brocken und legten uns hungrig nieder, doch die Meisten in der tröstlichen Ueberzeugung, die ich nicht theilen konnte, daß wir nun das Grenzgebirge der unwirthbaren Tundra überschritten hätten und am folgenden Morgen schon den Aniuj und das Waldgebiet vor uns sehen würden. So träumte Mancher schon von gebratenen Gänsen und kräftigen Fischbrühen.

Mein erster Blick am andern Morgen überzeugte mich, daß wir fehlgegangen und bei dem Nebel nordwestlich an einen Arm der Baranicha gerathen waren, während das besagte Grenzgebirge noch im Süden vor uns lag. Doch die Uebrigen ließen sich nicht davon überzeugen und glaubten mehr dem unheilbringenden Tschuwanzen, der die Gegend ganz genau zu kennen behauptete und jedes Thal, jeden Berg und Fluß mit Namen nannte. Herr Beres'hnoj, der als Eigenthümer der Pferde die entscheidende Stimme hatte, beschloß, vorwärts zu ziehen, und hungrig und mißmuthig brachen wir auf. Abends machten wir an einem mit kräftigem Grase bewachsenen Weideplätzchen Halt, wir selbst aber hatten nichts als etwas wilden Lauch und einige Wurzeln, die unsere Jakuten in den Mäusehöhlen fanden, zur Nahrung. Die Strahlen der Morgensonne (am 22. August) und der nur zu kenntliche, nördlich aufsteigende Meeresnebel, dem wir gerade entgegengingen, öffnete endlich meinen Reisegefährten die Augen und selbst der Tschuwanze gestand, nie in dieser Gegend gewesen zu sein. Beres'hnoj und die Jakuten waren außer sich und glaubten mitten unter den Tschuktschen etliche Hundert Werst von den beiden Aniuj entfernt zu sein. Endlich wandten sie sich an mich und baten, ich sollte die Leitung der Karawane übernehmen. Ich versprach, sie in zwei Tagen zu dem kleinen Aniuj und dem Waldgebiete zu führen, und so traten wir am 23. August unsere Weiterreise an.

Wir zogen 15 Werst durch tiefe, von Nebelwolken umzogene Felsschluchten und folgten dann einem reißenden Flüßchen

zu einem großen, von schwarzen Felsmassen umgebenen See, an dessen Westseite wir noch 10 Werst vorrückten und dann unser Nachtlager aufschlugen. Gewohnheitsmäßig wurde der Kessel über das Feuer gehängt, der aber diesmal leer war, denn wir hatten durchaus nichts Eßbares. Während wir Alle schweigend und hungernd um dasselbe gelagert waren, rief mich einer der Jukahiren durch Zeichen bei Seite und gab mir verstohlen eine wilde Ente, die er mit einem Stein erschlagen hatte, indem er sagte: »Da, Tojon (Vorgesetzter), nimm das und iß es allein; Allen kann der Bissen nichts helfen, und du bist sehr müde.« Ich dankte ihm herzlich und warf die Ente, wie sie war, in den Kessel. So wenig es war, so fühlten wir uns doch Alle dadurch gestärkt, und nicht einmal die Knochen, nur die Federn blieben übrig. Der tiefblaue Sternenhimmel verhieß uns günstiges Reisewetter, dagegen fanden wir uns am andern Morgen, den 23., dick verschneit. Wir folgten, bis über die Kniee im Schnee watend, dem Laufe eines nach Süden gehenden Baches und erreichten nach einem langen, mühseligen Marsche den schroffen Rücken des ersehnten Grenzgebirges. Wir lagerten uns im Schnee und als die Sonne die Nebel zertheilte, sahen wir uns nach allen Seiten von steilen, mit Schnee bedeckten Eisbergen umgeben. Wir erspähten auf der Südseite eine steil in einen tiefen Abgrund sich senkende Schlucht; in diese ließen wir die Pferde allein vorausgehen und folgten ihnen in geringer Entfernung. Jetzt erst erkannten wir die Wohlthat des herabgefallenen Schnees, der uns unzählige Male bei Fehltritten schützte, und selbst das häufige Ausgleiten und Niederstürzen minder gefährlich machte. Beim Eintritt der Dunkelheit hatten wir den Fuß des Gebirges glücklich erreicht. Menschen und Pferde hatten sich beim Fallen an dem scharfen Gestein blutig gerissen, aber keins gefährlich verletzt, und alle waren am Leben. Wir lagerten uns in den Schnee und schliefen ein vor Müdigkeit; bald aber weckte uns wieder der Hunger, der jetzt nach dreitägigem Fasten uns gewaltig quälte. Merkwürdig waren die verschiedenen Wirkungen, die er bei den Einzelnen hervorbrachte. Der Eine betete, der Andere sang, Dieser stand mit stierem, zur Erde gesenktem Blicke wie leblos da, Jener sprang und schrie vor Angst und Schmerz, Einige

redeten irre. Der Jakut, der mir immer mit einer gewissen Ehrfurcht das Pferd vorführte, kam jetzt, durch die gemeinschaftliche Noth kühner gemacht, umarmte mich und fragte halb trotzig: »Wann bringst Du uns denn an den Aniuj? es ist hohe Zeit!«

Eine weise leitende Hand, die, wenn die Noth am größten, mit ihrer Hülfe am nächsten ist, ward jetzt unsere Führerin; ohne eines besondern Grundes mir dabei bewußt zu sein, wählte ich von den mir vorliegenden Richtungen eine, in der wir auf den Rücken einer Hügelkette gelangten, und von da erblickten wir ein ausgedehntes, mit großen Baumgruppen bedecktes Thal. Wie auf offenem Meere nach langer, beschwerlicher Fahrt der Ruf: »Land!« Freude und Thätigkeit auf dem Schiffe hervorbringt, so riefen jetzt Alle freudig: »Wald! Wald!« und trieben die Pferde zu raschem Schritte an. Bald erreichten wir das nächste Gehölz, aber unsere Pferde strauchelten und schwankten bei jedem Schritte, und bei einem nahen See mußten wir Halt machen. Der Hunger quälte uns gewaltig; ich schlug vor, ein Pferd zu schlachten. »Nein,« sagte mein Jakut, »die sind so abgezehrt und mit Eiterbeulen bedeckt und ihr Blut so erhitzt, daß wir Alle davon erkranken würden.« — »Aber wir verhungern!« — »Nun, Gott wird uns nicht verlassen!« — Langsam und kaum hörbar wiederholten Alle: »Gott wird uns nicht verlassen!« bekreuzten sich und sanken, ohne an Zelt oder Feuer zu denken, auf den feuchten Ufersand hin. Nur mit Mühe gelang es mir noch, ein paar Jakuten zu bewegen, unser kleines Setznetz in den See zu senken. Sie thaten es aus Gehorsam, doch ohne Hoffnung auf Erfolg. Nach einigen Minuten lag Alles im festen Schlafe.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als wir am 25. August erwachten. Unser Netz lag noch im Wasser; es war, als fürchteten Alle, einen vergeblichen Zug zu thun; dies hätte uns in Verzweiflung gestürzt. »Wir müssen weiterziehen, Freunde,« sagte ich, »nehmt das Netz mit.« — Mit einer unbeschreiblichen Spannung starrten Aller Blicke in das trübe Wasser, als das Netz sich allmählig erhob. Es schien schwerer als gewöhnlich, wir spürten Leben darin — drei große und mehrere kleine Fische zappelten in dem Garne. — »Gott hat uns geholfen!« riefen

Alle, dankten ihm und fielen einander, laut jubelnd und glückwünschend, um den Hals. Schnell ward ein Feuer angemacht, der Kessel siedete, und der Genuß einer kräftigen Brühe, mit wildem Lauche und einigen Kräutern versetzt, machte uns bald alles überstandene Ungemach vergessen; wir waren ganz glücklich.

Als wir den See umgangen hatten, mußten wir über einen reißenden Strom setzen. Sein Bette war mit ungeheueren Felsblöcken bedeckt und oft plötzlich so tief, daß das Wasser bis an den Sattel ging. Bei jedem Schritte wankten und stolperten unsere kraftlosen Pferde, und wäre eins gestürzt, so hätte es sich nicht herausarbeiten können. Nachdem wir noch über einige Flußarme theils geschwommen, theils gegangen waren, erreichten wir endlich den langersehnten Aniuj und lagerten uns an seinem Ufer. Zwei Züge Gänse flogen nach Süden; ein Falke stieß plötzlich auf eine derselben und sie fiel todt zu Boden. Wir jagten ihm die Beute ab und genossen die fette Gans zum Abendessen. Am 26. lagerten wir in einem Pappelwäldchen auf einer Landzunge beim Zusammenflusse des Aniuj und der Schichutina. In letzterer legten wir ein Fischwehr an und befestigten daran unsere Setznetze. Schon nach einer Stunde sahen wir uns in dem Besitze von mehr als 200 Fischen. Gestärkt durch die reichliche, nahrhafte Mahlzeit, warfen wir während der Nacht noch mehrere Male das Netz aus und fingen in Allem noch gegen 800 Fische. Acht Tage früher oder später wäre uns das nicht geglückt, denn gerade jetzt war der Zeitpunkt, wo die Fische, ihrem Naturtriebe folgend, in den Aniuj flüchten, um dort in den tiefsten Stellen zu überwintern, weil die kleineren Flüsse oft bis auf den Grund ausfrieren. Am Tage gelang es uns hier nicht, Fische zu fangen, sei es, daß sie dann am Boden ruhen oder vor den Netzen sich scheuen, aber in der Nacht des 27. fingen wir wieder über 2000 Stück. Selbst bei der ungeheuern Eßlust der Jakuten, von denen jeder täglich 60 und wohl auch mehr Fische aß, während mir zehn vollkommen genügten, konnten wir doch unmöglich Alles verzehren, und da sich unser Vorrath immer mehr anhäufte, errichteten wir, im frischen Gedanken der überstandenen Hungersnoth, auf ein paar derben Lerchenbäumen eine Sajba, in welcher wir 5000 Stück

Fische niederlegten, und richteten zur Nachricht für andere des Weges Ziehende davor ein hohes, hölzernes Kreuz auf. Die schon völlig eingetretenen Fröste sicherten den kleinen Vorrath vor dem Verderben. Einige Monate später erfuhren wir von einem Tschuwanzen, daß einige nomadisirende Familien in der äußersten Noth diesen in ihrer Lage übergroßen Schatz gefunden hatten, der sie vom Hungertode rettete und einen ganzen Monat ernährte.

Den 30. August, den Tag des heiligen Alexander Newski und das Namensfest des Kaisers, beschlossen wir noch hier festlich zu begehen. Früh Morgens hielt Herr Beres'hnoj eine Andachtsstunde. Zu Mittag wetteiferten unsere Jakuten, aus dem Fischreichthume mit Zusatz von Lauch, Kräutern und Wurzeln verschiedene Gerichte zu bereiten, deren Trefflichkeit sie durch ihre große Eßlust priesen. Herr Beres'hnoj gab in Ermangelung von Branntwein etwas Tabak zum Besten, und ich veranstaltete ein Zielschießen mit Bogen und Pfeilen, wobei mein großes Reisemesser, ein alter Hirschfänger und ein Pferdezaum als Preise eine Rolle spielten. Ein sehr glückliches Ereigniß beschloß diesen frohen Tag. Die Jakuten stießen im Walde auf eine Tschuwanzen-Sajba, in welcher die abwesenden Bewohner ihre Winterbekleidungen hinterlassen hatten. Da unsere Kleidungsstücke durch die beschwerliche Reise übel zugerichtet waren, und die zunehmende Kälte uns immer empfindlicher wurde, so war uns dieser Fund von der größten Wichtigkeit. Wir nahmen, was wir brauchten, und ließen dagegen einen reichlichen Ersatz an Tabak, Pulver und Blei zurück. Auch errichteten wir vor der Hütte ein Kreuz auf einer Stange, an welcher zugleich ein Wegweiser zu unserer Vorrathssajba befestigt war. Dergleichen oft sehr wohlthätige Weisungen findet man in diesen Wildnissen häufig. Es ist unter den sie durchziehenden Nomaden gleichsam eine Art religiöser Pflicht, solche Wahrzeichen für die später Kommenden zu errichten, um ihnen einen aufgefundenen Weg oder dergleichen anzudeuten. Bei dem feinen Ortssinn der Nomaden ist ein solches einfaches Zeichen hinlänglich und Allen vollkommen verständlich.

Am folgenden Morgen beluden wir unsere, durch die bei-

nahe fünftägige Ruhe gestärkten Pferde noch mit einem Vorrathe von 1000 Fischen und traten unsere Weiterreise an. Am 1. September verließen wir den Aniuj und zogen über Hügel und Thäler der immer steigenden Kälte wegen meistens zu Fuß. Die Nacht zum 5. hatten wir wieder am Ufer des Aniuj zugebracht. Am Morgen wurden wir sehr angenehm durch Menschenstimmen überrascht. Wir fanden hinter einer kleinen Anhöhe einige Jukahiren-Weiber, die uns mittheilten, daß längs der Kolyma und den beiden Aniuj der Hunger herrsche. Fünf Werst von da gelangten wir zu den Jurten dieser Jukahiren, auf dem linken Ufer des Jalombal. Hier wohnten fünf Familien, die uns mit vieler Herzlichkeit aufnahmen. Unsere Jakuten waren besonders erfreut, endlich Menschen angetroffen zu haben, denen sie von unsern Reiseabenteuern und überstandenen Gefahren, sowie von ihrem dabei bewiesenen Muthe und ihrer Entschlossenheit erzählen konnten, wobei sie es nach hiesiger Landesweise an Uebertreibungen und unverschämten Prahlereien nicht fehlen ließen. Unsere Gegenwart störte sie darin gar nicht; sie schienen alles das, was sie da zum Besten gaben, selbst zu glauben.

Herr Beres'hnoj erklärte, sowohl zu seiner eigenen Erholung, als zu der seiner Pferde hier einige Zeit verweilen zu wollen. Da mich aber daselbst Nichts weiter zurückhielt, so beschloß ich, die Zeit bis zum völligen Winter noch zur Aufnahme des Aniuj bis Nis'hne-Kolymsk, eine Strecke von 500 Werst, zu benutzen. Ich ließ daher aus einigen trocknen Espenstämmen mit Weidenruthen ein Floß zusammenbinden und ein paar Ruder daran befestigen, um darauf den Fluß hinabzufahren. Am 6. trat ich auf dem gebrechlichen Fahrzeuge meine Reise an, und ein junger Jukahir war mein einziger Begleiter, den mir sein Vater als Führer auf dem durch Untiefen, Klippen und Fälle ziemlich gefährlichen Strom mitgab, wogegen ich diesem auf die Zeit der Jagd meine Flinte mit etwas Pulver und Blei überließ. Nach einer Fahrt von 5 Werst erblickten wir am Ufer ein einzelnes Rennthier, das mein Jukahir, ein tüchtiger Bogenschütz, erlegte. Als wir am Abend, bei einem senkrecht in den Strom fallenden Felsen landend, uns von unserer Beute eine Mahlzeit bereiten wollten, wurden wir gewahr, daß wir vergessen hatten, ein

Feuerzeug mitzunehmen, und mußten ohne warme Kost und Feuer die ziemlich kalte Nacht zubringen. Doch genossen wir die Beinsehnen und das Mark des Rennthieres roh, was, wie schon erwähnt, hier für einen großen Leckerbissen gilt. Noch vor Tagesanbruch bestiegen wir wieder unser Floß, um uns durch Rudern etwas zu erwärmen. Es war eine sehr beschwerliche Fahrt. Das ziemlich unbeholfene Fahrzeug blieb bald in den spitzen Klippen hängen, bald wurde es von einem Strudel fortgerissen, dann wieder einmal mit dem hintern Ende nach vorne gedreht, kurz, der wilde Strom spielte damit nach Herzenslust. Gefährlicher war es auf den Wasserfällen, wo unser Floß mehrmals, beinahe senkrecht stehend, in die Tiefe hinabgeschleudert und dann wieder von den schäumenden Wellen hinaufgeworfen wurde. Dabei konnten wir uns mit der größten Anstrengung nur an den schwankenden, nassen Balken festhalten.

Gegen Mittag am 8. September erblickten wir in der Ferne eine Rauchsäule. Es war die Feuerstätte einiger Fischer oder Jäger, die wahrscheinlich die Nacht hier zugebracht und wie gewöhnlich das Feuer sich selbst überlassen hatten. Wir benutzten die noch klimmenden Kohlen und zündeten ein tüchtiges Feuer an, an dem wir unsere ganz durchnäßten Kleider trockneten und uns eine kräftige Rennthierbrühe kochten. Um die kalten Nächte nicht wieder ohne Feuer zubringen zu müssen, erbauten wir auf dem Flosse aus Steinen eine Art Herd und unterhielten auf demselben sorgfältig ein kleines Feuer. Doch unsere Vorsicht war unnöthig; gegen Abend gelangten wir am Fuße des großen Felsens Obrom zu einigen Jukahiren-Familien, die uns Feuer und Obdach darboten, wogegen wir die Ausgehungerten mit dem größten Theile unseres Rennthiers bewirtheten. Am 11. übernachteten wir in Plotbischtsche, am 12. in Maloje Wetrennoje. Alle diese Orte hatte ich schon im vorigen Jahre bereist; damals lebte hier ein nach seinen Begriffen glückliches Volk, jetzt war Alles todt und öde. In den verlassenen Hütten nisteten Vögel und draußen schlichen hungrige Wölfe umher. In dem letztgenannten Orte trafen wir noch einige menschenähnliche Wesen; es war die ehemals wohlhabende Familie Korkin. Auch diesmal nahm sie mich freundlich auf, wie vor zwei Jahren, und setzte

mir das Beſte, was ſie beſaß, eine kleine Portion Fiſche, vor. Blos um ſie nicht zu kränken, genoſſen wir etwas davon — die Unglücklichen ſelbſt aßen nur in 48 Stunden ein Mal.

Unſer Floß war ſehr baufällig geworden; der wackere Korkin bot mir ſeinen Karbaß an, auf dem ich am 13. weiter fuhr. Obgleich der Aniuj ſehr reißend iſt, ſo ſetzte er doch ſchon breite Eisränder an, und wir liefen Gefahr, ſchon in wenigen Tagen einzufrieren. Ich miethete daher in einem Uferorte eine Narte mit ſieben Hunden und nahm ſie mit auf das Boot, um im Nothfalle auf dem Eiſe weiterfahren zu können. Trotz dem vielen Treibeiſe gelangten wir bis zu der ſogenannten ruſſiſchen Inſel, in deren Nähe aber wurde unſer Kahn zwiſchen zwei große Eisſchollen ſo eingeklemmt, daß wir uns nur mit vieler Mühe und ganz durchnäßt mit unſern Sachen auf das Ufer der Inſel zu bergen vermochten. Da wir hier einige Tage bleiben mußten, ſo bauten wir uns eine Hütte von Stangen und Zweigen, die wir außen mit Moos und Schnee bedeckten und mit Waſſer übergoſſen. Dieſes gefror ſogleich und ſchützte uns im Innern unſeres Palaſtes vollkommen vor Wind und Kälte. Nachdem wir unſere Hunde draußen angebunden hatten, um vor einem unverhofften Bärenbeſuche ſicher zu ſein, brachten wir die Nacht darin recht gut zu. Erſt am 18. konnten wir mit unſerer Narte unſern Weg auf dem Eiſe fortſetzen. Doch brachen wir mehrmals auf demſelben ein und erreichten unter mancherlei Beſchwerden und Gefahren erſt am 24. September, nach einer Abweſenheit von 94 Tagen, Nis'hne-Kolymsk.

Elftes Kapitel.

Der Winter von 1822 auf 1823 war weit milder als gewöhnlich, denn nur ein Mal hatten wir 37 Grad Kälte, und Nordlichter ließen ſich nur ſelten ſehen. Höchſt erfreulich war mir die Ankunft des neuen Kreisaufſehers, des Herrn Tarabukin, der auf alle mögliche Weiſe unſeren Unternehmungen förderlich

war. Die Hunde hatten sich nach der oben erwähnten Seuche wiederum vermehrt, und die Fischerei war in hiesiger Gegend ziemlich ergiebig ausgefallen, und so ließ er schon im October alle unsere Vorrathsniederlagen mit Hundefutter versehen und zu den vorhandenen noch eine Anzahl neue errichten. Ich wußte aus Erfahrung, wie schwer es hielt, in der Umgegend die erforderliche Anzahl tauglicher Hunde für die beabsichtigte vierte Eisfahrt zu erhalten, daher besuchte ich im November selbst die Ufergegenden der Indigirka, Chroma und Jana, und es gelang mir, die dortigen Stämme zu der Lieferung von 15 mit zuverlässigen Hunden bespannten Narten nebst Futter auf zwei Monate zu bestimmen. Wir beschäftigten uns unablässig mit den Vorbereitungen zu der großen Eisfahrt, die die letzte sein und, wie wir hofften, zu der allendlichen Ausführung des uns ertheilten Auftrags dienen sollte. Nach und nach fanden sich so viel Narten und Hunde zusammen, daß ich es möglich fand, unsere Expedition in zwei Abtheilungen ausgehen zu lassen. Die eine sollte unter der Leitung des Herrn von Matiuschkin und in Begleitung des Doctor Kyber die Tschuktschenküste bis an das Nordkap aufnehmen, während ich selbst mit der andern die Fahrt auf dem Eismeere übernahm, um noch einen Versuch zur Auffindung des vermeintlichen großen Landes im Norden zu machen.

Am 22. Februar brachen wir nach Pochodsk auf. Die dort unser von der Indigirka wartenden Hunde waren größtentheils so abgemergelt und kraftlos, daß wir die meisten zurückschicken mußten. Am 1. März langten wir nach einer raschen Fahrt über Sucharnoje und längs der Küste des Eismeeres mit 19 Narten bei einer Kälte von 33 Grad bei unserem Balagan an der großen Baranicha an. Nachdem wir mit dem Vertheilen und Verpacken der theils mitgebrachten, theils hier vorgefundenen Vorräthe und Reisebedürfnisse ganze drei Tage zugebracht hatten, und den 4. bei 25 Grad Kälte ein wüthender Sturm, der unsern Balagan umzustürzen drohte und unsere Hunde unter hohen Schneebergen begrub, uns zurückhielt, brachen wir am 5. auf und erreichten am 8. das Vorgebirge Schelagskoj. Hier führte ein glücklicher Zufall uns in Berührung mit einem

Volke, das wir bisher vergeblich genauer kennen zu lernen gesucht hatten.

Ich war mit Herrn Kosmin vorangegangen, um an der Landenge, südlich vom Kap, einen Lagerplatz aufzusuchen, als ein stämmiger Tschuktsche auf einem Rennthierschlitten aus den nächsten Toroſſen gerade auf uns zukam. Er rief uns ein paar Worte zu und winkte uns dann mit der Hand, zu ihm zu kommen. Wir näherten uns ihm, aber Keiner verstand die Sprache des Andern. Durch allerlei Zeichen suchte ich ihn aufzuhalten, bis unser Dolmetscher mit den Uebrigen ankäme. Darauf stieg er, ohne im Mindesten Furcht oder Verlegenheit zu zeigen, aus dem Schlitten, holte seine Gansa hervor und verlangte von mir Tabak. Während er ganz bedächtig zu rauchen anfing, sprach er mehrmals das Wort Kamakaj, welches einen Aeltesten oder Anführer bedeutet, schwang sich rasch in seinen Schlitten und verschwand bald zwischen den Toroſſen. Am Abend erhielten wir in unserem Lager einen Besuch von drei Tschuktschen, von denen Zwei in einem Schlitten saßen, während der Dritte zu Fuß das Rennthier antrieb. Als sie sich näherten, machte der Eine mit beiden Armen allerlei seltsame Geberden und Zeichen, welche wohl andeuten sollten, daß sie unbewaffnet und friedlich gesinnt seien. Ein kleiner Mann von etwa 60 Jahren, dessen zottige, weite Kuchlänka seinen ganzen Körper verhüllte, betrat furchtlos den innern Lagerraum mit der Erklärung, er sei der Kamakaj der an den Küsten der Tschaunbucht ansässigen Tschuktschenstämme. Seine kecken, raschen Bewegungen verriethen einen kräftigen Körperbau, und die unter dem struppigen, kurzgeschorenen Haupthaare hervorblitzenden, kleinen, aber feurigen Augen deuteten Muth und Selbstvertrauen an. Nach dem Bewillkommnungsgruß »Toroma« ließ er uns die Speckseite eines Seehundes und ein Stück frisches, weißes Bärenfleisch zum Geschenk überreichen. Ich bewirthete ihn in unserem Zelte mit Tabak, Fischen und dergl., wobei er sich so ungezwungen und ruhig benahm, als wären wir schon alte Bekannte. Mit Hülfe unsers Dolmetschers entspann sich nun ein langes Gespräch. Unsere aufrichtige Erklärung über den friedlichen Zweck unserer Reise konnte doch sein Mißtrauen nicht ganz beschwichtigen. Er erzählte,

daß ſie das von uns im Jahre 1820 auf der Höhe des Kap Schelagskoj errichtete Kreuz gefunden und, als im folgenden Frühling ihre Seehunds- und Bärenjagd beſonders glücklich ausgefallen ſei, dies dem Kreuze zugeſchrieben und aus Dankbarkeit vor demſelben ein weißes Rennthierkalb geopfert hätten. Auch erfuhren wir von ihm, daß die Tſchuktſchen gewöhnlich nur im März zur Bärenjagd hierher zu kommen pflegen. Sich ſelbſt nannte der Alte einen Abkömmling der ehemaligen Schelagi oder, wie die Tſchuktſchen ſie zu nennen pflegen, Tſchewany, die ſchon ſeit vielen Jahren längs der Küſte nach Weſten gezogen ſeien. Von ihm hätte auch der Fluß und die Bucht Tſchewan oder Tſchaun den Namen erhalten. Am folgenden Tage kehrte der Kamakaj mit ſeinen Weibern, Kindern und einem Neffen wieder. Wir tranken eben Thee und ſetzten ihnen davon vor; ſie goſſen ihn aber, ſobald ſie denſelben gekoſtet, mit einer Art von Widerwillen weg und ſchnitten ſich aus dem Fußboden des Zeltes tüchtige Stücke Schnee, an denen ſie begierig kauten, um den früheren Geſchmack zu vertreiben. Ueberhaupt pflegen ſie zum Schluſſe jeder Mahlzeit ein tüchtiges Stück Schnee mit Wohlbehagen als Nachtiſch zu verſpeiſen. Der Zucker aber ſchmeckte ihnen trefflich, beſonders dem Neffen, dem derſelbe ſüße Erinnerungen an ſeine Taufe auf dem Jahrmarkte zu Oſtrownoje weckte, wobei er recht viel Zucker gegeſſen habe. Von dieſer ſelbſt wußte er faſt nichts mehr zu ſagen; ſogar ſeinen Taufnamen hatte er vergeſſen. Von ſeiner damals mit ihm getauften Frau, an die er uns deshalb wies, erfuhren wir, daß er damals Nikolaj und ſie Agaphia genannt worden ſei; auch trug ſie noch ſein und ihr metallenes Taufkreuz am Halſe. Während unſere Nartenführer derſelben das Zeichen des Kreuzes und die bei Gebeten üblichen Verbeugungen lehrten, wußte ihr kleiner Sohn ſehr geſchickt ein paar Meſſer, einige Glasperlen und andere Kleinigkeiten zu entwenden. Der Kamakaj war ein in ſeiner Art ganz gebildeter Mann. Er wußte mir genau das ganze Küſtenland bis zum Nordkap zu beſchreiben, zeichnete mir ſogar mit einer Kohle das Kap Schelagskoj und bezeichnete mir öſtlich von dieſem eine kleine Inſel, die wir auch ſpäter fanden. Auf meine Frage nach dem geſuchten nördlichen Lande erzählte er mir

Folgendes: Zwiſchen dem Kap Schelagskoj und dem Nordkap unweit der Mündung eines Fluſſes ſehe man von der Felſenküſte an hellen Sommertagen in weiter Ferne nach Norden zuweilen hohe, mit Schnee bedeckte Berge. Früher ſeien zuweilen große Rennthierheerden, wahrſcheinlich von dort, über das Meer gekommen. Seiner Meinung nach gehörten jene Berge nicht einer Inſel, ſondern einem großen Lande an, zu dem einmal, wie ſein Vater ihm erzählt habe, vor Alters ein Tſchuktſchen-Aelteſter mit ſeinen Angehörigen in großen, ledernen Baidaren hinübergefahren ſei. Daſſelbe müſſe auch von Menſchen bewohnt ſein, weil man vor einigen Jahren an der Inſel Arautan einen Wallfiſch gefunden habe, der mit Wurfſpießen aus Schieferſtein verwundet war, dergleichen unter ihnen nicht zu finden ſeien *). Ich beſchenkte den guten Alten für ſeine Bereitwilligkeit, uns Rede zu ſtehen, reichlich und verſicherte ihn einer koſtbaren Belohnung von der Regierung, wenn ſeine Ausſagen ſich als gegründet erwieſen. Höchſt erfreut, bat er mich angelegentlichſt, dafür zu ſorgen, daß der Beloj Tſar' ihm einen eiſernen Keſſel und einen Sack voll Tabak ſchicken möge, dann würde er vollkommen glücklich ſein. Ich verſprach, mein Möglichſtes zu thun, und er ſchied ſehr zufrieden mit der guten Aufnahme von uns. — Die Landenge, auf welcher wir uns befanden, lag nach meinen Meſſungen in 70° 2′ nördlicher Breite und 171° 3′ öſtlicher Länge.

Am 10. ſetzten wir bei einer Kälte von 26 Grad und dichtem Schneegeſtöber, welches die Küſte und die Eisfläche des Meeres kaum zu unterſcheiden geſtattete, unſere Fahrt nach Oſten fort. Am 11. lagerten wir an der Mündung eines breiten Stromes, den die Tſchuktſchen Werkon nennen. Das öſtliche Ufer war niedrig, während das weſtliche nach Norden in ein ſteiles Kap von 280 Fuß ſenkrechter Höhe auslief, dem ich den Namen Kap Kyber gab. Etwa 3½ Werſt nördlich von ihm liegt eine etwa 2½ Werſt im Umfange haltende, von hohen Toroſſen umſchloſſene Felſeninſel, Amgaoton von den Tſchuktſchen genannt.

*) Er konnte auch von den Aleuten herübergeſchwommen ſein, die ſich ſolcher Wurfſpieße bedienen.

Ich benannte ſie Schalaurow *), nach dem Manne, der durch ſeinen kühnen Unternehmungsgeiſt, ſeine Beharrlichkeit, ſeine Reiſen und ſeinen Tod in dieſen Gegenden wohl verdient hat, daß wenigſtens ſo ſein Name hier erhalten werde. An der Weſtküſte der Inſel finden ſich zahlreiche Haufen übereinandergethürmter Wallfiſchrippen. Sie ſind die Ueberbleibſel der Hütten eines Volkes, welches ehemals hier gelebt und ſich von Fiſchen und Amphibien genährt haben ſoll, vornehmlich von Wallfiſchen, deren rieſenhafte Rippen ſie ſtatt Balken und Stangen zum Baue ihrer Wohnungen brauchten. Ihre Sprache ſoll viel Aehnlichkeit gehabt haben mit der Mundart der an der Behringsſtraße anſäſſigen Tſchuktſchen, welche auch in ähnlichen Wohnungen leben. Dieſe bilden mit den Aleuten und Grönländern einen und denſelben Stamm, der ſich demnach vom Oſten des nördlichen Amerikas längs dem Ufer des Eismeeres bis zum Kap Schelagskoi erſtreckt.

Am 13. verließen wir die Küſte und richteten unſern Lauf auf dem Eiſe gerade nach Norden. Vier Werſt vom Lande ließ ich einen Eiskeller machen und ſchickte die dadurch geleerten Karten zurück. Schon am 14. (bei 25 und 28 Grad Kälte) und noch mehr am 15. geriethen wir in ſo ungeheuere Toroſſen, daß wir am letzteren Tage mit unſäglicher Anſtrengung nur erſt 5 Werſt zurückgelegt hatten, als der klägliche Zuſtand unſerer Karten uns zum Stillſtand nöthigte. Ich ſchickte deren wiederum 8 zurück und vergrub hier den größten Theil unſerer Lebensmittel in zwei großen Behältern. Auf fünf Tage mit dem Nöthigen verſehen, drang ich mit Herrn Kosmin und fünf Leuten weiter nach Norden vor. Ein heftiger Weſtwind, der ein die Luft verfinſterndes Schneegeſtöber herbeitrieb, erlaubte uns am 17. noch nicht, abzureiſen. In der darauf folgenden Nacht wuchs er zu einem wirklichen Sturme an, der die Eisfläche um unſer Lager aufbrach, ſo daß wir uns auf einer abgelöſten Eisinſel von etwa 50 Faden im Durchmeſſer befanden. Nach allen Seiten waren Riſſe entſtanden, welche ſich durch die Wuth des Sturmes mit furchtbarem Krachen und Getöſe immer mehr erweiterten.

*) Siehe Einleitung.

Viele derſelben erreichten bald eine Breite von 15 Faden, und das Eisinſelchen, dem wir unſer Leben anvertraut hatten, ward vom Sturm hin- und hergeworfen. In ſolcher Lage brachten wir ohne Feuer, jeden Augenblick unſeres Unterganges gewärtig, die Nacht zu. Der Morgen brach an und mit ihm ein günſtiger Wind, der unſere Eisſcholle mit den übrigen wieder zuſammendrängte.

Am 19. wagten wir es, aufzubrechen, obgleich wir im Norden deutlich die dunklen Dünſte des offenen Meeres aufſteigen ſahen. Wir arbeiteten eifrig den ganzen Tag, uns in nordöſtlicher Richtung einen Weg durch die Toroſſen zu bahnen. Bald mußten wir große, offene Eisſpalten umgehen, bald fuhren wir über mit dünnem Eiſe bedeckte mit Lebensgefahr weg und hatten am Abend doch erſt 10 Werſt zurückgelegt. Am 20. nöthigten uns die wild aufgethürmten Toroſſen zu einer weſt-nord-weſtlichen Richtung, doch als wir in ihr kaum 8 Werſt vorgedrungen waren, befanden wir uns vor einer wenigſtens 5 Werſt breiten, ungeheueren Eisſpalte, die mit einer neuen, dünnen und vollkommen glatten Eisrinde überzogen war. Sie zu umgehen, war unmöglich und wir ſchlugen an ihrem Rande unſer Nachtlager auf. Am andern Morgen entſchloß ich mich, über die dünne Eisdecke des Kanals zu fahren, und nur unſern Hunden hatten wir das Gelingen dieſes Wagſtückes zu verdanken. Der vorderſte Schlitten brach wirklich an mehreren Stellen ein, aber die Thiere flogen, als wenn ſie ſelbſt die Gefahr ahneten, unter dem unaufhörlichen Ermunterungsrufe der Führer mit ſolcher Blitzesſchnelle über das berſtende Eis dahin, daß der Schlitten nicht zum Sinken kam, ſondern mit den übrigen glücklich das jenſeitige Eisufer erreichte. Die Beſchaffenheit des Eiſes war hier unſerm Vorbringen günſtig und wir legten, zuletzt noch einen Theil der Nacht beim Leuchten eines ſchönen Nordlichts benutzend, 24 Werſt zurück. Am 22. wurde unſere Fahrt durch eine Menge offener Stellen unterbrochen, die von dem dichtfallenden Schnee zum Theil ſo bedeckt waren, daß die vordern Hunde mehrmals in's Waſſer fielen und die Narten Gefahr liefen, mit fortgeriſſen zu werden. Doch legten wir 30 Werſt zurück und übernachteten in einer Toroſſengruppe, die, rings von Eisſpalten

umgeben, wie eine Felseninsel dastand. Ein noch wichtigeres Hinderniß unseres weiteren Vordringens wurde jetzt der Mangel an Hundefutter. Doch ich schickte noch zwei Narten zurück und belud mit einem Theile ihrer Vorräthe die beiden letzten und setzte mit ihnen am 23. meine Fahrt nach Norden fort. Nachmittags sahen wir, so weit unser Blick reichte, nördlich dichte, dunkelblaue Dünste aus dem Meere aufsteigen. Ungeachtet dieses untrüglichen Zeichens drangen wir noch 9 Werst vor, bis eine an der schmalsten Stelle über 150 Faden breite Spalte, die sich von Westen nach Osten über unsern ganzen Gesichtskreis erstreckte, uns völlig den Weg versperrte. Ein immer heftiger wehender Westwind erweiterte immer mehr diesen offenen Kanal. Wir erklimmten eine hohe Torosse, und vor uns lag weit ausgebreitet das unermeßliche, offene Meer. Ein furchtbarer, großartiger, aber trauriger Anblick! Zwischen und auf den schäumenden Wogen schaukelten ungeheuere Eisberge umher, die durch Sturm und Wasser, bald liegend, bald aufrecht schwimmend, gegen die lockere Eisfläche jenseits des vor uns liegenden Kanals geschleudert wurden und sie zertrümmerten. Dies geschah mit so ungeheuerer Gewalt und Schnelligkeit, daß in Kurzem jene Scheidewand schwinden mußte. — Wir konnten nicht weiter! — Vor dem schmerzlichen Gefühle der Unmöglichkeit, solche Naturhindernisse zu überwinden, schwand auch die letzte Hoffnung, das räthselhafte Land zu entdecken, an dessen Dasein wir noch nicht zweifeln durften und das wir drei Jahre unter beständigen Entbehrungen, Mühseligkeiten und Gefahren aufzufinden gestrebt hatten.

Der Punkt unserer Umkehr lag in 70° 51′ nördlicher Breite und 175° 27′ östlicher Länge. Unsere Entfernung vom festen Lande betrug in gerader Linie 105 Werst. Die Tiefe des Meeres fand ich 22¼ Faden auf lehmigem Boden.

Noch an demselbigen Tage legten wir auf dem kurz zuvor von uns gebahnten Wege 35 Werst zurück. Am folgenden Tage verlor sich schon die alte Spur unserer Narten an vielen Stellen in frischen, kreuz und quer übereinandergehobenen Torossen. Ueber manche neu entstandene, breite Spalten setzten wir auf Eisschollen, deren wir uns als Fähren bedienten. Abends trafen

wir bei der Vorrathsniederlage ein, wo die zwei zurückgeschickten Narten unser warteten. Ich fühlte, daß hier kein Säumen stattshaft sei, und die hier verborgenen Lebensmittel sollten am andern Morgen (den 25.) schnell zur Weiterreise aufgepackt werden, als mein bester Nartenführer von so heftigen Rückenschmerzen befallen wurde, daß wir noch einen ganzen Tag bleiben mußten. Unser Kranker fühlte sich am 26. durch die Ruhe und Einreibungen von Spiritus und Thran zwar gebessert, aber doch noch außer Stande, seinen schwierigen Dienst zu versehen. Doch aber ward es immer dringender, das verrätherische Eis zu verlassen; die Kälte betrug am Morgen nur 2 Grad. Da übernahm Herr Kosmin selbst die Führung der Narte und wir eilten mit Zurücklassung eines Theils unserer Vorräthe, die wir nicht unterbringen konnten, vorwärts. Schon nach 3 Werst verschwanden die Spuren unserer Hinfahrt gänzlich und ganz neue Torossen und Eisspalten erschwerten uns die Fahrt ungemein. Wir mußten, um weiter zu kommen, einen Theil unserer Ladung abwerfen. Auch dieses Opfer half nicht auf lange. Als wir mit vieler Mühe noch 2 Werst zurückgelegt, verschwand alle Hoffnung, zwischen den offenen Stellen durchzukommen. Im Westen lag das Meer mit seinen umhertreibenden Eismassen schon offen vor uns und dicke Dünste, die aus ihm aufstiegen, verfinsterten die Luft. Im Süden glaubte man noch eine Eisfläche zu erblicken, sie bestand aber aus lauter größeren Bruchstücken und zwischen uns und ihnen lag offenes Wasser. So von allen Seiten abgeschnitten, sahen wir der Nacht mit Bangen entgegen. Die Luft blieb still und das Meer ruhig. Ein leichter Wind trieb Nachts die Eisinsel, auf der wir standen, langsam nach Osten. Der Nachtfrost kittete unsere Scholle und die kleinern, die uns umgaben, wieder an die größere Fläche, die wir am 27. bei Sonnenaufgang glücklich erreichten. Doch schon nach einer Werst sahen wir uns in einem Labyrinthe von offenen Wasserstellen, die uns nach allen Seiten den Weg abschnitten. Wir blieben auf einer der größeren Schollen, um so mehr, da sich am düstern Himmel die Vorboten eines nahenden Unwetters zeigten. Der scharfe Westwind wuchs bald zum orkanartigen Sturme heran. Das furchtbar aufgeregte Meer schleuderte die Eisschollen in allen Richtungen

gegen einander. Hier richteten sich zwei ungeheure Eisflächen senkrecht auf, standen ein paar Augenblicke gleich schlagfertigen Kämpfern sich gegenüber, und stürzten dann krachend und zischend übereinander in die Fluthen hinab, dort wurden mächtige Eisberge wie leichte Federbälle hoch auf die Gipfel der wüthenden Wogen erhoben und stürzten dann zertrümmernd mit furchtbarem Getöse auf die nächsten Eisfelder — es war ein schreckliches, riesiges Bild der auf's Höchste aufgeregten Polarnatur. In peinlicher Unthätigkeit verbrachten wir drei qualvolle Stunden in dieser schrecklichen Lage. Noch hielt die Eismasse unter uns zusammen, doch plötzlich ergriff sie der Sturm und schleuderte sie mit ungeheuerer Gewalt gegen eine andere, größere Eisfläche — ein fürchterlicher Ruck, ein betäubendes Getöse, und wir fühlten unter uns die Eismasse zerbröckelt nachgeben und das Wasser überall hervorquellen. Der Augenblick unseres Untergangs war da! Aber in dem furchtbaren, entscheidenden Moment, wo Rettung unmöglich schien, da rettete uns der jedem lebenden Wesen angeborene Trieb der Selbsterhaltung. Ihm folgend, sprangen wir Alle zugleich auf die Schlitten, trieben die Hunde an, ohne zu wissen, wohin, flogen pfeilschnell über die sinkenden Eisbrocken auf das Eisfeld, an welchem wir gestrandet waren, und erreichten glücklich eine noch festsitzende, mit hohen Torossen besetzte Eismasse, auf der unsere Hunde von selbst stille standen. Wir waren gerettet! Freudig umarmten wir uns und dankten vereint Gott für unsere wundervolle Erhaltung. Aber das fortdauernde Brüllen des wild tobenden Sturmes, das furchtbare Krachen der übereinanderstürzenden Eiscolosse trieb uns nach kurzer Rast vorwärts, der im Süden sichtbaren Küste zu. Gegen Abend gelangten wir zu unserem ersten Vorrathskeller im Eise, luden aus ihm so viel als möglich auf unsere Narten und erreichten glücklich vor dem völligen Eintritte der Dunkelheit die Küste. Wir schlugen unser Lager nahe der Mündung des Flusses Werkon unter dem Schutze eines Felsens auf und stärkten uns nach so vielen in steter Lebensgefahr verbrachten Stunden einmal wieder durch etwas Nahrung, besonders aber durch den Genuß des so labenden Thees.

Am 28. hatte sich der Sturm gelegt und wir konnten die

noch übrigen Vorräthe aus dem nächsten Eiskeller an's Land schaffen. Der Versuch aber, die aus dem weiter nördlich gelegenen ebenfalls zu retten, mißlang, da, ungeachtet die Kälte wieder bis auf 21 Grad kam, die Spalten und offenen Stellen im Eise noch nicht völlig zugefroren waren. Durch diesen Verlust unserer Vorräthe geriethen wir in ernste Besorgniß, und unsere ganze Hoffnung beruhte auf der Wiedervereinigung mit der Abtheilung des Herrn von Matiuschkin, der mit der Aufnahme der Küste beauftragt war. Nachdem wir für ihn auf einem Hügel eine Art Wahrzeichen, das ihn von unserer peinlichen Lage unterrichten sollte, errichtet hatten, zogen wir am 2. April in östlicher Richtung längs der bald ganz flachen Küste weiter. Am 6. aber, nachdem Herr Kosmin noch einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, jenen nördlichen Vorrathskeller zu erreichen, sahen wir uns zur Umkehr genöthigt. Wir befanden uns 360 Werst von unsern Vorräthen im Balagan an der großen Baranicha und unser Hundefutter reichte höchstens noch drei Tage.

Wir hatten in sehr trauriger Stimmung etwa 10 Werst zurückgelegt, als wir plötzlich durch die Erscheinung des Herrn von Matiuschkin und seiner Begleiter überrascht wurden. Das Wiedersehen stimmte Alle zur Freude und entriß uns der beängstigenden Sorge, denn die kleine Karawane war gesund und reichlich mit Lebensmitteln und Futter versehen. Sie waren häufig mit den Tschuktschen zusammengetroffen und hatten unter andern am Schelagschen Vorgebirge die Bekanntschaft eines Kamakaj gemacht, der von einem hoch im Norden gelegenen großen Lande gesprochen hatte, dessen wilde Bewohner sich blos vom Schnee nährten. Höchst bemerkenswerth war auch seine Mittheilung, daß sich östlich von dem Werkon auf der Küstentundra die Ueberreste eines Hauses befänden, das von Russen erbaut sei, welche sich, nach der Erzählung seines Vaters, von einem großen, gescheiterten Schiffe dorthin gerettet hätten und dort umgekommen seien. Vor vielen Jahren wären herumziehende Tschuktschen auf diese Hütte gestoßen und hätten in derselben benagte, menschliche Gebeine und Schädel, etwas Lebensmittel und Tabak und mehrere große, weiße Segel gefunden, sowie in der Nähe eine Schmiede mit allerlei Eisengeräthe. Meinem Gefährten war es

darauf gelungen, die Ueberbleibsel dieser Hütte zu finden, deren glatt behauene und gut zusammengefügte Balken bewiesen, daß sie nicht von Eingeborenen, jedoch zu einem längeren Aufenthalte erbaut war. Auch die Zeitangabe des Kamakaj (nämlich 1764 oder 65) läßt wohl keinen Zweifel übrig, daß die zerfallende Hütte das Grab des merkwürdigen Schalaurow ist. Das Mitgefühl, welches selbst die ungebildeten Begleiter an dieser Stätte über das traurige Ende des merkwürdigen Mannes äußerten, war eine rührende, seinem Andenken gewidmete Todtenfeier.

Dem Doctor Kyber war zu Ostrownoje von einigen Tschuktschen-Häuptlingen auch von einem im Norden liegenden Lande erzählt worden, dessen hohe Berge sie nördlich von einem Orte, den sie Jakan nannten, an heiteren Tagen gesehen haben wollten. Wir beschlossen, diesen weiter östlich gelegenen Küstenpunkt aufzusuchen. Nachdem wir zuvor einen Theil unserer Vorräthe im Eise vergraben und 6 dadurch erledigte Narten zurückgeschickt hatten, brachen wir mit den 7 uns noch übrig bleibenden am 7. April bei so gelindem Wetter auf, daß wir Mittags 2 Grad Wärme hatten. Dieser Umstand nöthigte uns, in dieser ganzen Zeit meist des Tages zu ruhen und die kältere Nacht zu unsern Fahrten zu benutzen. Am 8. kamen wir längs der hier hohen Küste zu einem in's Meer hinaustretenden Felsen, hinter dem dieselbe plötzlich wieder niedrig wurde. Nach allen Beschreibungen war dies das Kap Jakan. Es lag in 69° 41′ nördlicher Breite und 176° 32′ östlicher Länge. Der Himmel war rein und hell. Mit der größten Aufmerksamkeit blickten wir nach Norden, in der Hoffnung, vielleicht das ersehnte Land zu entdecken, jedoch vergeblich. Wir zogen östlich weiter und gelangten nach 4½ Werst an die Mündung des Flüßchens Jakan Uwajan. Nahe dabei lag das 21 Fuß lange Gerippe eines großen Bootes, das die Tschuktschen, wie sie erzählten, wenn das Meer offen ist, mit Wallroßhäuten überziehen und zur Wallroßjagd benutzen, denn diese Thiere finden sich vom Kap Jakan bis zum Tschukotskoj-Noß in großer Menge. — Wir hatten uns von dem ersteren 55 Werst entfernt, als wir auf eine Menge Treibholz stießen, an dem wir großen Mangel zu leiden anfingen. Dieses sowohl, als die am 9. wieder eintretende Kälte kamen dem

Herrn von Matiuſchkin ſehr zu ſtatten, der mit drei Narten und mit Vorräthen auf 15 Tage eine nochmalige Eisfahrt in nördlicher Richtung antrat, um das bezeichnete Land zu ſuchen, während ich die Aufnahme der Küſte fortſetzte.

Nach einer Fahrt von 48 Werſt gelangten wir zur Mündung des Flüßchens Kuſegun und machten 13 Werſt jenſeits deſſelben am Morgen des 10. April Halt. In Haufen zuſammengelegtes Treibholz und viele Spuren von Rennthierſchlitten deuteten uns die Nähe von Menſchen an. Als wir noch 23 Werſt zurückgelegt hatten, erblickten wir im Oſten einen weit in das Meer vortretenden Felſen, der durch eine ſehr niedrige Landzunge mit dem Feſtlande zuſammenhängt, und auf dieſer, als wir uns am Morgen des 11. näherten, einige Tſchuktſchenhütten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieſes Vorgebirge daſſelbe iſt, welches Capitain Cook im Jahre 1777 ſah und das Nordkap benannte. Es führt jetzt den Namen Kap Ir-Kaſpiſ. Wir näherten uns langſam der Niederlaſſung der Tſchuktſchen und machten, um ſie durch unſer plötzliches Annähern nicht zu erſchrecken, etwa 1½ Werſt von ihnen auf dem Eiſe Halt. Trotz dem ſahen wir ſie eilig hin- und herlaufen und dann zur Berathung in Gruppen zuſammentreten. Endlich näherten ſich uns zwei Männer langſam, doch ohne Zeichen von Furcht. Als ich ihnen meinen Dolmetſcher entgegenſchickte, begrüßten ſie ihn mit feierlichem Ernſte und ſetzten ſich ſchweigend auf dem Eiſe nieder. Dieſer ſtopfte, gleichfalls ſchweigend, die Ganſy, und erſt als ſie dieſelben ausgeraucht hatten, ſetzte er ſie in einer langen Anrede von unſern friedlichen Abſichten in Kenntniß, worauf ſich Beide zu unſerm Lagerplatz führen ließen. Der Eine, Namens Etel, ſtellte ſich mir als den Häuptling dieſes kleinen Stammes vor und ließ mir durch ſeinen Gefährten zwei friſch gefangene Seehunde als Freundſchaftsgeſchenk überreichen. Er erklärte ſich bereit, uns nach Kräften in unſerem Vorhaben zu unterſtützen, um ſo mehr, als es ſich auswies, daß er ein Verwandter des Kamakaj vom Kap Schelagskoj war und ich ihn mit Tabak und einigen Kleinigkeiten beſchenkte. Als wir am andern Tage auf ſeine Einladung ihn beſuchten, empfing er uns unter einer Art großem Zelte aus Rennthierfellen, umgeben von ſeinen ſämmt-

lichen Kostbarkeiten und Schätzen. Mit einem gewissen Geschmack waren hier aufgestellt: ein ansehnlicher Vorrath von Steinfuchsbälgen, breite Riemen aus Wallroßhaut, eine Menge Fischbein, einige sauber gearbeitete Rennthierschlittchen, lederne Kriegswämse, Wurfspieße, Bogen und Pfeile, allerlei Geräthschaften zur Fischerei und Seehundsjagd u. s. w. Er forderte mich auf, mir davon zu nehmen, was mir gefiele, und ihm dafür eine Flinte und Pulver zu geben. Ich versprach, seine wiederholte dringende Bitte zu erfüllen, wenn er sich anheischig machen wolle, uns 13 Seehunde zum Hundefutter zu liefern, auf seinen Schlitten einen Vorrath von Brennholz herbeizuschaffen und uns bis auf die Insel Koliutschin zu begleiten, wo er eine verheirathete Schwester hatte. Ohne Zögern willigte er ein, pries meine Uneigennützigkeit und Großmuth und gab sogleich die nöthigen Befehle zur Vollführung seiner Zusagen. Bevor ich ihn wieder verließ, trat er noch mit der Bitte zu mir: »Erlaubst Du mir, Tajon, einen Bataß (eine Art großes, breites Messer, das an einem langen Stocke befestigt wird) mitzunehmen, den ich meiner Schwester zum Geschenke bestimmt habe?« Obgleich ich die eigentliche Absicht, nicht ohne Waffe sich uns anzuvertrauen, wohl durchschaute, so willigte ich doch darein, und wir schieden als die besten Freunde.

Am andern Morgen erschien Etel völlig zur Reise gerüstet bei uns. Er hatte seine besten Kleider angelegt; auf dem Rücken trug er eine Art von Quersack mit Tabak und einigen andern europäischen Kleinigkeiten, die er auf Koliutschin verhandeln wollte. Seine Müze war reichlich mit Glasperlen, Ohrgehängen u. dergl. verziert und oben mit einem großen Rabenkopfe geschmückt, welcher, wie er versicherte, uns eine glückliche Reise und einen freundlichen Empfang verschaffen sollte. Nachdem wir drei Viertheile unserer Vorräthe in der Hütte unseres neuen Freundes zurückgelassen hatten, brachen wir mit ihm, fast von sämmtlichen Bewohnern eine Strecke geleitet, auf. Wir machten an diesem Tage eine Fahrt von 90 Werst und erreichten, nachdem wir um Mittag über die nicht sehr breite, aber desto reißendere Ekechta gesetzt hatten, am späten Abend zwei einzelne Tschuktschenhütten. Das Bellen unserer Hunde weckte die fried-

lichen Bewohner aus ihrem Schlafe und diese machten, durch unsere Ankunft erschreckt, auf einer großen Schamanentrommel ein heilloses Getöse, bis es ihrem Freunde Etel durch seine Beredtsamkeit und durch das bedeutungsvolle Friedenszeichen, den Rabenkopf, gelang, uns Aufnahme zu verschaffen.

Am folgenden Tage, den 14. April, legten wir wiederum eine Strecke von 84 Werst zurück. Wir fuhren über die 2½ Werst breite Mündung des Flusses Amgujem, wo früher bedeutende Rennthierzüge den Tschuktschen von der Insel Koliutschin eine ergiebige Jagd verschafften, und gelangten erst spät am Abend an dem westlichen Ufer des Wankarem und dem gleichnamigen Kap zu einer Tschuktschenniederlassung, deren Bewohner ebenfalls schon im tiefen Schlafe lagen. Ehe Etel sie weckte, suchte er eine Stelle in der Nähe der vier Hütten auf, wo die Gebeine einiger seiner Stammverwandten begraben lagen, sprach dort halblaut mit ernster Rührung ein Gebet und opferte den Geistern der Verstorbenen einige Tabaksblätter. Dann erst trat er in eine der Hütten und verschaffte uns eine gastliche Aufnahme. — Merkwürdig ist die durchaus gleiche Bildung der drei Vorgebirge Schelagskoj, Ir-Kajpij und Wankarem. Alle drei bestehen aus hohen, durch schmale Landzungen mit dem Festlande verbundenen Felsen von sehr feinkörnigem Sienit mit grünlich-weißem Feldspath, dunkelgrüner Hornblende und Glimmer. Der einzige Unterschied ist, daß bei den östlicheren die Felsen an Höhe und die Landengen an Breite abnehmen. Nachdem wir am 15. auf der sich merklich erhebenden Küste 25 Werst zurückgelegt hatten, erreichten wir das Felsenkap Onman, das sich durch seine Höhe und eine Reihe nahe dabei aufsteigender, 140 Fuß hoher Säulen auszeichnet, welche den Ruinen eines großartigen Gebäudes sehr ähnlich sehen. In deren Nähe lagen, der ganzen Rauheit des Klimas ausgesetzt, einige Wohnungen. Der Tschuktsche ist unempfindlich gegen die Kälte, sein Wald, Acker und Garten ist das Eismeer mit seinen Seehunden und Wallrossen, die ihm für alle Bedürfnisse genügen. — Als wir das Kap umfahren hatten, sahen wir in einer Entfernung von 30 Werst die Insel Koliutschin in Form eines runden Berges und erreichten sie

auf dem gut eingefahrenen Wege der Tschuktschen in kurzer Zeit. Sie wird auf der Seeseite von steilen Granitfelsen beschränkt und hat nach der Landseite zu eine Ausdehnung von 3¼ Werst. Auf der flachen Südspitze liegt das aus 11 Häusern bestehende Tschuktschendorf. Etwa ¼ Werst vor demselben schlugen wir unser Lager auf. Bei unserem Anblicke gerieth die ganze Bevölkerung des Ortes in Bewegung. Die Weiber und Kinder flüchteten auf einen Berg, die Männer aber stellten sich, mit Spießen, Bataffy und Bögen bewaffnet, kampffertig in Schlachtordnung vor ihren Hütten auf. Jetzt sahen wir ein, wie nützlich uns Etels Begleitung und sein bedeutungsvoller Rabenkopf war. Er begab sich allein zu dem wilden Haufen und wußte sehr bald dessen feindselige Sinnesart in die entgegengesetzte umzuwandeln. Mein Anerbieten, ihnen Tabak und Glasperlen gegen Wallfischfleisch für unsere Hunde zu geben, war ihnen sehr willkommen, da sie im vorigen Sommer allein 50 Wallfische erlegt hatten. Bald fanden sich auch von der Küste her viele Tschuktschen ein und waren über 70 Menschen um uns versammelt, so daß unser Lager einem kleinen Markte glich. Jeder Ankommende mußte vor allem Handel mit Tabak beschenkt werden. Die Meisten gaben sich für Häuptlinge aus und Jeder verlangte ein größeres Antrittsgeschenk als sein Vorgänger, so daß unser Tabaksvorrath bald erschöpft war. Unter ihnen war auch ein Tschuktschenhäuptling von der Behringsstraße. Ueber seiner rauhen Kuchlänka trug er zwei kleine Heiligenbilder und vier metallene Kreuzchen, dazwischen hing eine Art hölzerner Kapsel, welche zwei schriftliche Zeugnisse enthielt, auf welche er sich gewaltig viel einbildete. Das eine besagte, daß er und seine drei Söhne getauft seien, das andere, daß er dem Kaiser einen schwarzen Fuchsbalg übersandt und dafür von demselben als Zeichen des Wohlwollens ein rothtuchenes Oberkleid erhalten habe. Er schlug bei jeder Gelegenheit ein Kreuz und rühmte sich, daß er Zwieback und Zucker zu essen und Thee zu trinken verstehe. Dieser Prahler war uns sehr lästig und der unverschämteste in seinen Forderungen. Sonst konnten wir mit diesen Leuten zufrieden sein, bis auf ihre Neigung zum Diebstahl, die diesen Kindern des äußersten Nordens so eigenthümlich wie den Südseeinsulanern

zu ſein ſcheint. — Die Inſel liegt in 67° 26′ nördlicher Breite und 184° 24′ öſtlicher Länge.

Wir waren 1060 Werſt von Nis'hne-Kolymsk entfernt, das wir vor dem eigentlichen Frühling wieder erreichen mußten; unſere Hunde waren ſehr entkräftet und es fehlten mir die Mittel, noch Futter für dieſelben einzutauſchen. Gern hätte ich noch die Küſte bis zur Behringsſtraße aufgenommen, doch unter dieſen Umſtänden mußte ich darauf verzichten und trat am 17. April Abends, noch viel von der Habgier der Tſchuktſchen gequält, die Rückreiſe an. Am 20. erreichten wir wieder das Dörfchen Ir-Kaſpij unter lautem Jubel der Bewohner über die glückliche Rückkehr ihres Häuptlings Etel. Sie hatten die zugeſagten Vorräthe an Seehunden angeſchafft, und wir verweilten noch einige Tage unter ihnen.

Thun wir hier erſt noch einen Rückblick auf das merkwürdige und noch ſo wenig bekannte Volk, unter dem wir uns aufhielten. Die Tſchuktſchen bewohnen die Nordoſtſpitze Aſiens von der Tſchaunbucht bis zur Behringsſtraße einerſeits und von dem Anadyr und der Obergegend des trockenen Aniuj bis an das Eismeer andererſeits. Ihre Nachbarn ſind die Koräken, Tſchuwanzen und Jukahiren. Ihre Wohnplätze erſtreckten ſich früher, ehe die Koſaken die Gegend der Kolyma unterwarfen, bis an dieſen Fluß. Sie verändern ihre Wohnſitze nur, wenn Mangel an Futter für ihre Rennthiere ſie dazu nöthigt, und ihnen iſt eine gewiſſe Sorge für die Zukunft und Sparſamkeit, ſowie eine Habſucht eigen, die der echte Nomade nicht kennt. Selbſt ſeine bequemere und ſchwerfälligere Kleidung iſt mehr auf eine ſitzende Lebensart berechnet. Dagegen zeichnen ſich die Tunguſen, als ein eigentliches Nomadenvolk, durch ihre Gewandtheit, Beweglichkeit und ihren beſtändigen Frohſinn vor allen hieſigen Völkerſchaften aus, ſo daß wir ſie die Franzoſen der Tundra zu nennen pflegten. Die Rennthier-Tſchuktſchen, die ſich ſelbſt Tennygk nennen, bewohnen den gebirgigen Theil dieſes Landſtrichs und bilden die Hauptmaſſe der Bevölkerung. Früher lebten Alle faſt allein von dem Ertrage ihrer großen Rennthierheerden, mit denen ſie in der Tundra umherzogen; Viele aber verloren dieſelben und mußten an der Küſte durch Wallfiſch-, Seehunds- und Wall-

roßjagd ihr Leben friſten. Da dieſe Thiere je näher der Inſel Koliutſchin deſto häufiger ſind, ſo nimmt auch in der Nähe derſelben die Bevölkerung immer mehr zu. Zu unterſcheiden alſo ſind die anſäſſigen oder Küſten-Tſchuktſchen und die nomadiſirenden oder Rennthier-Tſchuktſchen. Beide ſtehen in gutem Vernehmen mit einander und die Erſteren liefern den Andern Wallfiſchfleiſch und Rippen, Wallroßriemen und ihren größten Leckerbiſſen, den Thran, und erhalten dagegen von dieſen Rennthierfelle und ſchon fertige Kleider. — Die Hütten der ſitzenden Tſchuktſchen haben die Geſtalt eines großen, unregelmäßigen Kegels, der nach Norden ſtark ausgebogen iſt, nach Süden aber gerade hinabgeht. In der Spitze iſt ein Loch zum Abzug des Rauches angebracht, an der Südſeite eine mit Fell verhängte Oeffnung als Eingang; an der Nordſeite ſteht innen ein zweites, viereckiges, niedriges Zelt aus doppelten Rennthierfellen, welches das eigentliche Wohn- und Schlafgemach iſt. Bei ſtrenger Kälte gebraucht man es auch als Küche, wo dann in Thran getränktes Moos zur Feuerung und Erleuchtung dient. Auch in der Küche brennen ſie wegen des faſt allgemeinen Holzmangels Wallfiſch- und andere Rippen und Knochen, die ſie, damit ſie beſſer brennen, mit Thran begießen. — Die Seehunde fangen ſie in aus Riemen verfertigten Netzen, die ſie unter das Eis auslegen, oder ſie machen Jagd auf dieſelben, indem ſie, um unbemerkt auf dem Schnee zu bleiben, ganz weiß gekleidet, ſich in die Nähe der Luftlöcher legen, bei denen die Thiere herauszukommen und ſich zu ſonnen pflegen. Darauf ſcharren und kratzen die Jäger leiſe mit fünf an einem Stäbchen befeſtigten Bärenklauen, wodurch, wie ſie behaupten, das Thier eingeſchläfert werden ſoll, und kriechen dabei immer näher heran, bis ſie den ſorgloſen Seehund mit dem Spieße erreichen. Den Wölfen ſtellen ſie auf eine ſehr ſinnreiche Art nach; ſie ſpitzen nämlich ein ſtarkes Stück Fiſchbein an beiden Enden zu und verbinden es durch einen Faden zu einem Ring, dieſen begießen ſie mit Waſſer, bis ſich eine feſte Eiskruſte um denſelben bildet, welche das Fiſchbein in ſeiner runden Form zu halten vermag. Darauf durchſchneiden ſie den Faden, beſtreichen das Ganze dick mit Fett und werfen es den Wölfen als Lockſpeiſe aus. Dieſe verſchlingen es gierig, die Eisrinde thauet

auf und das zurückschnellende Fischbein erstickt die Thiere. Dies Mittel soll selten fehlschlagen. — Auf der Insel Koliutschin werden die Wallrosse oft in großer Menge erlegt, indem die Eingeborenen dieselben, wenn sie auf das Ufer steigen, mit Stöcken und Peitschen weiter hinauftreiben und so mit leichter Mühe erlegen. Das Wallroß ist ihnen fast von dem gleichen Nutzen wie dem Nomaden das Rennthier. Das Fleisch und der Speck dienen ihnen zur Nahrung, der letztere in Ermangelung des Holzes, gleich dem Thrane, auch zur Erwärmung und Erleuchtung ihrer Wohnungen. Das Fell giebt dauerhafte Riemen zum Anspann und feste Stiefelsohlen. Aus den Eingeweiden werden leichte, wasserdichte Ueberkleider für den Sommer und aus den Sehnen eine Art sehr dauerhaften Zwirns verfertigt. Endlich liefern ihnen die großen Hauzähne des Wallrosses das herrlichste Elfenbein, aus welchem sie mit vieler Mühe eine Art schmaler, langer Trinkgeschirre verfertigen. Auch bedienen sie sich dieser Zähne wegen ihrer außerordentlichen Härte als Brechstangen, vorzüglich aber sind sie ein Hauptgegenstand für den Tauschhandel mit den Rennthier-Tschuktschen, die sie den Russen zuführen. —. Gefährlicher ist die Jagd auf die weißen Bären, die sie in ihren Höhlen zwischen den Torossen des zugefrorenen Meeres aufsuchen und meist erst nach langem Kampfe mit Spießen erlegen. — Zum Fischfang bedienen sie sich einer Art Setzkörbe, zur Vogeljagd einer Art Schleuder, die aus einer Menge langer und feiner Riemen besteht, an welchen Steine befestigt sind. Diese werfen sie sehr geschickt unter eine Heerde fliegender Gänse, die, sich in die Riemen verwickelnd, zu Boden fallen. — Im Allgemeinen sind sie keine Jäger und stellen unter den Vierfüßlern nur den Bären nach, deren Fleisch sie für einen besondern Leckerbissen halten. — Ihre Hauptwaffe ist der oben erwähnte Bataß. Statt des bei ihnen seltenen Eisens dienen ihnen meist die harten Wallroßzähne. Die ansässigen Tschuktschen fahren mit Hunden, die jedoch klein und schwächlich sind, und spannen deren vier in eine Reihe. — Bei diesen sowohl, als bei den nomadisirenden scheint eine Art Leibeigenschaft zu bestehen. Man findet nämlich bei den Wohlhabenderen ganze dienstthuende Familien, die sich nicht entfernen dürfen, kein Eigenthum besitzen,

von ihrem Herrn ernährt und gekleidet werden und ganz von seiner Willkür abhängen. Auf meine Frage nach dem Ursprunge dieser Leibeigenschaft wußte man mir nichts weiter zu erwidern als: »Es war ja immer so, und muß also auch so bleiben.« Wahrscheinlich sind es Abkömmlinge ehemaliger Kriegsgefangenen. — Alle Nahrungsmittel der Tschuktschen sind dem Thierreiche entnommen. Das gewöhnlichste ist abgekochtes Rennthierfleisch mit Seehundsfett oder Thran; zu den beliebtesten gehört das Fleisch des Eisbären und die Haut des Wallfisches, welche mit einer daran gelassenen Schicht Fleisch roh gegessen wird. Die Fleischbrühe wird erst völlig erkaltet und meist noch mit Schnee vermischt als durststillendes Getränk aus hölzernen Schaalen durch kleine Röhren von Rennthierknochen eingesaugt. Fische gelten nur als Nothbehelf. Salz verschmähen sie ganz bei ihren Speisen. Merkwürdig ist es auch, daß sie dieselben fast ganz kalt genießen und zum Nachtisch gewöhnlich noch ein großes Stück Eis. So habe ich auch gesehen, wie sie bei 30 und mehr Grad Kälte von Zeit zu Zeit mit großem Wohlgefallen eine Hand voll frischen Schnees verzehren.

Noch muß ich eines Volksstammes erwähnen, der an Körperbau, Kleidung und Sprache sich auffallend von den Tschuktschen unterscheidet. Er nennt sich Onkilon, die Seeleute, und bewohnt jetzt die südliche Meeresküste an der Anadyr-Bucht, soll aber vor 200 Jahren die ganze Tschuktschenküste vom Kap Schelagskoj bis zu der Behringsstraße eingenommen haben. Noch jetzt findet man die Ueberreste ihrer Erdhütten, welche in Form kleiner Hügel zur Hälfte in die Erde hineingegraben und oben mit Wallfischrippen geschlossen sind. Der Sage nach mußte ihr vornehmster Häuptling, Krächoj, in Folge einer heftigen Feindschaft mit dem Stammhaupte der Rennthier-Tschuktschen sammt seinem Volke auswandern. Von diesem Krächoj wird auch erzählt, er habe einen Tschuktschen-Häuptling getödtet und dafür sei sein Sohn von dem Sohne des Erschlagenen umgebracht worden, und er selbst habe sich, um der Blutrache zu entgehen, mit allen seinen Stammverwandten auf fünfzehn Booten nach dem Nordlande geflüchtet, dessen Berge man zuweilen von Jakan aus erblicke. Dabei muß ich auch der Erzählung eines Greises auf der Insel

Koliutſchin Erwähnung thun, der mir mittheilte, zur Zeit ſeines Großvaters wäre einmal ein Boot mit 6 Tſchuktſchen und einer Frau an ein ihnen unbekanntes Land verſchlagen worden. Die Schiffbrüchigen wären alle von den Eingeborenen ermordet und nur die Frau verſchont und wie eine Merkwürdigkeit im ganzen Lande umhergeführt worden. Sie ſei in einem großen Lande nördlich von der Inſel Koliutſchin geweſen, das, ſich weit nach Weſten erſtreckend, wahrſcheinlich mit Amerika zuſammenhänge. Zuletzt ſei ſie von den Kargauten, einem an der Behringsſtraße wohnenden Volke, wieder zu den Ihrigen entkommen. Die ganze Erzählung iſt aber ſowohl von der Frau ſelbſt, als auch von den nachherigen Ueberlieferern mit ſo viel unwahrſcheinlichen Abenteuerlichkeiten durchſpickt, daß ſie wenig Glauben verdient.

Am 23. April reiſten wir von dem Kap Ir-Kajpij in weſtlicher Richtung und fanden am folgenden Tage an der Stelle, wo Herr von Matiuſchkin ſeine Eisfahrt begonnen hatte, ein hohes, hölzernes Kreuz mit der Anzeige, daß große offene Stellen ihn zur baldigen Umkehr genöthigt hätten. Den 25. übernachteten wir bei Schalaurows Hütte. Den 1. Mai erreichten wir das Kap Schelagskoj, konnten aber leider dort von unſerm Kamakaj nur ſehr wenig Lebensmittel erhalten. Unſere Hunde waren ſehr abgemattet und hatten ſich die Füße blutig gelaufen, ſo daß wir einige, um ſie nur fortzubringen, auf die Narten laden mußten. Dabei gingen die Vorräthe für uns und die Hunde ganz zu Ende. Mit vieler Mühe ſchleppten wir uns noch bis zu unſerem Balagan an der Baranicha, wo wir das Entbehrte fanden und unſeren Hunden zwei Ruhetage bis zum 5. gönnen konnten. Je weiter wir kamen, deſto merklicher wurde der Einfluß des nahenden Frühlings, und obwohl die Eisdecke der Kolyma uns noch trug, ſo ſtand doch das Schneewaſſer ſchon hoch auf derſelben. Endlich erreichten wir am 10. Mai wieder Nis'hne-Kolymsk nach einer Abweſenheit von 78 Tagen, in denen wir 2300 Werſt gemacht hatten. Herr von Matiuſchkin war ſchon ſeit 6 Tagen eingetroffen.

Die Reihe unſerer Verſuche, das fragliche Land im Norden des Eismeeres aufzufinden, war nun geſchloſſen und hatte nur zu folgenden Ergebniſſen geführt: einmal, daß in jeder uns erreich-

baren Entfernung von der Nordküste Asiens sich kein solches Land befindet, und dann, daß, wenn die freilich unverbürgten und zum Theil nur sagenhaften Mittheilungen der Eingeborenen begründet sein sollten, ein noch anzustellender Versuch zur Auffindung jenes Landes von Jakan aus unternommen werden müßte und nur in einem sturmlosen, anhaltend kalten und lange dauernden Winter erfolgreich sein könnte. Auch die übrigen Arbeiten und Forschungen der Expedition waren als beendigt anzusehen, und so konnten Herr von Matiuschkin und Doctor Kyber schon Anfangs Juli nach der Heimath aufbrechen. Mir war durch die verzögerte Ankunft eines Beamten aus Jakutsk, mit dem ich alte Rechnungen und Zahlungen an die Bewohner des kolymskischen Gebietes zu berichtigen hatte, ein peinliches Warten auferlegt.

Zwölftes Kapitel.

Erst am 1. Novbr. konnte ich mit Herrn Kosmin Nis'hne-Kolymsk nach einem Aufenthalte von vollen 3 Jahren verlassen, und wir erreichten bald Sredne-Kolymsk. Hier mietheten wir von dem Kaufmann Beres'hnoj Pferde, die uns bis Jakutsk bringen sollten, und reisten am 19. November bei einer Kälte von 32 Grad weiter. Mit eigenen Pferden brauchten wir nicht, wie auf der Herreise, der Poststraße zu folgen, sondern konnten den Weg nördlich von Saschiwersk einschlagen, den die Handelskarawanen längs dem Flusse Selenächa durch die von den Jakuten bewohnten Haiden nehmen. Diese liefern nämlich in großer Menge ein zum Geschlechte des Schachtelhalmes gehöriges Kraut, das, zumal wenn es nach den ersten Frösten seinen bittern Geschmack verloren hat, ein ganz vorzügliches Pferdefutter ist. Meine Rückreise bedarf bei der ungeheueren Einförmigkeit des nordöstlichen Sibiriens keiner weitern Beschreibung und ich darf mich auf einige Ergänzungen des schon früher Mitgetheilten beschränken.

Ich hatte von Neuem Gelegenheit, an den uns begleitenden Jakuten zu beobachten, wie weit es der Mensch durch Gewohn-

heit in der Abhärtung gegen Kälte und Ungemach bringen kann. Auch auf der weiteſten Winterreiſe nehmen ſie weder Zelte noch Decken und nur ihre gewöhnliche Hauskleidung mit. So brachten ſie ſelbſt bei einer Kälte von 33 Grad auf ganz offenen, dem Nordwinde blosgeſtellten Plätzen die Nächte unter freiem Himmel auf einer über den Schnee gebreiteten Pferdedecke, mit dem Kopfe auf einem hölzernen Sattel ruhend, zu, indem ſie dabei nur die Vorſicht beobachten, ſich Naſe, Ohren und ſonſtige Oeffnungen des Körpers mit kleinen Fellſtückchen zu verſtopfen und ihr Geſicht bis auf eine kleine Oeffnung zum Athemholen zu bedecken. So pflegten ſie gemüthlich zu ſchlafen, während das nächtliche Feuer ſchon längſt verlöſcht war und den ganzen, faſt unbedeckten Körper des Schläfers ein dicker Eisreif überzogen hatte. Selbſt in Sibirien werden ſie daher mit allem Rechte eiſerne Menſchen genannt. — Eine andere ſie auszeichnende Eigenſchaft iſt das unbegreiflich ſcharfe Geſicht, das ſie beſitzen. So verſicherte ein Jakut, indem er auf den Jupiter wies, dem Herrn von Anjou, er habe es manchmal geſehen, wie der blaue Stern da einen andern, ſehr kleinen verſchlinge und bald darauf wieder von ſich gebe, was auf die Vermuthung führt, daß er ohne Fernrohr den Durchgang eines der Trabanten jenes Planeten beobachtet hatte. Eben ſo bewunderungswürdig iſt ihr Gedächtniß und beſonders ihr Ortsſinn. Eine Pfütze, ein Stein, ein Strauch, jede unmerkliche Erhöhung der Fläche, die dem verwöhnten Europäer nichts ſagen, prägen ſich dieſen ungebildeten Naturmenſchen tief ein und geleiten ſie noch nach Jahren ſicher durch die unermeßliche, öde Steppe.

Eigenthümlich ſind den Gegenden, die wir jetzt durchzogen, die ſogenannten Taryni, die, obwohl andern Urſprungs, doch einige Aehnlichkeit mit den Gletſchern haben. Aus dem kieſigen Boden der Gebirgsthäler tritt nämlich oft mitten im Winter beim ſtärkſten Froſte eine große Menge Waſſer hervor, welches ſich nach allen Seiten ergießt und gefriert. Dieſe erſte Eisrinde bekommt Riſſe und Spalten, aus denen auf's Neue Waſſer hervorquillt und eine zweite Eisrinde bildet. So nimmt durch immer neue Schichten die Eisrinde an Dicke und Ausdehnung zu und bedeckt zuletzt alles Geſträuch und ſelbſt kleinere Bäume.

Dieſe Maſſen ergießen ſich, wenn ſie im Frühling ſchmelzen, in kleineren und größeren Bächen oft mit großer Gewalt in die Niederungen. Der Uebergang über dieſe Taryni iſt äußerſt beſchwerlich und ſelbſt gefahrvoll. Ihre Oberfläche iſt ſo glatt, daß ſelbſt gut beſchlagene Pferde häufig ausglitſchen und mit ihrer Laſt zu Boden fallen. Beſonders gefährlich iſt ein ſolcher Uebergang an einem Abhange oder einer Schlucht, wenn einer der hier häufigen orkanartigen Windſtöße die Karawane ergreift und wohl mehrere Menſchen und Pferde in die Tiefe hinabſchleudert.

Am 22. December langten wir in Werchojansk an, einem Orte am linken Ufer der Jana, der nur aus 5 hölzernen Häuſern und einer neuerbauten Kirche beſteht. Bei dem Eintritte in die mir angewieſene Wohnung in dem Hauſe eines Kaufmanns fühlte ich mich auf's Angenehmſte durch Umgebungen überraſcht, wie ſie mir ſeit Jahren fremd geworden waren. Ich betrat ein geräumiges, hohes, reinliches, durch ordentliche Fenſter erhelltes Zimmer, das ein zierliches Kamin, ſaubere Meubel und ein Glasſchrank mit einer Auswahl der vorzüglichſten ruſſiſchen Schriftſteller ſchmückte. Nicht minder gewährte mir, nach dem jahrelangen rohen und gedörrten Fiſcheſſen, das reinlich und ich möchte ſagen europäiſch zubereitete Mittagsmahl, als Zugabe zu dem Geſpräche mit gebildeten Menſchen, einen großen und wohlthätigen Genuß. — Die Bewohner der Umgegend ſind Jakuten, die ſich vorzugsweiſe mit Viehzucht beſchäftigen, wozu ſie wegen des geringeren Schneefalls auch im Winter gute Weideplätze haben. Es giebt hier wenige fiſchreiche Seen, aber in einigen findet ſich eine Gattung kleiner, kaum zwei Zoll langer Fiſche in ſo ungeheuerer Menge, daß die Jakuten ſie mit Eimern aus dem Waſſer ſchöpfen. Einen wichtigen Nahrungszweig bildet auch die Jagd, denn es wimmelt hier von Haſen und Rebhühnern. Nächſtdem iſt das Land reich an Pelzthieren; das Elenn-, das Rennthier, der ſchwarze Bär, der Wolf, das Biſamthier, der rothe Fuchs, der Hermelin, der Vielfraß, Eichhörnchen von vorzüglich geſchätzter Gattung u. ſ. w. giebt es hier faſt überall, dagegen finden ſich ſchwarze Füchſe nur ſelten und Zobel gar nicht. Die Werchojanskiſchen Jakuten ſind durch den Verkehr mit ihren Landsleuten

um Jakutsk sehr verdorben, und Streit- und Proceßsucht, Betrug und Diebstahl, sowie ein leidenschaftlicher Hang zum Kartenspiele sind ihnen im hohen Grade eigen. Sie leben, aus Furcht, bestohlen zu werden, mit ihrem Vieh in einer und derselben Jurte, deren Schmutz und wirklich verpestete Luft über alle Vorstellung geht.

Nachdem wir das Weihnachtsfest in Werchojansk gefeiert hatten, setzten wir am 27. December unseren Ritt nach Jakutsk fort. Es war eine andauernde Kälte von nicht weniger als 40 Grad. Mit welchen Leiden bei solchem Froste eine Reise zu Pferde verbunden ist, davon hat Niemand ohne eigene Erfahrung eine Vorstellung. In eine dicke, steife Pelzmasse von 30 bis 40 Pfund vom Kopf bis zu den Füßen gehüllt, kann man sich gar nicht bewegen und nur wie verstohlen etwas äußere Luft einathmen, diese aber ist so scharf, daß sie ein ganz eigenes, schmerzliches Gefühl in Schlund und Lunge hervorbringt. Dabei ist der Reisende während wenigstens 10 Stunden, nämlich von einem Nachtlager zum andern, auf's Pferd gebannt, da er in dieser unbeholfenen Bekleidung nicht auch nur einige Schritte durch den tiefen Schnee zu waten vermag. Ebenso übel sind auch die Pferde daran, denn bei der ungeheueren Kälte, unter der sie schon an und für sich leiden, setzen sich ihnen dicke Eiszapfen in den Nasenlöchern fest, die sie dem Ersticken nahe bringen, wenn der Führer nicht auf ihr ängstliches Schnarchen und krampfhaftes Schütteln achtet; ja bei gar zu strengem Froste bersten ihnen nicht selten die Hufe. Die Karawane ist immer mit einer dicken Dampfwolke umgeben, ja selbst der Schnee dampft bei der furchtbaren Kälte. Diese Ausdünstungen nun verwandeln sich in Millionen feiner Eisnadeln, welche die ganze Luft erfüllen und ein fortwährendes leichtes Geräusch hervorbringen. Selbst das Rennthier, wenn es nicht den Schutz der Wälder suchen konnte, steht auf der Tundra, dicht in Heerden zusammengedrängt, regungslos da. Nur der finstere Wintervogel, der Rabe, durchschneidet noch hin und wieder mit mattem, langsamen Fittige die eisige Luft, und ein dünner, dunstartiger Streif, der als Spur seines einsamen Fluges hinter ihm herzieht, bezeugt, daß sein Körper noch einige thierische Wärme auszudünsten hat. Aber auch auf

das ewig Lebloſe erſtreckt dieſer Froſt ſeine furchtbare Wirkung; nichts widerſteht ihm. Die dickſten Baumſtämme berſten mit gewaltigem Knalle auseinander, der in dieſer Wüſte wie die Signalſchüſſe auf dem hohen Meere klingt. Der Boden auf der Tundra und in den felſigen Thälern zerbirſt krachend, und es bilden ſich weitgähnende Spalten, aus denen das tief im Schooße der Erde verborgene Waſſer dampfend hervorquillt, um augenblicklich in Eis verwandelt zu werden. Ungeheuere Felsmaſſen werden geſprengt; von ihrem tauſendjährigen Lager abgeriſſen, rollen ſie mit donnerähnlichem Getöſe herab und erſchüttern in ihrem wilden Sturze fühlbar die Lüfte. Selbſt über die Erde hinaus wirkt dieſe Kälte. Die ſo oft geprieſene majeſtätiſche Pracht des tiefblauen Polarhimmels verſchwindet in der durch den ungeheuern Froſt verdickten Luft. Trüb iſt der Glanz der Sterne und matt ihr Strahl; der geheimnißvolle Zauber einer ſchönen Mondnacht erſtirbt hier, wo die ſtarre Natur, unter dem ſchattenloſen Weiß des ewigen Leichentuches begraben, in ihrer furchtbaren Einförmigkeit der Einbildungskraft nicht das Geringſte darbietet, woran ſich ein dichteriſches Gefühl knüpfen könnte. Und welche Einbildungskraft, welches dichteriſche Feuer könnte auch da wohl noch thätig ſein, wo Alles erſtirbt und die letzte Wirkungskraft des Menſchen auf das, ich möchte ſagen thieriſche Beſtreben beſchränkt iſt, ſich des Erfrierens zu erwehren.

Nachdem wir am Fuße des Werchojanskiſchen Gebirges über Nacht in einer morſchen Powarnä die Gefahren eines furchtbaren Sturmes überſtanden hatten, verminderte ſich die Kälte bis auf 19 Grad, und wir überſchritten glücklich das Gebirge, an deſſen Ausgang uns der heimiſche Anblick eines kräftigen Fichtenwaldes in ſeiner vollen, immergrünen Schönheit erquickte. Am 10. Januar langten wir in Jakutsk an, wo ich in der Geſellſchaft meines Freundes und Gefährten, des Lieutenant Anjou, der vor mir von ſeiner mühevollen Reiſe längs der Jana und auf dem Eismeere glücklich zurückgekehrt war, angenehme Tage verlebte. In Jakutsk hatte ſich während dieſer vier Jahre viel verändert und verbeſſert. Unter andern hatte man den alten, hölzernen Oſtrog abgebrochen und aus dem noch tauglichen Holze ein Geſellſchaftshaus für öffentliche Luſt-

barkeiten erbaut. An Festtagen wird hier gespeist und getanzt, ja sogar zuweilen der Tanzsaal in ein Theater verwandelt, auf dem als Schauspieler Kosakenkinder auftreten, deren Voreltern einst jenen Ostrog erbaut hatten. — Erst am 8. Februar konnte ich mit Herrn von Anjou Jakutsk verlassen. Am 25. langten wir in Irkutsk an. Hier erbat ich mir von dem General-Gouverneur die Erlaubniß, mit dem Doctor Kyber die Turinskischen warmen Heilquellen jenseit des Baikals zu besuchen, die uns von den folternden, rheumatischen Beschwerden, den schmerzhaften Folgen unserer Reisen auf dem Eismeere, auf einige Zeit befreiten. So kehrten wir erst am 15. Aug. 1824 nach St. Petersburg zurück, wo meine andern beiden Reisegefährten, die Herren von Matiuschkin und Kosmin, schon vor drei Monaten eingetroffen waren.

Zweite Entdeckungsreiſe

des

Capitain John Ross

nach den Gegenden des Nordpols.

Einleitung.

Funfzig Meilen westlich von Island liegt Grönland, der nordöstlichste Ausläufer von Nord-Amerika, das Land riesiger Schneeberge, Schneefelder und Gletscher, umstarrt von meilenweiten Eisfeldern und thurmhohen Eisbergen, die sich alljährlich unter dem Strahl der Polarsonne lösen und in zahllosen Massen auf dem Rücken der Meeresströmungen die Küsten entlang und von da weiterhin nach Süden wandern; das giebt ein Bild für die Nordpolarländer überhaupt. Von Snäfellsnes in Island konnte man Grönland auf der geraden Linie nach Westen in zwei Tagen und zwei Nächten erreichen. Der Normann Gunnbjörn, der im Jahre 877 von Stürmen in die Nähe jenes Landes verschlagen wurde, brachte die dunkle Kunde davon zuerst in seine Heimath. Der erste normännische Ansiedler war Erich der Rothe. Er war gezwungen, Island zu verlassen, weil er im Zweikampfe Jemand getödtet hatte. Er fuhr daher im Jahre 982 vom Snäfellsjökul nach Westen, entdeckte die Gletscher des Midjökul, der später Blaserk oder Blauhemd hieß, fuhr dann südlicher, siedelte sich auf einer kleinen Insel an und nannte den Sund, worin sie lag, Erichsund. Im Sommer des Jahres 985 kehrte er auf kurze Zeit nach Island zurück. Er segelte in den Breidafjord hinein und nannte das von ihm aufgefundene Land Grönland d. i. Grünland.

Denn er sagte, dann erst würden die Leute recht sehr verlangend werden, dahin auszuwandern, wenn es einen so schönen Namen vor sich her trage. Wirklich folgten ihm im Sommer des Jahres 986 nicht weniger als 25 Schiffe aus dem Breidafjord und Borgarfjord, von denen jedoch nur 14 glücklich ihr Ziel erreichten. Erichs Sohn, Leif, machte im Jahr 999 eine Reise nach Norwegen, ward von dem Könige Olaf gut aufgenommen und für das Christenthum gewonnen. Leif kehrte nun mit einem Geistlichen nach Grönland zurück und brachte es zuletzt dahin, daß sich alle Ansiedler taufen ließen. Die Zahl der Ansiedler wuchs; man erbaute die Stadt Garde, führte Kirchen auf, legte Klöster an und setzte einen Bischof ein. Man fischte an den Küsten, erlegte Wildpret, handelte mit Pelzwerk und trieb außerdem noch Viehzucht. Der grönländische Käse war berühmt, denn die Weiden hatten gutes Gras für Rinder und Schafe. Selbst ein wenig Korn wurde gebaut. Die Grönländer betrachteten sich als norwegische Unterthanen und zahlten eine jährliche Abgabe. Es waren 190 Oerter an der Ostküste und 90 an der Westküste, wovon man noch jetzt Spuren in den Trümmern alter steinerner Gebäude findet. Namentlich fand man 1830 im Busen von Igaliko unter 60° 55′ nördlicher Breite Grabsteine mit Runenschrift aus dem elften und zwölften Jahrhundert und dabei ansehnliche Mauerwerke aus Felsen von ungeheuerer Größe, so wie die Ruinen einer Kirche. Später, im Jahre 1839, entdeckte man daselbst eine ganze Reihe von Särgen und steingesetzten Gräbern mit Skeletten, deren Kleidungsstücke nebst anderen Gegenständen auf die frühere europäische Bevölkerung Grönlands hinwiesen. Nach dem Jahre 1408 hörte der bis dahin sehr beträchtliche Handel mit Island und Norwegen auf, das Band mit Europa war zerrissen, und seitdem gehen alle Nachrichten über Grönland zu Ende, sei es, daß die wilden Skrälinger, Einwanderer aus Amerika, oder der schwarze Tod, der im vierzehnten Jahrhunderte wüthete, die Ansiedler ausgerottet, sei es, daß durch plötzliche Anhäufung von Eismassen alle Verbindung mit dem Mutterlande abgeschnitten wurde, so daß die Colonien in sich verkümmerten und ihren Untergang fanden.

Erſt ſeit der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts veranſtaltete man von Dänemark aus mehrere Unternehmungen, um die alten grönländiſchen Anſiedler wieder aufzuſuchen. Indeſſen hatten alle dieſe Unternehmungen weiter keinen Erfolg, als daß man hie und da an den Küſten landete und einige der wilden Eingeborenen, der Eskimo's, gefangen mit ſich führte und als Merkwürdigkeit in Europa zeigte. Endlich bekam Alles eine andere Wendung durch Hans Egede, Pfarrer in Vogens Gemeinde im nördlichen Theile von Norwegen; Egede erinnerte ſich, geleſen zu haben, daß in Grönland ehedem chriſtliche Einwohner geweſen wären, von denen man jetzt nichts mehr wiſſe. Dies erregte ſeine Theilnahme, und er erkundigte ſich bei einem Freunde in Bergen, der öfters auf den Wallfiſchfang gefahren war, nach dem jetzigen Zuſtande von Grönland. Die Belehrung, die er von dieſem erhielt, ließ ihn glauben, daß die armen Anſiedler noch vorhanden wären, aber er fürchtete, daß ſie aus Mangel an Lehrern ins Heidenthum zurückgefallen ſein könnten. Er hielt es daher für die Pflicht eines jeden Normannen, die verlorenen Landsleute wieder aufzuſuchen und ihnen das Evangelium zu bringen. Zuletzt entſchloß er ſich, ſelbſt Hand ans Werk zu legen, und nachdem er zehn Jahre lang vergeblich an der Ausführung ſeiner Pläne gearbeitet hatte, erhielt er endlich die nothwendigen Unterſtützungen. Im Jahre 1721 ward er vom Könige zum Glaubensgeſandten für Grönland ernannt und ſegelte mit Frau und Kindern auf dem Schiffe »die Hoffnung«, welches 46 Leute an Bord hatte, ab. Nach mancherlei Gefahren landete das Schiff auf der Weſtküſte im Bals-Revier. Hier bauete man ſogleich ein Haus von Erde, Steinen und Brettern, wo ſich Egede nebſt einigen anderen Perſonen, die ihn begleiteten, niederließ. Egede hatte anfangs mit unſäglichen Schwierigkeiten zu kämpfen, doch gelang ſeinem unermüdlichen Feuereifer die Beſiegung derſelben. Allmählig lernte er die grönländiſche Sprache, und gab einen Dänen ganz dem Volke hin, ja ſpäterhin ſogar ſeine Kinder, die nun bald fertig grönländiſch ſprechen konnten. Er nahm auch ein paar grönländiſche Kinder zu ſich und ſandte zwei halberwachſene derſelben nach Kopenhagen, welche dort überall herumgeführt wurden, damit

sie zu Hause von der Pracht des fremden Landes erzählten. Eins kehrte zurück, das andere starb; allein jenes fand das rauhe Leben in Grönland doch angenehmer, als das Leben bei den Europäern. So war hierdurch wenig gewonnen, um den Grönländern ihre Vorurtheile gegen die Europäer zu nehmen. Sie hielten Egede für einen Zauberer, wie sie deren viele haben, und wollten darum von ihm wohl günstiges Wetter zum Seehundsfang haben, aber das Schreiben und Lesen schien ihnen eine unnütze Beschäftigung, und seine Predigt verlachten sie. Sie erklärten offen, sie hätten nichts nöthig und wollten weiter nichts als Gesundheit und Seehunde. Einmal verschworen sie sich sogar, alle Fremdlinge zu tödten, was indeß noch zu rechter Zeit durch ein Kind verrathen wurde. Im Jahre 1731 gab der dänische Hof die ganze Niederlassung auf, da der Handel schlecht von statten ging; Egede aber blieb standhaft, und nach zwei Jahren nahmen sich die norwegischen Kaufleute der Colonie wieder an. Auch schickten die mährischen Brüder, die der edle Zinzendorf unlängst in Herrenhut vereinigt, drei Glaubensprediger zu Hülfe. Von Allem entblößt, kamen diese in Kopenhagen an; ihr einziger Reichthum war ihr fester, unerschütterlicher Glaube. Als man ihnen sagte, sie würden in Grönland kein Holz finden, um sich ein Haus zu bauen, so antworteten sie: »Dann wollen wir uns Höhlen graben.« Man rüstete sie indeß vor ihrem Abgange mit Holz, Brettern und Geräthschaften zur Jagd und zum Fischfange aus. Auf Grönland angekommen, häuften sie Steine auf Steine und verstopften die Zwischenräume mit Moos. Späterhin baueten sie sich in der Gegend, wo jetzt Neu-Herrenhut liegt, ein Haus nach dänischer Art. Allein ihre Unterhaltung ward ihnen sehr sauer; Jagd und Fischfang gelang ihnen wenig. Die Grönländer kamen nur zu ihnen, um zu betteln und zu stehlen. Im Herbste 1733 brachen die Pocken in Grönland aus. Egede ging mit seinem Sohne und den mährischen Brüdern von Haus zu Haus, um zu trösten und zu lindern, und er gewann dadurch mehr die Herzen der Grönländer, als durch zehnjähriges Predigen. Die Seuche dauerte fast ein Jahr, und es wurden dadurch an 3000 Menschen hinweggerafft; zuletzt verlor Egede seine treue Lebensgefährtin.

Im Jahre 1734 kamen zwei andere Herrenhuter und siedelten sich auf der Insel Disko an. Im folgenden Jahre blieben ihnen von Europa die Lebensmittel aus; sie mußten sich daher von Muscheln und Seegras nähren, Talglichter und Seehundsfett verspeisen. Im Jahre 1736 kehrte Egede mit seinen kleineren Kindern nach Dänemark zurück. Die Herrenhuter arbeiteten mit großem Eifer am Bekehrungswerke fort. Der Erfolg blieb jedoch immer nur gering. Denn die wilden Grönländer setzten die einzige Tugend in die Geschicklichkeit auf der Jagd und beim Fischfang, die größte Glückseligkeit des zukünftigen Lebens aber bestand nach ihrem Glauben in einem reichlichen Genuß von Vögeln, Fischen, Rennthieren und Seehunden, die bei beständigem Sonnenschein und immerwährendem Sommer zum Vergnügen mit Leichtigkeit gefangen werden. Daher sprachen sie zu den Fremdlingen: »Euer Paradies und eure himmlischen Freuden rühren uns nicht; und sollten wir sie genießen, so würden sie uns beschwerlich fallen. Vögel und Fische müssen wir haben, und wenn uns die fehlen, so kann unsere Seele so wenig als unser Körper bestehen; und da nun vollends keine Seehunde in eurem Paradiese sind, so überlassen wir es euch; wir aber werden in den Palast des Torngarsuk gehen, wo wir alles das, was uns nöthig ist, im Ueberflusse finden werden.« Nach sechs Jahren vergeblicher Arbeit schlossen sich den Herrenhutern endlich mehrere Grönländer an. Ein harter Winter führte ihnen auch viele Seelen zu. Vorzüglich wirkten sie durch Anlegung von Singeschulen für die Kinder, die man gewöhnte sanft, langsam und deutlich zu singen. Die angenehmen Töne lockten die Eskimo's, und dabei gab man ihnen Gelegenheit eine Rede oder ein Kapitel aus der Bibel zu hören. Um nichts zu versäumen, begleitete ein Herrenhuter die Eingeborenen stets auf der Jagd und arbeitete fleißig mit ihnen. Im Jahre 1747 wurde die erste in Holland gezimmerte Kirche gebaut, und rings umher wurden Häuser aufgeführt. Man nannte den Ort Neu-Herrenhut. Der ganze Gottesdienst wurde nun feierlicher. Im Jahre 1758 bauete man zu Lichtenfels eine zweite Kirche, die indeß von einem Sturm, den Erdbeben und Feuerwolken begleiteten, stark beschädigt wurde. Jetzt bekennen sich etwa

8000 Grönländer zum Chriſtenthum; faſt alle können leſen und ſchreiben; auch Handwerke kommen unter ihnen in Gang. Die Beſoldung der Geiſtlichen beträgt 300 Thaler nebſt Lieferungen von Europa aus an Schiffszwieback, Butter, Pökelfleiſch, Speck, Stockfiſch, Graupen und Erbſen. Die hier angeſiedelten Europäer, etwa 2 bis 300, ſind mit dem Handel beſchäftigt. Die europäiſchen Schiffe holen Felle, Thran, Narwalhörner, Eiderdunen, Wallfiſch- und Seehundsſpeck und andere Erzeugniſſe der grönländiſchen Land- und Waſſerjagd. Dagegen bringen die Schiffe Lebensmittel, Holz, Leinwand, Kattun, ſeidene Tücher, Bänder und Perlen, Taback, Meſſer, Pfeile, Keſſel, Pulver, Blei und Gewehre. Die europäiſchen Niederlaſſungen erſtrecken ſich auf der Weſtküſte vom 59. bis zum 74. Grade. Die nördlichſte iſt Upernavik. Umanak zeichnet ſich durch reichlichen Seehundsfang aus; Steinkohlenbrüche liefern gute Feuerung. Ritenbenk und Godhavn haben einträglichen Wallfiſchfang. Auf Egedesminde werden jährlich tauſend Pfund Eiderdunen geſammelt. Holſteenborg hat ſeinen Namen vom Grafen von Holſtein, und Suckertop von drei ſpitzen Bergen, die Zuckerhüten gleichen. Die drei älteren herrenhutiſchen Niederlaſſungen ſind Neu-Herrenhut, Lichtenfels und Lichtenau; 1824 wurde Friedrichsthal gegründet. Lichtenau iſt am meiſten in Aufnahme gekommen. Es liegt auf einer Inſel der Küſte an einer warmen Quelle, um die her ſich fetter mit Gras und Blumen bedeckter Boden gebildet hat; 1839 waren 668 Seelen an dieſem Orte. Bei Fiskernäs trifft man Talkſtein, aus dem die Grönländer Lampen und Keſſel verfertigen. Südlich davon liegt Friedrichshaab. Die ſüdlichſte Hauptniederlaſſung iſt Julianeshaab, wo man einige Kühe und Schafe hält.

Die übrigen Küſten ſind meiſtens unbekannt, ja es bleibt noch zweifelhaft, ob Grönland eine Halbinſel iſt, oder vielmehr eine Anhäufung von Inſeln. Die Oſtküſte hat der Engländer Scoresby neuerlich am gründlichſten unterſucht *). Ueberall

*) Man vergleiche darüber das treffliche Werk: William Scoresby's des Jüngeren Tagebuch einer Reiſe auf den Wallfiſchfang, verbunden mit Unterſuchungen und Entdeckungen an der Oſtküſte von Grönland im Sommer 1822.

treten dem Seefahrer dort schroffe, rauhe Berge entgegen mit unzähligen sonderbar gestalteten Piks, Kegeln und Pyramiden, die auf ihrem Gipfel oft wiederum ganze Reihen von kleineren Zacken und Zinken tragen. Gletscher steigen von den Gebirgen, namentlich vom Blauhemd, wie ein ununterbrochener Wall bis zum Küstenrande herab. Die Höhe dieser Bergketten wird auf 3 bis 6000 Fuß geschätzt. Die Meeresströmungen, welche nördlich vom 64½. Breitengrade die Richtung nach Südwest haben, häufen überdies immer größere Massen von Treibeis und Eisbergen, die von der Nähe des Poles abgerissen sind, so daß die so mächtig verpallisadirte und bepanzerte, ungeheure Verwallung dieser Küste an den meisten Stellen unnahbar wird. Was die Bewohner dieses östlichen Theiles betrifft, so beruhen alle neueren Nachrichten darüber lediglich auf mündlichen Zeugnissen von Seiten der Eingeborenen, welche ihre Verwandten in den Colonien besuchten. Einer derselben erzählte vor längerer Zeit, daß er zwei Männer beherbergt habe, die ihrer Aussage zufolge eine dreijährige Reise an der Ostküste in einem Boote unternommen hätten. Sie waren zu einer so hohen Breite gekommen, daß die Sonne im Sommer noch die Spitzen der Berge um Mitternacht beschien. An manchen Stellen war das Eis so dicht am Ufer, daß sie ihr Zelt und Boot auf einen Schlitten laden und mit Hunden über das Eis fortschaffen mußten. Sie beschrieben die Leute an der Ostseite größer als die an der Westseite; sie hätten schwarzes Haar und lange Bärte. Die Einwohner wären zahlreich, und die Thiere, wovon sie sich nährten, in Menge vorhanden. Sie sahen eine schöne Bucht, fuhren aber nicht hinein, aus Furcht vor Menschenfressern, die in derselben Gegend wohnen sollen und vor denen alle Grönländer sich von Alters her fürchten. Nach der Meinung dieser Reisenden hätten sie einmal im Winter bei großer Hungersnoth Menschen gegessen und, da es ihnen geschmeckt, sich nachher an diese unnatürliche Nahrung gewöhnt; sie schlach-

---

Aus dem Englischen übersetzt und mit Zusätzen und Anmerkungen versehen von Friedrich Kries, Professor am Gymnasium in Gotha. Hamburg, bei Friedrich Perthes, 1825.

teten aber nur alte Leute und verlaſſene Kinder, während ſie die Hunde wegen ihrer Brauchbarkeit ſchonten. Ihre Häuſer bauen ſie, wie andere Grönländer, von Stein und legen hölzerne Sparren darauf. Das Holz iſt aber da ſehr rar und noch mehr das Eiſen, weshalb es ihnen große Freude macht, wenn ſie in dem Holz, das die See herzutreibt, einen Nagel finden. Ein anderer Grönländer ſagte ebenfalls aus, daß in einer gewiſſen Bucht des Oſtens Leute lebten, die alle Frühjahr in beträchtlicher Anzahl an die Küſte kämen. Die Bewohner der Küſte flöhen alsdann vor jenen, die als ſehr grauſam beſchrieben werden, in ihren Booten auf die Inſeln, wohin ihre Feinde ihnen aus Mangel an Fahrzeugen nicht folgen könnten; jedoch ſchöſſen ſie mit Pfeilen nach ihnen, die ſie in Köchern auf dem Rücken trügen. Auch hat ſich noch vom Jahre 1718 ein Gerücht erhalten, wonach norwegiſche Schiffbrüchige, die ſich ans Land gerettet, von den Wilden ermordet und gierig gefreſſen worden wären. Noch bis auf den heutigen Tag haben die Eskimo's der Weſtſeite große Furcht vor den Bewohnern der Oſtſeite, als vor barbariſchen Leuten, indem ſie beſorgen, jene möchten einmal herüber kommen und ſie umbringen.

Es iſt oben bemerkt worden, daß ganz Grönland vielleicht eine Anhäufung von Inſeln ſei. Ein Grund für dieſe Meinung iſt die anſcheinend unbegrenzte Ausdehnung einiger Buchten oder Fjorde, die von der Oſtküſte nach der Weſtküſte und umgekehrt unter demſelben Breitengrade tief ins Land gehen, ſo daß man dieſe Ausdehnung auf 90 bis 150 Meilen verfolgt und das Ende dieſer Einſchnitte immer durch Eisberge verſperrt gefunden hat. In Betreff einer ſolchen im Hintergrunde durch Eismaſſen verſperrten Bucht, die Scoresby (unter 70° 48') unterſuchte, verſicherten ihn die Eingeborenen der Nachbarſchaft einmüthig, daß dort ehedem ein Durchweg nach der anderen Seite des Landes ſtattgefunden habe. Noch mehr für die Vermuthung eines Durchgangs nach Nordweſten ſpricht aber die Beſchaffenheit der Meeresſtrömung in der Davis-Straße. Wenn man irgendwo eine Strömung wahrnimmt, die regelmäßig in einen Sund [illegible] Eis [illegible] geht und ſchwimmende Körper mit [illegible] wieder zurückzubringen,

ſo iſt offenbar, daß ſie an einer andern Seite einen Ausweg haben muß, weil ſich ſonſt bald eine ſo große Menge von Waſſer in der Bucht anſammeln würde, daß nothwendig ein Rückfluß erfolgen müßte. Nun hat man aber ein ſolches ununterbrochenes Einſtrömen des Waſſers in die Davis-Straße beobachtet, ohne daß dieſe Strömung durch irgend eine andere Oeffnung in der Nähe wieder zurückgegangen wäre, woraus ſich denn ergiebt, daß das Waſſer durch einen innern Canal, der mit dem nordweſtlichen Ocean zuſammenhängt, weggeführt werden muß. Schon im 15. Jahrhundert entſtand der Gedanke, durch Auffindung einer nordweſtlichen Durchfahrt einen kürzeren Seeweg nach Oſtindien zu gewinnen, und in Folge einer deshalb unternommenen Seereiſe entdeckte zuerſt Kabot, ein in England anſäſſiger geborener Venetianer, im Jahre 1497 Nord-Amerika. Im Jahre 1585 kam Davis in die nach ihm benannte Davis-Straße und entdeckte die Weſtküſte Grönlands. Der kühne Seefahrer Hudſon kam 1610 in die nach ihm benannte Hudſons-Bai und unterſuchte genau die Weſtſeite dieſes Meerbuſens. Im Jahre 1616 ſegelte Bylot in Begleitung des ausgezeichneten Steuermannes Baffin ab. Sie umſchifften die nach Baffin benannte Bai und kamen bis zum Lancaſter-Sund. Viele andere ähnliche Unternehmungen übergehen wir und bemerken nur, daß 1789 der Engländer Alexander Mackenzie auf einer Landreiſe den Mackenzie-Fluß entdeckte und bis zu ſeiner Mündung ins nördliche Eismeer verfolgte. Vor einigen Jahrzehnten wurde nun der 300 Jahr alte Gedanke einer nordweſtlichen Durchfahrt von den Engländern mit erneuerter Lebhaftigkeit aufgefaßt, vorzüglich wohl deshalb, weil mehrere Wallfiſchjäger die Nachricht mitbrachten, daß das Polareis ſeit einigen Jahren bedeutend abnähme. Im Frühjahr 1818 ſandte die brittiſche Regierung daher auf doppelten Wegen Schiffe ab, um den beabſichtigten Zweck zu erreichen. Zwei Schiffe, Dorothea und Trent, ſollten unterſuchen, ob nicht ein Seeweg von dem weſtlichen Weltmeere aus durch das nördliche Polarmeer und die Behringsſtraße in das öſtliche Weltmeer aufzufinden ſei. Beide Schiffe kehrten nicht wieder und haben wahrſcheinlich dem Eiſe erliegen müſſen. Zwei andere Schiffe, Iſabella und Alexander,

wurden der Leitung des Capitains John Roß anvertraut, und dieser vollendete, wenn auch unter Schwierigkeiten und ohne eine Durchfahrt entdeckt zu haben, glücklich seine erste Reise, wodurch der Baffinsbusen genauer erforscht wurde. Es folgte eine ganze Reihe ähnlicher Unternehmungen. 1819 bis 1820 entdeckte Capitain Parry auf seiner ersten Reise die Inseln Melville und Nordgeorgien, sowie die Prinz-Regent-Meerenge. Er war der Erste, welcher in diesen Gegenden überwinterte. 1820 bis 1821 reiste Franklin von der Hudsonsbai ab und folgte zu Lande der Küste von Nordamerika zwischen dem Flusse Hearne und dem Kap Turnagain. 1821 bis 1822 entdeckte Parry auf seiner zweiten Reise das Land, welches er Melville's Halbinsel nannte, und die Meerenge, welche er nach seinen Schiffen Furia und Hekla nannte. 1822 bis 1823 verfolgte Franklin auf seiner zweiten Reise die Küste von Amerika zwischen dem Flusse Mackenzie und dem Kap Back, während Doctor Richardson, der sich zu diesem Zwecke von ihm trennte, die Küste zwischen dem Flusse Mackenzie und Hearne aufnahm. 1822 bis 1825 drang Parry auf seiner dritten Reise durch die Prinz-Regent-Meerenge bis zu 70° 31′ der Breite und 91° der westlichen Länge. Auf dieser Fahrt scheiterte die Furie, und er mußte unverrichteter Dinge zurückkehren. 1823 bis 1826 drang Beechy durch die Behringsstraße und suchte gegen Osten vorzudringen. Er erreichte den 71° 23½′ der Breite und 156° 21½′ westlicher Länge und ließ nur 150 englische oder etwa 30 deutsche Meilen zwischen seinen eigenen und Franklin's Entdeckungen unerforscht. 1827 machte endlich noch Parry einen fruchtlosen Versuch, den Nordpol zu erreichen. Es folgt nun die merkwürdige zweite Reise des Capitain Roß, welche wir unseren Lesern im Auszuge mittheilen wollen, indem wir die oben erwähnte Reise des jüngern Scoresby zum Behuf einiger schätzbaren allgemeinen Bemerkungen über die Natur der Nordpolarländer damit vergleichen; außerdem aber ist in Bezug auf den Wallfischfang George William Manby's Reise nach Grönland im Jahr 1821 benutzt. Unsere Reise führt den vollständigen Titel: »Die zweite Entdeckungsreise des Capitain John Roß nach den Gegenden des Nordpols, und sein Aufenthalt daselbst

in den Jahren 1829 bis 1833.« Zur Ausführung dieſer Reiſe wurde auf Koſten des Scheriffs Felix Booth ein Segelſchiff, die Victoria, gekauft und zugleich als Dampfboot eingerichtet; die Maſchinerie bewies ſich indeß auf der Fahrt ſelbſt von ſehr unvollkommener Bauart, was mancherlei Uebelſtände und Aufenthalt mit ſich brachte. Die Bemannung beſtand aus 24 Mann. An der Spitze ſtand John Roß als Capitain und unter ihm ſein Neffe James Clarck Roß als Commandeur. Außerdem hatte man noch den Kruſenſtern als Beiſchiff, welches von der Victoria geführt wurde. Lebensmittel und Feuerung wurden für tauſend Tage eingenommen; auch hatte man einen Ochſen am Bord. Im Uebrigen war man mit allen nöthigen Inſtrumenten und Bedürfniſſen reichlich verſehen. Laſſen wir nun unſern kühnen Seefahrer ſelber reden.

Erſtes Kapitel.

Der 22. Mai 1829 war endlich zu unſerer Abfahrt feſtgeſetzt; ich machte meine Aufwartung bei der Admiralität und nahm Abſchied. Als ich in Woolwich ankam, beehrte uns unter Andern auch der Herzog von Orleans, der im Jahr nachher König der Franzoſen wurde, nebſt dem damaligen Herzog von Chartres und vielem Gefolge. Um drei Uhr Nachmittags kam mein Freund, Herr Booth, mit ſeinem Neffen und zwei anderen Herren an Bord, um uns bis Margate das Geleit zu geben, und um ſechs Uhr Abends ſegelten wir, den Kruſenſtern im Schlepptau, ab. Am andern Morgen trennte ſich mein beſter Freund von mir, damals wenig ahnend, wie lange wir entfernt ſein und welche Zweifel ſpäter entſtehen würden, ob wir uns je wieder dieſſeits des Grabes ſehen könnten. Am 24. Mai in der Frühe gewannen wir mit günſtigem Winde die offene See. In den folgenden Tagen umſchifften wir das Cap Lizard und Landsend, fuhren durch den Georgs-Canal und verweilten am 4. Juni auf der Inſel Man in der Douglasbai. Unter widrigen Winden und Strömungen erreichten wir am 9. Juni Port Logan, wo mich ein Freund mit einem der beſten Ochſen von Galloway beſchenkte, und am 12. liefen wir in den ſchottiſchen Hafen Loch Ryan ein. Es lag in unſerem Plane, von hier aus den Wallfiſchfahrer Johann zu unſerer Begleitung und beſſeren Verproviantirung bis zur Prinz-Regents-Straße mitzunehmen. Da aber unter der Mannſchaft dieſes Schiffes

Meutereien im Gange waren, so setzten wir, nachdem wir unsere Vorräthe vervollständigt, ohne dasselbe unsere Reise fort. Ein lebhafter Wind führte uns mit günstiger Strömung schnell durch den Nordcanal. Noch hatten wir kaum die Insel Rachlin oder Rathlin auf der Nordküste von Irland passirt, als uns plötzlich ein heftiger Sturm überfiel. Schleunigst mußten wir alle Segel einraffen. Eben war das Topsegel eingezogen und zwei Matrosen standen noch auf der Bramsegelstange, ihr Segel einzurollen, als die Spitze des Fockmastes mit schrecklichem Krachen abbrach. Zum Glück fiel sie nicht gleich ins Meer, sondern blieb schief im Takelwerk hängen, so daß wir den Fockmast nachher mit einer Verkürzung von einigen Fuß wieder herstellen konnten. Am 16. Juni erreichte der Sturm, der sich mittlerweile von Nordwest nach West herumgeworfen, seine größte Höhe und zerriß unser Bogsprietsegel. Bald ließ der Sturm indeß nach, und am 20. Juni bekamen wir frischen Südostwind, so daß die Fahrt nun schnell und glücklich von statten ging.

Am Morgen des 29. Juni war es hell, und ein leichtes Lüftchen wehete aus Osten, so daß wir alle Segel aufsetzten. In der vergangenen Nacht hatten wir einen isländischen Falken gesehen und jetzt bemerkten wir zwei Finnfische. Gegen Abend blies ein frischer Wind aus Osten; bei Sonnenuntergang gab es einen Regenschauer, und dann sahen wir nord-nordwestlich einen Wiederschein vom Eise, welcher gewöhnlich Eisblink genannt wird. Es ist ein weißnebeliger Schimmer, der in der Regel einen nach oben gehenden Bogen bildet. Oft ist dieser Eisblink so stark, daß man dadurch eine scharf gezeichnete vollständige Charte von allem Eise und dem darin vorhandenen offenen Wasser auf zwanzig bis dreißig Meilen in der Runde zu sehen bekommt. Die größeren und kleineren Eisfelder treten innerhalb dieser Grenze mit hellerem gelblichen Schein in bestimmten Umrissen ihrer Ausdehnung und Gestalt hervor; dichtes oder lockeres Treibeis unterscheidet man an dem dunkleren und weniger gelben Schein, während jede Wasserader und jeder See durch ein tiefes Blau oder einen schwarz-blauen Fleck mitten in dem Eisblink bezeichnet ist. — Am 30. Juni hatten wir lebhaften Wind aus Norden und düsteres Wetter. Alle

Segel waren im Ganze. Das frische Fleisch des einen Ochsen, den wir früher schon geschlachtet, ging an diesem Tage zu Ende; allein wir beschlossen doch, den anderen Ochsen wo möglich bis zur Ankunft auf dem Eise zu erhalten, weil wir ihn da mittelst der Kälte frisch zu genießen hoffen durften. Am Abend entdeckten wir Grönland, welches sich als Cap Farewell (Fährwell), die südlichste Spitze desselben, zu erkennen gab.

Am 1. Juli wurden der Mannschaft Kleider ausgetheilt, wie sie sich zu dem nun in Aussicht stehenden Klima eigneten. Sie bestanden aus einer blauen Jacke und dergleichen Beinkleidern, einem Flanellhemde, einem Latz, einem Paar wattirter und einem Paar flanellener Unterhosen, einer wollenen Mütze, einem Paar wasserdichter und einem Paar gefütterter Stiefel. Die Jacken der Officiere und Subalternofficiere hatten einige Abzeichnungen und alle Mannschaften zusammen gewährten auf solche Weise ein hübsches, sehr gleichförmiges Ansehen. Als wir den Sonntag darauf, als am 5. Juli, die Mannschaft musterten, gerade bei der Einfahrt in die Davisstraße, dem Cap Farewell gegenüber, war die Luft kalt, und Jeder hatte seine warme Kleidung an, so daß wir für den Augenblick vergaßen, wie wir uns mitten im Sommer und in seiner besten Zeit befänden.

In den folgenden Wochen wechselte Windstille mit schwachem und frischem Winde. Die Maschine nutzte nur wenig, da alle Augenblicke Fehler daran zu verbessern waren und sie dann außer Thätigkeit blieb. Die Luft war trüb und nebelig. Seegras und Treibholz ging häufig an uns vorüber; wir fischten unter Anderm einen Lerchenbaum und eine amerikanische Ceder. Möven, Bootmanns- und Sturmvögel ließen sich in unermeßlichen Schaaren sehen, und wir schossen viele Hunderte herunter. Wir fanden auch, daß eine Rothganspastete den Vorzug vor dem besten Rindfleisch habe, welches wir uns verschaffen konnten. Eines Morgens ganz früh sahen wir eine Menge Wallfische und Seehunde nebst zahlreichen Sturmvögeln, die auf der Meeresfläche schliefen. An Stockfischen und Hellbutten fingen wir so viel, daß wir im Stande waren, jedem Kopfe der Mannschaft eine Portion von zwei Pfund zu geben: eine

Abwechselung in ihrer Nahrung, welche eben so zuträglich für ihre Gesundheit, als schmackhaft war. Am 12. Juli sahen wir ein fremdes Segel nach Osten hin steuern; es schien eine Brigg. Am 14. Juli hatten wir eine schöne Ansicht von dem Berge des Zuckerhutes und bald nachher von einer ansehnlichen Bergkette der Küste. Auffallend war uns der Mangel fast aller Eisberge. Bis zum 20. Juli kamen uns nur drei derselben entgegengeschwommen. Auch das Land zeigte sich in ganz eigenthümlicher Weise vom Eise frei. Es ließ uns dies hoffen, daß der vergangene Winter ungewöhnlich mild gewesen sei.

Am 22. Juli nahmen wir die Richtung nach einer großen Bucht, und als wir nahe genug waren, erhielt der Commandeur Roß den Auftrag, mit einem Boote nach einem Ankerplatz zu sondiren. Wir kamen in der Zwischenzeit vor einigen kleinen Inseln vorbei, welche nach Süden lagen. Am Eingange eines Canals zwischen dem Lande und einer Insel mit einem Signalfelsen sah man eine kleine Bucht. Das Land umher zeigte einen hohen Berg mit einer scharfen Spitze, der, wie wir nachher erfuhren, »die alte Weiber-Kappe« hieß. Gegen ein Uhr Mittags zeigte sich unser Boot mit der verabredeten Flagge, zum Zeichen, daß es einen Hafen gefunden. Es wurde nun mit allen Segeln darauf zugefahren. Um zwei Uhr kam der Commandeur Roß an Bord und berichtete, daß er auf der Ostseite der Signal-Insel eine Bucht gefunden, die vollkommen sicher zu sein scheine. Er führte uns nun vor einer rundgestalteten Insel und dann vor einem Felsen vorbei, der kaum über das Wasser hervorragte und einem todten Wallfische glich. Dann bugsirten uns unsere Boote noch um mehrere andere Inseln herum, und so gelangten wir von Süden her in unsern Hafen. Während dieser Arbeit war es Abend geworden, und wir sahen nun seit der Entfernung von Schottland zum ersten Male den Mond. Er leuchtete in vollster Pracht zwischen den Spitzen der hohen, malerischen Küstenberge; die Wirkung war außerordentlich glänzend. Alle Klippen und Spitzen erschienen deutlich in einem Luftraum, der so rein war, als wäre hier nie ein Nebel gesehen worden.

Auf der Signalinsel fanden wir keine Einwohner; allein

das Dasein von drei Eskimo-Hunden bewies uns, daß eine Niederlassung nicht fern sein könnte. Ich stieg auf den Hügel hinauf und wurde hier durch einen herrlichen, weitumfassenden Anblick überrascht. Zwei prächtige Meeresarme waren von zahlreichen Klippen und Brandungen umgeben. Darüber hinaus ragten Berge von eigenthümlicher Form. Ganz von Schnee entblößt und in schauerliche Abgründe geborsten, bildeten sie sich in der Höhe zu steilen, scharfen Kanten voller Spitzen und Zacken. Die Insel selbst erinnerte uns durch ihr freundliches Ansehen an die ungleich schöneren Striche, die wir erst vor einem Monat verlassen, und an den Sommer, den wir hinter uns hatten. Jeder Platz, jeder wegbare Punkt der Oberfläche erschien mit Grün bekleidet, während eine üppige Menge wilder Pflanzen in voller, verschwenderischer Blüthe die Gegend zu einem Sommergarten umwandelte. Wir sahen in der That Grönland als ein grünes Land vor uns, und das Grün überraschte uns um so mehr nach dem langen Einerlei von Himmel und Wasser, nach der Oede von Eis und Felsen. Auch die gewöhnlichen Begleiter eines heißen Himmelsstriches, nämlich Schwärme und Wolken von Moskitos, fehlten nicht und verfolgten uns mit einer Heftigkeit, die noch größer war, als Viele von uns in Westindien kennen gelernt hatten. Um acht Uhr kam ich an Bord zurück.

Die Lage der Insel war so, daß man von der Bucht aus ein sich näherndes Boot nicht wahrnehmen konnte, und so überraschte es uns, eine dänische Flagge, von einer Menge Kanoes begleitet, zu erblicken. Alle lagen längs unserem Schiffe, fast noch ehe wir sie gesehen hatten, und es machte uns Freude, unter der Bemannung, welche anfangs nur aus Eskimos zu bestehen schien, zwei Europäer zu finden, die in der den Eingeborenen eigenthümlichen Kleidung gingen. Der eine gab sich als Gouverneur, der andere als Geistlicher der Gegend von Holsteenborg (Holsteinburg) zu erkennen. Unsere Fahrt hatten sie nicht beobachtet, aber die Masten über den Felsen hervorragen sehen und so gemeint, daß ein Schiff verunglückt sei; denn noch war keins je in diese Bucht eingelaufen. Sie luden uns ein, das Schiff in den nur drei Meilen entfernten Hafen von Holsteenborg

gehen zu lassen, weil wir dann sicherer sein würden. Sie bestätigten unsere Vermuthung hinsichtlich der Milde des verflossenen Winters und versicherten, daß die gegenwärtige Jahreszeit die gelindeste wäre, deren sich die ältesten Leute erinnern könnten, weshalb gerade dieser Sommer für unsere Unternehmung besonders günstig sei. Sie erboten sich zu aller erforderlichen Hülfe und Versorgung. Wir erfuhren, daß der Wallfischjäger Rookwood auf einen Felsen gelaufen und als Wrack hierher gekommen sei. Der Schiffer hatte alle seine Vorräthe an Lebensmitteln gelandet, einen Theil davon verkauft, den Rest aber nebst Rumpf und Takelwerk unter Obhut des Gouverneurs gestellt. Ich benutzte diesen Umstand zur besseren Herstellung unsers Fockmastes und Takelwerkes und zum Ankauf von Lebensmitteln.

Nachdem wir etwa drei Meilen hinaufgefahren waren, erblickten wir die dänische Flagge und die Stadt. Kanonendonner begrüßte uns beim Aussteigen. Die Eingeborenen leisteten uns beim Landen hülfreiche Hand. Nur wenige schienen mit dem Werthe des Geldes vertraut zu sein. Einer derselben, der uns ein Paar hübsche Handschuhe anbot, nahm lieber ein altes Tuch, als einen Schilling oder ein Goldstück, die ihm nacheinander zum Tausche hingereicht wurden. Im Hause des Geistlichen bewirthete uns die freundliche Gattin desselben mit einer Mahlzeit von Wildpret und anderen Dingen, welche man hier fein nennen konnte. Eskimo-Mädchen in ihrer Volkstracht bedienten uns, übertrafen aber alle, die wir früher gesehen, an Sauberkeit und waren mit einer großen Menge Glasperlen geschmückt, das Haar mit rothen Tüchern aufgebunden. Nach der Mahlzeit besuchten wir die Niederlassung, welche aus den Häusern des Gouverneurs und des Geistlichen, einer Kirche und zwei Magazinen, einer Bäckerei und etwa vierzig Eskimohütten bestand. Die beiden Häuser waren von Holz gebaut und enthielten ein niedriges Erdgeschoß mit mehreren wohnlichen Zimmern. Auf der Kirche stand ein kleiner Thurm. Das Innere derselben war nett und einfach; auf der einen Seite befand sich die Orgel, auf der andern der Altar. Der Raum faßt 200 Menschen, und es wird hier wechselsweise in der dänischen und in der Eskimo-

Sprache gepredigt. Ich wohnte am nächſten Sonntag dem Gottesdienſt bei und freute mich über den ſchönen Geſang der Eskimos. Einige derſelben haben auch die Violine ſehr ſchnell ſpielen gelernt. Ueberhaupt lobte der Geiſtliche den ſanften, friedfertigen Sinn der hieſigen Eskimos. — Beim Gouverneur wurden wir mit Speiſen und Wein tractirt, wie wir dergleichen hier in dieſem Lande wahrlich nicht erwartet hätten. Während des Eſſens unterhielt man uns mit einer Darſtellung der Art, wie man hier die Zeit hinbringe. Die Hauptbeſchäftigung iſt die Jagd wilder Thiere zum Behuf der Häute und der Fang von Wallfiſchen, Seehunden, Fiſchen, wie es nun gerade die Jahreszeit zuläßt. Später beſuchten wir den Garten des Gouverneurs. Von Bäumen konnte natürlich keine Rede ſein, obgleich man ſonſt in den ſüdlicheren Theilen von Grönland verkrüppelte Weiden, Birken, Ebereſchen und Erlen findet, die zwergartig am Boden hinkriechen. Dagegen ſahen wir Salat, Radieschen und Steckrüben; auch Kohl und Rettige laſſen ſich anbauen. Wie in Lappland, ſo iſt auch hier die Engelwurz (Angelica), welche gern gegeſſen wird, in Menge da, ſo wie der Berg-Sauerampfer (Rumex digynus) und das wohlbekannte Löffelkraut (Cochlearia). Letzteres Kraut iſt mit unſerem Meerrettig verwandt und hat ſehr dicke Blätter, die ſelbſt in der größten Kälte unter dem Schnee ausdauern. Die Blätter werden ohne Weiteres gegeſſen, oder auch als Salat zubereitet und als Kohl gekocht. Sie liefern ein treffliches Mittel gegen die gemeinſte Krankheit des Nordens, gegen den Scharbock. Die reichlich wachſenden Heidelbeeren, Preißelbeeren und andern Beerenarten dienen den Grönländern ebenfalls zur Nahrung. Die Wachholderbeeren, deren Früchte ſehr groß werden, bleiben indeß ungenutzt. Der Commandeur Roß und der Wundarzt Diarmid machten einen Spaziergang, um Pflanzen zu ſammeln. Man findet Wollgras (Eriophorum capitatum), Kienporſt (Andromeda tetragona), Steinbrech (Saxifraga oppositifolia), das Weidenröslein (Epilobium latifolium), das Frühlings-Fingerkraut (Potentilla verna), Bitterklee (Menyanthes trifoliata), Thymian, Wintergrün, Wieſenkreſſe (Cardamine amara); letztere, die ſehr bitter iſt, wird ebenfalls gegeſſen und gegen den Schar-

bock gebraucht. Die Entwickelung der grönländiſchen Pflanzenwelt geht außerordentlich raſch von ſtatten, da die beſtändige Einwirkung der fortwährend am Himmel kreiſenden Sonne bei wolkenleerer Atmoſphäre im Hochſommer oft eine ſolche Gluthhitze erzeugt, daß der ausgedörrte Torf durch Beibringung eines brennenden Schwammes ſogleich in Brand geräth und ſelbſt das Pech an den Schiffen ſchmilzt. Die Hauptplage des Polarſommers bleiben jedoch jene entſetzlich ſtechenden Mückenſchwärme, worüber mit Recht alle Reiſenden klagen. Außer dieſen Mücken giebt es an Inſekten, beſonders auf den Hügeln zwiſchen den Steinen, verſchiedene Arten von Schmetterlingen nebſt Bienen.

Zu den Gegenſtänden, womit wir uns zur Weiterreiſe verſorgten, gehörten auch ſechs Eskimo-Hunde, die wir zum Behuf des Fortkommens wahrſcheinlich lange vor dem Eintritt des Winters nöthig haben konnten. Sie bewährten ſich in der That ſpäterhin als ſehr nützlich für uns. Nachdem wir uns noch zuletzt im Hauſe des Statthalters zuſammengefunden, um uns nach Seemannsweiſe die Hände über einem »Scheidebecher« zu ſchütteln, gingen wir an Bord. Am 27. Juli lichteten wir die Anker und verloren bald die Gegend von Holſteenborg aus dem Geſicht. Die hohen Berge, die auf der Disco-Inſel aus den Wolken hervortraten, zeigten ſich alle vom Schnee frei, und eben ſo die ſchwarzen Felſen des feſten Landes; nur die höchſten Spitzen im Innern waren mit einer weißen Kappe bedeckt. Am 29. Juli wurde mir gemeldet, daß ein Schiff mit vollen Segeln auf uns zukäme; allein mein Fernrohr ermittelte bald, daß es ein Eisberg ſei, deren uns bis dahin viele begegneten, die aber alle im Zuſtande der Auflöſung begriffen waren. In den erſten Tagen des Auguſt athmeten Meer und Himmel noch die volle Schönheit des Sommers, wie man es eher in den Gegenden des mittelländiſchen Meeres, als in der Baffinsbai hätte erwarten ſollen. Am 2. Auguſt war ein Sonntag. Die Luft war blau und ſo durchſichtig, daß wir auf zwanzig Stunden in der Runde Alles wahrnehmen konnten; das Meer war glatt wie ein Spiegel, ſo daß wir bei friſchem Winde ganz ſanft dahin ſchwammen. Nur ein im Angeſicht

ſtehender Eisberg erinnerte uns daran, daß wir uns unter 74° 18′ der Breite und 66° 49′ der Länge befanden. Die Luft zeigte 45° und das Waſſer 43° Wärme. Wir hielten, wie gewöhnlich, unſeren Gottesdienſt, und der ganze Tag war für uns ein rechter Feiertag der Ruhe. Am Montag blieb das Wetter eben ſo warm und die Matroſen waren froh, die Jacken abwerfen und im bloßen Hemde arbeiten zu können. Die Nacht war ſo lieblich als der Tag, und wären wir in Weſtindien geweſen, ſo hätte ich am 4. Auguſt früh Morgens ſechs Uhr die Leute auch nur ſo finden können, wie ſie ohne Schuhe und Strümpfe das Verdeck ſcheuerten. Die ſtarke Wirkung der Sonnenſtrahlen bringt bei ſolchem warmen und heiteren Wetter in dieſen Gegenden oft eine ſo ungleiche Dichtigkeit des Dunſtkreiſes hervor, daß ſich außerordentliche Erſcheinungen der Luftſpiegelung zeigen. Dann ſcheint das entfernte Küſtenland urplötzlich ganz nahe zu ſein; das Eis am Horizonte nimmt mancherlei ſeltſame Geſtalten an, große Eisblöcke werden zu aufrechtſtehenden Säulen, und Eisfelder erheben ſich zu einer hochſtehenden Felskette; eben ſo ſieht man die verkehrten Bilder entfernter Schiffe mit Maſten und Segeln in der Luft ſchweben. — Am 5. Auguſt wurde ein Boot nach einem Eisberg abgeſchickt, um Eis zum Behuf des Süßwaſſers einzunehmen. Man fand ihn in einem ſehr zerrütteten Zuſtande, und es dauerte nicht lange, ſo ſtürzte er vor unſeren Augen zuſammen. Am 6. Auguſt war Alles in dichten Nebel gehüllt. Um drei Uhr verſchwand plötzlich der Nebel, und das Land ſtand mit einem Male da, wie wenn es durch Zauber aus den Wolken herausträte. Wir ſahen das großartig geſtaltete Kap Byam Martin und die darüber hinaus liegenden höheren Gegenden mit Schnee bedeckt. Einer der uns entgegenkommenden Eisberge glich einer Brücke mit einem Schloſſe auf der Spitze. Abends ſchwamm der Leichnam eines ſehr großen Wallfiſches ſo nahe an uns vorüber, daß wir ein Boot ausſetzten und Fleiſchvorrath für die Hunde einnahmen. An demſelben Tage fuhren wir in den Lancaſter-Sund ein.

Am 9. Auguſt hob ſich ein günſtiger Oſtwind, alle Segel wurden aufgeſetzt, und die fröhliche Stimmung der Mannſchaft

wurde noch durch eine Mahlzeit frischen Fleisches von unserem Ochsen aus Galloway vermehrt. Die Fahrt ging rasch von statten. Am folgenden Tage wurde es nebelig; in der Frühe des 10. August sahen wir uns ganz von Eisbergen und Landeis eingeschlossen, und nur mit Mühe kamen wir wieder ins Freie. Als wir am 11. August bei dem steilen Kap York vorüberschifften, hörten alle unsere Compasse fast zu gleicher Zeit auf sich zu bewegen, und wir waren mithin gezwungen unsern ferneren Lauf nach der Sonne und den Gestirnen zu bestimmen. Ab und zu stießen wir auf Eis, welches viel höckeriger und stärker war, als das in der Baffinsbai, und erreichten bei heftigem Winde die Spitze von der Prinz-Regents-Straße. Das Geräusch der schrecklich sich brechenden Wogen verrieth uns in der Nacht einen großen Eisberg, den der Nebel uns verborgen hatte und von dem wir nur drei Kabeltaue entfernt waren. Das Eis lag auf der Windseite. Wir setzten alle nur mögliche Segel auf und kamen endlich in einer Entfernung von kaum einer Schiffslänge glücklich daran vorbei. Auf einmal hatten wir nun die wohlthuendste Ruhe; aus einer unruhigen See waren wir in spiegelglattes Wasser versetzt und konnten unsern nächtlichen Schlaf in sanfter Stille beendigen, da wir durch die hochgethürmte Eismasse eine willkommene Schutzmauer gegen den Sturm gefunden. Eine halbe Stunde hinter dem Eisberge sahen wir den Ort, wo die Furie des Capitain Parry im Jahre 1825 gescheitert war, und die noch stehenden Zeltstangen an der Küste, wo man damals die Vorräthe des Schiffes geborgen hatte. Das Wrack selbst konnten wir nicht genauer erforschen, da eine reißende Strömung aus Süden uns von dem unglücklichen Orte schnell wieder zurücktrieb. Am 13. August war das Wetter höchst stürmisch. Nur äußerst mühsam arbeiteten wir uns mit Hülfe des Dampfes gegen Wind und Strömung längs der Küste vorwärts, deren Felsen mitunter die Gestalt von Mauern, Thürmen und Schlössern annahmen. Manchmal wurden wir durch Eis genöthigt, so nahe nach dem Lande zu halten, daß wir kaum einen Pistolenschuß davon entfernt waren und nur einige Zoll Wasser über unsern Bedarf von sieben Fuß sechs Zoll Tiefe hatten. Während der ganzen Zeit von Morgens sechs

Uhr bis Nachmittags zwei Uhr herrſchte bei der Mannſchaft die ängſtlichſte Spannung vor, beſonders weil wir die Ausſicht hatten, eine Spitze nach der andern umkreiſen zu müſſen, wodurch uns der Blick längs der Küſte hin immer wechſelsweiſe entzogen wurde. Wer nur immer bei der Arbeit abkommen konnte, war, ſobald es ſich thun ließ, oben auf der Spitze des Maſtbaumes und die Muthmaßungen über das Wrack der Furie, das wir aufſuchten, hatten kein Ende. Um drei Uhr erkannte der Commandeur Roß, welcher Lieutenant auf dem geſtrandeten Schiffe geweſen war, einen hohen Felſenvorſprung, der etwa drei Meilen nördlich von ihrem Wracke lag, und bei der weiteren Fahrt ſahen wir gegen vier Uhr Nachmittags die Zelte ſelbſt. Nur eins ſchien vollſtändig da zu ſein; die anderen ließen blos die Stangen mit ihren Stricken und einigen auf der Spitze herumflatternden Fetzen wahrnehmen. Der Commandeur Roß wurde jetzt mit einem Boote ausgeſetzt, um einen ſicheren Ankerplatz zu ſuchen und kehrte bald mit der angenehmen Botſchaft zurück, daß ein ſehr trefflicher, von einem großen und zwei kleineren Eisbergen gebildeter Hafen etwa eine Viertelmeile ſüdlich von der Mündung entfernt liege, wo die Vorräthe der Furie zurückgelaſſen worden waren. Nicht ohne Schwierigkeit liefen wir dort ein.

Zweites Kapitel.

Die Victoria war alſo nun ſicher in einem guten Eishafen geankert, und wir waren voll Begierde, den Ort kennen zu lernen, wo die Vorräthe der Furie aufgeſtapelt lagen. Ich landete dort zuerſt mit meinem Neffen Roß, dem Proviantmeiſter Thom und dem Wundarzte. Wir ſahen faſt die ganze Küſte mit Kohlen bedeckt. Das noch ſtehende Zelt hatte den Officieren der Furie gehört, und zeigte an ſeinen vielen zerriſſenen Wänden, daß die Bären hier häufige Beſuche abgeſtattet hatten. Unter Anderm hatten ſie die Kiſte mit Lederwerk umgeſtürzt und den Inhalt faſt ganz verzehrt. Auch einige der Lichtkiſten waren

von den Mäuſen und Hermelinen durchlöchert und ausgeleert. Wo die aufbewahrten Fleiſch- und Pflanzenſpeiſen lagerten, fanden wir noch Alles richtig. Die Behälter ſtanden in zwei Haufen aufgeſtapelt und hatten vier Jahre lang bei allem Witterungswechſel nicht im mindeſten gelitten. Waſſerfluthen hatte es nicht gegeben, und die feſt verſchloſſenen Deckel hatten die Bären abgehalten, ihren Inhalt zu wittern. Bei näherer Unterſuchung fanden wir die Lebensmittel zu unſerer großen Freude nicht gefroren und den Geſchmack von mehreren auch nicht im mindeſten verändert. Auch die geiſtigen Getränke, der Wein, das Brot und Mehl, ſowie größtentheils der Cacao waren gut geblieben. Der Citronenſaft und die in Eſſig bewahrten Pflanzenſpeiſen hatten nur wenig Nachtheil gehabt. Selbſt die wohlverwahrten Segel zeigten ſich ganz trocken. Darauf gingen wir an die Küſte, wo die Furie zurückgelaſſen war; allein keine Spur von Wrack ließ ſich ſehen. Wahrſcheinlich war es im Ganzen fortgetrieben, oder aber zertrümmert, um das Treibholz dieſer Seen zu mehren.

So kehrten wir denn an Bord zurück und trafen Anſtalten, eine hinreichende Menge von Lebensmitteln und Vorräthen einzuſchiffen, um unſern Bedarf für zwei Jahre und drei Monate zu vervollſtändigen. Es war wohl ein eben ſo neuer als ſeltſamer Fall, in dieſer verlaſſenen Oede von Eis einen offenen Markt zu finden, wo alle uns nöthigen Bedürfniſſe auf einem Punkte zuſammen aufgehäuft waren, ſo daß wir nur nach Belieben auswählen konnten. Doch was ſich nur möglicher Weiſe aufladen ließ, ſchien kaum die Berge von Behältern zu mindern. Was wir nahmen, wie wir es an Schiffsgeräthſchaften nebſt Mehl, Cacao und Zucker gebrauchten, war Alles vortrefflich. Das Pulvermagazin war in Tonnen abgeſondert aufbewahrt und vollkommen trocken erhalten. Wir nahmen davon, ſo viel uns nöthig ſchien, und vernichteten dann den Reſt, damit es nicht etwa den zufällig hierher kommenden Eskimo's Schaden thäte. — Mehrere Wallfiſche wurden heute wahrgenommen und in Menge ſchoß der weiße Wallfiſch (Delphinus leucas, albicans) längs der Küſte auf und ab. Dieſer Fiſch iſt milchweiß mit einem gewölbten Kopfe wie beim Meerſchwein

und wird 12 bis 18 Fuß lang. Die Wallfischfahrer betrachten es als Zeichen eines reichen Fanges, wenn sich viele solche Weißwale sehen lassen.

Am 15. August setzten wir unsere Fahrt unter Nebel und strömendem Regen fort. Wir erreichten glücklich Kap Garry im Boothia-Busen. Dann fuhren wir an einer flachen Küste weiter nach Süden. Wenn das meistentheils nebelige Wetter hell wurde, erschienen die Berge des Innern bläulich und frei von Schnee. Dieser Umstand und das hemmende Entgegentreten dichter Eismassen gab uns die Ueberzeugung, daß es immer noch zu früh im Jahre sei, diesen Strich auszumitteln. Etwa dreißig Meilen südlich von Kap Garry entdeckten wir am Ende der flachen Küste eine Insel, die ich Brown-Eiland benannte. Hier landeten wir. Auf der Westseite der Klippen standen blühende Pflanzen. Ein altes Eskimograb zeigte, daß einzelne Menschen von diesem wandernden Volke hierher gekommen waren; auch fanden wir Knochen von Füchsen und Zähne von Moschusochsen. Ein Vogel, der einer Strandlerche glich, war das einzige lebende Wesen in dieser Oede. Von der etwa hundert Fuß hohen Spitze der Insel sahen wir mit Freuden, wie das Eis in Bewegung war und schnell hinwegging.

Die Fortsetzung unsers Laufes war ein beständiges Kämpfen mit dem Eise. Oft waren wir ganz von krystallenen Bergen umschlossen, die das Schiff auf beiden Seiten quetschten; zuweilen fanden wir einen schmalen Durchweg, dann aber war die Fahrt wieder ganz gehemmt und wir wurden bei sehr veränderlichem Winde von dem hin und her wogenden Treiben der Eismassen bald nach Süden, bald nach Norden geschoben. Unter solchen Umständen blieb uns keine Wahl, als in der Nähe der Küste an dem größten Eisfelde, das sich finden ließ, Schutz zu suchen und anzulegen, und der sanften Bewegung desselben zu folgen. Nichts desto weniger hatten wir von dem Eise zu leiden, das in größeren und kleineren Massen gegen dies Feld trieb. Einmal wurde der Krusenstern fast ganz aus dem Wasser gehoben, während unser Schiff seitwärts herumgedreht wurde. Am 21. August trat eine plötzliche Veränderung der drohenden Witterung ein. Es war wieder ein heiterer,

stiller Sommertag. In Folge davon löste sich viel von dem uns immer noch einschließenden Eise auf, die See erschien offener und das Land konnten wir trefflich überschauen. Die Küste behielt die flache Gestalt und bildete einen Halbmond von wohl sechszehn Meilen mit vielen kleinen Inseln. Gegen Abend sank der Krusenstern, welcher auf dem Eise gestanden hatte, ins Wasser, und durch den Wiederschein vom Lande zeigte sich ein freier Wasserweg nach Südosten. Früh am andern Morgen besuchte uns ein großer Wallfisch, deren wir in dieser Zeit viele sahen, und nach dem Frühstück ein Bär, der durch eine Kugel verwundet wurde, aber auf einer Eisscholle entkam und dann ins Wasser sprang. Am Tage schossen wir mehrere Seehunde, welche aber alle ins Wasser stürzten, so daß wir keinen erhielten. Diese Thiere steckten, wenn die Schaufelräder unserer Maschine in Bewegung gesetzt wurden, ihre Köpfe allzumal neugierig aus dem Wasser. Am 24. August gelang es uns, bei einem hart an der Küste festsitzenden Eisberge zu ankern. Bald nachdem wir uns hier geborgen hatten, trieb die ganze, von uns verlassene Eismasse mit großer Schnelligkeit nach Norden zu und zeigte uns, was unser Geschick gewesen wäre, wenn wir dort länger verharrten. Die Strömung ging nach Norden, und am Lande war nun offenes Wasser; doch fehlte uns günstiger Wind, so daß wir nur wenig vorwärts kamen. Am 26. August gingen wir in einer Bucht vor Anker, welche von uns den Namen Bjornsterna-Bai erhielt. Ich bestieg mit meinem Neffen einen etwa 300 Fuß hohen Berg, von dessen Spitze wir eine höchst befriedigende Aussicht hatten, da sich das Meer nach Süden hin vom Eise frei zeigte. Das Land umher gestaltete sich wellenförmig mit Berg und Thal; die Thäler enthielten viele Teiche mit einer Menge forellenartiger Fische. Wir stießen auf ein Volk Schneehühner und tödteten einige; auch schossen wir eine Schneeammer und einen weißen Hasen. Dieser grönländische Hase oder Eishase (lepus glacialis) ist das ganze Jahr hindurch weiß; nur die Spitzen der Ohren bleiben schwarz. Das Haar ist äußerst fein und weich, das Fleisch sehr zart und wohlschmeckend; es gewährt unstreitig das delikateste Gericht in den Polarländern.

In unſerer Bucht lagen wir mehrere Tage feſt und warteten einen Sturm aus Nordoſt ab, der Schnee und Hagel mit ſich brachte. Alles Land wurde von Schnee bedeckt, wie wir es auch in dieſer Jahreszeit nicht anders erwarten konnten. Am 1. September ſteuerten wir weiter, mußten aber bald wiederum bei einem großen Eisfelde anlegen, mit dem wir ſüdwärts an einer Kette öder, dunkelfelſiger Inſeln vorübertrieben. Unter Nebel, Sturm und Regen erreichten wir endlich am 5. September einen Hafen, den wir Eliſabeth-Hafen nannten; er war ſo geräumig, daß er die ganze brittiſche Marine aufnehmen konnte. An der Küſte ſchoſſen wir ein Rennthier und mehrere Haſen. Viele Haſen bargen ſich in den Felshöhlen und waren durchaus nicht ſcheu. Eine Heideart mit faſt zolldicken Stengeln war die größte der hier wachſenden Pflanzen. Am 9. September war es ſo warm, wie an einem Sommertage in England. Am Tage nachher kam ein gelinder Wind aus Nordweſt. Wir wagten uns daher aus unſerem Hafen wieder hervor und fuhren in dem ſchwimmenden Eiſe mit vollen Segeln dahin. Für die Nacht ſuchten wir Zuflucht in einem Canal, wo das Schiff in einer engen Bucht zwiſchen einem Eisberge und einem Felſen ankerte. Die durch den Canal gehende raſche Strömung brachte viele dicht zuſammengedrängte Eismaſſen, und ſo ſaßen wir feſt bis zum 12. September. Bei Tagesanbruch war der Wind nach Weſten umgeſprungen; es kam eine Menge neues Eis, wodurch der Druck noch höher ſtieg. Auf einmal ſetzte ſich die ganze Maſſe mit reißender Schnelligkeit in Bewegung und führte unſer hülfloſes Schiff unter einem wahrhaft ſchrecklichen Toben und Krachen der an den Felſen zerſchellenden Schollen mit ſich fort. Es blieb einige Zeit zweifelhaft, ob wir nicht gegen einen der Felſen getrieben werden würden, die uns auf allen Seiten theils über, theils unter dem Waſſer umgaben. Doch unſer glücklicher Stern waltete vor: der Strom leitete uns in einen weiten Meeresarm; das Eis ging bald nachher auseinander, und erlaubte uns, das Schiff während der Nacht, freilich mit außerordentlichen Anſtrengungen, abermals an einen feſtſitzenden Eisberg anzulegen. Das Schiff wurde während dieſer Arbeit mehrmals gehoben

und auf die Seite gelegt, der Kruſenſtern aber einmal ganz oben aufs Eis geſetzt. Doch litten beide keinen Schaden. In dieſer Art ſetzten wir unſere Fahrt an der Küſte fort und erreichten am 14. September einen Hafen in der Nähe der Mary-Jones-Bai, den wir Johanna nannten.

Unſer Staunen und unſer Gefühl des Dankes war gleich groß, daß wir allen dieſen Gefahren ohne weſentlichen Nachtheil entgangen waren. Wer keinen nördlichen Ocean im Winter, oder vielmehr im Winterſturm geſehen hat, der erinnert ſich bei den Kämpfen der Schiffer in den Nordpolgegenden etwa an die treibenden Schollen eines Landſees oder Canales. Jedoch, er mag ſich vorſtellen, daß Eis, wenn es feſt ſitzt, ein Steinblock ſei, eine Klippe am Strande, ein Felſen im Strom, ein Vorgebirge, eine Inſel, ein Land von Granit. Dann mag er ſich weiter denken, daß Hunderte ſolcher Vorgebirge, Inſeln und Landmaſſen, Tauſende ſolcher Steinblöcke, Klippen und Felſen ſich urplötzlich in wildem Chaos durcheinander bewegen, und in ſchneller Flucht durch enge Straßen gejagt werden, ſo daß die größeren Maſſen ſich in Berge auflöſen, die mit Donnergetöſe zuſammentreffen, ihre Zacken, Hörner und Vorſprünge zerſprengen und zermalmen oder ſich gegenſeitig in große Stücken zertrümmern, bis ſie endlich ihr bisheriges Gleichgewicht verlieren und ſich kopfüber ſtürzen, daß die Meereswogen rings umher brauſen, ſchäumen und wirbeln, während die flachen Eisfelder durch Wind und Strom gegen dieſe Trümmer oder gegen die Felſen treiben und aus der Brandung emporſteigen, bis ſie übereinander rückwärts fallen und durch ihr Berſten und Krachen den betäubenden Aufruhr vermehren. Wenn man nun mit ſeinem Schiffe mitten in einem ſolchen Chaos ſteckt, ſo iſt das eine ſeltſame und peinliche Lage. Man weiß und fühlt ſeine gänzliche Hülfsloſigkeit; die Furcht aber hat nicht Raum zu ihrer Entwickelung, ſo unerwartet kommt jedes Ereigniß, ſo ſchnell ſind die Uebergänge. Wenn das Toben, die Bewegung, der wirbelnde ſchnelle Wechſel aller Dinge die Aufmerkſamkeit in ſolchem Wirrwarr zerſtreut, ſo muß man doch immer vor Augen haben, daß es gilt, den nächſten günſtigen Augenblick zur Hülfe oder Rettung zu benutzen. Allein bei allem Saus

und Braus der Gefahr, wo der Tod in immer neuen Proteusgestalten droht, kann der Seemann doch meistentheils nichts thun, als geduldig harren, wie wenn ihn das weiter gar nicht kümmerte: er muß, so gut er kann, auf das Schicksal bauen; mag es kommen, wie es will, er kann es nicht ändern und vermeiden. Uns gereichte im Besondern die treffliche Verfestigung und zweckmäßige Bauart unsers Schiffes zum Glücke, da es so wenig tief im Wasser ging. Jedes andere Schiff der früheren Unternehmungen wäre hier verloren gewesen, schon weil sie viel tiefer gingen und folglich auf den Felsen gescheitert wären, über welche uns das Eis hintrieb; außerdem aber wären sie doch schon wegen ihrer Bauart wie Nußschalen zerquetscht worden.

Der Himmel hatte am vorigen Abend auf sehr unbeständiges Wetter schließen lassen, und in der Nacht zum 15. September kam Sturm mit Schneegestöber. Er drehte sich zugleich nach Norden und trieb eine große Menge dickes Eis um uns her zusammen. Ein Eisberg, an dem wir angelegt hatten, wurde flott und machte uns viel Sorge, während ein größerer in unserer Nähe mit entsetzlichem Getöse in sechs Stücken spaltete, niederstürzte und alles Wasser umher emportrieb. Eins der Stücke stieß heftig an unser Schiff, ein anderes stieg unter dem Krusenstern in die Höhe, hob ihn aus dem Wasser heraus aufs Eis und schleuderte ihn dann wieder herunter. Dennoch kamen wir ohne Nachtheil davon. Am 18. September stieg der Sturm zu einer furchtbaren Wuth und setzte die Wellen in so starke Bewegung, daß wir unsere Schutztaue und Schutzböcke zu Hülfe nehmen mußten. In der Nacht vom 20. zum 21. September wurde die Luft still, aber es fror tüchtig. Bei näherer Untersuchung fand sich endlich, daß die große Eismasse um uns herum zusammengefroren war und uns so die Aussicht gewährte, im Winter hier liegen bleiben zu müssen. Um neun Uhr wurde der Wind westlich. Alle Hände gingen nun ans Werk, um die Massen zu trennen, welche der Frost zusammengekittet hatte. Erst am dritten Tage sahen wir das mühevolle Durchhauen des Eises beendigt und fanden uns wieder im freien Wasser.

Unter mancherlei ähnlichen Fährlichkeiten und Mühseligkeiten landeten wir am 25. September auf einer großen Insel, der ich den Namen meines Sohnes Andreas Roß beilegte. Aufs Neue wurden wir von Sturm und Schneewetter heimgesucht und wir suchten daher einen sicheren Hafen zu gewinnen. Zu dem Ende umschifften wir das südlich gelegene Kap der Insel, in dessen Nähe eine große Eisbank lag, und wandten uns dann nach Südwesten. Wir entdeckten eine geräumige Bai und eine kleine Insel, welche einen sicheren Aufenthalt versprach. Sie hatte einen Felsen über dem Wasser nach Süden und eine seichte Bank an der nördlichen Einfahrt. Hier legten wir uns, von der Insel geschützt, an zwei Eisbergen vor Anker, so daß wir kaum eine Viertelmeile von der großen Eisbank entfernt waren. Diese bestand, wie wir jetzt besser übersehen konnten, aus Hunderten von Eisbergen, die alle zu einer festen Masse in einander gekeilt waren. Einige weniger große Schollen, an denen wir bei unserer Fahrt vorüber gekommen waren, eilten, sich mit der drohenden Mauer vor uns zu vereinigen. Am Abend fiel das Thermometer plötzlich auf 18°. Beim Sonnenuntergang war das Wetter sehr hell, und auf dem Lande bemerkten wir frische Spuren von Hasen, Hermelinen und Bären; auch ließen sich viele Seehunde sehen, und nachher entdeckten wir zwei große Seen. Zwei Steinkreise bezeichneten die Ueberbleibsel von Sommerwohnungen der Eskimo's. Es fanden sich zahlreiche Fuchsfallen und jene Steinhaufen, welche in der Ferne einem Menschen gleichen, von den Eskimo's aber errichtet werden, um das Wild in ihrer Nähe in Furcht zu setzen. Vom September hatten wir nun den letzten Tag erreicht. Ich nahm an, daß alle Hoffnung, weiter zu kommen, ein Ende habe, und nannte die Stelle, wo wir ankerten, Victoria-Hafen.

Bis zu diesem Augenblicke waren wir unablässig thätig und geschäftig gewesen, und unsere stete Anstrengung hatte uns abgehalten, an das Künftige zu denken. Wir nährten jene blinde Hoffnung, welche selbst im Angesichte des unvermeidlichen Unterganges die Frucht der Thätigkeit, des Widerstandes ist, jene Hoffnung, welche nur mit den Betrachtungen endet, auf welche sie sich stützt, wenn das hülflose Schiff am Felsen scheitert und

die Sonne vor den Augen des sterbenden Menschen schwindet. Jetzt mußten wir nun endlich daran denken, denn es blieb sonst nichts zu thun übrig; jetzt traten nun die langen traurigen Monate unvermeidlicher Gefangenschaft in diesem unbeweglichen Eise vor unsere Seele. Die Gefängnißthüre war nun hinter uns geschlossen, und wir fühlten uns als hülf- und hoffnungslose Gefangene.

In der Nacht zum 6. October wurde es kälter, und da wir endlich ganz eingefroren waren, so wurde die Möglichkeit, noch weiter zu kommen, mit jeder Stunde schwächer und schwächer. Das Schiff wurde zwischen der kleinen Insel und dem festen Lande in eine solche Lage gebracht, daß es gegen die Ost- und Weststürme vollkommen geschützt war. Die Boote wurden ans Land gebracht, die Verdecke von Tauen und Raaen geleert und alle nöthigen Vorkehrungen getroffen, das Schiff zum Winter für unsere kleine, vereinte angesiedelte Familie wohnlich einzurichten. Am 8. October wurde diese Ansicht zur vollen Ueberzeugung. Nirgends sah man einen Tropfen freies Wasser mehr; ein dunkler Flecken von einer Felsspitze hier und da abgerechnet, zeigte sich nichts, als eine blendende, einförmige, ermüdende Schneefläche am ganzen Horizonte herum. Es war wirklich ein trauriger Anblick. Der Geist erlahmt unter seinem Einflusse; denn hier ist nur das Bild des Einerlei, des Schweigens, des Todes.

Gleich in den ersten Tagen wurde dies Einerlei durch eine Bärenjagd belebt. Das Thier hatte sich dem Schiffe genähert und dann nach der Insel gewandt, wodurch es unserer Mannschaft möglich wurde, ihm den Weg nach dem Lande abzuschneiden. So eingeschlossen, hetzten wir die grönländischen Hunde darauf hin; allein sie wagten keinen Angriff. Jetzt wurde der Bär nach dem Wasser getrieben, und hier sprang er in das neugebildete Eis, wo er nur langsam fortkam, so daß er vom Boote eingeholt und getödtet wurde. Es war ein Weibchen von mittlerer Größe. Das Thier maß von der Nase bis zur Schwanzspitze 6 Fuß 8 Zoll, und wog 500 Pfund. Die gewöhnliche Länge ist 7 bis 8 Fuß und beinahe eben so viel im Umfange. Das Gewicht beträgt dann 600 bis 1000 Pfund.

In den Kinnbacken hat dieſer Bär eine ſolche Kraft, daß man ihn wohl ſelbſt eine eiſerne Lanze von einem halben Zoll im Durchmeſſer hat entzwei beißen ſehen. In der Nähe der grönländiſchen Oſtküſte hat man dieſe Thiere in Schaaren, wie Schafheerden auf einer Trift, angetroffen. Das Fleiſch iſt ſaftig und ſchmackhaft, beſonders die Keule. Auffallend aber iſt, daß die Leber von dieſem Thiere ſchädlich und ſogar tödtlich iſt. Durch den unvorſichtigen Genuß derſelben ſind die Schiffer faſt immer krank geworden und bisweilen gar geſtorben. — Wenn man den Bären im Waſſer, beim Durchſchwimmen von einer Eisſcholle zur andern, angreifen kann, ſo geſchieht dies in der Regel mit Vortheil. Iſt er aber am Ufer oder auf einer großen mit Schnee bedeckten Eisfläche, wo er mit ſeinen breiten Tatzen noch einmal ſo ſchnell fortkommt, als ein bei jedem Schritt bis ans Knie einſinkender Menſch, ſo iſt ſelten mit Sicherheit auf einen glücklichen Erfolg zu rechnen. Die meiſten Unglücksfälle haben bei ſolchen unvorſichtigen Angriffen ſtattgefunden. Vor mehreren Jahren ereignete ſich ſolch ein trauriger Vorfall mit dem Matroſen eines Schiffes, das in der Davisſtraße vom Eiſe eingeſchloſſen war. Ein Bär, den man ſchon einige Zeit in der Nähe des Schiffes wahrgenommen hatte, war endlich ſo dreiſt geworden, bis an daſſelbe heranzukommen, indem ihn wahrſcheinlich der Geruch der Lebensmittel lockte, die der Koch über Bord geworfen. Die Leute waren gerade mit ihrer Mahlzeit beſchäftigt, und Niemand hielt draußen auf dem Verdeck Wache, da das Schiff unbeweglich lag. Ein verwegener Burſche, der zuerſt herausſah und den Bären erblickte, ſprang thörichter Weiſe ſogleich mit einer Stange auf das Eis hinaus, vermuthlich um die Ehre, einen ſo übermüthigen Gaſt gedemüthigt zu haben, allein davon zu tragen. Aber der heißhungerige Bär packte ihn, ohne auf das elende Gewehr zu achten, mit ſeinen furchtbaren Zähnen in den Rücken und ſchleppte den armen Burſchen mit ſolcher Schnelligkeit davon, daß, als ſeine Kameraden auf ſein Geſchrei erſchrocken vom Tiſch aufſprangen und ſich nach ihm umſahen, der Bär ſchon einen ſo großen Vorſprung gewonnen hatte, daß es umſonſt geweſen wäre, ihm nachzuſetzen. — Ein anderes Beiſpiel eines unklugen

Angriffes auf einen Bären, deſſen Ausgang jedoch eher luſtiger Art war, ereignete ſich mit dem Matroſen eines Wallfiſchfängers von Hull. Das Schiff lag an einem Eisfelde vor Anker, auf welchem man in einer beträchtlichen Entfernung einen Bären wahrnahm, der auf Beute ausging. Einer von der Mannſchaft des Schiffes, der ſich eben aus ſeiner Rumflaſche einigen Muth geholt hatte, machte ſich anheiſchig, dem Bären nachzuſetzen. Blos mit einer Wallfiſchlanze bewaffnet, ging er zu ſeiner abenteuerlichen Unternehmung aus. Ein beſchwerlicher Weg von ungefähr einer halben Stunde über lockeren Schnee und ſchroffe Eisblöcke brachte ihn ganz in die Nähe ſeines Feindes, der zu ſeinem Erſtaunen ihn unerſchrocken anblickte und zum Kampf herauszufordern ſchien. Sein Muth fing an zu ſinken; er hielt daher an und ſchwang ſeine Lanze ein paarmal hin und her, ſo daß man nicht recht wußte, ob er angreifen oder ſich vertheidigen wollte. Der Bär blieb ruhig ſtehen. Vergebens ſuchte der Abenteurer ein Herz zu faſſen, um den Angriff zu beginnen: ſein Gegner war zu furchtbar und ſein Anſehn zu zurückſchreckend. Vergebens fing er an, ihn durch Schreien aufzuregen, mit der Lanze zu bedrohen, und Miene zu machen, ihn anzugreifen: der Feind verſtand dies entweder nicht, oder verachtete ſolche leere Drohungen, und blieb hartnäckig auf ſeinem Platz. Schon fingen die Kniee des Menſchen an zu wanken, die Lanze zitterte in ſeiner Hand, und ſein Blick, der bisher noch feſt geweſen war, fing an zu ſchauern; aber die Furcht, von ſeinen Kameraden ausgelacht zu werden, hatte noch einigen Einfluß, und er wagte nicht zurückzugehen. Meiſter Petz hingegen fing jetzt an mit der verwegenſten Dreiſtigkeit vorzurücken. Da erloſchen die letzten Funken von Muth in der Seele unſeres Helden: er wandte ſich um und floh. Aber nun ging die Gefahr erſt an. Der Bär begann jetzt ſeinerſeits die Verfolgung, und da er mehr geübt und beſſer darauf eingerichtet war, über den Schnee zu laufen, ſo holte er den Flüchtling bald ein. Dieſer warf die Lanze, ſein einziges Vertheidigungsmittel, das ihn im Laufen beſchwerte, von ſich und lief weiter. Glücklicher Weiſe zog dieſe die Aufmerkſamkeit des Bären auf ſich; er ſtutzte, betaſtete ſie mit ſeinen Pfoten, biß hinein, und ſetzte dann ſeine

Verfolgung fort. Schon war er dem keuchenden Schiffer wieder auf den Ferſen, als dieſer in der Hoffnung einer ähnlichen Wirkung, wie bei der Lanze, einen Handſchuh fallen ließ. Die Liſt gelang, und während der Bär wieder ſtehen blieb, um dieſen zu unterſuchen, gewann der Flüchtling einen guten Vorſprung. Der Bär ſetzte ihm von Neuem mit der drohendſten Beharrlichkeit nach, obgleich er noch einmal durch den andern Handſchuh und zuletzt durch den Hut, den er in Stücke zerriß, aufgehalten wurde, und würde ohne Zweifel den unbeſonnenen Abenteurer, dem ſchon alle Kräfte ſchwanden, zu ſeiner Beute gemacht haben, wenn nicht die anderen Matroſen zu ſeiner Rettung herbeigeeilt wären. Sie trieben den verwegenen Feind zurück, während der von Furcht gejagte Flüchtling nicht eher zu laufen aufhörte, als bis er das Schiff erreicht hatte. — Von der Klugheit des Bären erzählt man unter Anderm, daß er eine um ein Stück Wallfiſchfett gelegte Schlinge vorſichtig bei Seite ſchob und dann mit der Beute davon ging. Als man darauf den Strick unter den Schnee vergraben und die Lockſpeiſe in eine tiefe Höhlung innerhalb der Schlinge gelegt hatte, beroch der Bär zuvörderſt den Platz rund umher, kratzte dann den Schnee mit ſeinen Pfoten weg, ſchob den Strick an die Seite und bemächtigte ſich ohne Schaden des dargebotenen Fraßes.

Der Monat October verging unter den Arbeiten zur zweckmäßigen Einrichtung unſers Winterquartiers, während das Wetter bald heiter, bald wolkig war, und dann wieder große Schneemaſſen fielen. Die Maſchine wurde zerlegt und nebſt den Kanonen aufs Eis geſchafft. Auf der nahen Inſel wurde eine Stelle für das Pulvermagazin ausgeſucht. Eine genaue Unterſuchung der Feuerung und der Lebensmittel ergab, daß ſie auf zwei Jahre und zehn Monate ausreichten. Brachte man nun den Zuwachs vom Bären- und Seehundsfange in Anſchlag, ſo konnten wir uns leicht drei Jahre halten. Der Genuß des ſchmaler zugemeſſenen Branntweins wurde eingeſtellt, zumal derſelbe in dieſen kalten Gegenden nur ſchädlich wirkt, namentlich

den Scorbut befördert. Zum beſſeren Schutz gegen die Kälte wurde das Oberdeck mit einer 2½ Fuß dicken Lage von Schnee belegt und dieſer ſo lange mit Waſſer begoſſen, bis er eine feſte Maſſe von Eis bildete, worüber man nun Sand ſtreute, ſo daß er das Anſehn eines glatten Kiesweges bekam. Ueber demſelben wurde ein Dach aufgeführt, von welchem die Segel ſo weit herabhingen, daß ſie das Schiff auf beiden Seiten bedeckten. Endlich wurde noch rings um das Schiff eine dichte Wand von Schnee und Eis aufgeführt. Um das Anſammeln der Feuchtigkeit, vor der man ſich hier ganz beſonders hüten muß, zu verhindern, gingen kupferne Röhren durch den Wohnraum im unteren Verdeck und ebenſo wurde eine Röhre vom Oberdeck aus nach dem Feuer dieſes Raumes geführt. Endlich wurde der Boden an jedem Morgen mit heißem Sande beſtreut. Auf dieſe Weiſe hatte der Aufenthaltsort der Mannſchaft immer eine trockene, behagliche Wärme. Behufs geregelter Beſchäftigung der Mannſchaft theilte man ſie in fünf Wachen, um die Aufſicht über das Verdeck zu führen, nach dem Feuer zu ſehen, auf wilde Thiere und die Eingeborenen zu achten, ſowie Ebbe und Fluth, Wind, Wolken und Himmelserſcheinungen zu beobachten. Wer Muße hatte, mußte einige Stunden auf dem Verdeck hin- und hergehen. Um acht Uhr wurde gefrühſtückt, wobei es Cacao oder Thee gab, um zwölf Uhr aßen wir zu Mittag, um fünf Uhr gab es wieder Thee; dann wurde von ſechs bis neun Uhr Abendſchule gehalten. Nachts ſchliefen die Leute in Hängematten. Des Sonntags geſtatteten wir keine Arbeit. Die Mannſchaft wurde dann gemuſtert, worauf Gebet und Predigt folgte. Um ſechs Uhr wurde Sonntagsſchule gehalten; man las in der heiligen Schrift und endigte mit Pſalmen und Gebeten. Die Früchte dieſer religiöſen und geiſtigen Uebungen waren nicht zu verkennen. Die Leute bewieſen ſich, wie Glieder einer Familie, alle gefällig gegen einander, und zeigten in ihrem Verhalten eine muſterhafte Ordnung und Ruhe.

Die erste Hälfte des November war äußerst stürmisch, dann folgte sehr milde Luft, und es war fast spaßhaft, wenn man unsere Jäger in dieser Jahreszeit über Hitze klagen hörte. Am 14. Nov. hatten wir einen bewundernswerthen Anblick. Die Wolken und der Himmel in Süden zeigten nicht nur alle die mannigfaltigen Farben eines Sommerabends, sowie jene Tinten, zu denen das dunkle, schwarze, sanfte Purpurroth des nördlichen Horizontes den Gegensatz bildet, sondern es glänzten auch noch die von Schnee schimmernden Berge oft mit den Farben des Regenbogens, so wie die schon ganz niedrig stehende Mittagssonne dieselben mit ihren matten Strahlen berührte. Am 17. Nov. kam eine sonderbare Erscheinung an der Sonne. Der Mittelpunkt wurde nämlich von einer Wolke verhüllt, und der Umkreis von einem Ringe umgeben, unter welchem nun die Strahlen so herausschossen, daß das Ganze einem Sterne des Bathordens glich, welches ich nachmals als eine günstige Vorbedeutung für mich in Anspruch nehmen konnte*).

Am 25. Nov. beobachteten wir ein glänzendes Nordlicht, das bis Mitternacht hin immer prächtiger wurde und bis zum andern Morgen anhielt. Es bildete einen im Schein des Vollmondes leuchtenden Bogen, dessen Enden, wie bei einer Brücke, auf zwei einander entgegengesetzten Bergen zu ruhen schienen. Wir hatten im Laufe des Winters äußerst häufig Gelegenheit, diese Naturerscheinung in den mannigfaltigsten Abwechselungen zu beobachten. — Man kann das Nordlicht als ein magnetisches Ungewitter bezeichnen. Bei dem gewöhnlichen (elektrischen) Gewitter stellt sich das gestörte Gleichgewicht in der Vertheilung des elektrischen Stoffes durch die Entladung des Blitzes wieder her; beim Nordlicht geschieht dies in Bezug auf die Vertheilung des magnetischen Stoffes ebenfalls durch eine Lichtentwickelung. Der Brennpunkt dieser Entwickelung findet sich nach Mitternacht zu in der Gegend, wo die Mittagslinie des magnetischen Poles hindurchgeht, und genauer nach der Seite hin, wohin die Magnetnadel des Ortes abweicht. Wenn man alle einzelnen Erschei-

*) Der Capitain Roß erhielt nach seiner Heimkehr den Bathorden.

nungen einer solchen Entwickelung des Nordlichtes in ein vollendetes Bild zusammenfassen will, so ist der Hergang folgender. Tief am Horizont schwärzt sich der vorher heitere Himmel, und es bildet sich eine dicke Nebelwand, die allmählig zur Wölbung eines dunklen Kreisabschnittes in einer Höhe von 8 bis 10 Graden aufsteigt. Sterne sind sichtbar in diesem finsteren Höhenrauch, dessen dunkle Farbe nach und nach ins Braune oder Violette übergeht. Die Grenze der Wölbung ist ein breiter, hellleuchtender Luftbogen, erst weiß, dann gelb. Die Erscheinung gleicht jetzt einer mächtig großen, im Aufgehn begriffenen dunklen Sonnenscheibe, deren Rand mit einem glänzenden breiten Saum eingefaßt ist. Ueber der brückenartigen Wölbung schweben und tanzen die Lichter in beständiger, auf und nieder wallender Schwingung, und indem sie bald hier, bald dort lebhafter aufflimmen und bis zum Scheitelpunkt des Firmamentes aufsteigen, erhöht sich das Violette und Bläulichweiße zum Gelben und Sapphirblauen, zum Roth des Purpurs, zum Grün des Smaragdes, und alle diese Farben wechseln und spielen unaufhörlich in einander. So steht der leuchtende Himmelsbogen bisweilen Stunden lang, ehe die ganze herrliche Erscheinung ihre Vollendung erreicht, was selten und nur bei der stärksten Entwickelung vorkommt. Die Lichtsäulen steigen, gemengt mit schwarzen rauchähnlichen Streifen, in schlängelnder oder gerader Richtung bald einzeln aus der Wölbung empor, bald erheben sie sich gleichzeitig an vielen entgegengesetzten Punkten des Horizontes und vereinigen sich in ein zuckendes Flammenmeer, aus dem schnell hinter einander Strahlenbüschel und helle Blitze hervorschießen. Doch das zuckende Flammenmeer fließt im Nu wieder auseinander, bis sich zuletzt alle Feuersäulen, Strahlen- und Lichter nach dem Mittelpunkte zusammenschieben, und hier bildet sich nun in dem eigentlichen Brennpunkte der ganzen Erscheinung die sogenannte Krone des Nordlichtes um die Kuppel eines aus Licht gewobenen Tempelzeltes. Im milden Glanze, ohne Wogen und Wallen des ausströmenden Lichtes zeigt sich die sternförmige Krone. Mit dem Aufblühen derselben hat die ganze Erscheinung ein Ansehn der Ruhe und Stetigkeit gewonnen. Es ist der Anfang der Auflösung. Die Strahlungen werden

seltener, kürzer und farbenloser. Die Krone und alle Lichtbogen fallen auseinander. Bald sieht man am ganzen Himmelsgewölbe unregelmäßig zerstreut nur breite blasse, fast aschgrau scheinende, unbewegliche Flecken. Auch sie verschwinden. Tief am Horizonte steht jetzt noch, wie ein ausgebranntes Gemäuer, jene schwarzgraue Nebelwand, von der die Lichtentwickelung ausging, wie von der Wetterwolke der Blitz. Zuletzt bleibt von dem prächtigen Schauspiel oft nur ein weißes, zartes Gewölk übrig, an den Rändern gefiedert oder in kleine rundliche Häufchen mit gleichen Abständen getheilt. Diese sogenannten Schäfchen bilden die Grundlage des Nordlichtes und zeigen die Wirkung desselben auf den Dunstkreis an. Nach starken magnetischen Entladungen hat man noch am folgenden Tage in dem strahlenförmig auseinander laufenden, leichten Gewölk die ganze Gestalt des verschwundenen Nordlichtes wieder erkannt: da, wo in der Nacht eine Feuersäule stand, zeigte sich ein weißlichter Wolkenstreif. Wie die Gewitter in den heißesten Sommermonaten, so erscheinen die Nordlichter in den kältesten des Winters. Ihre Höhe ist meistentheils nur einige tausend Fuß hoch und möchte wohl kaum jemals die dreifache Höhe unserer höchsten Gebirge übersteigen; am Nordpol sahen sich Reisende zuweilen mitten im Nordschein selbst. Dagegen erzeugt sich diese merkwürdige magnetische Lichtentwickelung auf einem großen Theile der Erde zu derselben Zeit. Man kann viele Nächte angeben, wo man ein Nordlicht in England und Preußen, in Rom und in Peking zugleich beobachtet hat. Auch in Mexico und Peru sind dergleichen gesehen worden, und bei großer Stärke der Entladung hat man sogar bei hellem Sonnenschein die Schwingungen des Polarlichtes erkannt. Uebrigens sieht jeder Beobachter, wie seinen eigenen Regenbogen, so auch seinen eigenen Polar-Lichtbogen.

In den letzten Tagen des November war es trübe und düster. Am 30. Nov. hatten wir jedoch den ruhigsten und hellsten Tag des ganzen Winters, wo wir um Mittag von dem höheren Theile der Insel aus sahen, wie die kaum noch über dem Horizont stehende Polarsonne eine darunter befindliche Wolke röthete. Wir hatten jetzt noch drei Wochen bis zum kürzesten Tage, und zur Abwechselung in der langweiligen Eintönigkeit

wurde den Leuten gestattet, an jedem Sonnabend zu tanzen, wozu unser der Tonkunst beflissener Zimmermann aufspielte. Vom 20. bis 22. Decbr. war der Himmel um Mittag so hell, daß wir in der Cajüte vollkommen gut sehen konnten, und außerhalb des Schiffes ließ sich der kleinste Druck deutlich lesen. Der Horizont zeigte die herrlichsten Farbenspiele, besonders nach Süden hin, wo der Morgenstern im vollen goldenen Lichte glänzte. Sterne erster Größe konnte man auch des Mittags sehen. Die erste Frühe der Weihnachtstage wurde durch eins der schönsten Nordlichter verherrlicht. Wir zogen unsere Flaggen auf, ein Schauspiel, das durch die Pracht der Venus erhöht wurde, und feierten das Fest nach dem Gottesdienst durch ein reichliches Mahl, bei welchem der Rinderbraten unseres noch nicht verzehrten Galloway-Ochsen den wesentlichsten Bestandtheil ausmachte. Die Vorräthe der Furie thaten uns hiebei noch bessere Dienste; denn sie enthielten Fleischpasteten und im Ueberflusse Kirschbranntwein mit seinen Früchten in Eis gesetzt, eine Sache, die uns Spaß machte, wenn wir daran dachten, daß wir hier bei großer Kälte in den Genüssen eines heißen Londoner Juniustages schwelgten. So verging das Jahr 1829.

Drittes Kapitel.

Das neue Jahr begann mit heiterem Wetter. Der Mittagshimmel zeigte die schönen Farben eines Sommerabends; die Berge am fernen Horizont waren fast ganz dunkelscharlachroth gefärbt, aber ein glänzender Purpur erhob sich über ihnen und ging allmählig in einen schwarzdunkelen Schatten über. Die Mannschaft ergötzte sich an diesem Tage durch ein Concert, welches ganz ihren Bällen entsprach. — Am 7. Januar bot der Himmel um zehn Uhr Morgens einen ganz neuen Anblick. Der Raum oberhalb des untergehenden Mondes prangte in reicher goldener Farbe, und in der Nähe der Sonne enthüllte sich ein helles Silberlicht; es fand hier also gerade das Gegentheil von dem statt, was sonst Regel ist.

Als wir am 9. Januar früh an die Küſte gingen, berichtete mir einer der Matroſen, daß man von der Höhe aus Fremde geſehen habe. Ich ging demnach in der angedeuteten Richtung vorwärts und erblickte bald vier Eskimos in der Nähe eines kleinen Eisberges, nicht weit vom Lande und etwa eine Meile*) vom Schiffe. Sie verſteckten ſich hinter dem Berge, ſobald ſie mich bemerkten; allein als ich näher kam, trat die ganze Menge hervor und bildete eine Schaar van zehn Mann in der Fronte und drei in der Tiefe. Ein Mann war, wie es ſchien, in einem Schlitten ſitzend auf der Landſeite abgeſondert. Ich ſandte daher ſogleich meinen Begleiter an den Commandeur Roß ab, daß er mit einigen Leuten zu mir käme; die Letzteren waren angewieſen, hinter ihm in einiger Entfernung zu bleiben. Hierauf ſchritt ich allein bis zu einer Entfernung von etwa hundert Ellen von ihnen vor und ſah, daß Jeder mit einem Spieße und einem Meſſer bewaffnet war, gewahrte aber weder Bogen, noch Pfeile. Da ich wußte, daß das Begrüßungswort bei den einander begegnenden Stämmen Tima tima ſei, ſo rief ich ſie in ihrer eignen Sprache an und bekam einen allgemeinen Ruf derſelben Art als Antwort. Der abgeſondert ſitzende Mann wurde jetzt gerufen und ſtellte ſich vor ihrer Linie auf. Meine übrigen Begleiter waren inzwiſchen auch herbei gekommen, und ſo ſchritten wir bis auf ſechszig Schritte zu ihnen vor, wo wir mit dem Ausrufe: aja Tima! die Flinten wegwarfen. Es war dies die gewöhnliche Art, wie wir erfahren hatten, ein freundſchaftliches Verhältniß zu eröffnen. Auch ſie warfen hierauf ihre Meſſer und Speere nach allen Richtungen in die Luft und erwiderten den Ruf aja, indem ſie die Arme ausſtreckten, zum Zeichen, daß ſie ebenfalls ohne Waffen ſeien. Allein da ſie ihre Stelle nicht veränderten, gingen wir weiter und umarmten endlich der Reihe nach Alle in der Fronte, indem wir ihre Kleidung von oben nach unten ſtreichelten, worauf von ihnen dieſer allgemein herrſchende Freundſchaftsbrauch erwiedert wurde. Es ſchien dies große Freude zu erregen, die ſich bei Allen durch Lachen, Schreien

*) Hier und im Folgenden ſind überall engliſche Meilen gemeint, deren 4½ auf eine deutſche gehen.

und wunderliche Geberden kund that; und unmittelbar darauf sahen wir uns im Besitz ihres unbedenklichen Zutrauens.

Die bei seiner früheren Reise gemachte Erfahrung des Commandeur Roß war uns hier sehr nützlich, und als sie gehört hatten, daß wir Kablunae (Europäer) wären, antworteten sie, daß sie Innuit (Männer) seien. Ihre Anzahl belief sich auf 31; der älteste, Namens Illicta, war 65 Jahre, sechs andere standen zwischen 40 und 50, und zwanzig von ihnen zwischen 40 und 20, die übrigen waren vier Knaben. Zwei gingen lahm und wurden nebst dem Alten von den Andern auf Schlitten gezogen. Der Eine hatte durch einen Bär, wie wir zu verstehen glaubten, ein Bein verloren, und der Andere einen Schenkel gebrochen. Alle erschienen wohlgekleidet, besonders in trefflichen Rennthierhäuten; die Oberkleider waren gefüttert und lagen an dem Körper an, und zwar vorn vom Kinn bis auf die Mitte des Schenkels, hinten mit einer Kappe, die über den Kopf gezogen werden konnte, während der Besatz bis auf die Wade herabfiel und ungefähr wie die Spitze eines ehemaligen Soldatenrocks aussah. Die Aermel hüllten auch die Hände ein, und von den beiden Häuten, aus welchen Alles gefertigt war, hatte die innere die Haare zunächst auf dem Körper, die Haare der andern standen nach außen hin. Sie trugen zwei Paar Stiefel, die Haare von beiden nach einwärts und darüber Beinkleider von Rennthierhaut, welche weit am Fuße hinabreichten; einige hatten auch über den Stiefeln noch Schuhe und statt der Rennthierhäute Seehundsfelle zu den Beinkleidern. Unter den ungeheuern, über einander gehäuften Kleidungsstücken schienen sie viel dicker zu sein, als sie wirklich waren. Alle führten Wurfspieße, welche einem Spazierstocke nicht unähnlich sahen und an dem einen Ende eine hölzerne oder beinerne Kugel, am andern Ende eine Spitze von Horn hatten. Als wir den Schaft untersuchten, sahen wir, daß er aus kleinen Stücken Holz oder Thierknochen bestand, die sehr sauber zusammengefügt waren. Die Messer, welche wir zuerst bemerkten, waren aus den Knochen oder Hörnern eines Rennthiers gefertigt und ohne Spitze oder Schneide, mithin eine sehr harmlose Waffe. Bald aber entdeckten wir, daß Jeder von ihnen ein viel wirksameres Messer, mit Eisen

gespitzt oder auch mit einer Schneide daran versehen, auf dem Rücken hängen hatte. Eins davon ergab sich als Klinge eines englischen Taschenmessers; sie trug noch das Fabrikzeichen des Verfertigers und war so befestigt, daß sie als Dolch dienen konnte. — Der Commandeur Roß konnte ausmitteln, daß sie von Süden herkamen und Tags zuvor das Schiff gesehen hatten, daß ihre Hütten in einiger Entfernung nach Norden hin lägen und sie dieselben nur erst heute früh verlassen hätten.

Da wir an solche Besuche nicht gedacht hatten, so führten wir natürlich auch keine Geschenke für sie bei uns und sandten daher einen Matrosen aufs Schiff zurück, der 31 Stück eiserne Reifen holen sollte, um Jedem einen zu schenken. In der Zwischenzeit aber willigten sie ein, uns selbst an Bord zu begleiten, und bald langten wir bei unserer Schneeverschanzung an. Ueber diese äußerten sie kein Erstaunen; sie glich in der That zu sehr ihren eigenen Arbeiten, um dergleichen rege zu machen. Ebenso äußerten sie kein Zeichen der Verwunderung über das Schiff selbst und die Menge von Eisen und Holz, wie wir im Jahr 1818 bei den nördlichen Wilden der Baffinsbai beobachtet hatten. Offenbar war es, daß ihnen dergleichen Dinge selbst in übergroßer Menge nicht fremd waren. Das Geschenk von Eisen erregte allgemeine Freude, und sie boten uns zur Erwiederung ihre Wurflanzen und Messer an, über deren Ablehnung von unserer Seite sie ebenso sehr Freude, als Erstaunen verriethen. Jetzt konnten wir auch leicht bemerken, daß ihr Aeußeres dem unsrigen weit überlegen war. Zum mindesten gingen sie gut gekleidet; sie waren besser genährt, als wir, und ihre dicken Wangen so rosenroth, als es unter so dicker Haut nur möglich sein konnte. Wie bei den andern Eskimostämmen zeigten ihre gutmüthigen Gesichter ein regelmäßiges Eirund mit schwarzen, nahe an einander stehenden Augen, kleiner Nase und schwarzem Haar; die Haut war nicht so dunkelfarbig wie die der schon früher von uns im Norden gesehenen Eskimos. Sie schienen auch reinlicher zu sein und trugen, was ich früher nicht bemerkt hatte, das Haar kurz abgeschnitten, sowie in nicht ganz sorgloser Weise geordnet. Ihre Kleider waren besonders nett gearbeitet und einige mit Reihen kleiner Knochen verziert oder mit

Franſen verſehen, die ſie aus Sehnen gefertigt. Die Häute von Vielfraßen, Hermelinen und grauen Seehunden hingen auf der Bruſt herab und ſchienen auch als Zierrathen zu dienen. Sehr ſonderbar und roh waren die Schlitten gebaut. Die Seitenwände beſtanden aus Knochenſtücken, welche in der Runde zuſammengebunden und mit einer Haut überzogen erſchienen; die Kreuzriegel aber beſtanden aus den Vorderfüßen eines Rennthiers. Einer davon hatte nur zwei Fuß Länge und vierzehn Zoll Breite, die andern hielten drei bis vier Fuß in der Länge. Am unteren Theile der Kufe befand ſich ein eiſiger Ueberzug, der bis zu der Haut ging und die Bewegung ſehr leicht machte.

Drei von ihnen wurden in die Cajüte geführt und hier endlich äußerten ſie denn ihre Verwunderung in großem Maße. Die Bilder, welche ihre Landsleute vorſtellten und aus den früheren Reiſebeſchreibungen genommen waren, machten ihnen viel Freude; denn ſie ſahen auf der Stelle, daß es Abbildungen von ihren eigenen Stämmen ſeien. Wie gewöhnlich wurden ſie aber beſonders durch die Spiegel in Erſtaunen geſetzt. Nicht minder waren ſie von der Lampe und dem Leuchter überraſcht; doch bezeigten ſie niemals den Wunſch, irgend Etwas ſelbſt zu haben; ſie nahmen nur, was ihnen gegeben wurde, mit Aeußerungen unverkennbarer Dankbarkeit. An unſerem aufbewahrten friſchen Fleiſche fanden ſie keinen Geſchmack. Der Eine, welcher einen Biſſen zu ſich nahm, that es mehr aus Nachgiebigkeit und ſagte, es wäre ſehr gut; als ihn jedoch der Commandeur Roß ein wenig ausfragte, bekannte er, daß das, was er geſagt habe, nicht wahr ſei. Die Andern warfen das dargereichte Fleiſch weg. Der Erſte aber trank etwas ihm dargebotenen Thran mit vieler Luſt und geſtand, daß dieſer wirklich gut ſei. — Es wurden darauf drei Andere in gleicher Weiſe bewirthet, und die Erſteren entfernten ſich, um ihre Landsleute mit dem Geſehenen zu unterhalten. Zwiſchen einem von ihnen und einem unſerer Officiere wurde ein kleiner Wettlauf begonnen; allein es wurde dabei auf beiden Seiten ſo viel Artigkeit beobachtet, daß Keiner als Sieger bezeichnet werden konnte. Jetzt brachte man eine Geige herbei, und ſie ſchloſſen ſich unſeren Leuten beim Tanze an, indem ſie an der Muſik viel mehr Gefallen zu finden

ſchienen, als man ſonſt bei anderen Stämmen wahrgenommen hatte.

Da nun die Nothwendigkeit der Trennung einleuchtete, ſchlugen wir ihnen vor, ſie ein Stück Weges nach ihren Hütten zu begleiten, deren Richtung ſie bezeichneten, und wobei ſie zu verſtehen gaben, daß ihre Weiber, Kinder, Hunde und Schlitten alle zu Hauſe, auch Lebensmittel in Fülle da wären. Dagegen konnten wir durch unſere Fragen nicht ermitteln, wo ein offenes Meer liege. Sie zeigten allerdings nach Norden, als ob da der geſuchte Punkt ſei; doch waren wir nicht im Stande von ihnen herauszubringen, was nach Süden und Weſten läge. Als wir etwa zwei Meilen gegangen waren, bezeichneten wir eine Stelle auf dem Eiſe als den Ort, wo wir am folgenden Tage wieder zuſammentreffen wollten, und gaben zu verſtehen, daß wir ihre Hütten beſuchen möchten; ein Vorſchlag, den ſie mit dem größten Vergnügen annahmen. Wir trennten uns unter denſelben Förmlichkeiten, welche unſer Zuſammentreffen begleitet hatten.

Am folgenden Tage fanden wir die Eingeborenen an dem bezeichneten Orte, und bei der Annäherung trat Einer, welcher der Häuptling der Horde zu ſein ſchien, ein paar hundert Schritte vor, indem er die Arme emporhielt, zum Zeichen, daß er keine Waffen habe. Auch wir warfen unſere Flinten weg, worauf alle die übrigen hinten Stehenden ebenfalls ihre kriegsähnlichen Werkzeuge in die Luft ſchleuderten, wie ſie Tags zuvor gethan hatten, und mit dem gewöhnlichen Ausruf unſere Ankunft erwarteten. Die Menge hatte ſich um etwa zwanzig Kinder gemehrt, und wir machten die bekannte Art des Begrüßens durch. — Bald kam das Dorf zum Vorſchein; es beſtand aus zwölf Schneehütten, die, etwa drittehalb Meilen vom Schiffe entfernt, an der Küſte auf der Spitze einer kleinen Bucht errichtet waren. Sie glichen umgekehrten Keſſeln und ſtanden ohne Ordnung umher. Jede Hütte hatte ein langes gekrümmtes Anhängſel, in welchem ſich der Eingang befand, und gleich vorn in demſelben waren die Frauen, die Mädchen und die Kinder. Wir hatten uns für ſie mit Glasperlen und Nähnadeln verſehen, deren Vertheilung ſchnell die Furchtſamkeit verſcheuchte,

welche ſie bei unſerm erſten Eintritte gezeigt hatten. Der Gang, der ſich in ziemlicher Länge, meiſt gekrümmt hinzog, und in der Mitte ein Vorgemach des Hundewinkels enthielt, führte zum Hauptgemach. Dies war auf der Morgenſeite von einem eirunden Stücke durchſichtigen Eiſes erhellt und zeigte ſich als ein zirkelförmiges Gewölbe von zehn Fuß Durchmeſſer, wenn es für eine Familie berechnet war, wenn aber zwei darin wohnten, ſo bildete es ein Oval von zehn bis funfzehn Fuß. Der Thüre gegenüber war eine breite Schneebank, die faſt ein Drittel der Grundfläche einnahm und etwa drittehalb Fuß hoch, oben aber eben und mit mancherlei Fellen bedeckt war. Dieſe breite Schneebank bildete die gemeinſchaftliche Schlafſtätte für Alle. An einer Ecke derſelben ſaß die Herrin des Hauſes der Lampe gegenüber, welche der in dieſen Gegenden allgemeinen Sitte nach aus Moos und Thran beſtand und eine hinreichende Flamme gab, um Licht und Wärme zu ſchaffen, ſo daß der Aufenthalt vollkommen wohnlich war. Ueber der Lampe hing der Keſſel von Stein und enthielt das Fleiſch von Rennthieren und Seehunden mit Thran; denn an dieſen Lebensmitteln ſchien kein Mangel zu ſein. Uebrigens lag alles Andere: Kleider, Geräthe, Lebensmittel, in unbeſchreiblichem Wirrwarr umher und zeigte mindeſtens, daß Ordnung hier nicht in die Reihe der Tugenden gehöre. Ungleich anziehender war für uns die Entdeckung, daß mitten in dieſer Unordnung einige friſche Lachſe lagen. Auf unſere Fragen erfuhren wir, daß dergleichen in dieſer Gegend überflüſſig vorhanden wären, und ſo hatten wir die Ausſicht auf ein neues Mittel des Lebensunterhaltes. Von den Frauen ſchienen alle über dreizehn Jahre alt verheirathet zu ſein. Ihr Körperbau war klein und die Kleidung, ſowie die Reinlichkeit geringer, wie bei den Männern; beſonders waren die Haare verwirrt und unordentlich. Ihre Züge zeigten viel Milde und die Wangen viel Röthe, wie bei den Männern. Das Geſicht eines Mädchens von dreizehn Jahren konnte ſelbſt für hübſch gehalten werden. Ihr Benehmen war durchaus wohlgeſittet. Alle waren mehr oder weniger tättowirt, beſonders an der Stirn, ſowie zu beiden Seiten des Mundes und Kinnes; doch beſtand dieſer Schmuck hier nur aus Linien, ohne beſondere Figuren zu

bilden, wie Reisende das auch von den Eskimos des nordwestlichen Amerika berichtet haben.

Unsere Geschenke zu erwiedern, boten sie uns jetzt Alles dar, was wir wählen wollten, und so suchten wir einige Wurfspieße, Bogen und Pfeile aus, sowie ein Ohrgehänge von Eisenerz, das aus einer an einer Schnur hangenden Kugel bestand; auch war es mit einigen daran bummelnden Fuchszähnen und mit einer Franse von Flechten geschmückt. Etliche Nadeln, die wir unseren Gaben noch beifügten, gewannen vollends ihr unbegrenztes Vertrauen und die offenherzigste Freundschaft. Wir erfuhren, daß die Hütten eben erst errichtet waren; kaum seit einem Tage standen sie, und die Bauarbeiten nehmen also hier zu Lande nicht viel Zeit weg. Nicht minder ergab sich, daß ihr Wintervorrath an Seehunden und Wild in Schnee vergraben lag; daß er im Sommer aufgehäuft wurde und sie im Winter dahin zurückkamen. Es galt jedoch, jetzt wichtigere Erkundigungen einzuziehen, und die Antworten waren folgender Art. Sie kannten Igloulick, Wintereiland und die Repulsebai; Ackouli, das der letzteren gegenüber liegt, hatten sie erst seit dreizehn Tagen verlassen; denn sie waren hierher gekommen, um dem offenen Wasser näher zu sein, das, wie sie uns berichteten, nach Norden in einiger Entfernung liege. Das Land nach Osten, sagten sie, sei eine Insel Namens Kajaktagavik, und sie wären längs der Küste westlich von derselben heraufgekommen, wo es mehrere große Flüsse gebe. Doch konnten wir nicht genau erfahren, ob ein Fahrwasser südlich von dieser Insel oder der jetzt vor uns liegenden südlichen Spitze sei. Dies war uns vornehmlich unangenehm; denn unsere Hoffnung, weiter zu kommen, lag nach dieser Richtung hin, und wir konnten nicht zweifeln, daß das Land nach Osten das feste Land von Amerika sei. Ferner berichteten sie uns, daß auf den Bergen nach Süden hin Moschusochsen in Menge zu finden wären und die Rennthiere alle im April diesen Weg nähmen, wärend der Balg eines Vielfraßes, den wir ihnen abkauften, auch die Anwesenheit dieses Thieres darthat. Ihre Art, das Rennthier zu jagen, ist nach ihrer Beschreibung die in andern Theilen dieses Landes befolgte. Sie besteht, um es kurz zu sagen, in der Nachahmung der Ge-

ſtalt dieſes Thieres, wozu ſich zwei Menſchen vereinen; der eine zieht den Kopf und das Geweihe des Rennthiers über ſeinen eigenen, und ſo gewinnen ſie ſelbſt mitten in einer Heerde argloſen Zutritt. — Es war jetzt Zeit, an die Rückkehr zu denken, und Viele erboten ſich, uns zu begleiten. Von den Weibern und Kindern nahmen wir Abſchied; den lahmen Mann luden wir ein, am folgenden Tage zu uns zu kommen, damit ihn unſer Wundarzt unterſuchen könne.

Acht Eskimos begleiteten uns nach dem Schiffe. Sechs davon überließen wir der Bewirthung unſerer Matroſen, und die beiden Anführer luden wir in unſere eigene Cajüte zum Eſſen ein. Hier erregten nun die Meſſer, Schüſſeln und andere Tiſchgeräthe bei ihnen vieles Erſtaunen. Es behagte ihnen jetzt mindeſtens die Suppe, und ſie lernten, ohne daß man ihnen viel linkiſches Weſen anſah, gleich auf der Stelle den Gebrauch der Löffel. Wenigſtens wußten ſie gut nachzuahmen; denn kaum hatten ſie unſere Weiſe ein wenig beobachtet, als ſie auch die Anwendung von Meſſer und Gabel weg hatten und in Kurzem ſie gebrauchten, als wenn ſie ſchon lange daran gewöhnt wären. Sie ſchienen nun auch das aufbewahrte friſche Fleiſch gern zu eſſen, was natürlich beſonders beim Lachs der Fall war; dagegen ſchmeckte ihnen das Pökelfleiſch nicht, und ebenſo wollten ſie nichts von Pudding, Reis und Käſe wiſſen. Nach dem Eſſen verlangten ſie aufzuſtehen, und wir begleiteten ſie zu ihren Gefährten, welche von den Matroſen ebenſo gut traktirt worden waren. Wir trafen ſie alle im Tanzen begriffen an.

Am 11. Januar hatten wir helles, aber kaltes Wetter. Um ein Uhr langte der Mann an, welcher ſein Bein eingebüßt hatte und Tulluahiu hieß; ihn zog ein zweiter Namens Tiagashu, ein ſehr verſtändiger Mann, auf dem Schlitten. Der Wundarzt unterſuchte den Stumpf und fand ihn geſund, längſt zugeheilt, das Knie gekrümmt, ſo daß ein hölzernes Bein recht leicht angebracht werden konnte. Der Zimmermann wurde daher gerufen, ihm eins anzumeſſen, und die Freude des Mannes, welcher die Abſicht ermittelte, äußerte ſich in hohem Grade. Sie ſchienen jetzt ungewöhnlich mittheilend, und deshalb wurde die Charte vorgelegt. Sie erkannten gleich ihren jetzigen Aufenthalt und

den Punkt, wo das Schiff lag. Der Eine von ihnen, Tulluahiu, nahm nun den Pinsel und zeichnete die Linie, auf der sie gekommen waren, indem er dann Punkte darauf machte und beide die Finger zählten, um zu zeigen, daß sie nur neun Mal auf der Reise geschlafen hätten. Tiagashu zeichnete hierauf eine Linie von der Küste, um welche wir im Herbste segeln könnten. Sie lag nach Abend hin und enthielt mehrere Vorgebirge, Baien und Flüsse, während er, entfernt von ihr, einige Inseln zeichnete, in deren eine er einen See setzte; auch gab er an, wo Lachse und andere Fische in Menge wären. Es nahm hierauf seine Zeichnung der Küste eine nördliche Richtung, die von unserer jetzigen Lage bedeutend abwich und nicht weniger nach Westen von ihr hin ging; die Entfernung betrug seiner Schätzung nach zwei Tage, und er bemerkte noch, daß auch hier mehrere Flüsse ins Meer fielen. Darauf nahm der Erste wieder den Pinsel und malte verschiedene große Seen in den Theil des Landes, wo wir jetzt angesiedelt waren; ferner deutete er Orte an, wo wir Eingeborene finden würden, und zeichnete einen Weg, auf dem er in neun Tagen zu Lande nach dem Meere kommen konnte. Doch sagten sie uns auch, daß Einer von ihren Landsleuten das Alles noch viel besser wisse, und versprachen uns, daß wir ihn sehen sollten. Als diese gelehrte Unterhaltung vorüber war, benachrichtigten sie uns, daß achtzehn aus ihrem Dorfe auf den Seehundsfang gegangen wären; für die Weiber und Kinder aber sei es zu kalt. In unserer Cajüte machte das Tabaksschnupfen ihre Aufmerksamkeit rege, noch viel mehr Eindruck aber brachte ein Vergrößerungsspiegel hervor, welcher, zwischen ihnen gehalten, Jedem das Gesicht seines Freundes über allen Begriff vergrößert zeigte. Den Branntwein, den wir ihnen darboten, verabscheueten sie, und ebenso wenig wollte ihnen der Rosenpudding behagen, womit wir ihren Magen ergötzen wollten, der gewohnt war in Thran und Seehundsspeck zu schwelgen. Beim Abschiede beschenkten wir Jeden mit einer leeren Fleischbüchse und erklärten, das neue Bein wäre in drei Tagen fertig, wo wir dann das Vergnügen zu haben hofften, es anzuprobiren.

Am 12. Januar kam der verheißene Geograph, Ikmallik, in Begleitung von Tiagashu, und Beide wurden in die Cajüte

gelassen; sechs Andere, welche ihnen folgten, überließen wir der Sorgfalt unserer Leute. Jene erzählten uns, daß sie Tags zuvor sechs Seehunde in den Eislöchern dieser Thiere getödtet hätten. Diese Löcher vergrößern sie, stecken einen Zweig von Eschen oder Birken hinein, und wenn die Bewegung des Zweiges darthut, daß der Seehund des Athemholens wegen heraufgekommen ist, so wird er mit der Lanze durchbohrt. Auf der vorgelegten Charte fand sich Ikmallik gleich zurecht, und nahm dann den Pinsel, um die Zeichnung weiter auszuführen, indem er ziemlich lange fast dieselbe Linie verfolgte, welche schon Tuluahiu entworfen hatte. Dann verlängerte er sie noch weiter gegen Abend, statt sie nach Norden zu drehen, wie dieser gethan hatte, und setzte sie nun in einer nordwestlichen, unseren Absichten günstigeren Richtung fort. Inseln trug er jedoch nicht ein, wohl aber zeichnete er die Wagerbai und ihren Fluß sehr richtig und bemerkte noch einige andere Flüsse. Endlich gab er zu verstehen, daß unser Schiff erst gegen den Herbst diesen Weg segeln könne, und mit dieser Belehrung sahen wir uns für jetzt genöthigt, zufrieden zu sein. — Der Anführer Ikmallik war ein starker, kräftiger Mann, gegen fünf Fuß und zehn Zoll hoch; ein Musterbild unter den Seinigen und wirklich unter diesen Stämmen ein Mann von ungewöhnlicher Kraft und Größe. Nachdem Alle beschenkt worden waren, gingen sie dankerfüllt nach Hause.

Am 14. Januar war es so kalt, daß wir zweifelten, ob der Lahme seine Gabe holen würde. Er kam aber doch zu Mittag, von seinem Freunde Otukiu, dessen Weib Kuanga und einer ältlichen Frau begleitet; außerdem hatten sich noch vier Männer und zwei Burschen angeschlossen. Die drei Erstgenannten nahmen wir in die Cajüte, die Andern ließen wir unter der Aufsicht der Matrosen. Das hölzerne Bein wurde anprobirt, um zu sehen, ob die Länge stimme, und sollte dann vollends fertig gemacht werden, weshalb der Mann morgen wiederzukommen ersucht wurde. Für die Vervollständigung der Charte konnten wir keine weiteren Aufklärungen gewinnen. Daß sie es verstanden, ein Land aufzuzeichnen, war offenbar; denn sie gaben die Seen in der Nähe der Repulsebai mit den verschiedenen Buchten und

Inseln an der Küste nach Norden und Süden hin sehr genau an. Von den »See-Häusern« (Schiffen) hatten sie durch die anderen Eskimos Kunde bekommen, aber sie nie gesehen. Da sie um ein Uhr gehen wollten, wurden die Anderen gerufen, und wir sahen mit Freuden, daß der Steuermann die ältliche Frau vermocht hatte, sich das Haar abschneiden, kämmen und ordnen zu lassen. Der Erfolg davon gab ihrem Aeußeren ein so ganz anderes vortheilhaftes Ansehen, daß Alle dasselbe Verfahren zu bestehen verlangten. Ich bedauerte, daß ich mich nicht mit einem Vorrath von Kämmen versehen hatte; doch eine Schnur Glasperlen, welche ich jeder Frau gab, hatte für sie vermuthlich noch mehr Werth.

Am folgenden Tage kamen die beiden Männer von gestern allein, da die andern auf die Seehundsjagd gegangen waren. Das versprochene Bein war nun vollendet und angeschnallt. Es dauerte nicht lange, so war der Werth und Nutzen desselben erprobt, und der Krüppel stolzirte damit ganz entzückt in der Cajüte herum. Freilich lief die ganze Wundarzneikunst hiebei auf den Zimmermann hinaus. Der Name des Schiffes wurde auf das Bein geschrieben und dasselbe dann in den Schlitten gepackt, da es doch durch eine Reise von zwei Meilen durch Schnee und Eis noch nicht genug eingeübt war. Daß wir als bessere Freunde schieden, wie je, läßt sich nicht bezweifeln. Otukiu war ein Zauberer oder Beschwörer (Angekok) und Arzt zugleich. Da unser Zeugschmied, der schon vor unserer Abreise an der Schwindsucht litt, jetzt einem abgezehrten Gerippe glich und sein Mitleid rege machte, so erbot er sich, seine Beschwörungskünste zur Heilung des bald darauf sterbenden Kranken anzuwenden. Allein der Zustand unseres Kranken war zu bedenklich, um solche Possen mit ansehen zu können. Der Vorschlag ward daher überhört und die Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände gelenkt. Wir erfuhren heute, daß Tulluahiu einen Bruder habe, der sich bei einer Gesellschaft höher nach Norden hinauf befand, und daß er beabsichtige, diese in Kurzem aufzusuchen, um Moschusochsen zu jagen; auch sei dort im Frühjahr und Sommer ein herrlicher Lachsfang und so manche andere Art von großen Fischen in den Teichen. Ferner sagten sie uns,

daß ſie vorjetzt noch an dieſem Orte bleiben würden, da ſie hier reichlich Seehunde bekommen hätten. — Bei einigen ſpäteren Beſuchen machten den Eskimos beſonders die von ihnen entworfenen Skizzen viel Vergnügen und ſie lachten hell auf über das Bild des Mannes mit dem hölzernen Beine nebſt ſeinem Gefährten. Ein paar von ihnen waren froh, unter der Hand des Steuermannes ihren Bart los zu werden.

Die Sprache dieſer Eskimos hatte viele abweichende Eigenthümlichkeiten im Vergleich mit den gedruckten, namentlich den finniſchen Wörterbüchern, und wir ſtudirten ſie ſehr eifrig. Um eine Vorſtellung von der Eskimoſprache überhaupt zu geben, mögen hier folgende Wörter ſtehen. Sowick, Eiſen; Innuck, Mann; Arnet, bei Andern Arnewerset, Weib; Eura, Sohn; Pani, Tochter; Pisiok, Augen; Kinjack, Naſe; Kanneck, Mund; Succanuck, Sonne; Pussi, Robbe; Kimuck, Hund; Liccu, Eis; Haphuk, Wallfiſch; naakrie, nein; allausit, eins; ailek, zwei; pinguijuk, drei; sissimat, vier; tellemat, fünf. — Ein Gebet der Eskimos für den König, womit uns der Geiſtliche in Holſteenborg beſchenkte, lautet folgendermaßen:

1.

Amèrdlarsorsoangortikit atàtak! Kongim udloi!
Tamasa pilli attatikit paralugo kotsinguerme
Tussàrkit tuksiautivut sajmaugiulgo kongerput!

2.

Tennitarpin opèrnarsusek arsûtigeïnarliuk
Tamàtigudlo sajmarsusek illigut noellunòeliuk
Tussärkin-à! Kenutivut sagmaugiuglo kongerput!

1.

Vermehre, o Vater, die Zahl der Tage des Königs; gieb Feſtigkeit allem ſeinen Thun, und bewahre ihn auf der Höhe; höre unſer Gebet und ſei unſerem Könige gnädig!

2.

Laſſe Wahrheit ſtets die Zierde des Geſalbten ſein, und laß ihn ſtets Milde zeigen, wie Du. O, erhöre unſer Gebet und ſei unſerem Könige gnädig!

Bei unſerem ferneren Verkehr mit den Eingeborenen entwickelten wir ihnen immer mehr unſere geiſtige Ueberlegenheit. Ein Schnellfeuerzeug machte einen erſtaunlichen Eindruck, und das Innere einer Uhr kam ihnen mehr als unbegreiflich vor, ſo daß wir Gefahr liefen, bei ihnen als Zauberer zu gelten. Auch die Kunſt, Roſinen und Mandeln aus brennendem Weingeiſt zu eſſen, oder ein ſogenannter Löwenrachen, erregte große Ueberraſchung, beſonders beim Zauberer, der uns dagegen mit einigen Zauberliedern beſchenkte. Die Wirkung einer Piſtole endlich ward auch gezeigt; denn früher oder ſpäter erwuchs doch die Nothwendigkeit, ihnen die Macht unſerer Waffen zu zeigen. Die Meſſung ihrer verſchiedenen Länge machte ihnen viel Vergnügen, und ſie erhoben ein außerordentliches Geſchrei, als ſich bei Einem ergab, daß er nur 4 Fuß 10 Zoll maß, da doch zwei Andere 5 Fuß 8 Zoll hoch waren.

Bei der näheren Bekanntſchaft mit uns kamen auch ihre Schattenſeiten zum Vorſchein. Den erſten Betrug verſuchte ein Burſche, indem er um eine Zinnbüchſe für ſeine Mutter bat, deren Mann bereits eine empfangen hatte. Die Entdeckung dieſes Streiches erregte nur Lachen bei ihnen; ein Erfolg, den wir auch nachher bei vielen anderen ähnlichen Gelegenheiten beobachteten. Bald nachher verſchwanden ein Paar Lichtputzen. Um die Verſuchung zu hindern, wurden daher alle tragbaren Gegenſtände, die außerhalb des Schiffes lagen, an Bord gebracht. Ferner beſtimmte ich, daß immer nur fünf bis ſechs der Eingeborenen Zutritt zum Schiffe haben ſollten. Von ihrer Verſchlagenheit erhielten wir auch eine Probe; denn Einer hatte ein Geſchwür am Bein und bat, daß ihm ein hölzernes Bein gefertigt werde, in der Hoffnung, auf ſolche Art ein Stück Zimmerholz zu bekommen. Es wurde ihm aber leicht begreiflich gemacht, daß die erſte Bedingung dazu ſei, das kranke Bein abzuſchneiden, und dies machte natürlich dem Geſuch ein Ende. Der Zauberer Otukiu erregte den Verdacht, ein großes Vergrößerungsglas entwendet zu haben; denn das Licht ging in der Cajüte aus, als ich ihm die Wirkungen deſſelben zeigte. Späterhin wurde mir dies noch wahrſcheinlicher, weil er mich nicht in ſeine Behauſung laſſen wollte, als ich zum letzten Male

das Dorf besuchte. Da er nun zufällig ein geschwollenes Gesicht bekommen hatte, so sagte ich ihm, daß dies die Wirkung des entwendeten Zauberglases sei, und daß mir solches wieder zugestellt werden müsse. Gleich auf der Stelle folgte sein Geständniß und das Versprechen, es am folgenden Tage zurückzubringen. Das Glas wurde demnach wieder gebracht und zugleich ein Hammer, der auch vermißt war. Man räumte ein, daß die Lichtputzen im Besitze von einem der Weiber seien, wo sich auch ein Glas aus meiner Brille befand, das ein Kind gefunden hatte, als es herausgefallen war. Der Zauberer war so voll Furcht, daß er sogar einen Angelhaken und eine Harpune zurückbrachte, die ich ihm für seinen Bogen gegeben hatte. Bald nachher war der Zauberer in großer Betrübniß, weil er keine Seehunde gefangen hatte und sein Unglück dem Zauberglase zuschrieb. Ich versprach ihm, daß der Zauber in zwei Tagen ein Ende haben sollte.

In der nächst folgenden Zeit erschienen Abgeordnete der Eskimos, und es fand eine allgemeine Zurückgabe der Dinge Statt, welche sie entwendet hatten, als: ein Tischmesser, ein Stück eiserner Reif, ein Stück von einem eisernen Bande und ein Scheibenblock. Die Ursache solcher Reue und Zurückgabe mußte, wie wir ermittelten, auf Rechnung der Gewehre gesetzt werden, welche wir abfeuerten, um Versuche über den Schall zu machen. Einer der Eingeborenen hatte den Commandeur Roß gefragt, was denn die Gewehre sagten? Darauf wurde ihm bemerkt, daß sie die Diebe angäben, welche unser Eigenthum vom Schiffe geraubt hätten, es möchte sein, was es wolle. Es war darauf eine allgemeine Versammlung im Dorfe gehalten und beschlossen worden, Alles zurückzugeben. Seitdem hielt die Furcht alle Gemüther gefesselt, und der Diebstahl, welchen sie für kein Verbrechen hielten, hörte auf. Dagegen versorgten sie uns mit frischem Fleisch und brachten uns Felle von Seehunden, Bären und Füchsen, welche letztere sie, ebenso wie den Vielfraß, in Fallen fingen. Für alle solche Dinge war der festgesetzte Preis ein Messer, und wir hatten auf solche Art eine hübsche Aussicht, Stoffe zu Kleidungen für eine lange Zeit in Vorrath zu bekommen. — Um uns einen Zoll der Dankbarkeit zu bringen,

oder weil ein Feiertag bei ihnen war, erſchien eines Tages Ikmallik, der Geograph, mit einer Anzahl der Seinigen und erfreute uns durch einen Tanz. Es waren ihrer nicht weniger als zwanzig, der Tanz aber glich mehr dem des Bären, als ſonſt etwas Anderm. Dem Tanze folgte ein Chorgeſang. Die Frauen ordneten ſich in einem Halbzirkel, ſchloſſen die Augen und öffneten den Mund, indem ſie mit aller Macht der Kehle und Lungen Amna Aija ſchrien. Der Putz der Frauen machte ſich oft ſonderbar. So trug eine derſelben auf dem Kopf einen Eulenkopf mit etlichen Hermelinfellen.

Am 20. Januar erſchien nach einem ſtürmiſchen Wetter die Sonne zum erſten Male, etwa in der Hälfte ihres Durchmeſſers über dem ſichtbaren Horizonte, und am folgenden Tage glänzte ſie des Mittags nun wirklich ganz hell. Es war ein ergötzender Anblick! Hier will freilich ein Sonnenaufgang noch etwas mehr ſagen für ſolche, die Monate lang faſt nichts, als einen fortwährenden Abend ſahen. Mit dem Erwachen des neuen Tages erwacht neues Leben in der Menſchenbruſt, und ungeachtet der kurzen Dauer liegt doch die Gewißheit darin, daß der Sommer kommen wird. Was uns indeß ſo große Freude machte, hatte keine ſolche Wirkung auf die Eskimos; denn dieſen iſt die Nacht jener Gegenden zum Tage geworden, wenigſtens ziehen ſie dieſe bei weitem vor, ſofern ſie ihnen bei der Jagd des liſtigen und vorſichtigen Seehundes von viel größerem Nutzen iſt. Aus dieſer Urſache kehrten ſie auch bei Tagesanbruch immer heim und klagten über die Helle, als ob ſie ihre Feindin ſei. — Das erſte Schneewetter in dieſem Jahre erſchien am 16. Februar, und die Kälte ſtieg in dieſem Monate nach unſerer Schätzung bis auf 40° und 45°, ja einmal ſogar bis auf 50° Fahrenheit. Schon mit 39° war das Queckſilber im Thermometer gefroren. Dennoch war unſer Gefühl durch die Abhärtung der Gewohnheit gegen eine ſo große Kälte bei weitem nicht ſo empfindlich, als man wohl denken ſollte, und die Mannſchaft befand ſich durchgehends wohl dabei. Die Eingeborenen

werden von Jugend auf dagegen abgehärtet, und ich ſah eine Frau mit einem Säugling, den ſie aus dem Sacke herausnahm und an der Bruſt nackt der Luft preisgab, während das Thermometer auf 40° Kälte ſtand. Während dieſes ſtrengen Froſtes begegnete einem der Kinder am Bord ein unangenehmer Zufall. Sie hatten nämlich die Gewohnheit, ihre Teller und andere Geräthe ſo gut abzulecken, wie gegenſeitig ihre Geſichter, und ſo brachte das Kind auch ſeine Zunge in Berührung mit dem eiſernen Reife einer Tonne, von der ſie aber nicht loskam, ohne die Haut zurückzulaſſen.

Im März ſtieg die Kälte noch am 17. bis 40°. Am Ende dieſes Monats paſſirten vier Familien, die zuſammen funfzehn Köpfe zählten, beim Schiffe vorbei, um ihre Hütten etwa eine halbe Meile ſüdlich aufzurichten. Sie hatten vier beladene Schlitten bei ſich, deren jeder von zwei bis drei Hunden gezogen ward, aber langſam von der Stelle kam. Wir gingen ihnen nach, die Art, wie ſie das Schneehaus bauten, anzuſehen, und waren über ihre Gewandtheit erſtaunt. Ein Mann hatte die Bedachung binnen drei Viertelſtunden vollendet. Ein Zelt wird nicht geſchwinder aufgeſchlagen, als hier ein Haus gebaut. Zuerſt wird ermittelt, ob der Schnee hinreichende Tiefe und Feſtigkeit habe, und dann der ausgewählte Platz mit einer hölzernen Schaufel geebnet, ſo daß unten nur eine feſte Schneemaſſe von mindeſtens drei Fuß Dicke bleibt. Dann beginnt man, in dem beabſichtigten Kreiſe verſchiedene keilförmige Blöcke von etwa zwei Fuß Länge und einem Fuß dick auszuhauen; ſie gehen nach aufwärts, ſind allmählig nach innen gerichtet und vereinigen ſich endlich, indem ſie ſich in einem vollkommenen Gewölbe endigen. In der Zwiſchenzeit ſind die Weiber beſchäftigt, die Fugen mit Schnee auszuſtopfen, und die Burſchen damit, Hütten für die Hunde zu bauen. Das Belegen des Schneeſophas mit Fellen und Einſetzen des Eisfenſters vollendet das Werk.

Wir beſchäftigten uns natürlich auch mit der Jagd, fingen Füchſe, ſchoſſen Haſen, Schneehühner und weiße Rebhühner. Von den Eingeborenen kauften wir mehrere Hunde, und gewannen ſo eine gute Beſpannung von zehn Stück. Denn mit dem Eintritt der milderen Jahreszeit dachten wir daran, die Beſchaf-

fenheit des Landes nach allen Seiten hin näher zu erforschen. Schon früher bekamen wir einen Besuch von Knaben und Männern, deren einer mehr die Züge eines Indianers als eines Eskimo hatte. Er war aus Neitchilli. Sie berechneten die Entfernung dieses Ortes nach Südwest auf neun Tagereisen im Schlitten, und dies nahmen wir für 150 Meilen. Eine ausführlichere Erzählung anderer Besucher ließ uns glauben, daß nördlich von Neitchilli ein Canal sei, welcher mit einem Meere im Westen Verbindung habe und eine starke Strömung aus Osten zeige. Sie erwähnten auch mehrerer in diesem Canale befindlicher Inseln und nannten ihn selbst Schagavoke, das heißt: starke Strömung; sie sagten auch noch, daß die Wellen da oft sehr hoch gingen. Außerdem beschrieben sie noch einen anderen nach Norden hin gelegenen Canal, durch welchen das Schiff leichter in ein offenes Meer gelangen könne, und wo gar kein Land zu sehen sei.

Neitchilli, oder vielmehr das nördlich davon gelegene Wasser, war das Ziel der ersten Landreise, welche der Commandeur James Roß in Begleitung des ersten Steuermanns Blanky unternahm. Zu Führern dienten die beiden Eskimos Awack und Oblaria. Am 5. April in der Frühe brachen sie mit vier von Hunden gezogenen Schlitten auf und kehrten am Abend des fünften Tages nach einer äußerst beschwerlichen Fahrt wieder zurück. Sie hatten viel von einem Schneesturm und Kälte gelitten, doch ohne einen bedenklichen Zufall. Die See war von ihnen nach Westen hin gesehen worden und sie glaubten fest, daß wir jetzt auf der Küste Amerika's seien. — Am 21. April unternahm der Commandeur nebst Blanky die zweite Fahrt nach derselben Gegend bei hellerem Wetter, und es gelang ihnen die Ausmittelung eines gekrümmten Canals, der an seiner schmalsten Stelle nur 120 Fuß Breite hatte, durch einige aus dem Wasser hervorsteigende Felsen aber noch mehr verengt war, so daß er sich nicht einmal für ein Boot, geschweige denn für ein Schiff passirbar erwies. Er hielt eine Meile in der Länge und lag

im Grunde einer Bucht, während er auch landeinwärts nach Weſten in ein geräumiges, fünf Meilen im Durchſchnitt haltendes Becken führte. Der Name Schag-a-yoke, ſtarke Strömung oder wörtlich »er läuft ſchnell« rührt von der Schnelligkeit her, mit welcher das Waſſer durch den verengten ſchmalen Canal kommt, den es auf ſeinem Wege nach dem Meere paſſiren muß. Die Urſache dieſer Strömung liegt ohne Zweifel in dem Schmelzen der auf den Bergen befindlichen Schneemaſſen.

Dieſe Schneeſchmelze findet in dieſen Gegenden erſt in den Monaten Juli und Auguſt Statt. Im April, Mai und Juni fällt oft noch an neun Tagen unter zehn Schnee, und zuweilen in ſolcher Menge, daß er in Zeit von einer Stunde zwei bis drei Zoll hoch liegt. Die Geſtalt der Schneetheilchen bietet eine unendliche Mannigfaltigkeit dar von Zacken, Spießen, ſechsſeitigen Prismen und Pyramiden, kugeligen und ſternförmigen Kryſtallen. Bei ſtrengem Froſt ſieht man, wenn auch der Himmel vollkommen klar zu ſein ſcheint, immer kleine Schnee-Blättchen von der regelmäßigen und ſchönſten Form in der Luft ſchweben und in den Sonnenſtrahlen funkeln; der alsdann fallende Schnee iſt von dem zierlichſten Anſehn und Gewebe, während er bei milderer Luft meiſtens aus mehr unregelmäßigen Flecken oder Klümpchen beſteht. Schnee von einer bräunlichen oder röthlichen Farbe wird nicht ſelten angetroffen. Der bräunliche Anſtrich rührt von einem erdigen Stoffe her, der bei Thau- oder Regenwetter von den Bergen herabgeſchwemmt wird. Die röthliche Farbe wird dem Schnee durch den Koth der blaufüßigen Möve (Alca alle) ertheilt, die ſich von Krabben nährt und in einigen Gegenden des nördlichen Eismeers in unermeßlicher Anzahl gefunden wird. Auf meiner erſten Reiſe ſah ich in der Baffinsbai am Vorgebirge York in den Schluchten Schnee, der über und über karmoiſinroth war. Die färbende Maſſe beſtand, durch ein Vergrößerungsglas geſehen, aus kleinen runden Samenkörnchen von dunkelrother Farbe. Es ſind das Schneepilze. So wie die Mooſe und Pilze Steine überkleiden und der Schimmel Fleiſch und Brot überzieht oder ein kleiner grüner Pilz im Sommer auf ſtehenden Gewäſſern die grüne Waſſerhaut bildet, ſo wächſt hier auf dem ewigen Schnee ein rother Pilz, kleiner

als ein Sandkorn. Die rothen Stellen wechseln mit weißen und diese wieder mit grünen; letztere sind die, von denen der Schnee gewichen ist. Rother Schnee findet sich auch auf Spitzbergen, auf den Pyrenäen und Alpen. Er bildet hier eine zwei bis drei Zoll dicke Schicht auf gewöhnlichem weißen Schnee. Der färbende Stoff ist theils eisenhaltig, theils von harziger Beschaffenheit und scheint ebenfalls von Flechten und Moosen herzurühren. So wie man übrigens Beispiele von rothem Regen und blutrothem Hagel hat, so ist es auch schon vorgekommen, daß man den Schnee in rother Farbe aus der Luft fallen sah.

Viertes Kapitel.

Jetzt war also die Gewißheit vorhanden, daß in dem westlichen Meere, südlich vom 70.°, keine Durchfahrt sei. Die genauere Untersuchung nach Norden hin erschien daher als Gegenstand, auf den sich unsere Aufmerksamkeit zunächst wenden mußte. Da die Jahreszeit schnell vorrückte, so galt es kein langes Säumen. Die Eskimos waren schon in verschiedenen Zügen aufgebrochen, und wir fürchteten, daß sie unsere ganze Nachbarschaft verlassen würden, ehe wir die Lage jenes Punktes ermittelt hätten. Der Commandeur Roß machte sich dorthin mit dem Steuermann Abernethy auf den Weg. Der Wundarzt gab ihnen das Geleit bis zu den Hütten der Eskimos, wo der Führer mit ihnen zusammentreffen wollte. Doch hören wir des Commandeurs eigenen Bericht.

»Früh am 27. April brachen wir auf, und fanden uns, in die Nähe der Eskimo-Hütten kommend, außerordentlich getäuscht, als wir nicht das freudige Geschrei hörten, womit man uns gewöhnlich begrüßt hatte. Hierauf folgte eine sehr unangenehme Ueberraschung; denn wir sahen, daß alle Weiber und Kinder fortgeschickt waren, und wußten, daß dies ein Zeichen des Krieges sei: eine Sache, die uns schnell zur Gewißheit wurde, da wir alle Männer mit ihren Messern bewaffnet fanden. Die wilden, finsteren Mienen derselben deuteten auch auf

Unheil; doch die mögliche Urſache von dem Allen ließ ſich durchaus nicht errathen. Wir konnten ſie beſſer beobachten, als ſie uns, da ihnen die Sonne in's Geſicht ſchien. Kaum hatten ſie das Bellen unſerer Hunde vernommen, als Einer von ihnen aus einer Hütte hervorſtürzte und ein großes Meſſer, wie es zum Angriff auf die Bären gebraucht wird, ſchwang, während ihm die Thränen von dem runzlichten alten Geſichte herabſtrömten, und er in blinder Wuth nach den Gegenſtänden ſeines Zornes umherſpähte. Einen Augenblick nachher erhob er ſeinen Arm, die Waffe gegen mich und den Wundarzt zu ſchleudern. Wir waren nur wenig Ellen weit von ihm entfernt, da wir uns genähert hatten, die Urſache der ganzen Beſtürzung zu erforſchen; doch die Sonne blendete ihn; er hielt mit dem Arme ein wenig inne, und nun faßte einer ſeiner Söhne den aufgehobenen Arm, was uns einen Augenblick zum Nachdenken gab. Das Ergebniß des letzteren war natürlich, daß wir uns auf der Stelle zur Vertheidigung rüſteten, ob wir gleich gegen ſolche Raſende, wie ſich unſere unerwarteten Feinde zeigten, wenig hätten ausrichten können. Demnach zogen wir uns nach den Schlitten zurück, wo ich meine Flinte gelaſſen hatte, und da ich es nicht wagte, von hier wieder wegzugehen, weil Abernethy kein Gewehr hatte, ſo wartete ich den Erfolg ab, während wir uns in Muthmaßungen über die Urſache der Beleidigungen erſchöpften; denn am Tage vorher waren wir als gute Freunde geſchieden. — Der wüthende alte Mann Powityah wurde noch immer feſtgehalten und zwar jetzt von ſeinen beiden Söhnen, welche ihm die Arme auf dem Rücken feſſelten, ſo ſehr er ſich auch anſtrengte loszukommen. Die Andern ſchienen in Bereitſchaft zu ſtehen, jeden Angriff, der gegen uns unternommen würde, zu unterſtützen. Jedoch ging aus dem Benehmen dieſer zwei jungen Leute hervor, daß eine verſchiedene Meinung obwalte und nicht Alle gleich feindſelig geſinnt waren. Sie begannen jetzt untereinander zu ſprechen und trennten ſich dann ſo, daß ſie Anſtalt trafen, uns zu umringen. Faſt hatten ſie dies vollbracht; allein, da wir nicht Luſt hatten, uns vom Schiffe abſchneiden zu laſſen, ſo warnte ich diejenigen, welche ſich hinter uns drängen wollten, davon abzulaſſen. Dies hatte eine kurze

Pauſe und eine noch kürzere Berathung zur Folge; unmittelbar darauf aber drangen ſie aufs Neue vor und ſchwangen herausfordernd ihre Meſſer. Beinahe hatten ſie ſchon ihr Ziel erreicht, als ich einſah, daß weitere Nachſicht gefährlich ſei, die Flinte auf die Schulter legte und losſchießen wollte. Zum Glück ſah ich, daß die Drohung allein ausreichte, ſie zum Stehen zu bringen. Ohne viel Zeit zu verlieren, zogen ſich Alle, welche am nächſten waren, in offenbarer Beſtürzung zurück und kehrten nach den Hütten um, uns aber blieb ſo freier Weg im Rücken. Indeß konnte ich Keinen beſtimmen, näher zu kommen und auf unſere Fragen zu antworten.

»So blieben wir wohl eine halbe Stunde lang in Unruhe und Zweifel, als uns endlich der Muth und das Vertrauen einer der Frauen befreite. Sie kam eben aus einer Hütte, als ich die Flinte aufs Neue anlegte, und rief mir zu, nicht zu ſchießen, indem ſie, ohne die geringſte Furcht zu äußern, gerade auf uns zueilte. Von ihr erfuhren wir denn bald die Urſache des Wirrwarrs, und ſo thöricht ſie war, einen ſo traurigen Ausgang hätte ſie doch nehmen können. Einer von Powitpabs angenommenen Söhnen, ein hübſcher Knabe von ſieben bis acht Jahren, den wir kannten, war nämlich in der vorigen Nacht durch einen auf ſeinen Kopf herabfallenden Stein erſchlagen worden: dies ſchrieben ſie der übernatürlichen Einwirkung zu, welche ſie bei uns annahmen. Der Vater hatte, was bei ſolcher Ueberzeugung nicht unnatürlich war, auf Rache in der von uns erfahrenen Weiſe gedacht. Die Eskimos, ſo wie auch die Grönländer, tödten nämlich nach hergebrachter Sitte diejenigen, welche ſie für Zauberer und für Urheber der ſie treffenden Unglücksfälle anſehen. Die Unglücklichen, die dieſes Loos trifft, ſind beſonders alte Weiber, die ſich oft durch allerhand Gaukeleien zu ernähren ſuchen, indem ſie vorgeben, Krankheiten verurſachen und vertreiben, Pfeile beſprechen, Geſpenſter verjagen zu können und dergleichen. Die Blutrache iſt nächſt dem Aberglauben die Haupttriebfeder zu Mordthaten und die Söhne oder Verwandten von Ermordeten ſind verpflichtet, den Mord an dem Mörder auf gleiche Weiſe zu rächen. — Es koſtete mir viel Mühe, das gute Weib zu überreden, daß wir von jenem

Unglücke gar nichts wüßten, und daß wir an demſelben ſehr vielen Antheil nähmen. Sie wiederholte Alles, was ich geſagt hatte, den Männern. Nach langen Erörterungen wurden Alle endlich offenbar überzeugt, daß wir an dem Tode des Knaben ganz unſchuldig waren, und ſie ſchienen nun ſehr beſorgt, wie ſie ihr Benehmen bei uns wieder gut machen könnten. Indeſſen drangen ſie doch in uns, nach dem Schiffe zurückzukehren und binnen drei Tagen wiederzukommen, weil, wie ſie ſagten, es ihnen unmöglich ſei, von ihren Hunden eher als drei Tage nach dem Tode eines zu einer Familie gehörenden Menſchen Gebrauch zu machen. Ich wollte mich durch Innehaltung dieſer Trauerzeit von meinem Reiſeplan nicht abbringen laſſen; demnach zog ich eine große Feile heraus und bot ſie Jedem an, der mit mir gehen wollte. Endlich ſchien ein Mann, Puyettah, den Vorſtellungen ſeines Weibes nachzugeben und war mich zu begleiten willig, wenn ich ihm erlaubte, einen hübſchen Burſchen von 16 bis 17 Jahren mitzunehmen. Ich gab dies natürlich zu, und ſo gingen die Beiden denn in ihre Hütten, ſich reiſefertig zu machen. Daß der Friede jetzt gänzlich wieder hergeſtellt ſei, ließ ſich nicht länger bezweifeln; denn Alle umringten uns und zeigten ihr ſonſtiges freundliches, zutrauliches Weſen. — Dies war der einzige Fall, wo die Eingeborenen während der ganzen Jahre, die wir in ihrer Nähe zubrachten, eine feindſelige Geſinnung gegen uns äußerten. Die Kälte und Selbſtbeherrſchung meiner zwei Gefährten führte haupſächlich das Ende eines Auftrittes herbei, bei welchem die geringſte unbeſonnene oder unvorſichtige Handlung uns Allen das Leben koſten konnte.

»Um zehn Uhr traten wir, vier Köpfe ſtark, unſere Fahrt an nach dem nordweſtlichen Ende der in unſerer Nachbarſchaft gelegenen Thoms-Bai. Gepäck und Lebensmittel wurden auf zwei Schlitten gebracht. Jeden zogen ſechs Hunde, und mit ihrer Hülfe kamen wir ſehr ſchnell über das glatte Eis der Bai. Jeder führte, wie ihn die Reihe traf, zu Fuße an, und nahm dann wechſelsweiſe ſeinen Platz auf dem Fuhrwerk ein. Nach zwei Uhr Nachmittags kamen wir in eine Bucht. Von da verfolgten wir den Lauf eines Fluſſes, den wir Stanley-Fluß nannten, bis zu einem klippenvollen See, aus dem jener

entſpringt. Dann wandten wir uns mehr nördlich, überſtiegen einen hohen Kamm, erreichten einen zweiten See und endigten unſere Tagereiſe erſt um zehn Uhr in der Nacht. Menſchen und Thiere waren von dem anſtrengenden Kampfe gegen ſcharfen Wind und tiefen lockeren Schnee auf einem Wege von etwa dreißig Meilen gleich ſehr erſchöpft. Die beiden Eskimos erbauten bald eine vortreffliche Schneehütte, und nach einer Mahlzeit von gefrorenem Fleiſche legten wir uns zur Ruhe nieder. — Die Nacht zum 28. April war außerordentlich ſtürmiſch, und erſt nach Mittag wurde das Wetter ſtill und ſchön. Auf der kleinen Inſel eines Sees bemerkten wir eine große Menge Eskimo-Merkmale. Hier befand ſich nämlich, wie unſer Führer berichtete, eine im Sommer und Herbſte viel beſuchte Fiſcherei: der See hatte während dieſer Jahreszeiten einen Ueberfluß an Lachſen, die alsdann aus dem Meere durch einen Fluß hinaufgingen, welcher ſich aus der nordöſtlichen Spitze dieſer Waſſermaſſe den Weg bahnt. Als wir gegen fünf Uhr Halt machten, um die nöthigen Beobachtungen über die Lage des Ortes anzuſtellen, bemerkte das ſcharfe Auge des Führers die Fährte mehrerer Moſchusochſen, und bei weiterem Forſchen entdeckte er auch die Spur von zweien, welche ſeiner Verſicherung nach erſt heute Abend hier erſchienen ſein müßten. Er ſuchte nun eine Stelle zum Bau einer Hütte aus, überließ dieſe Arbeit dem Burſchen, nahm Bogen und Pfeile und ging in Begleitung von zwei ſeiner Hunde an der Leine fort, indem er mich erſuchte, ihm mit der Flinte und dem Lieblingshunde Tuptoachua zu folgen. Nachdem wir die Fährte wieder gefunden hatten, wurden die Hunde losgelaſſen. Sie jagten in vollem Laufe fort und waren bald aus dem Geſichte.

»Wir gingen mit Mühe genug zwei Stunden lang durch tiefen Schnee, wo ſich ergab, daß die Fußtapfen der Hunde denen der Ochſen nicht mehr folgten. Daraus zog mein Jagdgefährte den Schluß, daß ſie die Thiere eingeholt, eins aber wahrſcheinlich geſtellt hätten. Bald entdeckten wir, daß dies der Fall ſei, als wir um die Ecke eines Berges bogen. Hier heilte der Anblick eines ſchönen Ochſen, den die drei Hunde in Schach hielten, augenblicklich unſere Müdigkeit, und im vollen

Laufe eilten wir ihnen zu Hülfe. Puyettah hatte jedoch den Vorsprung und war schon im Begriff, den zweiten Pfeil abzuschießen, als ich herbei kam. Wir sahen, daß er eine Ribbe getroffen hatte; denn er fiel herab, ohne die Aufmerksamkeit des Thieres von den Hunden abzuleiten. Diese bellten und sprangen immerfort um den Ochsen herum und packten ihn bei den Hinterbeinen, wenn er zu entfliehen Miene machte, so wie sie im Gegentheil sich zurückzogen, wenn er ihnen die Spitze bot. Er zitterte vor Wuth und arbeitete sich ab, seine muthigen Feinde zu erreichen, vermochte aber nicht, sie zu packen, da sie in solchem Dienste eingeübt waren. Man konnte leicht wahrnehmen, daß die Waffe meines Gefährten in diesem Kampfe wenig nützte, und der Sieg wenigstens erst nach vielen Stunden errungen werden konnte; denn er schoß immer ohne sonderliche Wirkung; außerdem verlor er viel Zeit, die Pfeile wieder aufzuheben. Mir machte es daher viel Freude, eine Gelegenheit zu haben, ihm die Ueberlegenheit unserer Waffen zu zeigen, und ich feuerte nun auf das Thier in einer Entfernung von etwa funfzehn Ellen zwei Kugeln ab. Sie thaten Wirkung; es fiel; doch sprang es wieder auf und schoß schnell auf uns zu. Wir wichen dem Angriffe aus und bargen uns hinter einem großen, glücklicherweise nahen Felsenstücke, gegen welches der Stier mit aller Kraft anrennend sich den Kopf so heftig zerstieß, daß er auf dem harten Boden mit dumpfem Widerhall niederstürzte. Mein Führer versuchte ihn jetzt mit dem Messer zu erstechen; allein es gelang ihm nicht, und so verbarg er sich zwischen den Hunden, welche nun wieder zum Angriffe herbeikamen. Der Ochse blutete so arg, daß sein langes Haar auf den Seiten ganz naß davon war. Doch schien seine Wuth und Kraft nicht nachzulassen; er jagte immer noch vorwärts und stieß so wild, wie vorher, mit den Hörnern. — Während dem hatte ich meine Flinte hinter dem Felsen aufs Neue geladen und trat, um zum zweiten Male loszuschießen, wieder vor, als die Bestie, zum großen Schrecken Puyettahs, der mir zurief, mich wieder zu verstecken, gerade auf mich losstürzte. Allein ich hatte Zeit, ihn kaltblütig aufs Korn zu nehmen, und beim Losbrennen beider Läufe stürzte er auf der Stelle, obschon kaum fünf Ellen von

mir. Als mein Gefährte seinen Feind fallen sah, schrie und tanzte er vor Freuden. Er kam heran und sah ihn todt. Eine Kugel war ihm durchs Herz gegangen und die andere hatte das Schultergelenk zerschmettert. Solche Wirkung der Feuerwaffen erfüllte ihn mit Erstaunen. Er untersuchte erst sorgfältig die Löcher, welche von den Kugeln zurückgeblieben, und zeigte mir, daß einige quer durch das Thier gegangen waren. Besonders aber wunderte er sich über den Zustand des zerschmetterten Schulterblattes, indem er mich mit einem Ausdruck von Schreck und Staunen ansah und dabei rief ‚now ek poke!' ‚es ist zerbrochen!'

»Wir hatten achtzehn Stunden ohne Erquickung zugebracht, und ich erwartete also natürlich, daß mein Freund nicht säumen würde, vom Ochsen eine Mahlzeit abzuschneiden. Allein da hatte ich ihm Unrecht gethan; seine Vorsicht war größer als sein Magen. Er begnügte sich, Etwas vom warmen Blute mit Schnee zu mischen, indem er so viel vom letzteren auflöste, als zur Löschung des Durstes nöthig war, und dann ging er sogleich zur Aushäutung des Thieres über, weil er recht gut wußte, wie diese Arbeit bei der strengen Kälte in Kurzem nicht mehr zu bewerkstelligen sei, da Alles bald in eine nicht zu handhabende Masse frieren mußte. Aus dem nämlichen Grunde theilte er das Thier in vier Theile, und dasselbe that er nachher mit dem Magen und den Eingeweiden. Wir waren nicht im Stande, die Beute mitzunehmen, und daher genöthigt, eine Schneehütte darüber zu bauen; auch machten wir ein Zeichen, um sie wieder aufzufinden. Auf dem Rückwege entdeckten wir an einem Abgrunde einen andern Ochsen, an dessen Jagd wir aber nicht dachten, da wir gar zu sehr erschöpft waren. Erst am 29. April früh um fünf Uhr erreichten wir die Hütte, welche inzwischen erbaut worden war, und fanden einen wahrhaften Genuß bei warmem Abendbrot und darauf folgender Ruhe. Wir hatten etwas Fleisch vom Ochsen mitgebracht, das vortrefflich schmeckte. Es zeigte in dieser Jahreszeit nicht den mindesten Moschusgeruch, der besonders während der Brunstzeit vorwaltet.

»Wir hatten erst kaum vier oder fünf Stunden geschlafen, als das Geschrei des Puyettah und das arge Bellen der Hunde uns aufweckte. Er hatte sich vor ungefähr einer Stunde still

fortgeſchlichen, den Ochſen zu ſuchen, welchen wir am Abend vorher geſehen hatten. Er kam nun zurück und erzählte, wie er das Thier oben auf dem Berge weidend gefunden habe, dann in der Mitte ſeiner Hunde auf dem einzigen gangbaren Wege hinaufgeklettert und dabei ſo raſch zu Werke gegangen ſei, daß der Ochſe keinen andern Ausweg geſehen habe, als ſich den Felſen hinabzuſtürzen. Wir gingen und fanden den Stier vom Sturze ſehr zerfleiſcht; er war wohl über dreißig Fuß tief auf einen Granitblock gefallen. Mit der Zerlegung und Fortſchaffung des Fleiſches nach der Hütte brachten wir den ganzen Tag hin.

»Am 30. April tobte ein ſo heftiger Sturm, daß wir nicht im Stande waren, die Hütten zu verlaſſen. Die Windsbraut draußen heulte rund um unſere Schneewände und der herabgeworfene Schnee tönte ziſchend daran. Allerdings hatte unſer Haus nur vier Fuß Höhe, ſo daß wir die Zeit ſitzend zubringen mußten; allein es gab doch Wärme und im Gegenſatz von draußen fühlte man ſich wohl darin. Die Zeit verging unter Geſprächen. Bei dieſer Gelegenheit und ebenſo auf meinen beiden früheren Ausflügen erfuhr ich manches Nähere über die Sitten der Eskimos, ſowie über die Umſtände, welche ſie in unſere unmittelbare Nachbarſchaft geführt. Zwei von ihrem Volke hatten am Strande gefiſcht und dort das Schiff durch das Eis ſchnell nach Süden hinfahren ſehen. Sie geriethen deshalb in große Beſtürzung und brachen augenblicklich auf, ihre übrigen Landsleute an der weſtlichen See zu erreichen. Hier blieben ſie, bis ein Weib Namens Kakekagiu ankam. Sie hatte eine Schweſter, welche zu den Eskimos gehörte, die bei uns in Wintereiland auf unſerer vorigen Reiſe*) geweſen waren, und durch ſie er-

*) Als Capitain John Roß auf ſeiner erſten Reiſe mit den Eingeborenen zuſammentraf, zeigten ſich dieſelben anfangs ſehr furchtſam. Sie fuhren auf dem Eiſe an der Küſte in ihren Hundeſchlitten. Man ſchickte nun vom Schiffe aus ein Boot an das Eis, errichtete ein Gerüſt und legte Meſſer und Kleidungsſtücke darauf. Da jene nicht darauf achteten, wurde ein zweites Boot abgeſchickt mit dem Auftrage, einen Eskimohund mit blauen Perlenſchnüren dort zurückzulaſſen. Die Eingeborenen rührten indeß nichts an. Nun ward ein Flaggenſtock zwiſchen dem Ufer und dem Schiffe aufgerichtet; dieſer trug

hielten sie eine so lockende Schilderung von der Aufnahme, welche ihnen bei dieser Gelegenheit zu Theil geworden war, daß sie den

---

zugleich einen niedrig hängenden Beutel voll von Geschenken und bemalt mit einer Hand, die auf das Schiff wies. Die Flagge stellte die Sonne und den Mond über einer Hand dar, die ein Büschel Heidekraut hielt. Am folgenden Morgen näherten sich endlich acht Schlitten mit Eingeborenen dem Flaggenstocke; doch wagten sie es nicht, ganz dicht heranzugehen. Inzwischen ward auf dem großen Maste jedes Schiffes eine weiße Flagge aufgezogen und von dort ein Grönländer, Sackhaus, den Roß mitgenommen hatte, mit einer kleinen weißen Flagge und einigen Geschenken abgeschickt, um wo möglich ein Gespräch mit ihnen anzuknüpfen. Sackhaus führte seinen Auftrag mit Muth und Geschicklichkeit aus. Er ging ganz allein unbewaffnet bis an eine schmale Wasserstraße, nahm seinen Hut ab und machte den Eskimos freundschaftliche Zeichen. Allmählig näherten sie sich, stiegen aus ihren Schlitten, brachen in ein einstimmiges Hallo aus, und kamen, blos die Peitschen in den Händen, bis an den jenseitigen Rand der Wasseröffnung. Geschrei, Worte und Geberden wurden nun viel hinüber und herüber gemacht. Nach einer Weile entdeckte Sackhaus ihre Mundart und rief: kahkeite! (kommt her). Sie aber antworteten: naakrie, naakrie, ai plaite! (nein, nein, entfernt euch!) Der Kühnste zog darauf aus seinem Stiefel ein Messer und wiederholte: »Geht weg! Ich kann euch tödten!« Sackhaus ließ sich dadurch nicht erschrecken, erzählte ihnen, er sei auch ein Mensch und ein Freund, und warf ihnen zugleich über das Wasser einige Reihen Perlen und ein Matrosenhemde zu. Auch dies betrachteten sie noch mit großem Mißtrauen und riefen: »Gehet weg! Tödtet uns nicht!« Jetzt warf Sackhaus ihnen ein englisches Messer zu und sagte: »Nehmt das!« Diesem näherten sie sich mit großer Vorsicht, nahmen es endlich auf, schrien und zupften sich die Nasen. Sackhaus machte ihnen dies nach und schrie seinerseits: »Heigh, yau!« Jetzt nahm allmählig ihre Furcht mehr ab, und sie fragten, was das Hemde sei. Als sie erfuhren, daß es ein Kleidungsstück sei, wollten sie wissen, von welchem Felle es gemacht würde. Sackhaus erwiederte, es sei von dem Haare eines Thieres gemacht, das sie nie gesehen hätten. Jetzt nahmen sie es auf, sahen es mit großer Verwunderung an und thaten mehrere Fragen, als: »Was für große Geschöpfe sind das (nämlich die Schiffe)? Kommen sie vom Monde oder von der Sonne? Geben sie das Licht bei Tag oder bei Nacht?« — Sackhaus erzählte ihnen, er sei ein Mensch, wie sie, und komme aus einem fernen Lande von Süden her. Sie meinten aber, das könne nicht sein; denn dort wäre nichts als Eis. Von Neuem fragten sie, was die Schiffe für Geschöpfe seien, und da Sackhaus ihnen bedeutete, es wären Häuser, von Holz gemacht, so versetzten sie: »Leben müssen sie; wir haben sie ja ihre Flügel (die Segel) bewegen gesehen.« Bei der ganzen Unterredung waren sie noch immer in Furcht und Argwohn. Oft zitterten sie an allen Gliedern. Sackhaus holte ein Brett,

Entſchluß faßten, uns aufzuſuchen, wo auch die Victoria vor Anker gegangen ſein möchte. Groß war ihre Freude, als ſie dieſe entdeckt hatten; ſie hatten freilich mancherlei Bedenklichkeiten, aber die Beredtſamkeit der Kakekagiu überwand alle Schwierigkeiten, ſo daß ſie näher an das Schiff kamen. — Auch an mich richteten meine Reiſegefährten viele Fragen, in Hinſicht der Eskimos, die ich in anderen Gegenden kennen gelernt. Ihre vornehmſten Fragen betrafen die Art, wie dieſe Leute jagten, wie ſie ſich vergnügten, wie ſie ſängen. Ebenſo wollten ſie gern wiſſen, ob ich ihre Beſchwörer geſehen hätte und Zeuge von ihren Künſten geweſen ſei; auch erkundigten ſie ſich, ob ich den Porngah, den Geiſt geſehen habe und ſollte wiederholen, was er geſagt hätte. Auf alle dieſe Fragen antwortete ich, ſo gut ich es vermochte. Ich ſelber zog meinerſeits von ihnen vornehmlich Erkundigungen ein wegen der ehelichen Verhältniſſe. Dieſe ſind ſehr locker. Mann und Weib trennen ſich oft nach freundſchaftlichem Uebereinkommen; auch Viel-

---

warf es über das Waſſer und ging hinüber. Sie baten ihn aber flehentlich, ſie nicht zu berühren, denn wenn er das thäte, ſo müßten ſie gewiß ſterben. Nachdem er Manches gethan hatte, um ſie zu überzeugen, er ſei ſo gut Fleiſch und Blut, wie ſie, wagte der, welcher bisher den meiſten Muth bewieſen hatte, Sackhauſe's Hand anzufaſſen, zupfte ſich dann bei der Naſe und erhob ein lautes Geſchrei, in welches die Uebrigen einſtimmten. Sackhaus vertheilte darauf Geſchenke, und tauſchte ein Meſſer von ihnen ein, konnte ſie aber nicht bewegen, an Bord des Schiffes zu kommen. Roß ging daher mit dem Lieutenant Parry und zwei Matroſen zu ihnen, welche mit ihren funfzig Hunden eine ſeltſame, bereits ſehr lebhafte Verſammlung bildeten. Alles ſchrie und ſchwatzte durch einander; dazwiſchen heulten die Hunde und erhielten Peitſchenhiebe von ihren Herren. Die Ankunft des Capitains nebſt ſeiner Begleitung erregte eine ſichtbare Verwirrung unter ihnen, und Mehrere zogen ſich etwas zurück. Sackhaus rief den Neuankommenden zu, ſie ſollten nur an ihre Naſen zupfen; denn daß dies ein freundſchaftlicher Gruß ſei, hatte er ſchon bemerkt. Sie zupften, ſo gut ſie konnten, und die Eingeborenen thaten daſſelbe, indem ſie: »Heigh, yau!« ſchrien, was ebenfalls nachgeahmt wurde. Die Vorderſten wurden mit einem Spiegel und einem Meſſer beſchenkt. Als ſie ihre Geſichter in dem Spiegel ſahen, waren ſie aufs äußerſte überraſcht, und ſie blickten eine Weile ſchweigend um ſich, auf einander und auf die Fremdlinge. Dann erhoben ſie ein ſtarkes anhaltendes Gelächter, welches der Ausdruck des höchſten Jubels und Erſtaunens zu ſein ſchien.

weiberei ist nicht selten. Der bedeutendste Reichthum besteht in einer großen Zahl von Söhnen, da denselben die Ernährung der Eltern in hohen Jahren zufällt.

»Die Unterhaltung hielt unsere Freunde keineswegs ab, ihre Kinnladen auf noch andere Weise in beständiger Thätigkeit zu erhalten. Den ganzen Tag hatten sie zu thun, das Fleisch von der obern Hälfte des Ochsen abzutrennen, indem sie es in lange Streifen schnitten und diese nach der gewöhnlichen Weise in den Mund hineinstopften, so weit sie hinein gingen, dann aber den Bissen unter der Nase mittelst ihrer scharfen Messer abschnitten. Nun kauten sie, wie ein hungeriger Hund gethan haben würde. Die Streifen gingen so lange von dem Einen zu dem Andern, bis sie endlich glücklich alles Fleisch vom Halse und Rücken des Thieres verschlungen hatten. Zuweilen stellten sie jedoch ihre Bewegung ein, klagten, daß sie nicht mehr essen könnten, und legten sich auf ihr Lager, das Messer in der einen Hand und den noch nicht geendigten Streifen in der anderen festhaltend, bis sie wieder fühlten, daß ein neuer Klumpen hinuntergebracht werden könne, worauf dann die Arbeit mit so vieler Lebhaftigkeit wie vorher begonnen wurde. Ekelhafte Geschöpfe! Kein Thier, und wenn es noch so gefräßig und fleischfressend ist, handelt so; selbst der verrufene Vielfraß sättigt sich und ist dann befriedigt; bei diesen Menschenexemplaren aber konnte die Gaumenlust nur unterbrochen werden, wenn die völlige Unmöglichkeit vorhanden war, noch Etwas jenseits des Anfangs der Speiseröhre hinunterzubringen! — Während der Zeit, wo sie in der That nicht mehr im Stande schienen, Etwas zu verschlucken, war auch unsere Mahlzeit fertig geworden, und ich lud sie zur Theilnahme ein. Aus Artigkeit nahm Puyettah zwei oder drei Eßlöffel und bekannte dann, daß er nicht mehr schlucken könne. Ich legte meine Hand auf seinen Magen, wo ich dann völlig erstaunte, welche Ausdehnung dieser erlitten hatte; ohne solche Untersuchung hätte ich es nie für möglich gehalten, daß ein menschliches Wesen so Etwas aushalten könne. Wäre ich nicht mit ihren Gewohnheiten bekannt gewesen, so würde ich nichts als den Tod davon erwartet haben.

»Die schreckliche Ueberfüllung des Magens hatte aber doch

bei unſeren Führern eine ſchlafloſe Nacht zur Folge. Inzwiſchen hatte ſich der Sturm gelegt, und obgleich der Wind von Norden kam und noch von einigem Schneegeſtöber begleitet war, ſo konnten wir doch an die Fortſetzung unſerer Reiſe denken. Da Puyettah äußerte, daß wir gezwungen wären, über hohe Berge zu fahren, ſo ließen wir hier unſere Schlitten und alles Gepäck in der Hütte zurück, wo Abernethy und der junge Mann blieben, und wanderten nun ſelbander unſerem Ziele entgegen. Ueber ein ſehr bergiges, mit tiefem Schnee bedecktes Land ſtiegen wir auf einen See herab, der ſich vier Meilen weit in der Richtung von Nordoſt nach Südweſt ausdehnt. Wo er abfließt, iſt der herauskommende Strom breit und mündet nördlich ins Meer. Indem wir das Waſſer verließen, ſtiegen wir auf die Spitze eines hohen Berges; doch der neblige Zuſtand des Wetters beſchränkte den Blick auf eine Entfernung von vier bis fünf Meilen. Daher ließ ſich die Tiefe einer Bucht nicht beſtimmen, deren Eingang von dem Punkte, auf welchem wir ſtanden, und einem andern Cap, das wir ſchon früher Old man of Hoy nannten, gebildet wurde. Hier war die Stelle, wo ich einen Weg in das weſtliche Meer offen zu finden gehofft hatte, wenn die Eingeborenen mit ihren Ausſagen nicht etwa die Barrow-Straße bezeichnen wollten. Als ich jedoch die Natur des Eiſes, das zwiſchen uns und der fraglichen Bucht lag, ſo wie die große Fläche, welche zu dem Zwecke begangen werden mußte, unterſuchen wollte, ſah ich die Unmöglichkeit ein, ſolch eine Sache jetzt zu unternehmen. Puyettah drang in der That ſehr beſorgt auf die Rückkehr; denn er ſah, daß der Nordwind und das Schneewetter ſchnell zunahmen. Ich überredete ihn jedoch, mich noch bis zu dem See Owitewik zu begleiten, wo er im Sommer mit ſeinen Brüdern zu jagen und zu fiſchen pflegte. Nach zwei Stunden erreichten wir den See und beſtiegen einen am öſtlichen Ufer deſſelben gelegenen Berg. Hier zeigte er mir die Stelle, wo im vorigen Sommer ſein Zelt geſtanden hatte. Ebenſo machte er mir einige Speiſevorräthe bemerklich, welche ſeine Landsleute zurückgelaſſen hatten, da ſie von hier aufgebrochen waren. Als er einen ſolchen, ihm ſelbſt gehörigen Punkt öffnete, brachte er einige Stücke Eiſenſtein in Schwansfell gehüllt hervor,

welche er mir schon früher versprochen hatte. Es macht dies Mineral den einzigen Handelsartikel der Eingeborenen aus, und was sie davon gewinnen, vertauschen sie alle drei oder vier Jahre gegen Treibholz; auf ähnliche Art verschaffen sie sich auch den Stein, aus welchem ihre Kessel verfertigt sind, von den Bewohnern der Repulsebai.

»Auf dem Wege zu unserer Hütte trieben wir ein Volk Schneehühner auf, und ich hatte das Glück, mit jedem Laufe eins herunterzubringen. Es waren die ersten Geschöpfe, welche Puyettah im Fluge hatte schießen sehen, und sein Erstaunen war noch größer, als das, welches er äußerte, als ich den Moschusochsen tödtete. — Unsere fortgesetzte Rückreise zum Schiffe ging nur langsam und unter vielen Mühseligkeiten von statten, da unsere Schlitten schwer beladen waren und das Wetter sehr ungünstig. Als wir den letzten See erreicht hatten, fühlten wir uns außerordentlich erschöpft und litten erstaunlichen Durst. Ich war deshalb genöthigt, mitten im See den Schlitten abzuladen, um meine Spirituslampe zu bekommen, mittelst der ich einigen Schnee zum Trinken schmolz. Nachdem wir uns auf diese Weise Wasser verschafft, fühlten wir neue Kraft; denn der Mangel desselben wird sehr schmerzlich empfunden in einem Lande voll Schnee und Eis, wo man im Wasser lebt, auf dem Wasser geht, mit dem Wasser, wenigstens mit der einen Form desselben, stets zu kämpfen hat. Dies mag dem Leser, der diese Gegenden nicht kennt, wohl seltsam vorkommen; aber man vergißt immer, daß Schnee und Eis hier etwas ganz Anderes sind, als in unserem Winter, indem es bei dem hohen Grade der Erstarrung nicht ohne große Mühe und Wärmeaufwand zum Trinken brauchbar gemacht werden kann. Wo die Temperatur des Schnees in den Wintermonaten oft bis 50, ja bis 80 Grad unter den Gefrierpunkt fällt, da lassen sich die Eingeborenen lieber von dem heftigsten Durste quälen, als daß sie denselben durch Schnee-Essen zu beseitigen suchten, indem die außerordentliche Kälte leicht einen entzündungsartigen Zustand des Magens hervorbringt. Wäre der Schnee nicht ein so schlechter Wärmeleiter, so könnte man ihn hier zu Lande ebenso wenig in den Mund nehmen oder in der Hand halten, als ein Stück rothglühendes Eisen.

»Am 4. Mai in der Frühe erblickten wir unſer Schiff wieder, und hatten zuletzt ohne Raſt und ohne Nahrung achtzehn Stunden zurückgelegt. Zum Unglück ſank gerade jetzt eine der Schlittenkufen ſo tief in eine Eisſpalte und ſtak ſo feſt, daß wir das Fuhrwerk mit aller möglichen Kraft nicht herausbringen konnten. Wir ſahen uns daher genöthigt, die Ladung herauszuwerfen, was nur mit vieler Anſtrengung geſchah; denn es befiel uns ein Schwindel, der in Ohnmacht überzugehen drohete. Allein nachdem die Ladung herausgebracht war, welche unſere Leute am Tage nach dem Schiffe ſchaffen ſollten, ſtiegen wir wieder in den Schlitten und kamen des Morgens um vier Uhr ganz erſchöpft, doch ſonſt wohlbehalten am Bord der Victoria an.«

Am 17. Mai unternahm der Commandeur Roß einen neuen Ausflug nach dem weſtlichen Meere. Am 31. Mai reiſte ich ſelber mit mehreren Officieren und Matroſen ihm nach, um auf einem gewiſſen verabredeten Punkte in der Gegend der Spence-Bai Lebensmittel niederzulegen. Bis zu dieſer Bai hin konnten wir die Spur vom Schlitten des Commandeurs ſehr genau verfolgen. Die Spur eines anderen Schlittens konnte es nämlich nicht ſein, weil uns bekannt war, daß die Eingeborenen keine beſaßen. Die aus Fiſch gefertigten hatten ſie aufgegeſſen und die Knochen der anderen zum Aufbau ihrer Sommerhütten verbraucht. Die Knochen werden auf Steinkreiſen aufgeſtellt und mit Fellen bekleidet. Der Eingang iſt zuweilen mit einem ſtattlich verzierten Vorhange von zarten Gedärmen verſehen, der zugleich als Fenſter dient. Ich beſuchte ein Paar der Eingeborenen in ihrem Zelte. Beide, Mann und Frau, lagen auf ihren Ruheſtätten, und zwiſchen ihnen ſtand eine Mulde mit geſottenem Fiſch nebſt Thran, von welchem ſie zulangten, indem ſie, ziemlich den Schweinen gleich, Hände und Geſicht mit dem lieblich duftenden Gerichte beſudelt hatten. — An der Küſte fanden wir einen Eingeborenen wieder, der vor einigen Monaten an einem böſen Halſe litt, und die ihm damals gegebene Arzeneiflaſche hing mit anderen Zierrathen vereint

an seinem Halse herab. Er schien sie gar nicht geöffnet zu haben und hatte sie vermuthlich als einen Talisman bewahrt. Zum Dank dafür schritt er, als er sah, daß der Wundarzt am Zahnweh leide und eine geschwollene Backe habe, sogleich zu seiner Heilungsweise, indem er ihn dreimal in die Backe kniff und dieselbe ebenso oft anblies. Daß der Wundarzt bald darauf genas, ist gewiß. — In der Nähe der Bai bestieg ich die Spitze eines Berges. Wo die große Wassermasse zu unseren Füßen nach Südwesten hin ein Ende habe, ließ sich nicht erkennen; doch war sie auf beiden Seiten von flachem Lande begrenzt, und auf diesem konnte ich Hunderte von Rennthieren zählen. Nach Norden hin stieg ein Strom aus der höheren Gegend in eine Schlucht hinab und bildete einen Wasserfall, der aber einen sehr eigenthümlichen Eindruck machte, weil er statt des fallenden Gewässers nichts als eine mannichfach zusammengesetzte Reihe von Eiszapfen zeigte. — Nachdem ich alle Seen und Buchten auf der Wasserscheide zwischen dem östlichen und westlichen Meere genau erforscht hatte, traten wir den Heimweg an und erreichten am 7. Juni unser Schiff. Das Wetter war in der ganzen Zeit schön hell gewesen; aber die Leute litten in Folge des blendenden Schnees durchgehends an entzündeten Augen, weshalb wir es zuletzt vorzogen bei Nacht zu reisen. Das langsame und beschwerliche Fortkommen erinnerte uns daran, daß der eigentliche Sommer das Reisen unter diesem Himmelsstriche ebenso unmöglich macht, wie es mitten im Winter der Fall ist. Nicht etwa als ob die Hitze unerträglicher als die Kälte wäre, sondern insofern die gefrorene, schneebedeckte Fläche anfangs so weich und naß wird, daß man oft nicht von der Stelle kommen kann.

Sonntags am 13. Juni fiel früh Morgens ein tüchtiges Schneewetter ein und hielt bis zur Nacht an. Um acht Uhr Abends kehrte Commandeur Roß und seine Begleiter alle wohlbehalten zurück. Sie waren längs der Küste, die nach Westen führt, an der Matty-Insel vorübergereist, hatten vom Cap Felix eine weite Aussicht über die große Meeresfläche und erreichten endlich die Victoria-Spitze. Dieser Punkt liegt gegen 150 Meilen vom Schiffe nach Westen hin entfernt. Mit Sehnsucht

ſchaute der Commandeur von da nach dem Cap Turagain. Konnte er bis dahin durchdringen, ſo war die Küſte des amerikaniſchen Feſtlandes vollſtändig unterſucht; aber die Vorräthe gingen zu Ende. Es handelte ſich hier um Lebensrettung, und ſo ſteuerte man wiederum der Victoria zu. Das von ihnen durchſtrichene Land war öde und von Kalkſtein gebildet. Als ſie zu dem Orte kamen, wo wir Lebensmittel für ſie niedergelegt hatten, fanden ſie dieſelben von den Eingeborenen theils aufgezehrt, theils vernichtet. Von dem ganzen Vorrathe retteten ſie nur einige Pfund Fleiſch und etwas Brot und zwar meiſt im verdorbenen Zuſtande. Die Eskimos hatten auch eine Flaſche mit Rum und Citronenſaft geleert, nannten dieſe Flüſſigkeit »ſchmutziges Waſſer« und zeigten den Reiſenden einen Fluß, wo ſich dieſelben, wie ſie ſagten, klares Waſſer verſchaffen könnten. Im Uebrigen bewieſen ſie ſich aber ſehr hülfreich und gaſtfrei. Unter Anderm gaben ſie der Mannſchaft des Commandeurs eine Art Feſt, wozu jede der dort angeſiedelten fünf Familien einen Keſſel Fiſche gekocht hatte. Sie ließen ihre Gäſte zuerſt in das eine Zelt eintreten, und nachdem hier alle Fiſche verzehrt waren, ging es in das benachbarte Zelt, und ſo fort, bis ſie in allen fünf Zelten bewirthet worden waren. In der Nähe der Bai von Schagavoke thaute es bei dem fortwährend ſchönen und milden Wetter mit ſo außerordentlicher Schnelligkeit, daß die Flußthäler, in welche die Waſſer von allen Seiten niederſtrömten, nicht mehr zu paſſiren waren. Man fuhr daher über die Bai auf einem Boote von Häuten und kam dann über eine Ebene von ſpiegelglattem Eiſe, von dem das Waſſer durch Spalten und Riſſe abgefloſſen war. Hier ging es auf den Hundeſchlitten pfeilſchnell vorwärts. An einem felſigen Eiland blühte eine dunkelbläuliche Steinbrecke (Saxifraga oppositifolia), die erſte Blume des Frühlings. Auch Enten und Rothgänſe, Taucher und Regenpfeifer ließen ſich ſehen. Man hörte das Geſchrei der Kibitze, und Kraniche zogen durch die Luft.

Mit dem Anbruch des Frühlings war in uns die Sehnsucht nach Befreiung aus unserer Gefangenschaft im Eise um so stärker erwacht. Schon seit längerer Zeit war die Mannschaft der Victoria beschäftigt gewesen, das Schiff auszubessern und aufs Neue zu verpichen oder mit Theer zu verstreichen. Nun wurde auch das Eis am Backbord des Schiffes aufgehauen, damit es sich aufrichten könne, und wirklich hob es sich um vierzehn Zoll. Dies war am 24. Juni. Der Morgen war schön, gegen Mittag regnete und schneite es durcheinander; über Nacht fiel die Temperatur bis zum Gefrierpunkt. So war der ganze Monat; die zweite Hälfte brachte wiederum viel Frost und Schnee. An mancher Stelle war das Eis dünner geworden; im Allgemeinen aber war es noch ebenso dick, als dicht. Es waltete abwechselnd die Herrschaft der Sonne und die des angehäuften Eises. Unter solchen Umständen konnten wir nicht daran denken, früh im Sommer weiter zu segeln.

Die Eingeborenen waren jetzt aus unserer Nachbarschaft nach ihren Fischplätzen gewandert. Unser Verkehr mit ihnen war wegen der Entfernung seltener, aber, so oft er Statt fand, zutraulicher als je gewesen. Mit Ausnahme jener Scene, die auf den Tod des Knaben gefolgt war, und wo sie nachher ihren Irrthum vollkommen einsahen, und ferner mit Ausnahme einiger verzeihlicher und geringfügiger Mausereien, hatten wir allen Grund, mit dem Charakter und dem Benehmen dieses Stammes, nicht nur gegen uns, sondern auch unter einander, zufrieden zu sein. Ich habe oft Beispiele ihrer liebevollen Gemüthsart gesehen, wie sie die Hülflosen auf dem Schlitten zogen und ihre zärtliche Sorge für die Kinder. Sie lebten unter einander in vollkommener Eintracht und waren ganz frei von Selbstsucht, sogar in Betreff der Nahrung, welche das Eins und Alles der Genüsse dieser Wilden ausmacht.

Am 29. Juni unternahm ich in Begleitung des Arztes und mehrerer Leute einen Ausflug nach dem Norden, um dort in der Gegend des vom Commandeur Roß besuchten Sees Owitewik Fische zu fangen. Die Küste wurde bei dieser Gelegenheit genauer erforscht. Von dem Gipfel des höchsten Berges aus beobachtete ich den nördlich vom Elisabeth-Hafen gelegenen Meeresarm, und

kehrte dann zu unserem am Gestade aufgeschlagenen Zelte zurück. Während wir nicht weit von demselben ausruhten, wurden wir eines Mannes ansichtig, der über die Bai ging. Wir ließen einen Flintenschuß los, um seine Aufmerksamkeit rege zu machen. Er schien zuerst in Bestürzung zu gerathen; endlich aber blieb er stehen, und sah nach uns hin, worauf ihm der Schiffsarzt entgegen ging und zum Zeichen der Freundschaft seine Flinte weglegte. Hierauf warf auch der Eingeborene Bogen, Pfeil und Speer ab, näherte sich uns mit dem gewöhnlichen Gruße, und wir erkannten in ihm unsern Freund Awack. Ich beredete ihn, uns nach unserem Zelte zu folgen. Er benachrichtigte uns, daß sich die Familie seines Oheims Ikmallik an einem Flusse befinde, der zehn Meilen von uns in das Meer münde, und wir beschlossen zu seiner großen Zufriedenheit, uns dahin zu verfügen. Unser Zelt und Gepäck sammt dem kleinen Boote und dem Netzgeräth wurde sogleich auf den Schlitten gepackt, und bald erblickten wir den Fluß und die Hütten der Eingeborenen. Auf den Wunsch des Führers verkündigten wir unsere Ankunft durch einen Flintenschuß, welcher einen allgemeinen Freudengruß veranlaßte. Unser alter Freund Ikmallik empfing uns mit offenen Armen. Er sagte mir, daß die Zeit zum Fischen in diesem Flusse vorüber sei, und daß sie im Begriffe wären, nach den Seen abzugehen, daß sie aber noch einen Tag warten wollten, wenn wir bei ihnen blieben. Wir schlugen darauf unser Zelt auf. Die Zahl der Familien betrug vier, und Alle waren hocherfreut, als ich die Flagge auf Ikmalliks Zelt statt auf dem meinigen aufsteckte. Sie brachten uns Fische, worunter zwei schöne Lachse. — Sie hatten uns vorgeschlagen, mit uns zu speisen, was wir natürlich nicht ablehnen konnten, obschon uns bangte, wie wir mit unserer beschränkten Küche für eine so zahlreiche Gesellschaft ausreichen sollten. Nichtsdestoweniger luden wir alle Zwölf in unser Zelt ein, welches, da wir selbst unserer fünf waren, mehr als hinreichend gefüllt war. Unserer Besorgniß wegen des Kochens wurden wir bald ledig, als wir sahen, daß sie die Fische roh vorzogen. Wir mußten den Riesenappetit unserer Gäste bewundern; denn Jeder von ihnen verzehrte nicht weniger als vierzehn Pfund Lachs, und doch war

dies wahrscheinlich nur eine Nebenmahlzeit, um unserer Gesellschaft zu genießen. Ergötzlich waren ihre Tischgebräuche. Nachdem Kopf und Rückgrath der Fische abgelöst waren, wurden sie Ikmallik und Tullachiu, als den Aelteren, überreicht. Diese rissen den Körper der Länge nach in vier gleiche Theile auf. Hierauf wurde jedes Stück so zusammengerollt, daß es eine Walze von ungefähr zwei Zoll im Durchmesser bildete. Das eine Ende davon steckten sie sich, so tief es ging, in den Mund, schnitten es dann mit dem Messer nicht ohne Gefährdung der Nase dicht ab, und reichten den Rest ihrem Nachbar. So fuhren sie fort, bis der ganze Vorrath von Fischen verzehrt war. Einer machte sich über die Ueberreste auf unseren Tellern her, worauf etwas Citronensaft geblieben war; wegen der Säure desselben aber zog er so abscheuliche Gesichter, daß seine Gefährten in ein lautes Gelächter ausbrachen.

Wir versuchten hierauf mit dem Schleppnetz zu fischen, indeß auf drei Zügen fingen wir nicht mehr als ein halbes Dutzend Fische und auf dem dritten Zuge gar einen Stein. Dies erregte großes Gelächter; aber der Ruhm, den wir durch unser Fischen verloren haben mochten, wurde hinreichend dadurch ersetzt, daß wir eine Möve und eine wilde Gans im Fluge schossen; auch erhöhten wir das gute Einverständniß, indem wir ihnen dies und anderes von uns erlegtes Geflügel zum Geschenk machten. Für einige große Messer tauschte ich am folgenden Tage nicht weniger als 220 Fische ein, jeder im Durchschnitt fünf Pfund schwer, was eine Tonne Lachse gab, welche mir an Geldeswerth nicht höher zu stehen kam als sieben Schillinge und sechs Pence (etwa zwei Thaler). Wir hatten nun mehr, als wir fortbringen konnten; indeß das Versprechen von zwei Stücken Holz zu einem Ruder und Speer verschaffte uns auf der Heimreise den hülfreichen Beistand von drei Eingeborenen und vier Hunden. Nachdem wir vor unserem Aufbruche noch einmal Alle gemeinschaftlich gespeist, zeigten die Eskimos uns noch die Weise ihres Lachsfanges. Ihre Waffe ist ein Speer, dessen Spitze einen auseinandergehenden doppelten Bart von Bein und Elfenbein hat, und womit sie nach dem Fisch im Wasser stoßen. Sie sagten, daß diese Weise mit keinen Schwie-

rigkeiten verbunden sei, weil der Fisch in den Canälen zwischen dem Eis und dem Lande in so dichten Schaaren schwimme, daß es unmöglich sei, keinen zu treffen. Ohne Zweifel geschieht dies zur Zeit des Laichens, wo der Lachs stromaufwärts geht, und diese Streichperiode hatten wir verpaßt. Dadurch bestätigt sich, was man für eine Fabel gehalten hat, daß nämlich zu gewissen Zeiten die Fische in den amerikanischen Flüssen so häufig wären, daß sie von den Pferden, welche über eine Furth setzen, todt getreten würden. — Im Winter betreiben die Eingeborenen ihren Fischfang auf folgende Weise. Eine Kugel von Elfenbein oder Knochen, an welcher vier ähnliche kleine Kügelchen hängen, ist an das Ende einer an einen Stock gebundenen Schnur befestigt. Der Fischer hält diese in der linken Hand, so daß die Kugel sich einige Fuß unter dem Eise befindet, und verursacht nun eine beständige Bewegung der kleinen Kügelchen, um die neugierigen Fische herbeizulocken, und spießt sie dann mit dem oben beschriebenen Speer.

Am Anfang des Juli war der Schnee fast gänzlich vom Lande verschwunden. Die Mosquitos hatten ihren unwillkommenen Sommerbesuch begonnen und waren in Schwärmen erschienen. Forellen zeigten sich im Wasser, und wir fingen einige Hunderte. Der Krusenstern, der während des Winters vom Eise bedeckt und bis auf den Meeresboden niedergedrückt war, kam beim Aufthauen wieder zur Oberfläche empor und wurde am Gestade ausgebessert. — Am 1. August bemerkten wir endlich nach langem Harren, daß ein starker Nordwind das Eis nordwärts von uns in Bewegung gesetzt habe, und es sah nun aus wie viele Hügel, zwischen denen es Teiche gab. Am 7. Aug. wurde das Schiff durch einen starken Südwestwind gegen einen Felsen geworfen, aber bald wieder losgebracht und ohne Schaden geborgen. Nebel, Regen und Sturm wechselten mit einigen schönen Tagen. Da alles Reisen zu Lande in diesen Monaten unthunlich war, so floß die Zeit in trägem Flusse unter trübseliger Einerleiheit dahin. Es blieben uns jetzt nur noch wenige

Wochen von diesem kurzen Sommer, nach deren Verlauf wir uns abermals für einen anderen Winter von zehn Monaten einrichten mußten. Das Schiff war vollkommen gerüstet, um jeden Augenblick in See zu stechen, und wir wurden von einer Woche zur andern zwischen Furcht und Hoffnung in ängstlicher Schwebe gehalten. Keine Worte sind im Stande alle unsere Empfindungen und Gefühle zu schildern. So verging der August.

Der September kam mit Sturm, Schnee und Kälte. Unter unsäglichen Anstrengungen brachten wir das Schiff allmählig mit Hülfe der Fluth über eine Bank zwischen dem Festlande und der Insel. Das Wasser belegte sich inzwischen mit dünnem Dammeis, welches ein sehr unglückweissagendes Ansehn hatte. Wir hieben es rund umher los; aber noch fehlte uns günstiger Wind. Am 16. Sept. leistete uns der Wind noch keine großen Dienste; er war leicht, unstät und schwankte zwischen Süd und West. Das Eis war jedoch in unserer Nähe beweglich geworden, und wir kamen zwei Taulängen (240 Klafter) vorwärts, um uns jede sich darbietende Oeffnung zu Nutze machen zu können. Des Abends sah man längs der Küste nach Norden hin einige eisfreie Straßen. Bei Tagesanbruch konnten wir sehen, daß die großen aufgethürmten Eismassen sich vom Lande entfernt hatten; aber zwischen dem Schiffe und einer freien Wasserstraße befand sich noch ein förmlicher Damm. Gegen zwei Uhr Nachmittags gewann es den Anschein, als wolle dasselbe bersten. Wir benutzten sogleich die Wurfanker, um durch das uns umgebende frische Eis zu kommen, und in einer halben Stunde befand sich das Schiff endlich wieder im freien Wasser unter Segel. Unter Segel! Wir wußten kaum, was wir empfanden, ja trauten kaum unseren Sinnen. Der muß ein Seemann sein, der fühlen soll, daß das Schiff, welches unter ihm sich hebt und der geringsten Bewegung seiner Hand gehorcht, ein lebendiges Wesen, ein Geist ist, der sich nach seinen Wünschen fügt, das Spiel von Wind und Wellen, und kein träger Körper. Aber welcher Seemann konnte dies mehr fühlen, als wir, da dieses sonst so lustig über den Ocean tanzende Geschöpf während eines ganzen Jahres unbeweglich wie das Eis und die Felsen umher gelegen hatte, hülflos, ungehorsam, todt. Es

schien zu neuem Leben erwacht; es gehorchte uns wieder, that was wir wollten, und um unser Glück zu krönen, waren wir frei! Es war der erste Ausbruch der Freude über die Wiedererlangung der Freiheit.

Der Gefangenschaft endlich entgangen, legten wir drei Meilen zurück; da wir aber auf den Damm stießen, mußten wir uns in der Nähe einer Spitze, nordwärts von unserer alten Lage, mittelst der Taue fest machen und brachten in einem ziemlich bequemen Hafen zwischen zwei Eisbergen die Nacht zu. In der Nacht drehte sich der Wind unglücklicherweise gegen Süden, und des Morgens fanden wir alle weitere Fahrt für uns verschlossen: wir mußten bleiben, wo wir waren. Am 19. Sept. machte der stärkere Wind unsere beiden Eisberge flott, indeß schützte uns die Ankunft eines Eisfeldes. In den folgenden Tagen schneiete es ab und zu sehr stark, alles Land umher war weiß; die Kälte nahm zu, und am 29. Sept. war alles freie Fahrwasser mit frischem Eise bedeckt. Auch die uns umgebenden Eiswellen waren so fest unter einander verkittet, daß nur ein Sturm sie hätte trennen können. Bei der fortdauernden Kälte war bald die ganze Meeresfläche zu Krystall erstarrt. Die Aufregung, welche uns seit so langer Zeit gequält, machte endlich der völligen Gewißheit und der ruhigen Ergebung Platz. Unser Winterkerker lag vor uns, und uns blieb weiter nichts zu thun übrig, als das Eis zu durchschneiden und einen Hafen zu gewinnen, um dann unsere amphibienartige Wohnung abermals aufzuschlagen und uns, mit dem einen Fuß auf dem Meere und dem anderen auf dem Lande, in Geduld zu fassen.

Es kann nicht unsere Absicht sein, durch ermüdende Wiederholung ähnlicher Begebenheiten in der Seele unseres Lesers einen Wiederhall von der todten Einförmigkeit eines polarischen Winteraufenthaltes hervorzurufen. Wir bemerken daher nur kurz, daß der Winter von $18\frac{0}{57}$ sich durch Dauer der Kälte, Häufigkeit und Heftigkeit der Stürme auszeichnete. Die Kälte erreichte einen Grad von 50, ja sogar 80 Grad. Die außer-

ordentliche Strenge der Jahreszeit machte ſich noch gegen Ende Mai bemerklich. Nirgends entdeckte man damals auch nur eine einzige Strecke eisfreies Waſſer; keinen einzigen Vogel erblickte man auf den Bergen, wogegen ſie im Frühlinge des vorigen Jahres auf ihren Brüteplätzen in überflüſſiger Menge erſchienen waren. Die Mannſchaft der Victoria befand ſich, ungeachtet ihres eskimoartigen Lebens, im befriedigendſten Geſundheitszuſtande. — Unter den Ausflügen, die im Verlauf des Sommers 1831 unternommen wurden, iſt der anziehendſte der des Commandeur Roß zur Entdeckung des magnetiſchen Poles. Die während der zwei vergangenen Winter angeſtellten Beobachtungen hatten ihn nämlich zu dem Schluß gebracht, daß der magnetiſche Pol in keiner großen Entfernung vom Schiffe liegen könne. Hören wir ihn ſelber:

»Ich reiſte den 27. Mai ab und wurde vom Capitain Roß bis an das Ufer des weſtlichen Oceans begleitet, wo er mich verließ, um über Neitchilli nach dem Schiffe zurückzukehren. Wir hielten uns weſtlich. Am 28. Mai Morgens acht Uhr mußten wir Halt machen, da unſere Leute in Folge der Schneeblendung augenkrank wurden. Das bis dahin äußerſt ſchlechte Wetter wurde auf kurze Zeit ſchön und verſtattete nun die erſten befriedigenden Beobachtungen der Magnetnadel auf dieſer Reiſe. Hiedurch wurde ich in den Stand geſetzt, die Richtung, welche wir einſchlagen mußten, und die Entfernung zwiſchen uns und unſerem heißgewünſchten Ziele zu berechnen. Auf der Fortſetzung unſeres Marſches folgten wir durch Nebel und Schneegeſtöber einem niedrigen Ufer, das aus Kalkſtein beſtand. Am 31. Mai Morgens acht Uhr hielten wir Raſt. Wir befanden uns jetzt nach meinen Berechnungen noch vierzehn Meilen von dem magnetiſchen Nordpol, und meine Sehnſucht, dieſen Platz zu erreichen, geſtattete mir nicht, irgend Etwas zu unternehmen oder zu dulden, was meine Ankunft an dieſem Punke hätte verzögern können. Ich beſchloß daher, den größeren Theil des Gepäckes und der Mundvorräthe zurückzulaſſen und nicht mehr mitzunehmen als durchaus nothwendig war, aus Furcht, widerwärtige Witterung oder andere Zufälle möchten mir die Möglichkeit rauben, nach einem Orte zu gelangen, deſſen Unterſuchung

mir so sehr am Herzen lag. Da wir jetzt vergleichungsweise entbürdet waren, traten wir einen schnellen Marsch an, beharrten mit aller Macht und erreichten am 1. Juni um acht Uhr Morgens den berechneten Platz.

»Ich muß es Anderen überlassen, sich den freudigen Stolz zu denken, als wir endlich bei diesem großen Ziele unseres Ehrgeizes angelangt waren. Es war uns fast, als hätten wir Alles gethan, weswegen wir so weit hergekommen, als wäre unsere Reise mit allen ihren Beschwerden zu Ende und als bliebe uns nichts mehr übrig, als heimzukehren und für den Rest unserer Tage glücklich zu sein. Das Land ist an dieser Stelle nach der Küste hin sehr niedrig, erhebt sich aber eine Meile einwärts zu Hügeln von funfzig bis sechszig Fuß Höhe. Man möchte sich vorstellen, daß der Punkt durch irgend etwas Auffallendes bezeichnet werde, daß es etwa ein Berg von Eisen, oder ein Magnet, so groß wie der Montblank sei; aber die Natur hatte kein Denkmal als Merkzeichen für den Mittelpunkt ihrer großen, geheimnißvollen Wirkungen errichtet.

»Wir waren so glücklich, hier einige unlängst verlassene Hütten der Eskimos zu finden, in denen wir gemächlich unser Quartier aufschlagen konnten. Die nöthigen Beobachtungen wurden unverzüglich begonnen und diesen ganzen Tag, so wie einen großen Theil des folgenden fortgesetzt. Der Ort war dem magnetischen Nordpol so nahe, als meine beschränkten Mittel es nur immer zu bestimmen möglich machten. Die Abweichung meiner Magnetnadel zeigte 89° 59′, es fehlte also nur eine Minute zur lothrechten. Ferner wurde die Nähe des Pols, wenn nicht seine wirkliche Gegenwart auf unserem Standplatze durch die gänzliche Unthätigkeit der wagerecht stehenden Nadeln, welche ich bei mir hatte, bewiesen. Diese waren auf die zarteste Weise verfertigt, aber auch nicht eine einzige zeigte die geringste Neigung, sich aus der Lage zu bewegen, in welcher sie sich befand. Sobald ich über diesen Punkt vollkommen im Klaren war, theilte ich meinen Gefährten das erfreuliche Ergebniß unserer vereinten Anstrengungen mit, worauf wir unter gegenseitigen Glückwünschen die brittische Flagge an dem Orte aufpflanzten und von dem magnetischen Nordpol im Namen Großbritanniens

und König Wilhelms des Vierten Besitz nahmen. In den Bruchstücken von Kalkstein, welche den Strand bedeckten, hatten wir Baumaterialien genug, um einen Steinhaufen von einiger Höhe zu errichten, und wir legten darunter eine Blechbüchse, worin die Nachricht von dieser merkwürdigen Thatsache niedergelegt war. Wir bedauerten nur, daß wir nicht Mittel besaßen, eine Pyramide von größerer Dauerhaftigkeit zu bauen. Aber wenn es auch die Pyramide des Cheops gewesen wäre, so hätte sie unter den Gefühlen dieses aufregenden Tages unsern Ehrgeiz kaum mehr befriedigen können. Die Breite dieses Punktes betrug 70° 5′ 17″, die westliche Länge 96° 46′ 45″. — Wir verwandten noch einen Tag, um die Küste zu verfolgen, und erreichten einen ziemlich hohen Punkt, von dem aus wir sahen, daß die Küste sich etwa zehn bis zwölf Meilen in nördlicher Richtung hinziehe. Hier errichteten wir einen Steinhaufen, um die äußerste Grenze unserer Forschungen in diesen Gegenden zu bezeichnen und kehrten dann um. Bei dieser Gelegenheit machten wir noch die Bemerkung, daß die Temperatur auf der westlichen Seite der Halbinsel und auf der westlichen See um 10 bis 15 Grad niedriger war, als in der Gegend des Schiffes, oder auf der Ostseite.«

Der Sommer 1831 war bedeutend kälter als der vorjährige. Die Leute wurden hauptsächlich mit dem Fischfang beschäftigt, der sehr reichlich ausfiel. Die Zahl der Lachse, welche an Bord gebracht und verschiedenartig aufbewahrt wurden, betrug 2386. Einem Manne mußte der gefrorene Fuß abgenommen werden, ein anderer wurde von der Epilepsie befallen. Auch die übrigen befanden sich oft in einem leidenden Zustande, wurden indeß immer bald wieder hergestellt. — Am 27. August blies ein starker Westwind und das Eis begann sich aus der Nähe des Schiffes zu entfernen. Die Victoria ging abermals eine kleine Strecke von vier Meilen unter Segel; aber widriger Wind und heftiges Schneewetter hinderte das Weiterkommen, und so mußten wir denn im Mundy-Hafen einen neuen trübseligen Winter ausharren.

Es ist schwer, dem Leser den Eindruck wiederzugeben, welchen dieser fortdauernd schläfrige und unbewegliche Zustand des undurchdringlich gefrorenen Meeres auf uns machte. Es blieb auch dem Rüstigsten nichts übrig, als sich gleich dem Murmelthier in eine Art von dickhäutiger Ergebung einzuhüllen. Wir duldeten muthig Kälte, Hunger und Ermattung; wir litten durch Bangigkeit, Sorge, Hoffnungstäuschung und durch unendliche Sehnsucht nach der fernen Heimath; aber es gab eine Pein, die fast noch darüber ging, und welche uns nie zu quälen aufhörte: es fehlte uns an Beschäftigung des Körpers wie des Geistes, an Abwechselung und Gesellschaft; heute war wie gestern, und das Morgende, wußten wir, war wie das Heute. Ist es bei solcher Lage der Dinge zu verwundern, wenn selbst der Verkehr mit jenen schmutzigen, von Fett und Thran triefenden Menschenexemplaren, deren Sprache wir nicht verstanden, ja deren beschränkter Kreis von Vorstellungen der Sprache nicht einmal bedurfte, um sich verständlich zu machen, uns die einzige willkommene Abwechselung gab? Das Land bot, selbst als uns Alles noch neu war, wenig dar, was unsere Theilnahme erwecken konnte; wie mußte sich dies erst gestalten, nachdem wir bereits eine so lange Zeit auf demselben Flecke eingesperrt waren? Das Land besaß nichts Malerisches, die Berge hatten kein eigenthümliches Gepräge, ebenso wenig waren die Felsen, Seen und Flüsse schön. Es gab keinen Reichthum an Pflanzen, Bäume gar nicht; ja, wäre unsere Umgebung auch noch so schön gewesen, so mußte doch Alles unter der endlosen, einförmigen, herzerdrückenden, kalten Last von Schnee und Eis verloren gehen. Es gewährt in der That ein königliches Vergnügen, auf Schlittschuhen über eine blanke Eisfläche mit der Schnelligkeit des Fisches im Wasser, des Vogels in der Luft dahin zu gleiten und im Nu alle Sorgen hinter sich zurückzulassen, wie der Blitz, der durch die Regionen des Raumes zuckt und sich um nichts kümmert, was auf seiner Flammenbahn vorhanden ist. Aber was ging das Alles uns an? Uns war der Anblick des Eises Qual, Pein, Unheil, Verzweiflung. Und wenn wir auch auf Schlittschuhen über das Land hätten gleiten können, wozu? Es gab keinen Zweck zu erreichen, wir konnten

mit Niemand wetteifern, hatten Niemand, der uns bewunderte. Nur selten entschädigte die Schönheit des Firmamentes für den Mangel an Abwechselung; aber die herrlichsten Erscheinungen desselben gehörten doch dem Winter an und mahnten an diesen. Im Herbst und Frühjahr gewährt es ein eigenthümliches Schauspiel, wenn die niedrig stehende Sonne rings um den Horizont herum wandelt und der Vollmond hinterdrein, während beide mit ihren Strahlen die Gipfel der schneebedeckten Berge streifen, und der Wiederschein des Glanzes auf den blauen Himmel dann eine so zarte grüne Lufttinte erzeugt, daß kein Ausdruck es zu beschreiben vermag.

Im Winter 18$\frac{11}{12}$ zeigten sich zum ersten Male drohende Spuren des Scharbocks, der für die Besatzungen der im Norden fahrenden Schiffe gar oft eine furchtbare Geißel wurde. Des besten Vorbeuge- und Heilmittels mußten wir entbehren, da das Land keine Pflanzennahrung hervorbrachte und sich unsere Leute an Fischthran nicht gewöhnen konnten. Der größere Theil unserer Nahrung bestand in dem gewöhnlichen Pökelfleisch, und wenn wir gleich zu Zeiten durch Fischfang und Jagd, durch conservirtes Fleisch, Essig, Zucker und Citronensaft eine wohlthätige Veränderung der Speisen hervorbrachten, so mußte jetzt etwas mehr geschehen. Wir sorgten daher immer für eine reichliche Menge Trinkwasser, duldeten nie, daß die Mannschaft in nassen Kleidern blieb, suchten allen feuchten Dunst aus dem Schiffsraum zu entfernen und suchten so viel als möglich frische Luft zuzuführen. Außerdem wurde jeglicher Genuß des Branntweins abgeschafft, und die Leute wurden beständig beschäftigt oder mußten bei gutem Wetter mehrere Stunden lang auf dem Lande spazieren gehen. So wurde dem Uebel einigermaßen Einhalt gethan, obgleich es viele Unpäßlichkeiten gab. Einer der Leute, James Dixon, der seit langer Zeit an einer verwickelten Krankheit litt, starb. Eine alte Wunde in meiner Seite brach auf und blutete, und ich wußte nur zu gut, daß dies auch bei mir ein Anzeichen vom Scorbut war.

Daß wir Alle sehr bekümmert um die Zukunft waren, brauche ich nicht erst zu sagen, und derjenige, auf welchem alle Verantwortlichkeit lag, fühlte nicht geringere Qual. Das Schrecklichste war die immer mehr Raum gewinnende Wahrscheinlichkeit, daß sich das Schiff nie würde frei machen können, und daß wir dasselbe, so wie Alles, was sich am Bord befand, würden verlassen müssen. Indeß allmählig befreundeten wir uns mit dieser Vorstellung. Hatten wir uns zuerst dabei der Verzweiflung überlassen, so sahen wir nachher einer ganz anderen Zukunft entgegen: Erlösung, Befreiung, Triumph, Rückkehr nach England, wo wir erzählen konnten, was wir gelitten, gefürchtet, versucht, ausgeführt hatten! — Unsere Lage bot die gewöhnliche Mischung von Gutem und Schlimmem dar. Wir befanden uns außer der Straße, welche die Thiere bei ihren Wanderungen verfolgten, es gab da keinen Fluß, und in dem kleinen, uns nahe liegenden See hatten wir keine Fische gesehen. Von den Eingeborenen waren wir durch unwegsames Eis getrennt. Unser Hafen war sicher, nur zu sicher; denn das Schiff konnte sich genau so regen, als wenn es auf dem festen Lande mit Mauerwerk eingeschlossen worden wäre. Die erste unserer künftigen Sorgen mußte daher sein, mit den Vorräthen und insbesondere mit der Feuerung Haus zu halten. Die Vorräthe der Furie standen uns noch zu Gebote, und überdies gab es dort Böte, um uns in die Davisstraße zu fahren, wo wir entweder auf einen Wallfischfänger stoßen, oder die dänischen Ansiedelungen auf Grönland erreichen konnten.

Wir faßten den Plan, theils zu Lande mit Hülfe von Schlitten, theils zu Wasser mit Hülfe unserer Böte den Platz zu gewinnen, wo sich die Vorräthe der Furie befanden. Schon in den ersten Monaten des Jahres 1832 waren wir thätig, um unsere verschiedenen Reisebedürfnisse zu ordnen und zu vereinigen. Das war kein geringes Werk; denn außer Lebensmitteln, Waffen, Schießbedarf, Vorräthen und Werkzeugen mußten wir Feuerung mitnehmen, und wäre es nur gewesen, um den Schnee zum Trinken zu schmelzen, ferner unsere Instrumente und die Sachen, die zu unserem persönlichen Gebrauche nothwendig waren; endlich wurden Häute zu Betten zubereitet und von Zimmerleuten

Schlitten gebaut. — Unter der Mannschaft war der von der Epilepsie befallene Matrose Buck erblindet, und der Unterschiffer Taylor war so lahm, daß er nur eine geringe Strecke gehen konnte. Drei Andere befanden sich unpäßlich, und Keiner von uns war so kräftig, wie im vergangenen Jahre. Bei dieser geschwächten Gesundheit waren wir auch weit empfindlicher gegen die Kälte des Winters, zumal dieselbe von vielen heftigen Stürmen begleitet war. Dieser Zustand der Dinge bekräftigte uns um so mehr in dem Entschlusse, das Schiff seiner hülflosen Lage zu überlassen und zu versuchen, uns so gut zu retten, als es anging.

Wir hatten die Absicht, unsere Mundvorräthe und Böte vorläufig bis auf eine gewisse Entfernung zu schaffen und sie da niederzulegen, um sie später mit größerer Leichtigkeit vorwärts schaffen zu können. Am 23. April brachen wir zu dem Ende auf und erreichten das nächste Boot, welches bereits bis zum nördlichen Meere ungefähr vier Meilen vom Schiffe geschafft worden war. Hierauf zogen wir es sammt den Vorräthen bis zu dem anderen Boote, welches zwei Meilen weiter weg war. Wir vertheilten die Last nun auf beide Böte gleich und kamen zwischen unebenem Eise mit solcher Schwierigkeit vorwärts, daß wir zu gleicher Zeit nur ein Boot ziehen konnten und dann umkehren mußten, um das andere nachzuholen. In fünf Stunden hatten wir daher nur eine Meile zurückgelegt. Da begann es so heftig zu stürmen und Schnee zu wehen, daß wir Halt machen und uns Schneehütten bauen mußten. Diese wurden mit Segeltuch bedeckt, und mit Hülfe unserer Felle und des Kochapparates war die ganze Abtheilung von 14 Mann ziemlich wohl. Unsere Schlafstelle war bei dieser Gelegenheit 47 Grad unter dem Gefrierpunkte. An einem andern Tage war unser Fleisch so fest gefroren, daß wir es wie mit einer Säge zerschneiden und es nur aufthauen konnten, indem wir es, um unsere Feuerung zu schonen, in den heißen Cacao tauchten. Bei aller Anstrengung der Kräfte mußten die Mundportionen geschmälert werden, und dieser Umstand flößte uns ernstliche Besorgnisse ein. Es handelte sich darum, ob wir unsere Pläne ausführen würden, oder nicht; dies war eine Frage über Leben

und Tod. — In dieſer Weiſe fuhren wir fort, bis wir eine geräumige Bucht jenſeit des Mondfinſternißhafens erreichten. Wir hatten bis dahin die Böte und Lebensmittel für fünf Wochen mitgeführt und einen vollen Monat zu dieſer äußerſt mühſeligen Arbeit gebraucht. Eine Ueberſicht über das beſtändige Hin- und Herreiſen ergab, daß wir 329 Meilen zurückgelegt hatten, um dreißig Meilen in gerader Richtung zu gewinnen. Am Bord fanden wir noch Lebensmittel für einen Monat in Bereitſchaft geſetzt, was ziemlich Alles war, was uns davon übrig blieb.

Fünftes Kapitel.

Es war am 28. Mai 1832, wo wir Alles zum endlichen und letzten Aufbruche vom Schiffe vorbereiteten. Die aſtronomiſchen Werkzeuge, welche wir entbehren und nicht mitnehmen konnten, wurden ſammt einigem Schießpulver in einer dazu gegrabenen Höhlung verborgen. Die Maſten, Segel und das Takelwerk wurden auf den Kruſenſtern geſchafft. Alle Gegenſtände, welche uns ſelbſt im Falle der Rückkehr oder ſonſt doch den Eingeborenen von Nutzen ſein konnten, waren am Geſtade in Sicherheit gebracht. Wir hißten daher die Flagge auf und nagelten ſie an den Maſt, tranken unſerem armen Schiffe einen Scheidebecher zu, und nachdem Alle daſſelbe bis auf den letzten Mann verlaſſen hatten, nahm ich ſelbſt meinen Abſchied von der Victoria, welche ein beſſeres Schickſal verdient hatte. Es war das erſte Schiff, welches ich je hatte preisgeben müſſen, nachdem ich während zweiundvierzig Jahren auf ſechsunddreißig gedient hatte. Es kam mir vor, als trennte ich mich von einem alten Freunde, den ich nun in dieſer trauervollen Einöde ſeinem Schickſal allein überlaſſen mußte.

Unſer Reiſeplan war, die Böte nach dem Eliſabethhafen mit Lebensmitteln auf ſechs Wochen zu bringen, dort die Böte und die Hälfte der Mundvorräthe für den Fall der Rückkehr niederzulegen, dann mit den Schlitten der anderen Hälfte bis

zum 71. Grad der Breite vorzudringen, und eine Abtheilung zu entsenden, um den Stand der Dinge am Furienstrande zu erforschen. Der Zustand des Eises in dieser vorgerückten Jahreszeit war unglaublich schlecht, und das Meer bot, so weit das Auge reichen konnte, nichts als eine fest zusammenhängende Masse ungeheurer Eisblöcke dar. Unter solchen Umständen mußte die Mannschaft alle Kräfte aufbieten, deren sie fähig war; aber die aufkeimende Hoffnung, das Vaterland wieder zu sehen, hielt ihren Muth aufrecht. — Am 9. Juni ließen wir die Böte am Elisabethhafen zurück, dann setzten wir die Reise mit drei sehr schwer beladenen Schlitten fort; denn sie enthielten außer Lebensmitteln für drei Wochen, Waffen, Munition, Instrumente, Kleidungsstücke und dergleichen mehr. Commandeur Roß wurde bald nachher mit Abernethy und Park zum Furienstrande vorausgesandt. Sie hatten 150 Meilen zurückzulegen und kamen uns bereits am 25. Juni mit der Nachricht entgegen, daß dort das Meer sehr hoch gestiegen sei, und daß die drei Böte sammt mehreren andern Dingen von den Wasserfluthen nordwärts geführt wären, daß aber im Uebrigen Alles wohl erhalten und namentlich Brot und andere Lebensmittel im Ueberflusse vorhanden wären. Die Sonne brachte jetzt große Wirkung auf den Schnee hervor und wir mußten oft knietief durch strömende Wasser waten und dann wieder über aufgethürmte Eisschollen klettern; wir überwanden aber glücklich alle Schwierigkeiten und erreichten am 1. Juli spät Abends den Furienstrand in der Prinz-Regents-Straße. Unsere Leute überließen sich der Freude und dachten nicht an die Zukunft.

Das Erste, was geschehen mußte, war die Errichtung eines Hauses, welchem wir dreißig Fuß Länge, sechszehn Fuß Breite und sieben Fuß Höhe gaben und das mit Segeltuch bedeckt wurde. Es erhielt den Namen Somersethaus und war in zwei Gemächer getheilt, das eine für die Mannschaft, das zweite enthielt Cajüten für die Officiere. Bald waren auch die drei Böte ausgebessert und segelfertig gemacht. Am 1. August zeigte sich einiges schiffbares Wasser. Die Böte wurden daher mit den nöthigen Lebensmitteln und andern unentbehrlichen Dingen beladen; jedes führte sieben Mann mit einem Officier, und so

fuhren wir ab in der Hoffnung, die Baffinsbai noch vor dem Heimſegeln der Wallfiſchfänger zu erreichen. Da die Waſſerſtraße voll Treibeis war, ſo kamen wir nur ſehr langſam vorwärts. Um neun Uhr Abends wurden wir an dem Felſen aufgehalten, woran die Furie geſcheitert war. Da es Ebbe war und die Bewegung des Eiſes gegen Norden um eilf Uhr aufhörte, ſo mußte es offenbar bald gegen uns zurückſtrömen, weshalb wir die Böte ſo ſchleunig als möglich entluden und an's Ufer zogen. Wir hatten dies keine Minute zu früh gethan. Kaum waren wir in Sicherheit, ſo ſtrömte das Eis mit Ungeſtüm daher; zwei ſchwimmende Felder deſſelben ſcheiterten mit furchtbarem Gekrache und bildeten eine Reihe von Eishügeln dicht an der Küſte. Wir hatten jetzt acht Meilen zurückgelegt, und es war ein ſeltſames Zuſammentreffen, daß wir dieſer großen Gefahr nicht nur an dem Platze, wo die Furie Schiffbruch gelitten, ſondern auch an demſelben Tage entgingen, wo dies vor acht Jahren geſchehen war. Wir hofften, daß die Fluth das Eis während der Nacht öffnen und wegführen würde; aber es wurde viel ſchlimmer, und am folgenden Tage mußten wir ein Baſſin für unſere Böte in einem unermeßlichen Eisriffe aushauen. Während der Zeit regnete es. Dadurch löſten ſich von dem ſteilen, uns in einer Höhe von 470 Fuß überragenden Felſen einige Bruchſtücke, von denen eines den Maſt unſeres Bootes traf. Wir erkannten die Gefährlichkeit unſerer Lage, da wir ſehr wohl wußten, wie das Thauwetter bewirkt, daß einige Theile der durch den Froſt geſpaltenen Felſen ſich loszumachen und niederzuſtürzen pflegen und wir in jeder Minute Alle zuſammen zerſchmettert werden könnten; ich war daher froh, als wir am 6. Juli weiter fuhren. Die Küſte beſtand faſt ganz aus Kalkſtein und bildete oft einen fünf bis ſechs Meilen langen Abſturz von 500 Fuß Höhe. Das Wetter brachte Kälte und Schnee. Am 29. Auguſt näherten wir uns dem Cap Seppings, konnten aber nicht an's Land, da es allenthalben von ungeheuren Eisſtücken blokirt war. Ich beſtieg einen Berg, konnte aber in der weithin ausgedehnten ſtarren Wüſte des Meeres nirgends einen Canal oder einen Waſſerteich entdecken. Vergebens waren alle Verſuche, durch die dichten Maſſen vorwärts zu

dringen: uns blieb nichts übrig, als nach dem Furienstrande zurückzukehren. Damit wurden alle unsere Hoffnungen niedergeschlagen. — Am 30. September umschifften wir das Nordcap der Batty-Bai, und mußten hier unsere Böte am Strande zurücklassen. Da wir die nöthigen Kleidungsstücke und das erforderliche Segeltuch entbehren mußten, so litten wir sehr von der Kälte, entgingen indeß glücklich dem Erfrieren des einen oder anderen Gliedes. Aus leeren Brotfässern wurden Schlitten gefertigt, und am 7. October begrüßten wir unser Somersethaus wieder. Wir fanden das Haus von einem Fuchse bewohnt, der uns jedoch entrann.

Kaum waren wir angelangt, so begann ein schrecklicher Sturm zu wüthen. Da das Dach von Segeltuch zu schwach war, um ihm zu widerstehen, so fiel der Schnee auf unsere Betten, und Alles um uns her war gefroren. Nur mit Mühe hielten wir uns warm, indem wir uns um den Ofen zusammen drängten. Nachdem das Unwetter ausgetobt hatte, errichteten wir um das Haus eine Schneewand, welche zum besseren Schutz gegen den Frost mit Wasser übergossen wurde, ebenso wurde das durch Holzwerk und Taue gesicherte Dach mit Schnee gedeckt. Das Wichtigste für uns war, daß wir Lebensmittel genug hatten, um noch ein Jahr ausreichen zu können. Mehl, Zucker, Brühetäfelchen, Erbsen, Gemüse, in Essig eingemachte Früchte und Eitronensaft waren in hinreichender Menge vorhanden; von dem conservirten Fleische besaßen wir aber nur so viel, als zu unserer Reise auf den Böten im nächsten Jahre hinreichte und um Sonntags und Donnerstags eine Ration von einem halben Pfunde zu reichen. Der Fang der Füchse mußte uns das fehlende Fleisch ersetzen, und sie lieferten uns oft an Sonn- und Festtagen ein treffliches Mahl.

Von den Ereignissen des trübselig dahin schleichenden Winters von 1833 sei hier nur bemerkt, daß derselbe außerordentlich streng war, und daß im Januar 1833 unser schon ältlicher Zimmermann Chimham Thomas in Folge seiner geschwächten und durch den Scharbock noch mehr angegriffenen Körperkräfte starb. Es war dies der erste und einzige unserer Verluste, welcher mit Grund dem Klima zugeschrieben werden konnte. Ueberhaupt

war unſer Geſundheitszuſtand beim Ausgang des Winters ſehr unbefriedigend. Der Proviantmeiſter Thom war krank, meine alten Bleſſuren verurſachten mir viele Schmerzen, und zwei Matroſen litten ſo am Scharbock, daß wir fürchteten, ſie möchten nicht wieder geneſen. Eine düſtere, dumpfe Niedergeſchlagenheit hatte ſich unſer Aller bemächtigt. Die Nahrung mußte verkürzt werden, und dazu waren wir unſerer elenden Wohnung herzlich müde. Sie war uns im Gegenſatz zu einem viel ſchlimmeren Aufenthalte willkommen, als wir ſie zuerſt erreichten. Sie hatte uns ermattet, obdachlos, halb verhungert empfangen und verſprach uns wenigſtens Ruhe und Frieden. Aber die Neuheit dieſes Gefühls war längſt verſchwunden. Unter dieſem ewigen Einerlei von Schnee und Eis boten ſelbſt die Stürme keine Abwechſelung. Im Freien war nichts zu ſehen, und im Hauſe gab es keine Beſchäftigung. Diejenigen, welche das beneidenswerthe Talent beſaßen, zu allen Zeiten, ſie mochten kummervoll ſein oder nicht, zu ſchlafen, wären noch die Glücklichſten.

Mit dem Anbruche der milderen Jahreszeit begannen wir, nach unſeren in der Batty-Bai zurückgelaſſenen Böten Lebensmittel auf drei Monate zu ſchaffen. Die Böte waren bei unſerer Ankunft ſo unter dem Schnee vergraben, daß wir ſie erſt gar nicht finden konnten. Der Transport dahin war mit vielen Strapazen verknüpft; denn da es uns mehr an Armen, als an Vorräthen zur Fortſchaffung fehlte, ſo mußte jede Station viermal hin und zurück gemacht werden. In den erſten Tagen des Juli war das im Hauſe zurückgebliebene Fleiſch verzehrt, und wir hatten jetzt daſelbſt kein anderes Fleiſch, als das, was wir uns durch die Jagd auf Bären, Robben, Enten und Vögel verſchafften. Wir beſſerten Haus und Dach für den traurigen Fall aus, daß wir hier noch einmal einen Winter zubringen müßten, obſchon ich nicht wußte, wovon wir dann leben würden.

Eine Eislawine, mit Felstrümmern und Waſſer untermiſcht, ſtürzte in dieſer Zeit von einem nahen Berge in die See, brach das flache Eis bis zu einer großen Entfernung, und zeigte uns, wie es geſchieht, daß man die Eisberge oft mit Felstrümmern und Erdſchichten bedeckt fi[illegible]ſt wer die furchtbaren La-

winen der Schweiz geſehen hat, würde von dieſem Schauſpiele überraſcht worden ſein. Es war nicht der gigantiſche Schneeball, der ſich von dem Bergesgipfel losreißt, während ſeines Laufes an Größe und Schnelligkeit gewinnt, über einen unregelmäßigen Abhang nieder donnert, gleitend, ſpringend, brechend, bis er endlich im Thale unten oder im Bette eines Stromes ausruht, oder ſich über die Ebene verbreitet und Hütten verſchüttet. Hier war Alles ebenſo augenblicklich, als unerwartet. Der eisbedeckte Berg, welcher ſo lange über unſeren Häuptern geſtanden hatte, war gefallen, bevor wir rufen konnten: »Habt Acht!« bevor er ſich zu bewegen ſchien, war er auch ſchon in das Meer geſtürzt, in kein Meer von Waſſer, ſondern von Eis, er zerbrach die glaſigen Felder, die uns ſeit ſo langer Zeit eingeſchloſſen, als wären ſie ſchwache Spiegel, ſplitterte ihre Trümmer weit und breit mit einem Schlage krachender als der Donner und mit lange nachdröhnendem Wiederhall, bis wieder Alles in die todte eiſige Stille ſeiner früheren Ruhe zurückſank: aber doch blieb auf den Wellen ein neuer Berg als Denkmal dieſes Sturzes zurück, ſo lange ein Denkmal auf dieſen Bergen dauern kann, welche die Sonne ſchmelzt und die Winde in ferne Gegenden wegführen.

Am 8. Juli ſagten wir unſerem traurigen Aufenthalte auf dem Furienſtrande Lebewohl, nachdem wir vorher Gottesdienſt gehalten. Ich glaube, daß es unter uns nur ſehr Wenige gab, welche Gott nicht brünſtig für vergangene Rettung dankten und um ſeinen Segen zum großen Werke unſerer Befreiung flehten. Mißlang uns dieſe auch diesmal, ſo waren wir dem Tode geweiht. Der folgende Tag war der wärmſte, den wir noch gehabt hatten; die Wege waren aber ſo ſchlecht, und die Kranken erforderten ſolche Behutſamkeit, daß wir bei der Anſtrengung ſelbſt während der Nacht in Hemden arbeiteten und erſt am 13. Juli bei unſeren Böten anlangten. Unter Nebel und Wind, Regen- und Graupelwetter mußten wir noch einen ganzen Monat hindurch in der Batty-Bai ausharren. Sehn-

ſüchtig ſpäheten wir von dem Gipfel des nahen Berges nach dem Zuſtande des Eiſes: die ſtarren Maſſen wollten ſich noch immer nicht löſen. In jedem Windwechſel, in jedem Regenguſſe, in jeder, auch der kleinſten Bewegung des Eiſes lag Hoffnung: wir konnten uns jeden Abend in der Erwartung ſchlafen legen, daß die eiſernen Riegel unſeres Kerkers am nächſten Morgen geſprengt ſein würden.

Am 14. Auguſt ſteigerte ſich die Hoffnung zum höchſten Grade der Spannung; denn zum erſten Male zeigte ſich eine Waſſerſtraße, die nach Norden führte, und nur ſehr Wenige konnten vor ungeduldiger Erwartung, was der nächſte Tag bringen würde, ſchlafen. Am 15. war ſchon um vier Uhr Morgens die ganze Mannſchaft beſchäftigt, das Eis zu durchhauen, welches noch am Ufer feſtſaß. Bald nachher ſtieg die Fluth mit einem günſtigen Weſtwinde; wir ließen die Böte in das Waſſer, ſchifften die Vorräthe und die Kranken ein, und waren um acht Uhr unterweges. Unterweges waren wir, wirklich unterweges! Wir tauſchten abermals Hoffnung für Gewißheit ein, ſahen im Geiſte die ganze Meerenge für uns offen und ſahen unſere kleine Flotte mit gutem Winde durch die Baffins-Bai nach England zu ſegeln.

Je weiter wir kamen, deſto breiter wurde die Fahrſtraße. Um acht Uhr Abends erreichten wir das Cap Seppings, wo wir wegen heftigen Windes beilegten und am Strande unſere Zelte aufſchlugen. Am anderen Morgen ſteuerten wir durch eine Menge ſchwimmender Eismaſſen oſtwärts und erreichten glücklich das öſtliche Ufer der Prinz-Regents-Straße. In wenig Stunden hatten wir endlich das ins Werk geſetzt, was wir früher ſo lange umſonſt erſtrebten. Es kam uns faſt wie ein zauberhaftes Wunder vor, daß dieſe feſte Oceanmaſſe plötzlich in Waſſer verwandelt war, in für uns ſchiffbares Waſſer, die wir faſt vergeſſen hatten, was es hieße, ſich frei auf dem Meere zu bewegen. Wir konnten es kaum ſelbſt glauben, und derjenige, welcher nach einem Schlummer erwachte, hatte einige Mühe, ſich zu überzeugen, daß das auf den Wellen ſchwimmende Boot kein leerer Traum ſei. So fuhren wir bei zunehmendem Winde ſchnell an der Küſte hin. Endlich verſtärkte

ſich der Wind zum Sturm, und wir mußten die Böte an's Ufer ziehen, um ſie auszubeſſern. Erſt am 25. Aug. legte ſich der Sturm; die See wurde ruhiger, wir ruderten öſtlich über die Admiralitätsbüreau-Bai hinaus und kamen an mehreren ſchwimmenden Eisfeldern vorüber. Da unſere Leute durch zwölfſtündige Arbeit ſehr erſchöpft waren, ſo liefen wir in einen Hafen ein, ſchlugen unſere Zelte an der Mündung eines Fluſſes auf und beſſerten unſere Böte aus, die ſich nicht im beſten Zuſtande befanden.

Am 26. um vier Uhr Morgens, da noch Alles ſchlief, glaubte der Wachthabende, David Wood, im Meere ein Segel zu ſehen. Er weckte den Commandeur Roß, welcher mit Hülfe ſeines Fernrohres bald ſah, daß es wirklich ein Schiff ſei. In einem Augenblick war Alles aus dem Zelte und am Ufer verſammelt, und wir ſtellten Vermuthungen an über das Schiff, ſeinen Rang, ſeinen Lauf, obſchon es unter uns noch mehrere Verzweifelnde gab, welche behaupteten, es wäre ein Eisberg. Wir verloren keine Zeit. Die Böte wurden ſchleunigſt in das Meer gelaſſen, und wir machten Signale mittelſt des Verbrennens von naſſem Schießpulver. Nachdem Alles eingeſchifft war, verließen wir den Hafen um ſechs Uhr. Wir kamen wegen der Windſtille, die zuweilen eintrat, und wegen der leichten veränderlichen Winde nur ſehr langſam vorwärts; doch rückten wir gegen das Schiff vor, und wäre es windſtill geweſen, wo es lag, ſo würden wir bald an deſſen Seite gekommen ſein. Unglücklicherweiſe erhob ſich aber eben ein Wind, das Schiff ſetzte alle Segel bei und ſchlug die Richtung nach Südoſt ein. Unſer vorderſtes Boot blieb daher bald hinter dem Schiffe, während die beiden anderen öſtlich fuhren, um demſelben den Weg abzuſchneiden. — Um zehn Uhr ſahen wir gegen Norden ein anderes Schiff, welches auf ſeine Böte zu warten ſchien. Einmal, als es beidrehte, glaubten wir, daß wir geſehen worden wären. Es war indeſſen nicht der Fall; denn es ſetzte alle Segel bei, und wir entdeckten bald, daß es ſich von uns raſch entferne.

Dies war der grauſamſte Augenblick, den wir noch erlebt hatten: zu wiſſen, daß wir uns in der Nähe von zwei Schiffen

befanden, und daß wir wahrscheinlich keins von beiden erreichen würden! Es schien jedoch nothwendig, den Muth der Leute aufrecht zu erhalten, indem wir von Zeit zu Zeit versicherten, daß wir uns einem dieser Schiffe näherten. Da wurde es zum größten Glücke windstill, wir gewannen wirklich so schnell Raum, daß wir das Schiff deutlich vor uns sehen konnten, und um elf Uhr gewahr wurden, wie es beilegte und ein Boot in das Wasser ließ, das sogleich auf uns zuruderte.

Es war bald an unserer Seite, und der befehligende Steuermann redete uns in der Voraussetzung an, daß wir Unglück gehabt und unser Schiff verloren hätten. Nachdem ich bejahend geantwortet, verlangte ich den Namen des Schiffes zu wissen und bat, an Bord genommen zu werden. Man antwortete, es sei die »Isabella von Hull, einst vom Capitain Roß befehligt.« Ich rief, daß ich selbst dieser Capitain Roß, und meine Leute die Mannschaft der Victoria wären. Der darüber erstaunte Steuermann wollte dem jedoch keinen Glauben schenken, sondern versicherte mit barschem Ton, der Capitain Roß sei ja schon seit zwei Jahren todt. Ich überzeugte ihn jedoch leicht, daß dies nur eine voreilige Vermuthung sei, während unser bärenähnlicher Anzug zeigte, daß wir keine Wallfischfahrer wären, und daß wir auf unseren Rücken, in unseren Bärten und dem abgemagerten Aussehen den Beweis vor uns hertrügen, daß sich Alles so verhalte, wie ich ihm gesagt hätte. Ein freudiger Glückwunsch erfolgte, und nach einigen Fragen sagte er uns, daß die Isabella vom Capitain Humphreys befehligt sei. Er verließ uns, um seinen Bericht zu erstatten, indem er wiederholte, daß wir seit langer Zeit von ganz England zu den Todten gerechnet wären. Bald sprang der Steuermann an Bord, während wir ihm langsam nachfolgten, und in einer Minute war die ganze Mannschaft auf dem Verdeck und begrüßte uns mit dreimaligem Jubelzuruf, während wir noch auf Kabellänge entfernt waren. Endlich stiegen auch wir an Bord meines alten Schiffes und wurden Alle vom Capitain Humphreys mit herzlichem Seemanns-Willkommen empfangen.

Wenn wir auch die Empfehlung unseres Namens und Rufes nicht für uns geltend machten, so hätte schon das bloße Christen-

mitleid die innigſte Theilnahme für uns erwecken müſſen; denn nie gab es eine Schaar Menſchen, die elender ausſahen als wir, und Keiner von uns konnte in Abrede ſtellen, daß wir ein ſehr abſchreckendes Aeußere hatten. Mit ungeſchorenem Barte, ſchmutzig, in die Fetzen der Felle von wilden Thieren gehüllt, abgemagert bis auf die Knochen und blaß wie Geſpenſter, bildeten wir zu den wohlgenährten und wohlgekleideten Leuten um uns her einen ſolchen Gegenſatz, daß wir Alle, ich glaube zum erſten Male, fühlten, was wir waren und wie wir Anderen erſcheinen mußten. Aber die heitere Seite gewann bald die Oberhand über alle anderen Gefühle. In einem ſolchen Gedränge und in einer ſolchen Verwirrung war jeder ernſte Gedanke unmöglich, und unſer Entzücken bewirkte, daß wir Vergnügen an einer Scene fanden, die nun begann. Jeder war hungrig und mußte geſpeiſt werden; Jeder war in Lumpen und mußte Kleider haben; es gab Keinen, dem das Waſchen nicht unerläßliches Bedürfniß war, Keinen, den ſein Bart nicht aller Aehnlichkeit mit einem Engländer beraubte. Alles geſchah zu gleicher Zeit. Waſchen, Ankleiden, Eſſen, Raſiren. Auch mußte man eine unendliche Menge Fragen in dieſem bunten Durcheinander beantworten. Wir hatten die Abenteuer der Victoria und die Geſchichte unſerer langen Leiden zu erzählen; dafür erfuhren wir Neuigkeiten aus England, die jetzt ſchon ſehr alt waren. Alles kehrte jedoch nach und nach zur Ordnung zurück. Die Kranken wurden gepflegt, den Matroſen ihr Platz angewieſen, und es geſchah für uns Alles, was Liebe und Wohlwollen nur thun konnte. Die Nacht brachte endlich ruhige Sammlung des Gemüthes, und ich glaube, daß Keiner vergaß, dem Himmel für ſeinen Beiſtand zu danken, der uns aus den Tiefen der Verzweiflung rettete und von dem Rande eines nicht fernen Grabes dem Leben, unſeren Freunden und der Geſittung wieder gab. — Seit langer Zeit an ein kaltes Bett auf dem harten Schnee oder nackten Felſen gewöhnt, konnten nur Wenige auf dem guten Lager ſchlafen, das uns endlich wieder zu Theil geworden war. Ich ſelbſt mußte mein Bett verlaſſen und die Nacht auf einem Stuhle zubringen, und den Uebrigen ging es nicht beſſer. Erſt die Zeit konnte uns deſſen entwöhnen, was

uns schon zur zweiten Natur geworden war, und uns wieder an die frühere Lebensweise gewöhnen.

Die Isabella war die Prinz-Regent-Straße bis zum Berge Schewar in Begleitung des William Lee gefahren. Dies war das Schiff, welches wir gesehen hatten. Es war uns auch jetzt im Gesichte, und wir beschlossen, einen Theil unserer Mannschaft an Bord desselben zu senden. Aus einer Unterredung mit Capitain Humphreys vernahm ich, daß er siebenundzwanzig Wallfische gefangen habe, daß dies aber blos zwei Drittel der Ladung wären, er mithin noch einige Zeit zu bleiben gedenke.

So waren wir denn auf einmal in eine Welt der lebensvollsten Thätigkeit versetzt, wo es den Kampf des Menschen mit jenem wunderbaren Meerungeheuer galt, welches halb Fisch, halb Säugethier ist und um dessen willen alljährlich ganze Flotten von Holland, England und Frankreich ausgerüstet werden. Ein Fisch ist es seiner äußeren Gestalt nach, ein Säugethier, weil es warmes Blut hat, seine Jungen an Eutern säugt, durch Lungen athmet und überhaupt alle vollkommener ausgebildeten Werkzeuge hat, nämlich bewegliche Augen mit Lidern, offene, wenn gleich enge, muschellose Ohren, zwei Nasenlöcher von Fleisch umgeben, eine weiche fleischige Zunge und bewegliche Lippen, zwei Euter zwischen stummelartigen Vorderfüßen oder in den Weichen, einen unbeweglichen kurzen Hals, ein Herz mit zwei getrennten Kammern und mehrern Mägen, wie bei den Wiederkäuern. Wenn diese Thiere ausgewachsen sind, haben sie die riesige Länge von 60 bis 70 Fuß und einen Umfang von 30 bis 40 Fuß. Nichtsdestoweniger segeln sie mit sausendem Gange 18 (englische) Meilen in einer Stunde und können streckenweis selbst mit der Schnelligkeit eines Vogels dahinschießen. Bald ziehen sie einzeln oder paarweis, bald gesellig in Heerden von 20 bis 30, ja von 80 bis 100 Stück einher. Bei ruhigem Wetter schlafen sie wohl zwischen dem Eise oder tummeln sich spielend und scherzend auf dem Wasser. Dann stellt sich solch ein Ungeheuer bisweilen auf den Kopf, hebt den Schwanz hoch

in die Luft und peitſcht die Meereswogen mit furchtbarer Gewalt zu Schaum, ſo daß Alles in der Runde mit Staubregen und Dunſtgewölken angefüllt wird. Bisweilen ſpringt eins derſelben urplötzlich ganz über die Waſſerfläche hinaus zu nicht geringem Schrecken des unerfahrenen Schiffers in der Nähe, zumal wenn der tollkühne Harpunirer gerade in demſelben Augenblick befiehlt, vorwärts zu rudern, um einen Angriff zu machen.

Die Schiffe, welche von Europa aus auf den Fang des grönländiſchen Wallfiſches ausgehen, ſind gewöhnlich 110 bis 120 Fuß lang und enthalten 200 Laſten. Da ſie oft zwiſchen den Eisfeldern fahren müſſen, ſo ſind ſie ſtark gebaut und vorn mit Eiſen beſchlagen. Ein ſolches Schiff führt 40 und mehr Mann mit ſich, alſo noch einmal ſo viel, als ein Kauffartheiſchiff. Es hat Zehrung auf ſechs Monate, 4 bis 500 große Speckfäſſer, viele lange Taue, Harpunen, Lanzen und Speckmeſſer. Außerdem führt es 6 bis 7 Böte oder Schaluppen mit ſich. Dieſe haben etwa 25 Fuß Länge, 5 bis 6 Fuß Breite. Sie ſind an beiden Enden ſpitzig und für eine leichte Beweglichkeit in der See eingerichtet, damit ſie den Bewegungen des Wallfiſches mit Gewandtheit folgen können. Ein Boot wird mit 6 bis 7 Leuten bemannt und auf die ſogenannte Brandwache ausgeſtellt. Entdeckt man einen Wallfiſch an den Strahlen, ſo fährt das Boot heran. Liegt er an Eisſchollen und reibt ſich daran, was er gern thut, weil Würmer auf ſeiner Haut ihn plagen, ſo kann man ihm am beſten nahe kommen; doch muß dies immer ſo ſtill und behutſam als möglich geſchehen, da er, obgleich er kein Rufen und Geſchrei in der Luft hört, doch bei ſtillem Wetter oft durch ein geringes Plätſchern im Waſſer verſcheucht werden kann, denn er iſt ſehr furchtſam. Sein Geſicht iſt ſcharf; man hat bemerkt, daß ein Wallfiſch den andern im klaren Waſſer unter der Oberfläche auf eine erſtaunliche Entfernung wahrnimmt. Vorn im Boote ſteht der Harpunirer, der die Harpune in einer Entfernung von drei Klaftern wirft, am liebſten in der Gegend der Naſenlöcher, aus denen ein feuchter mit Schleim vermiſchter Dampf hervorſpritzt. Die Harpune iſt ein Wurfſpieß, deſſen Stahlſpitze die Geſtalt eines

Pfeiles hat mit zwei Widerhaken, etwa zwei Fuß lang und zweiſchneidig. Der Schaft iſt ſechs Fuß lang. An der Stahlſpitze iſt ein ſechs Klafter langes hanfenes Seil befeſtigt, der Vorgänger genannt. Daran iſt ein anderes langes, getheertes Seil von zwei bis drei Zoll im Umfang befeſtigt und oft mehrere an einander. Jedes Boot hat gewöhnlich ſechs bis acht ſolche Seile, die 120 bis 150 Klafter lang und in einem Korbe künſtlich aufgewickelt ſind. Hat der Wurfſpieß die Haut durchdrungen, ſo geht er auch leicht in den Speck, ſelten tiefer. Dann fühlt das Thier Schmerzen, und ſchlägt wüthend mit dem Schwanze, der ein furchtbares Werkzeug der Bewegung und Vertheidigung iſt. Er iſt 5 bis 6 Fuß lang, 18 bis 24 Fuß breit; die Kraft deſſelben iſt ſo ungeheuer, daß er oft ein Boot zerſchmettert. Der verwundete Wallfiſch ſinkt blitzſchnell unter und reißt das Seil der Harpune nach, welches ſtets mit Waſſer begoſſen wird, weil ſonſt Feuer durch die ſtarke Reibung entſtehen würde. Nach einiger Zeit kommt das Thier wieder herauf, um zu athmen; doch ſtürzt es ſich auch zuweilen mit ſolcher Wuth in die Tiefe, daß es mit dem Kopfe auf den Grund ſtößt, den Hals bricht und dann bald todt obenauf ſchwimmt. Inzwiſchen hat das Boot ein rothes Fähnlein, die Blutfahne, aufgeſteckt. Sobald man dieſe auf dem Schiffe bemerkt, ertönt der Ruf: »ein Fall! ein Fall!« oder: »getroffen!« worauf Alles in Bewegung geräth. Die Meiſten ſteigen in die noch übrigen Böte und rudern eilends der Fangſtätte zu. Der wieder in die Höhe gekommene Wallfiſch erhält neue Harpunen oder Lanzenſtiche in den Leib, bis er ſich verblutet hat. Wir wollen dem Leſer eine ſolche Scene vor die Augen ſtellen.

Man ſah einen Wallfiſch in großer Entfernung blaſen. Sechs Böte wurden ſogleich abgeſchickt; da ſie ihn aber nicht einholen konnten, gab man vom Schiffe aus das Zeichen zur Rückkehr. Fünf kamen zurück. Das ſechste Boot ließ nach einiger Zeit die fliegende Fahne wehen und richtete zwei Ruder auf zum Zeichen, daß baldiger Beiſtand verlangt würde. Ein Fall! Ein Fall! erſcholl es am Bord. Alles war in Aufruhr, und unſer Boot ſegelte mit den vier andern zu dem, welches mit dem Wallfiſch beſchäftigt war und jetzt noch ein drittes

Ruder aufſteckte, um uns von der Dringlichkeit der Umſtände zu überzeugen. Niemals zeigte ſich ein größerer Wetteifer. Auf unſerer Fahrt wurde die gerade Linie durch mehrere Eisfelder unterbrochen, deren einige hohe Eisberge trugen. Endlich, als wir eine Viertelmeile weit vorgedrungen waren, zeigte ſich uns der alte große Leviathan, der ſich unaufhörlich in allen Stellungen der Wuth aus dem Waſſer emporſtreckte und den ihm nahenden Menſchen unvermeidlichen Untergang zu drohen ſchien. In einem Augenblick fuhr das Thier mit ſeinem ungeheuren Kopf hoch empor und eine Dampfwolke ſtieg aus ſeinen Naſenlöchern; dann erhob es ſeinen ſchwarzen Bergrücken und ſuchte die ſtehende Harpune mit manchen Verdrehungen des Leibes abzuſchütteln; endlich warf es ſich mit niederwärts gekehrtem Kopfe in eine ſenkrechte Stellung, ſchleuderte ſeinen mächtigen Schwanz zu einer erſtaunlichen Höhe und ließ die Lappen deſſelben in jeder Richtung raſſeln. Als der Wallfiſch darauf eine Harpune aus einem Boote bei uns empfing, fuhr er im Nu in die Tiefe des Meeres. Bei ſeiner Rückkehr auf die Oberfläche konnten wir wahrnehmen, daß er nach unſerer Stelle hinkommen würde. Unſer unerſchrockener Harpunirer ermunterte die Mannſchaft mit den Worten: »Macht Platz, Kameraden, um auf ſeinen Rücken loszugehen! Kümmert euch um nichts!« Ich wurde auf das Hintertheil des Bootes geſtellt und ſtand mit meiner Flinte auf einigen lockeren Tauen. Der Wallfiſch tauchte majeſtätiſch mit einer ſchäumenden Waſſerſäule empor. Als er ſchnaubend ſeinen ungeheuren Kopf erhob, gab ich eine Ladung Schrot auf ihn, als das einzige Mittel, das ich in meiner Gewalt hatte, um zur Sicherung der Beute Etwas beizutragen. Zu gleicher Zeit ſtieß ihm der Harpunirer ſeine Waffe bis an die Augenhöhle in den Rücken. Dies veranlaßte den Wallfiſch zu einer höchſt krampfhaften Bewegung, indem er das Boot mit außerordentlicher Gewalt gegen eine flache Eisſcholle trieb. Durch die Erſchütterung wurde ich aus dem Boote über das Ruder des Bootführers hinausgeworfen und fiel auf das Eis, welches jedoch zum Glück mit Schnee bedeckt war, ſo daß ich keinen Schaden nahm. Augenblicklich raffte ich mich auf und ſuchte das Boot wieder zu gewinnen;

aber der Wallfisch hatte es außerhalb meines Bereiches gezogen. Ich blieb daher einer ruhigen Beobachtung überlassen, indem der Fisch nur wenige Fuß von mir entfernt war. Die Angst, die das arme Thier nun zu erleiden schien, würde bei jeder anderen Gelegenheit ungemischtes Mitleid erregt haben; in dem gegenwärtigen Falle ward das Schauspiel furchtbar erhaben durch die grimmigen Anstrengungen, die der Wallfisch mit den Floßfedern und mit dem Schwanze machte, seine Verfolger zu vernichten. Als die anderen Böte herangekommen waren, suchte die Mannschaft das Thier durch Lanzenstiche vollends zu tödten. Der geröthete Rauch seiner Strahlen wurde endlich ganz blutroth: ein Zeichen des nahen Todes. Das Getöse des Kampfes; das verworrene Geschrei der Stimmen; die Zuckungen des scheidenden Lebens mit der rothen Fontaine, welche die See umher in einen Ocean von Blut verwandelte, und in dem Augenblick, als der letzte Athemzug gewichen schien, drei Freudenrufe aus den Böten: Alles zusammen bot einen unbeschreiblichen Auftritt dar. Sobald die Unruhe vorüber war, kam ein Boot, mich zu holen, und als man den Wallfisch am Schwanze fest gemacht und die Floßfedern über den Bauch gebunden hatte, wurde er durch die vereinten Kräfte aller Böte an das Schiff gerudert. Dies ist ein sehr fröhlicher Theil des Geschäftes, begleitet von den lustigen Gesängen aller Mannschaften. Als man das Schiff erreichte, wurde der Wallfisch zum Speckausnehmen längs der Seite hingelegt. Als ich das Thier näher betrachten wollte, sank es zu meinem Bedauern durch sein gewaltiges Gewicht tief unter das Wasser, so daß jede Untersuchung unmöglich wurde. Nach ein paar Tagen tödteten wir ein anderes solches Thier, das ich genauer in Augenschein nehmen konnte. Dies war ein sehr großer Wallfisch, an vielen Stellen gestreift und mit großen Flecken vom reinsten Weiß bezeichnet. Die Ränder der Floßfedern und des Schwanzes waren von verschiedener Farbe. Nase und Unterkiefer waren gelb: ein deutliches Zeichen von hohem Alter. Die Länge seiner Barten betrug 12 Fuß 11¼ Zoll, eine sehr seltene Größe. Die äußerste Länge betrug 52 Fuß, die Ausdehnung des Schwanzes 21 Fuß. Zum Behuf des Zerschneidens steigen ein paar Speckschneider, deren Stiefelsohlen

mit eiſernen Spitzen verſehen ſind, damit ſie nicht abgleiten, auf den Fiſch, und ſchneiden den Speck mit dem Strandmeſſer ab; dies hat eine Klinge von zwei Ellen und einen Stiel von dritthalb Ellen. Nachdem man die viereckigen Stücke auf das Verdeck gebracht und die Haut abgeſchnitten hat, werden ſie in einen Mühlentrichter geworfen und durch eine ſehr ſinnreich erfundene einfache Maſchine in kleine Stücke zerſchnitten; dieſe läßt ſie in einen linnenen Sack und von da in ein Faß im Kielraum fallen. Nachher wird der Speck in Fäſſer gethan, die zur Abſendung nach England eingerichtet ſind.

Der gemeine oder grönländiſche Wallfiſch (Balaena mysticetus) wird in den eiſigen Meeren von Grönland und der Davisſtraße, in der Baffins- und Hudſonsbai, ſowie im hohen Norden von Europa und Aſien getroffen. Er hat ſeine Floßfedern auf dem Rücken; der Kopf beträgt ein Drittel der ganzen Körpergröße; die Augen ſind glänzend, aber auffallend klein und nicht größer als ein Ochſenauge; das Maul hat dieſe Geſtalt: wenn es offen ſteht, ſo macht der Rachen eine Höhlung, die ſo groß iſt wie eine Schiffskammer und geräumig genug, um ein ganz bemanntes Boot eines Kauffartheiſchiffes von 15 bis 16 Fuß Länge, 8 Fuß Weite und 10 bis 12 Fuß Höhe zu faſſen. Dieſer weite Rachen ſetzt das Thier in den Stand, einige Tonnen Waſſer auf einmal einzunehmen. Der Schlund iſt jedoch nur enge, ſo daß man bei kleinen nur mit Mühe die Hand hineinbringen kann. Die Nahrung beſteht aus den kleinſten Thieren und Würmern; der Unrath färbt das Waſſer roth. Der Rachen enthält ſtatt der Zähne zwei lange Reihen von Barten oder Fiſchbein. Jede Reihe enthält mehr als 300 Blätter, welche durch eine weiche, elaſtiſche Maſſe, das ſogenannte Zahnfleiſch, verbunden ſind. Die längſten ſitzen in der Mitte; 15 Fuß iſt die größte, 10 bis 11 Fuß die mittlere Länge. Ein großer Wallfiſch giebt bisweilen anderthalb Tonnen (3360 Pfund) Fiſchbein. Der inwendige Rand der Barten iſt mit Franſen oder Haaren, ähnlich den Roßhaaren bedeckt; damit gab die Natur dem verſchloſſenen Rachen ein Netz, welches die kleinen gefangenen Thierchen nicht entweichen läßt. Die Lippen beſtehen faſt ganz aus Speck und jede giebt eine bis zwei Tonnen reines

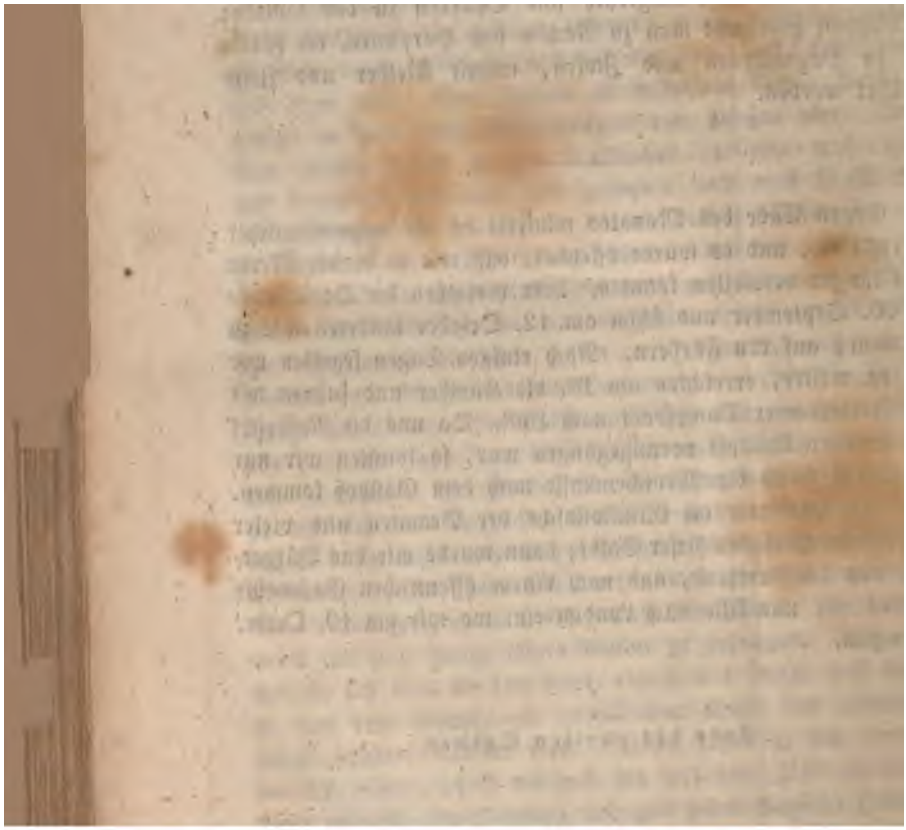
Oel. Die ziemlich angewachsene, weiche und speckartige Zunge, welche oft 30 Fuß Umfang hat, liefert ebenfalls mehrere Tonnen Oel. Speck und Fischbein sind die Gegenstände, um derentwillen der Wallfisch vorzüglich gefangen wird; mancher giebt oft 30 Tonnen Thran. Der Speck liegt unmittelbar unter der Haut, die bald schwarz, wie Sammet, bald grau und weiß mit einem Anstrich von Gelb, bald über und über scheckig ist. Dies Speck umkleidet den ganzen Körper, wie mit einem wollenen Kamisol; er ist 10 bis 20 Zoll dick und von Farbe gelblichweiß, gelb oder roth. Das Gehirn ist auffallend klein. Das Herz gleicht an Farbe und Beschaffenheit dem Herzen eines Ochsen. Das Fleisch eines jungen Wallfisches hat eine rothe Farbe, und wenn es auf dem Rost gebraten und mit Pfeffer und Salz gewürzt ist, so schmeckt es wie derbes Rindfleisch. Das Fleisch eines alten sieht beinah' schwarz aus und ist sehr grob. Die Milch des Weibchens sieht aus wie bei anderen Säugethieren und soll sehr fett und wohlschmeckend sein. Es bringt nur ein Junges zur Welt, selten zwei; beim Säugen drückt die Mutter das Junge mit den Vorderfüßen an die Brust. Das Junge hat anfangs die Größe eines fast ausgewachsenen Stiers und geht ein Jahr lang oder drüber unter Aufsicht der Mutter. Die Zärtlichkeit der Mutter für ihr Junges ist sehr groß und sie setzt sich allen möglichen Gefahren aus, um das Junge zu retten. Ein außerordentliches Beispiel hiervon erzählt Capitain Scoresby. »Im Juni 1811 verwundete einer meiner Harpunirer einen jungen, noch säugenden Wallfisch in der Hoffnung, durch ihn zum Fange seiner Mutter zu gelangen. Sogleich erhob sie sich dicht an das Boot, ergriff das Junge und schleppte es aus dem Boote mit auffallender Kraft und Schnelligkeit gegen hundert Klafter weit. Dann erhob sie sich wieder auf die Oberfläche, schoß wüthend hin und her, hielt oft still, änderte plötzlich ihre Richtung und gab jedes mögliche Zeichen der äußersten Unruhe. Endlich kam eins von den Böten so nahe, daß eine Harpune geworfen werden konnte: sie traf, aber haftete nicht; eine zweite ward geworfen, jedoch ohne Erfolg; eine dritte aber war wirksamer, und doch versuchte sie nicht zu entweichen, sondern ließ drei andere Böte nahe kommen, so daß

in wenig Minuten noch drei Harpunen sie trafen, und sie in Zeit von einer Stunde erlegt war.« — Die Bewohner der Polarländer benutzen fast Alles vom Wallfisch. Sie essen das Fleisch und trinken den Thran. Aus den Därmen werden Hemden gemacht, aus der Haut des Bauches Kleider, aus dem Bauchfell Fenster, aus der Haut des Rückens Sohlen, aus den Knochen allerhand Hausgeräth und Sparren zu den Hütten; die Rippen gebraucht man zu Nachen und Harpunen, die Flechsen zu Bogensehnen und Zwirn, womit Kleider und Zelte genähet werden.

Gegen Ende des Monates winterte es mit ungewöhnlicher Strenge ein, und es wurde offenbar, daß wir in diesem Meere nicht länger verweilen konnten. Wir verließen die Davisstraße am 30. September und schon am 12. October landeten wir zu Stromneß auf den Färöern. Nach einigen Tagen segelten wir von da weiter, erreichten am 18. die Humber und fuhren mit dem Rotterdamer Dampfboot nach Hull. Da uns die Nachricht von unserer Ankunft vorangegangen war, so konnten wir nur mit Mühe durch die Menschenmasse nach dem Gasthof kommen. Hier erhielten wir die Glückwünsche der Beamten und vieler angesehener Personen dieser Stadt; dann wurde mir das Bürgerrecht von Hull ertheilt, und nach einem öffentlichen Gastmahle schifften wir uns Alle nach London ein, wo wir am 19. Octbr. anlangten.

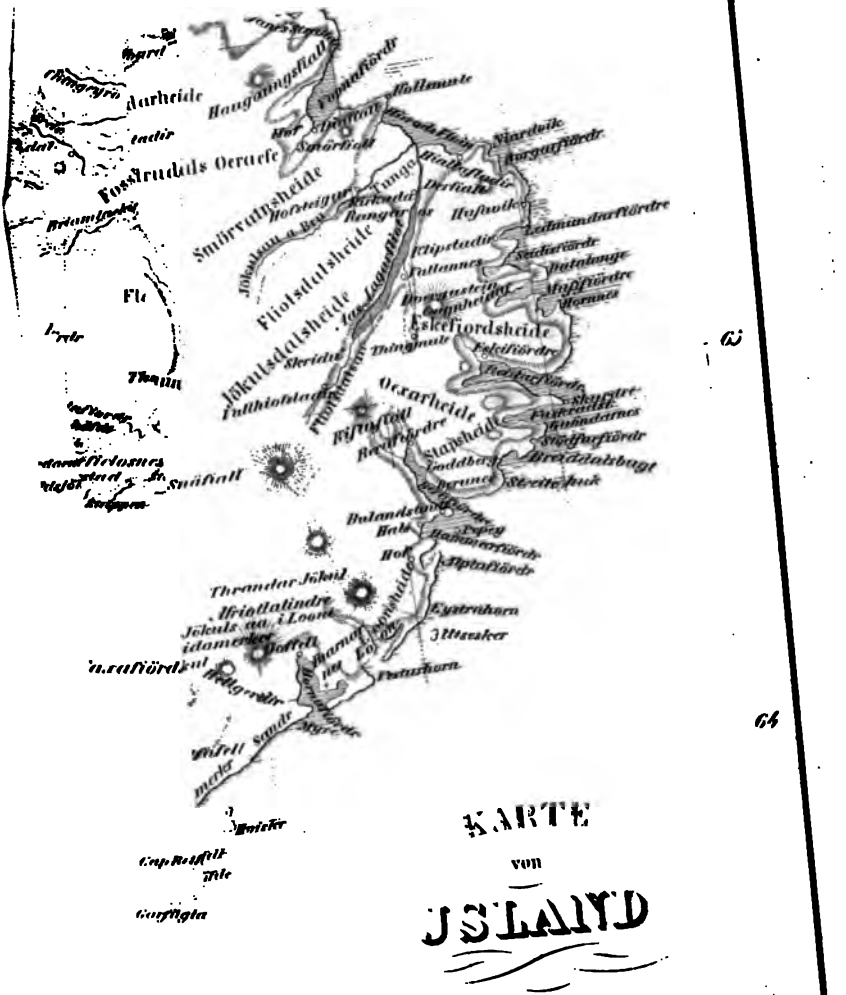
Ende des zweiten Bandes.

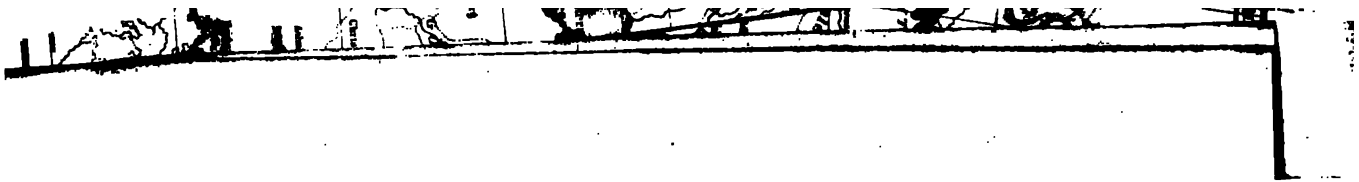
Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.



Kopenhagen.
Christiansand
Stavanger
CHRISTIAN
SAND
JÜTLAND
SCHLESWIG
HOLSTEIN
Elbe
58
56
54

Mendelpad
Sandsvall
Orebro
Nyköping
Norköping
Östergötland
Wexio
Kalmar
Upsala
Geffle
Wolland
Oeland
Bornholm
OST SEE
62
59
58
57
56
55
54
16


KARTE
von
ISLAND



THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
GRADUATE LIBRARY

DATE DUE

Form 9584

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06220 8742
A 407425